Ludwig Zweifel. Netstall
Kt. Glarus 1872.

Weber's

poetische Nationalliteratur

der

deutschen Schweiz.

Schnellpressendruck von J. Vogel in Glarus.

LG.C
W3734P

Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz.

Musterstücke

aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller

von Haller bis auf die Gegenwart.

Mit biographischen und kritischen Einleitungen

von

Robert Weber,

Mitglied des historischen Vereins in Bern und Sekretär für die Abtheilung „Literatur und Kunst" beim internationalen Kongreß für soziale Wissenschaften.

Dritter Band.

379801
6.5.40

Glarus.
Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.
1867.

Vorwort.

„Gold'ne Gefässe, ihr Götter, gebt uns und Marmor!"
Gottfried Keller.

Indem der Herausgeber hiemit den letzten Band der „poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" der Oeffentlichkeit übergibt, thut er dies mit einigen nöthigen Bemerkungen und Entschuldigungen. Die Ausdehnung, welche das Werk, der größern Vollständigkeit wegen, gewinnen mußte, wird hoffentlich kein Hinderniß für seine Verbreitung werden. Es bleibt im Gegentheil zu wünschen übrig, daß auch die Literatur der französischen und italienischen Schweiz eine ähnliche Bearbeitung erfahre; erst dadurch würden wir unser Werk für vollständig abgeschlossen erachten und als ein wirkliches Nationaldenkmal ansehen dürfen. Die Verschiedenheit der Sprache war nie ein Hinderniß für die Einheit und Kraft unserer Nationalität, denn diese findet ihre feste Grundlage in unserer Natur und Geschichte; der in beiden ausgesprochene Geist hat sich seine Organe gebildet, und die Zunge dient bei uns nur dem Geiste, der sie beherrscht. Es ist erfreulich, darüber von den ausgezeichnetsten Schriftstellern der französischen Schweiz ähnliche Aeußerungen zu hören. „Soyons de chez nous, sagt R. Töpfer c'est à la fois le conseil du proverbe et la plus sûre manière de nous faire accueillier des étrangers,[1]" und eine verwandte Feder spricht sich in der Gazette de Lausanne vom 6. Nov. 1862 über schweizerische Literatur dahin aus: „Un peuple, qui veut vivre, ne doit compter que sur lui même; et un pays intellectuellement conquis est dans une passe dangereuse . . . Si le danger d'une conquête litteraire existe reéllement, nous devons accueillir tous ceux, qui cherchent à le diminuer." —

Daß der poetischen Literatur der Schweiz starke nationale Elemente beigemischt seien, haben wir in unserm Werke hinlänglich gezeigt. Leider bleibt uns, des Raumes wegen, versagt, die versprochene Zusammenfassung dieser eigenthümlichen Momente, mit andern Worten eine ausführlichere Charakteristik der schweizerischen poetischen Nationalliteratur zu geben, und wir sind darauf angewiesen, diese nicht uninteressante Untersuchung in einer demnächst erscheinenden besondern Schrift darzulegen. Der aufmerksame Leser wird üb-

[1]) Bibliothèque universelle, 1844.

rigens, auch ohne weitere Auseinandersetzung, diese charakteristischen Merkmale leicht erkennen. In unserer Literatur überwiegt der Werth des Stoffes großentheils die Bedeutung der Form, daher der Mangel einer klassischen Formvollendung; unser ganzes Leben ist ein nüchternes, praktisches, auf das Wahre und Wirkliche gerichtetes; der hohle Idealismus der Romantik konnte bei uns nie recht Wurzel schlagen, da wir die Kunst nicht als eine phantastische Umbildung des realen Lebens, sondern nur als eine Verklärung desselben ansehen; unsere Poesie ist im Ganzen mehr naiv geblieben, weil die Philosophie und die exakten Wissenschaften bei uns die Einheit der moralischen Idee mit der religiösen Weltanschauung nicht in dem Maße getheilt und zersetzt haben, wie anderwärts; die Forderung, daß die Kunst, beziehungsweise die Poesie, in stetem Zusammenhang mit dem Leben bleiben müsse und die Ueberzeugung, daß sie erst dadurch ihren wahren Werth erhalte, ließ bei uns einen besondern Stand der „Literaten“ und Vielschreibern nicht aufkommen; der Gebrauch des Dialekts neben der Schriftsprache und das Zurückgehen auf das Leben im „Dorfe“ wurde für unsere Dichter eine neue und erquickende Stoffquelle, aber die bei uns auf poetischem Gebiete bis jetzt vorherrschende epische Weltanschauung drängte das Drama zurück, oder ließ uns wenigstens zu keiner tiefern Einsicht in die Technik dieser höchsten poetischen Kunstform gelangen. Die charakteristischen Grundzüge unserer Literatur bestehen somit in Vorzügen wie in Mängeln; aber ihr Grundprinzip war im Ganzen immer gesund und kräftig, und wirkte erfrischend auch auf das Leben und die Literatur unserer Nachbarn zurück.

Die Kritik hat diesen gesunden Geist unserer Literatur gegen die bloße Schöngeistigkeit festzuhalten; sie hat dem talentvollen Dichter zugleich die Einsicht zu eröffnen in die wahren Aufgaben der Zukunft. Sie soll in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung zeigen, daß das Ideal kein Feind ist der gesunden Realität, und umgekehrt. Wie weit uns dies gelungen sei, darüber hat hinwieder selber die Kritik zu entscheiden. Unser Unternehmen war kein leichtes; möglich, daß wir bisweilen statt der Edelsteine bloßes Glas geschliffen haben. Wir durften nicht durchgehends negativ, wir mußten auch anregend und belehrend verfahren; immerhin bleibt uns für die Zukunft unserer poetischen Literatur die höchste Forderung stehen: „Gold'ne Gefäße gebt uns, ihr Götter, und Marmor!“

Bern, zu Weihnachten, 1866.

Robert Weber.

Dritte Gruppe.

1845—1865.

Gottfried Keller.

Gottfried Keller wurde 1819 in Zürich geboren. Sein Vater war ein daselbst niedergelassener Landbürger und Handwerksmeister von Glattfelden, Kt. Zürich; seine Mutter Tochter eines zürcherischen, in Glattfelden niedergelassenen Arztes. Der Vater starb schon 1824. Ein intelligenter und gemeinnütziger Mann, der sich mit Gleichgesinnten allerhand zu schaffen machte (unser Dichter hat einige seiner Freunde, wie er sie lange nachher noch kennen lernte, in den „Sieben Aufrechten" beschrieben), hatte unter Anderm Freude an der Errichtung der neugegründeten Armenschule, an dem ehemaligen sogenannten Landknabeninstitut u. s. w., welche Anstalten er gerne besuchte und beobachtete. Da er einst geäußert, daß seine Kinder alle diese Schulen besuchen müßten, so brachte die Mutter den jungen Gottfried, als er bald nach dem Tode des Vaters schulfähig geworden, zuerst in die Armenschule, woselbst er seine ersten Bildungsjahre unter dem ärmsten Völklein der Stadt, den Kindern der Verachteten zubrachte; später wurde er wirklich in das Landknabeninstitut versetzt und gerieth da unter die Söhne der wohlfahrenden Landleute aus den Umgebungen der Stadt, denen die Bürgerschulen verschlossen waren. Inzwischen wird zu Anfang der Dreißigerjahre, mit der neuen Zeit, die Kantonsschule errichtet, mit deren Eröffnung Gottfried Keller vierzehn Jahre alt der Industrieschule einverleibt wurde, woselbst nun Arm und Reich, Land und Stadt beisammen war. Er kam ziemlich gut vorwärts, bis er bei einer aus der alten Zeit her üblichen Knabenrevolutionen, die jetzt unter der Leitung mehr spezifischer Schulmänner verschwunden sind, als einer der vermeintlichen Rädelsführer weggejagt wurde. Auf seinen Wunsch übergab ihn die Mutter sofort einem Landschaftsmaler, der nicht viel wußte und konnte, dann einem talentvollern, der aber geisteskrank war, so daß er in diesen ersten Lehrjahren seine Zeit ziemlich rathlos verbrachte und viel las und träumte.

Im zwanzigsten Jahr ging Keller mit sehr beschränkten Mitteln nach München (nicht Wien, wie in Pierer's Lexikon und andern Orten steht) und lebte dort drei Jahre, ohne es zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen. Er hatte sich dem sogenannten poetischen Styl, den symbolischen, quasi historischen Landschaften u. s. w. hingegeben, was ihm leichter fiel, da das Phantasiren und Produziren da rascher von Statten geht, weil man sich nicht um ein strenges Studium und Arbeiten kümmert. Diese Richtung gewährt

indessen selten einen sichern Erfolg. Keller sah sich genöthigt nach Hause zurückzukehren; daselbst beschäftigt, ein paar größere Kompositionen zu Stande zu bringen, um sich damit herauszubeißen, blieb er auf fast zufällige Weise mitten in denselben stecken (ein ungeheuerlicher Karton steht jetzt noch halb fertig da) und begann plötzlich Verse zu machen, ohne daß er früher ernstlich an so was gedacht hätte. Er hörte nicht mehr auf, bis ein ganzer Stoß Gedichte beisammen war, die er endlich dem verstorbenen Follen zeigte. Dieser Mann, der mehrern schweizerischen Poeten Wohlwollen und Vorschub bewies, nahm sich auch Keller's Versuche kräftig an. Die erste Auswahl wurde in einem von ihm, R. Prutz, Hoffmann von Fallersleben und Andern herausgegebenen deutschen Taschenbuch (1845) abgedruckt. Im Jahre 1846 gab sodann Keller (nach seiner Ansicht zu früh) das erste Bändchen Gedichte heraus; 1851 ein zweites, dessen zweite Auflage vermehrt 1854 erschien.

Im Jahr 1848 geht Keller, nachdem er schon in Zürich einige philosophische Kollegien gehört, nach Heidelberg und später nach Berlin, um daselbst während mehrern Jahren weitere Studien zu machen. Hier vollendete er seinen Roman „Der grüne Heinrich" (der erste Theil, die Jugendgeschichte Heinrich's enthaltend, war schon in Zürich entstanden) und schrieb „Die Leute von Seldwyla". In die Heimat zurückgekehrt privatisirte er längere Zeit und veröffentlichte seither einige kleinere Erzählungen, wie „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", Verschiedene Freiheitskämpfer u. s. w., deren geniale Auffassung und Darstellung auch die Leser des Heimatlandes mehr und mehr für die hohe Begabung und die ungewöhnliche Bedeutung dieses Dichters zu interessiren anfingen, nachdem derselbe längst in Deutschland durch die Urtheile der geachtetsten Kritiker Beifall und die verdiente Anerkennung erworben hatte.

Da Keller seither fand, daß namentlich in unserm Land das Leben eines Schriftstellers oder Poeten schlechtweg, wenn man nicht Vielschreiber ist, seine Uebelstände hat, so nahm er vor einigen Jahren die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kts. Zürich an, in der bestimmten Voraussicht, daß es ihm in einer solchen Stellung gelingen werde, seine fernern Produkte mit mehr objektiver Ruhe und Sicherheit reif werden zu lassen. Es ist denn auch von ihm anzunehmen, daß er, nach langer Pause, den zweiten und bessern Theil seiner literarischen Laufbahn erst noch vor sich habe, und daß er der Welt noch Werke schenken werde, die ihm selbst zum unsterblichen Ruhm, dem Vaterland aber zu unvergänglicher Ehre gereichen werden.

Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von C. F. Winter, 1846.

Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, 1851.

Zweite, vermehrte Auflage, 1854.

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. In vier Bänden. Ebendaselbst, 1854.

Die Leute von Seldwyla. Von Gottfried Keller. Ebendaselbst. 1856.

Erzählungen in verschiedenen Jahrgängen von Berthold Auerbachs Volkskalender; kritische Arbeiten in Brockhaus' „Blätter für literar. Unterhaltung".

Gottfried Keller ist neben Jeremias Gotthelf der größte schweizerische Dichter dieses Jahrhunderts und darf auch unbedingt neben die bedeutendsten Erscheinungen der heutigen deutschen Literatur gesetzt werden. Seit Lenau seine tiefergreifenden Naturlieder gesungen und Herwegh die krystallenen Wellen seines Freiheitsgesanges in alle Welt ergossen, hat kein Dichter wieder so wie Keller die Natur und die Freiheit in glänzenden Bildern und kräftigen Rhythmen verherrlicht. Eine bedeutende Naturkraft ist er auch von Hause aus gesunder, tiefer und vielseitiger, als die beiden genannten deutschen Dichter. Er empfindet die äußern Eindrücke des Lebens in starken Innervationen; ein weiter Athem des Gefühls verleiht ihm die Fähigkeit zu großen Gestaltungen und gibt seiner malerischen Phantasie die Schwungkraft eines Adlers, der kühn und mit durchdringendem Auge sich erhebt und die Welt farbig unter sich erglänzen sieht. Das Ideal ist bei ihm nicht bloß in der Sehnsucht, sondern auch in der Kraft vorhanden, und mit einem scharfen und feinen Geiste begabt, strebt er, bei aller traumhaften Beleuchtung des Lebens durch die Phantasie, die ihm eigen ist, doch nach einer gesunden und wahren Auffassung des Daseins, die sich ihm zu einer völlig realistischen Weltanschauung erweitert hat. Wenn Vischer von Anfang an fertig vor uns steht, so ist Keller erst spät mit sich zum Abschluß gekommen; seine Entwicklung ging durch manche Kämpfe hindurch, er mußte viele Irrwege verlassen und unklare Kunstprinzipien läutern, bis er dazu kam, die Wahrheit durch die Schönheit zu verklären.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung und Bildung seiner Phantasie und für seine Art der Auffassung war, daß er so frühe den Beruf eines Landschaftsmalers ergriff, für den er doch nicht geboren war. Er wiederholt praktisch gewisser Maßen noch einmal, aber in höherm und wichtigerm Sinne, was Bodmer und Breitinger theoretisch ausgesprochen, und was ihnen Lessing als abso-

lute Verwechslung aufnahm, daß nämlich die Poesie bis auf einen gewissen Grad Malerei sein müsse, d. h. Bilder, aber in Bewegung, an unserm innern Auge vorüberführen müsse. Die große Wahrheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit dieser seiner Bilder erklärt sich nur durch das feine, beobachtende Auge, das er aus jenem Kunstzweige in die Poesie herübergebracht. Alles wird für den Maler ein Gegenstand speziellster Belauschung, und aus derselben quillt ihm nicht nur ein gewisser derber Lebenssinn, sondern auch der Humor, der sich so gerne am Kleinlichen ergötzt, ja selbst eine gewisse Frivolität der Ironie, welche nicht selten die Sicherheit des scharfsehenden und vergleichenden Blickes zum Ausgangspunkte hat. Diese Feinheit der Belauschung hat unser Dichter auch im Psychologischen; wie er in der umständlichen Auffassung seiner Umgebungen reich und groß ist, so auch in der gemüthlichen Vertiefung, in der Anschauung des eigenen und fremden Seelenlebens, und diesen doppelten Charakterzug tragen alle Schriften Keller's. Bezeichnend für seine diesfalsige Entwicklung[1]) ist folgende Stelle in dem Roman „Der grüne Heinrich", Bd. I. pag. 58: „Heinrich besaß eine unverwüstliche Pietät für die Natur. Schon frühe hatte er ohne theoretische Einpflanzung unbewußt die glückliche Gabe, das wahre Schöne von dem bloß Malerischen, was Vielen ihr Leben lang im Sinne steckt, trennen zu können. Diese Gabe bestand in dem treuen Gedächtniß für Leben und Bedeutung der Dinge, in der Freude über ihre Gesundheit und volle Entwicklung, in einer Freude, welche den äußern Formenreichthum vergessen kann, der oft eigentlich mehr ein Barockes als Schönes ist . . . Er war über das malerische Verständniß hinaus zum allgemeinen Dichterischen zurückgelangt, welches in jedem Menschen liegt, und dieses zeigte ihm auch noch etwas Schönes, wo der Maler darbte." So sind denn auch seine Naturschilderungen in der Art malerisch und dichterisch zugleich, daß Einem bei der Lektüre ist, als ob man draußen wäre, als ob Jugend und Hochgefühl bei uns einzöge, als ob wir im sorgenlosen Glücke dahinschlenderten während die ahnungsvolle Unendlichkeit des hinter dem fernen blauen Horizont liegenden Lebens und Webens als Nachklang der Dichtung in unserer Brust zittert!

Wenn durch diesen Einfluß der ursprünglichen Berufswahl der Dichter in der Darstellung der äußern Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens in ganz besonderer Weise gefördert wurde, so waren die politischen Zeitereignisse während der Vierziger Jahre in der

[1]) Keller hat im ersten Bande des „Grünen Heinrichs" seine eigene Jugend- und Entwicklungsgeschichte geschrieben.

Schweiz, und die Bildungselemente, denen Keller später, namentlich in Berlin, entgegengeführt wurde, von nicht geringerer Bedeutung für seine geistige Entwicklung und die allmälige Bildung einer bleibenden Lebensanschauung. Der langjährige Kampf gegen eine abgenutzte, dem republikanischen Leben nicht mehr zusagende Staatsmaschine, Tagsatzung genannt, die Aufhebung der aargauischen Klöster, die Freischaarenzüge, die Niederwerfung des Sonderbündnisses und die glückliche Erfüllung des Traumes einer ganzen Generation in der Aufstellung einer neuen Bundesverfassung, — das waren die Wiegenlieder, welche die Freiheit in den Alpen dem jungen Dichter sang, das die Weckrufe, die an das Herz des Jünglings schlugen. Die Freiheitssänger Anastasius Grün, N. Lenau, G. Herwegh, F. Freiligrath u. A. erfüllten dieses Herz mit ihren Melodieen, während der Geist mit dem Feuerwein der gesammten jungdeutschen Literatur getränkt wurde. Gegenüber der Inhaltlosigkeit und Prinziplosigkeit der Romantik stürzte sich die jungdeutsche Schule mit Recht in die Wirklichkeit. Jene war national, diese kosmopolitisch; jene ergab sich einem falschen Spiritualismus, diese erschöpfte sich in Anklagen gegen denselben und arbeitete mit kühner, dämonischer Lust an der Auflösung jener heiligen Mächte, die bisher das menschliche Herz versöhnt; jene hatte das Leben dem Ideal geopfert, diese idealisirte gleichzeitig das Leben der Sinne und das Leben des Traums; jene hätschelte die Geschichte und die Philologie, diese holte ihre Donnerkeile aus der Rüstkammer der Naturwissenschaft; jene übte, als Idealismus, eine konstruktive Kritik, diese neigte sich, als Realismus, zur mephistophelischen Verneinung.[1]) Keller wurde mit in diese geistige Strömung der Zeit hereingerissen und er hat ihr auch in seinen Werken, namentlich in den „Neuen Gedichten" und im „Grünen Heinrich" seinen Tribut dargebracht. Allein die Natur Kellers war gesund genug, um in dieser geistigen Bewegung das Bleibende zu suchen und das Ephemere abzustreifen. Er hat innere Wandlungen erfahren; allein durch alle hindurch hat er seine tiefrealistische Weltanschauung festgehalten und dieselbe auch zum Prinzip seiner künstlerischen Thätigkeit, seiner poetischen Schöpfungen gemacht. Um die Energie derselben und zugleich das Wahre daran kennen zu lernen, lese man folgende Stelle aus dem „Grünen Heinrich" (Bd. III. pag. 119):

„Weil Heinrich auf eine unberechtigte und willkürliche Weise an Gott glaubte, so machte er unter Anderm auch allegorische Land-

[1]) Vgl. Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert von Julian Schmidt. III. Bd. pag. 1–12 ff.

schaften und geistreiche magere Bäume; denn wo der wunderthätige Spiritualismus im Blute steckt, da muß er, trotz Aufklärung und Protestation, irgendwo heraustreten. Der Spiritualismus ist diejenige Arbeitsscheu, welche aus Mangel an Einsicht und Gleichgewicht der Erfahrungen und Ueberzeugungen hervorgeht und den Fleiß des wirklichen Lebens durch Wunderthätigkeit ersetzen, aus Steinen Brod machen will, anstatt zu ackern, zu säen, das Wachsthum der Aehren abzuwarten, zu schneiden, dreschen, mahlen und zu backen. Das Herausspinnen einer fingirten, künstlichen, allegorischen Welt aus der Erfindungskraft mit Umgehung der guten Natur, ist eben nichts Anderes als jene Arbeitsscheu; und wenn Romantiker und Allegoristen aller Art den ganzen Tag schreiben, dichten, malen und operiren, so ist dies Alles nur Trägheit gegenüber derjenigen Thätigkeit, welche nichts Anderes ist als das nothwendige und gesetzliche Wachsthum der Dinge. Alles Schaffen aus dem Nothwendigen und Wirklichen heraus sind Leben und Mühe, die sich selbst verzehren, wie im Blühen das Vergehen schon herannaht; dies Erblühen ist die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; sogar eine simple Rose muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei sein mit ihrem ganzen Corpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür ist sie aber eine wahrhaftige Rose gewesen." —

So bieten Keller's Schriften neben dem ästhetischen Genusse auch einen psychologischen an dem Dichter selbst. Man folgt mit Aufmerksamkeit seinen Wandlungen, man möchte ihn oft besorgt von einem Seitenweg zurückziehen und freut sich, wenn er schließlich wieder sich in krystallreiner und voller Kraft zeigt.[2] Es sind hauptsächlich drei Phasen, in denen das Talent unsers Dichters in verändertem Lichte erscheint. In den „Gedichten" und dem ersten Theil des „Grünen Heinrichs" (der Jugendgeschichte desselben) tritt das, was Keller selbst erlebte, mit einem wunderbaren Zauber der Darstellung gewissermaßen noch naiv zu Tage; in den „Neuen Gedichten" und den letzten Bänden des genannten Romans gerathen sein Gemüth und sein Geist in der Durcharbeitung der aufgenommenen Bildungsschichten nicht selten auf Abwege, befestigen sich aber in der realistischen Anschauung des Lebens; in den „Leuten von Seldwyla" zeigt der Dichter, daß er gelernt hat auf dem errungenen Boden Charaktere zu schildern, Charaktere, die in seinen letzten kleinen Erzählungen vollends Schweizerluft athmen und als ganze und wahre Menschen nicht nur poetisch fesseln,

[1]) Vgl. den Aufsatz „Gottfried Keller" von C. F. G. (Dr. C. F. Geiser von Langenthal) in der „Schweiz", Dezemberheft von 1864 pag. 481.

sondern auch wieder auf das Leben und das Herz des Volkes zurückwirken. Gehen wir nun, soweit es uns in diesem engen Rahmen verstattet ist, zur Betrachtung der einzelnen Werke unsers Dichters über.

Natur und Freiheit sind die Grundtöne der Keller'schen Lyrik, wie sie uns in den „Gedichten" vorliegt. Mit einem heiligen mystischen Kindersinn tritt der Dichter zu ihr, als seiner geliebten Mutter heran. Sollte er ihren Einwirkungen je sich verschließen können, dann wäre sein Fall genaht auf Erden, sein Herz verloren oder krank. Er hofft, sie werde ihm immerdar im Rücken stehen, auch im schärfsten Streit mit warmen Mutterblicken auf ihm ruhen und, im Tode, ihn schnell mit Rasen decken, damit er nach kurzer Ruh' zu neuem Kampf erwache!

Das Eigenthümliche von Kellers Naturbetrachtung liegt darin, daß er uns nicht bloß den reinen Eindruck seiner Stimmung gibt, sondern, daß er überall in der Natur die Prototypen findet für seine philosophischen moralischen, sozialen und politischen Anschauungen. Sie ist ihm nur das Substrat, der Zettel, zu welchem der Einschlag von Seite des Geistes kommen muß, um ein ächtes Gewebe daraus entstehen zu lassen, und dieses Gewebe ist nichts Anderes, als jene realistische Weltanschauung, die das Subjekt im Objekt, den Geist in der Natur, das Jenseits im Diesseits sucht, um Alles als vernünftiges Eins und Ganzes zu begreifen. Auf diese Art wird Keller's Naturbetrachtung zu einer großartigen Natursymbolik, nicht im Sinne der alten Romantiker, sondern im Sinne der Ideen, die als Postulate seines freien Geistes, von dem Dichter auf solche Erscheinungen der Natur hinüber getragen werden, die er zu Bildern für jene gebrauchen kann. Es ist dies keine beschreibende Poesie, sondern symbolische Lyrik im besten Sinne des Wortes. Aus seiner vertieften Betrachtung der Natur abstrahirt sich der Dichter eine eigentliche Religion. An ihrem Busen schwindet im heiligen Schweigen der letzte leise Schmerz und Spott; ihm ist, als thäte der alte Gott ihm endlich seinen Namen kund: Strahlende Unsterblichkeit sieht er durch die Lüfte wandeln; ihm ist es hohe Lust, athmend mitzugehen im dunklen Thal und nächtlich einsam wachend noch etwas weiter zu kennen als den Tag und die lächelnde Sonne! Es gibt auf Erden keine Nacht, die nicht noch ihren Schimmer hätte; ein Herz von rechtem Schlage schafft auch die Nacht zum Tag sich um. Das Auge, das hinabsieht in die Tiefen, in's Innere der Natur, empfängt hohe Offenbarungen. Ihr Schmerz, ihr heiliges Weh, der gebrochene Stolz, das Gold der Wehmuth, der Demuth mildes Grü-

benlicht, die reiche Liebe, die da unten träumt und schläft und endlich zu hartem Diamant einfriert, der Tod endlich, der einsame Bergmann, der durch die Geheimnisse der Nacht wandelt, sie lehren den Dichter, muthig zu sein im Lichte des Tages, der Welt mit Weltsinn entgegenzugehen, aber im Innern ungesehen den geheimen Glanz der Todesdemuth zu tragen und muthig in der Nacht des Leidens zu entsagen. Wo das Pfäfflein und sein schwarzes Buch einen Sterbenden nicht zu trösten vermögen, da übt die Sonne an ihm ihr heiliges Todtenamt; aber ehe noch die Rose im Glas abgeblüht, ist das Menschenkind zu einer schönern Blume aufgegangen —

Nimmst, Teufel! du mir dieses Glaubens Lust,
Nimm mir zuvor das Herz aus meiner Brust! —

Ganz ähnlich verknüpft unser Dichter seine sozialen und politischen Gedanken mit seinen Naturbildern. Ein Trumm von Nagelfluh, das ein Frühlingstag donnernd im Wellensturz herunterführt, versinnbildlicht ihm die Ungefügigkeit der verwitterten alten Meinung, die hundert Jahre an einer Eschenwurz hangen blieb und nun vom jungen Triebe fortgerissen wird, —

Du versteinte Herrlichkeit!
O wie tanzest du so schwer
Mit der tollen Frühlingszeit, —
Hinter dir kein Rückweg mehr!

Der Veilchenduft des Frühlings erinnert ihn an die schöne Sage vom allgemeinen Völkerfrieden, die wie eine sehnsuchtsvolle Liebesklage in lauer Nacht herumwandelt; der fruchtbare Regensommer entflammt in ihm den Wunsch nach einem guten Menschenjahr; Sturm und Gewitter erregen in ihm die Sehnsucht nach einer tüchtigen Freiheitsschlacht, nach einem entscheidenden Völkertag; das Sausen und Brausen der jungen Eichen im Wald, das wie Sturmfluth durch die Wipfel zieht, mahnt ihn an die Völkerbrandung, deren prophetischen Liedern still und ahnungsvoll die jungen Dichter lauschen. Die Föhren im Wald mit ihren engverwachsenen Kronen sind ihm ein Bild treuer Genossenschaft in einer kräftigen Republik; schnell und muthig wachsen die Bäume, jeder ein Königskind, in die Himmelsbläue; wenn einer im Sturm bricht, halten ihn die Brüder, daß er nicht zur Erde sinkt, daß ihn nie Gram und Schmach, nie Lebensreue umfängt

So bildet sich der Dichter ein Evangelium der Natur, das ihm eines ist mit dem Evangelium der Freiheit; in den Weihrauchwolken der Föhrenstille begeht er sein wildes Kirchenfest, und der Unsichtbare läßt seinen großen Unfug lächelnd geschehen.

In seinen Sonetten hat Keller häufig die wunderbaren Kontraste des Lebens in kurzen und scharfen Strichen schlagend hervorgehoben; er bekämpft nebenbei die Nihilisten wie die christlichen Griesgrämler, die politischen Tyrannen wie die Göthephilister, die in Zeiten, wo die Berge wanken, immer von Anmuth und Ordnung sprechen; er sendet seine Pfeile gegen die Atheisten, wie gegen die Kirchendiener, welche den Weizen des Lebens der Mumienhand der Kirche nicht zu entwinden vermögen, daß er wieder neu ausgesäet werde. Seine „Liebeslieder" hat er als „ein abgedorrtes Myrthenreis aus der Zeit seiner Jugend" der Dame „Freiheit" gewidmet. Es ist, als ob der ernst und männlich denkende Dichter, der überall gegen die Sentimentalität einer schwächlichen Zeit steht und absichtlich auch in der äußern Form nach Gedrungenheit und stählerner Härte strebt, sich seiner Jugendliebe, die er im „Grünen Heinrich" so duftig geschildert hat, schäme; allein die doppelte Beziehung, die er diesem Cyclus gegeben, der neben einigen Tändeleien zarte und herrliche Lieder enthält, ist nicht passend und verwirrt den Leser. — Die „Gedanken eines Lebendigbegrabenen" stoßen etwas durch das Sonderbare und Grauenvolle der Situation; allein die Durchführung ist genial, das Ganze ein energisches, ironisches Veto gegen die Knechtschaft, eine negative Apotheose der Freiheit durch einen verlorenen Posten, der an der Hölle Thor streitet und den herbsten Becher des Leides kostet, den ihm der göttliche Humor kredenzt.

Zum Schönsten, was Keller gedichtet, gehört der unter dem Titel „Feneridylle" erschienene Cyclus. Lieblosigkeit, Geiz, Heuchelei, Unterdrückung und wie das schlechte Gezieser alles heißt, das seit langen Jahren in dem abbrennenden Bauernhause seine Schlupfwinkel hatte, werden hier in genialer Genremalerei und mit der Geradheit eines ächt republikanischen Sinnes aufgedeckt. Die Naivetät der Idylle erscheint hier gepaart mit der Ironie der Satyre; überall geht der Dichter mit seinen Gedanken in die Tiefe und der Schluß des Ganzen ist von erhebender Großartigkeit. Auf gleicher Höhe stehen herrlicher die Gedichte „An mein Vaterland", „Auf der Landstraße", „Am Vorderrhein", „An Freiligrath", „Poetentod" und „Am Sarge eines 90jährigen Landmanns vom Zürichsee", während einige andere das Produkt unerquicklicher Stimmungen sind, oder sonst einen mehr ephemeren Charakter tragen.

Die großen Vorzüge der Form dieser ersten lyrischen Dichtungen Kellers sind unverkennbar. Er personifizirt und beseelt die Natur überall auf's Originellste und Trefflichste; in frischem, keckem Fluß rauscht

sein Rhythmus dahin; seine Bilderpracht ist keine Mosaikarbeit, sondern das organische Leben der Natur selber im schönsten Abbild. Seine Phantasie greift die kühnsten Metaphern heraus; wie in buntem Faschingszug bricht der farbige Reigen der Gedanken aus seiner gesunden und heitern Natur. Eine solche schöpferische und zugleich fein ausarbeitende Phantasie, wie Keller sie besitzt, hat bis jetzt kein anderer Schweizerdichter gehabt und ihm vor Allen gehört der Lorbeerkranz der lyrischen Dichtkunst auch außerhalb der Marken unsers Landes.

Weniger gilt das eben Gesagte von den „Neuen Gedichten". Es ist, als ob dem Dichter (der zur Zeit im Ausland lebte) hier die richtige, gesunde Stoffwelt fehlte; er greift mit Vorliebe in's niedrige Leben herein, um ergötzliche und frivole Genrebilder zu malen. Sein Styl wird naturalistischer und gewissermaßen plastischer; aber die Phantasie hat sich von den Höhen des Lebens herabgesenkt, um sich in der Derbheit und farbigen Natürlichkeit einer Staffage zu ergehen, die das Geleckte und Gebildete mit plebejischem Trotz verschmäht und selber vorzugsweise aus der von allen menschlichen Interessen losgelösten primitiven Natur des Vagantenthums hergenommen ist. Allein während in der genialen Konception dieser Sittenbilder der Dichter sein Talent glänzend bewährt, tritt dagegen der Mensch zurück. Es ist nicht nur das äußere malerische Motiv, das ihn bestimmt, seine Stoffe aus dieser Welt zu nehmen; seine Abneigung gegen die Verkommenheit eines raffinirten und schwächlichen Zeitalters verführt ihn, das gesunde Leben da zu suchen, wo der ächte Typus des Menschen doch nur in seiner Verzerrung existirt. Ja, es möchte wohl hingehen, sich aus der überreizten, verfeinerten, geistig zerklüfteten Formen des Seelenlebens höherer Stände in das einfache, gediegenere, instinktmäßigere Leben des Sohnes der Natur zu flüchten; aber demselben die Spannungen und Konflikte des eigenen Geistes wieder zu leihen, erscheint uns als Inkonsequenz und optische Täuschung.

Es ist überhaupt nicht mehr die Freiheit, die der Dichter in den „N. G." besiegt: „ihr goldener Wagen knarrt im Sande; verworren von der Zungenschlacht zeigt sich der Beste schwach in diesen Tagen (Sonett an Follen). Er betrachtet jetzt das Leben weit mehr unter dem Standpunkte des Instinktes und des zuständlichen Seins. Der im Geiste von Daumers Hafis idealisirte sinnliche Genuß ist ein Hauptthema seiner Dichtung geworden; die Form ist, wie gesagt, von gröberm Realismus und es fehlt nicht an sarkastischem Witz, an verbittertem Humor und ekliger Frivolität. Eine gewisse innere Leere hat sich des Dichters bemächtigt, die ihn bisweilen zum Sonderbaren und Barocken und selbst zum romantischen Spuck verleitet; seine Produkte sind häufiger ein Resultat

naturphilosophischer Reflexion als der inhaltsvollen Begeisterung geworden und wie eine ermattende Schwüle liegt es auf den Marmorbildern des Künstlers, der „in kalter, dunkler, hoffnungsarmer Zeit auch das Trugbild der Unsterblichkeit sich aus dem Sinn geschlagen." In seinen neuesten Dichtungen dagegen, die hauptsächlich zur Verherrlichung unserer großen Nationalfeste geschrieben sind, hat der Dichter, nach dem er aufs Neue die stärkende Heimatluft geathmet, sich aus jenem verirrten Gefühl wieder zurück genommen und Schöpfungen erzeugt, die an Charakter, Kraft und Schönheit unerreicht und einzig in ihrer Art dastehen.

Wir gehen zu den epischen Dichtungen Kellers über. Der vierbändige Roman „Der grüne Heinrich" ist eine so sonderbare Schöpfung, daß man in Verlegenheit kommt, wie man ihn benennen wolle. Man könnte sagen, es sei ein philosophischer, ein pädagogischer, ein kulturhistorischer, ein Künstler-Roman oder endlich eine poetische Biographie; er ist all dieses, aber er ist mehr, er ist eine Apotheose der realistischen Weltanschauung in alle Winkel des menschlichen Seins und Denkens hinein, mit besonderer Beziehung auf die Kunst. Seinem Inhalte nach ist er wenigstens in den zwei ersten Bänden beinahe überall bedeutend; der Form nach ist er ein monstroses Werk, das als solches auch vom Verfasser selber (in der Vorrede pag. VII) empfunden wird. „Besagte Unförmlichkeit, sagt Gottfried Keller, hat ihren Grund hauptsächlich in der Art, wie der Roman in zwei verschiedene Bestandtheile auseinanderfällt, nämlich in eine Selbstbiographie des Helden (welche bis auf wenige Züge zugleich Biographie unsers Dichters ist), nach dem er eingeführt ist, und in den eigentlichen Roman, worin sein weiteres Schicksal erzählt und die in der Selbstbiographie gestellte Frage gewissermaßen gelöst wird. Der eine dieser Theile ist viel zu breit, um als Episode des andern zu gelten und so bleibt nur zu wünschen übrig, daß die Einheit des Inhaltes Beide genugsam möge verbinden und die getrennte Form vergessen lassen."

Die Jugendgeschichte des Helden bildet gewissermaßen eine pädagogische Novelle für sich. Obgleich das Maß der Selbstbeobachtung und Selbstbespieglung in derselben über das poetische Interesse hinausgeht und es vielfach mit Reflexionen, mit barocken Einfällen und romantischen Ideen überwuchert, so liegt in diesem Theile doch ein solcher Reiz der Darstellung, eine so poetische Zeichnung des Lebens in der Beschränktheit und ehrbaren Niedrigkeit, eine so unmittelbare Frische der Schilderung, eine so tiefe psychologische Belauschung der Liebe, daß uns diese Schöpfung häufig an die schönsten Meisterwerke deutscher Dichtung erinnert. Eine eigentliche Verwicklung ist im ganzen Roman nicht vor-

handen; es begibt sich namentlich hier Alles sehr schlicht und einfach und die Reflexionen machen so zu sagen die Hauptsache aus: der Dichter will mit der Fackel des Realismus hineinleuchten in alle Gebiete des hohlen und falschen Idealismus; alle innern und äußern Vorgänge betrachtet er auch nach ihrer Kehrseite, um das Verderbliche, das Ungesunde, das Lächerliche gewisser Lebensmaximen aufzudecken und schonungslos an den Pranger zu stellen. An seinem eigenen Beispiele will er den Kampf des idealen und des realen Prinzips im Leben aufzeigen und mit unverwüstlichem Humor, ja mit frivolem Spott verfolgt er dieses Schauspiel bis in seine letzten und höchsten Evolutionen.

Man muß diese Tendenz zu vergessen suchen, um sich den ästhetischen Genuß des Werkes nicht zu stören. Wie meisterhaft ist nicht u. A. die Zeichnung der alten Trödlerin Margareth, ihres Mannes und ihrer Bekannten; wie trefflich die Schilderung der Kirchhofsruhe an einem Sommertag (Bd. II. pag. 5), wie duftig und originell zugleich das scheinbare psychologische Räthsel jener wunderbaren Doppelliebe Heinrichs zu Anna und Judith. Aber gerade diese beiden Namen erinnern uns lebhaft daran, daß, wie wir schon bei Betrachtung seiner lyrischen Gedichte gesehen haben, und wie auch Julian Schmidt (a. a. O. pag. 329) bemerkt, in der Phantasie des Dichters sich neben der wirklichen immer noch eine symbolische Welt bewegt, auf welche sich die endliche bezieht. Personifizirt Keller nicht in Anna die geistreiche Blässe des Idealismus, der für ihn abstirbt, und in Judith die farbige Naturwahrheit des Realismus, der aus dem alten Europa nach Westen wandert? Solche symbolische Beziehungen überraschen, aber es geht bisweilen daraus ein doppelter Fehler hervor, „theils eine Verkleidung des Unbedeutenden in paradoxe Wendungen, theils jene Verkettung unvermittelter Begriffe, die immer auf eine Halbwahrheit herauskommt."

Keller hatte von Jugend auf eine Neigung zum Phantastischen' Ungewöhnlichen und Sonderbaren. Er hat diesem Hang in allen seinen Schriften einen breiten Spielraum verstattet, insbesondere aber im „Grünen Heinrich". Daher kommt es, daß man bei der realistischen Wahrheit seiner Schilderung zwar wohl das Gefühl der Wirklichkeit gewinnt, aber sich auch des andern Gefühls nicht erwehren kann, daß Alles nur phantastische Einkleidung des wirklichen Lebens sei. Seine Bilder fliehen häufig wie Nebelbilder an uns vorüber; man kann daher nie bei ihm genau wissen, ob nicht jede seiner Gestalten gerade das Gegentheil von dem ist, was wir vermuthen. Poetisch ist ein solches Verfahren nicht, denn in der Poesie gilt das Gesetz der innern Kausalität

noch in viel höherm Grade, als in der sogenannten Wirklichkeit.“ [1] Keller selbst macht hierüber (I, 218) folgendes Geständniß: „In der That muß ich auf diese erste Kinderzeit meinen Hang und ein gewisses Geschick zurückführen, an die Vorkommnisse des Lebens erfundene Schicksale und verwickelte Geschichten anzuknüpfen und so im Fluge heitere und traurige Romane zu entwerfen, deren Mittelpunkt ich selbst oder die mir Nahestehenden waren, die mich viele Tage lang beschäftigten und bewegten, bis sie sich in neue Handlungen auflösten, je nach der Stimmung und dem äußern Ergehen. In jener ersten Zeit waren es kurze und wechselnde Bilder, welche sich rasch und unbewußt formirten und vorbeigingen, wie die befreiten Erinnerungen und Traumvorräthe eines Schlafenden. Sie verflochten sich mir mit dem wirklichen Leben, daß ich sie kaum vor demselben unterscheiden konnte.“ —

Diese Versenkung in's Traumleben, diese stark reproduzirende Phantasie des Dichters ist recht von Haus aus geeignet, eine Philosophie wie die Spinoza's oder den ersten Schelling'schen Pantheismus, welche das Gewissen und die Moral in bloßen Schein auflösen, zur Folie zu nehmen. „Nach meiner Ansicht, läßt Keller (Bd. III, pag. 347) den Maler Lys zum grünen Heinrich von dessen Jugendleben sagen, ist dir wirklich aus demselben Nichts vorzuwerfen, denn du hast gethan was du nicht lassen konntest, du thust es jetzt und du wirst es thun, so lange du lebst.“ Eine solche Lebensanschauung erzeugt aber keine Charaktere, weder im Leben, noch in der Poesie; nur der sittliche Wille (und würde derselbe auch bloß gefaßt als der zum Bewußtsein und zum Gesetz, mithin zur Pflicht erhobene edle Instinkt) ist der Keimpunkt ächter und wahrer Menschen; wo dasselbe mangelt, bleibt das Leben ein bloßes traumhaftes Vegetiren und die poetische Darstellung desselben ein gespenstisches Reich von Schatten. Und ein solches phantastisches Schattenleben tritt uns namentlich im zweiten Theil des „Grünen Heinrich“ entgegen. Der Dichter macht hier sein Werk (ähnlich wie Novalis den „Heinrich v. Ofterdingen“) zu einem ganzen Magazin von Reflexionen, wodurch das Faktische des Romans erstickt und erdrückt wird. Er handelt Alles, was ihm in den nothwendigen Kreis seines Stoffes zu gehören schien, mit erschöpfender Treue ab: Theologie, Medizin, Pädagogik, Nervenlehre, Freiheit des Willens, Pandekten, Malerei, Aesthetik, Lehre vom Auge u. s. w. Er schildert das Künstlerfest in München prächtig, aber mit einer ermüdenden, die halbe Kunstgeschichte berührenden Breite; er verstattet Auswüchsen, wie

[1] Jul. Schmidt a. a. O. pag. 331.

z. B. dem Traum von der Heimat (IV, 222 ff.), den wir eine Wildniß von romantischen Bildern und poetischem Aberwitz nennen möchten, eine Ausdehnung, die uns keinen Zweifel darüber läßt, daß der Geschmack des Dichters sich schlimmen Vorbildern zugewandt hat und bei ihnen die Erlaubniß sucht, seiner Phantasie, die mit dem Triebe einer mächtigen Naturkraft in ihm waltet, und sich selbst Gesetze geben möchte, den Zügel schießen zu lassen. Wir stimmen nach einer genauen und wiederholten Lektüre des Buches gegen Varnhagen folgendem Urtheil von Julian Schmidt bei: „Die Sprünge, in welchen der Dichter über das Wesentliche hinweghüpft, sind bisweilen so wunderlich, als die Breite, mit der er sich in das Unwesentliche einläßt. Der Schluß soll einen tragischen Eindruck auf uns machen, aber wir werden nur verdutzt, da wir auf den Ausgang durchaus nicht vorbereitet sind. — Es ist ein ganz sonderbares Schauspiel, ein edles, kräftiges Gemüth und eine feine Bildung, ein ganz ungewöhnliches Talent für Beschreibung und Charakteristik und dabei doch diese verwaschene, launenhafte Form, diese vollständige Abwesenheit des Gefühls, das allein eine Dichtung von größerm Umfang berechtigt, des Gefühls der Nothwendigkeit. Diesen beständigen Wechsel von Hitze und Abspannung, von Traum und Wirklichkeit, von Schmerz und Humor erträgt auf die Länge kein gesundes Gemüth." —

Bei alledem dürfen wir nicht übersehen, daß die Reflexionen des „Grünen Heinrichs", welchen Schmidt, seiner Seltsamkeit wegen, mit den Scheffer'schen Novellen und dem „Maler Nolten" vergleicht, einen Grundstock von oft überraschend wahrer realer Lebensweisheit und Weltanschauung enthalten, welche das schwer errungene Eigenthum des Dichters und berechtigt sind, einem hohlen Idealismus auf allen geistigen Gebieten die Spitze zu bieten. Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Dichter, der Charaktere zeichnen will, selber zuerst ein Charakter werden und seine innern Kräfte harmonisiren muß. Diesen innern Prozeß, der vielfach nur als ein Chaos erscheinen kann, hat Keller im „Grünen Heinrich" gemacht und zugleich dargestellt, und das ist die Bedeutung dieses Romans, daß wir als Einheit im Zerstreuten des Dichters Gemüth erkennen, das nach tieferer Entfaltung, nach klarerer Gestaltung ringt und zum Charakter zu werden sich müht, um nachher selber auch Charaktere darzustellen. Das Geheimniß der gesunden Verbindung zwischen Idealismus und Realismus ist in dem Worte Charakter beschlossen.

Wie ganz anders tritt nun der Dichter in den „Leuten von Seldwyla" und den neuern Erzählungen als Charakterdarsteller auf. Das erste Stück der genannten Sammlung, „Pankraz der Schmol-

ler", ist offenbar das schwächste und läßt uns noch die frühern Fehler erblicken. Ebenso sind das letzte Stück „Spiegel, das Kätzchen" und die spätere Erzählung „Verschiedene Freiheitskämpfer" (aus der Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft) obgleich geistreich erzählt, noch Nachläufer der zweiten Phase von Keller's Dichtung und als solche namentlich mit jener Ironie versetzt, an welcher der „Grüne Heinrich" und die „Neuen Gedichte" überreich sind. Aber welch' ein goldener Spiegel für Schweizerfrauen, die Männer und Bürger zu erziehen haben, ist nicht „Frau Amrein und ihr Jüngster", wie köstlich ist die Junggesellenwirthschaft der „Drei gerechten Kammmacher" beschrieben und ihre Werbung um die alte Jungfer und deren kleines und großes Besitzthum; von welch' tragischer Herrlichkeit ist nicht „Romeo und Julie auf dem Dorfe und welch' ergötzlichen Humor erschließt uns „Das Fähnlein der sieben Aufrechten."

„Wer die letztere Erzählung liest und sich an ihrem gesunden Humor erfreut, muß sich sagen: Das sind ächte, lebende Menschen, es sind Schweizer und zwar mit ganz bestimmter Lokalfarbe; so waren die Rumorer von 1830, die wir alle noch kennen, das sind ihre schönen und schwachen Seiten. Nur der einzige Zug, wie der Eine von den Vielen seiner Tochter die Rede für das eidgenössische Schützenfest vorliest und es sich nun herausstellt, daß darin nur — von Jesuiten und Aristokraten die Rede ist, wie prächtig und meisterhaft ist das nicht erfunden; und nun das junge Volk: die heitere Schilderung des Kasernenlebens und die kluge, lebensfrohe Art des Mädchens, — das Alles klingt und stimmt zusammen zu einem vollendeten Bilde, wie es nur der große Künstler zu geben vermag .... Wie fein sind in „Romeo und Julie" bis auf die Einzelheiten die beiden alten Bauern gezeichnet. Zuerst gleichen sie einander fast auf's Haar, aber in erst geringen Zügen weichen sie nach und nach immer weiter von einander ab. Wie groß ist im Entsetzlichen die Schilderung des Zweikampfes zwischen diesen versteckten Sündern, wie herzzusammenschnürend ist die Winkelwirthin in Seldwyla und der ganze verkommene Zustand der beiden Familien gezeichnet. Auf diesem düstern Grund hebt sich das wunderbar rührende Bild in beiden Liebenden ab. Es sind nicht die großen flammenden Worte wie bei Shakespeare, es sind nicht die himmelanstürmenden Leidenschaften, die uns packen; nein, langsam, unerbittlich erfüllt sich das Schicksal, das aber nicht zu vermeiden ist und ein letzter versöhnender Sonnenstrahl fällt über das Gemälde durch den freigewählten Tod in treu vereinter Liebe. Als eine der genialsten Leistungen Gottfried Keller's ist uns stets der halbverrückte Geiger in dieser Erzählung erschienen, nicht bloß als einzelne Charakterzeichnung, sondern vor Allem als eine capriciöse

Verkörperung des Schicksals. Um sein Erbe ist der Streit der Familie angegangen und in herben Worten verkündet er die herannahende Genugthuung; aber wie nun all das Elend hereingebrochen ist und die beiden Liebenden auf dem letzten Gange sind, da wird auch ihm das Herz weich; im Mitgenusse seines wildromantischen Vagantenlebens läßt er sie die letzte Freude empfinden. Und wie fein ist es, daß der bürgerliche, schlichte und trotz alles Elends doch so streng sich selbstbewußte Sinn dieser Bauernkinder dem nomadenhaften Leben des Geigers keine innere Befriedigung abgewinnt. Schweigsam und einsam gehen sie fort und suchen einen ehrlichen Tod." [1]

Wir halten „Romeo und Julie" für die höchste Leistung Keller's und für eine ungemeine Koncentrirung seiner dichterischen Kraft. Hier steht er ebenbürtig da neben den ersten Meistern. Wenn er am Schluß der Novelle, ähnlich wie Bitzius in seinen Schriften, selber noch in einem Epilog vor das Publikum tritt, um einen höhnischen Blick auf die sozialen Zustände der Gegenwart zu werfen, und damit die Wahl seines Stoffes zu entschuldigen, so hat er darin seinen schweizerischen praktischen Standpunkt nicht verläugnet, der die Kunst nicht um ihrer selber willen bestehen läßt, sondern verlangt, daß sie sich überall im Zusammenhang mit dem realen Leben wisse und daß insbesondre der Dichter das Höchste sei, was er überhaupt werden kann: ein Erzieher des Volkes!

[1] Dr. Geiser, a. a. O., pag. 483.

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Diese Geschichte zu erzählen, würde eine müßige Erfindung sein, wenn sie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede der schönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet ist. Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber sie ereignen sich immer wieder auf's Neue mit veränderten Umständen und in der wunderlichsten Verkleidung.

An dem schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert sich, selber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Aecker weithingestreckt, gleich drei riesigen Bändern neben einander. An einem sonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Aecker, und zwar auf jedem der beiden äußersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüst zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Thierchen summte ungestört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den ersten Blick den sichern, gutbesorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehosen von starkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt aussah. Wenn sie, auf ein Hinderniß stoßend, den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrasirten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuß um den andern vorwärts und keiner sprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die vier stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der Eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der Andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und an einander vorüberkamen, so schlug dem,

welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem Andern, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorne sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten Beide ruhevoll und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe an einander vorbeizogen, still und langsam und sich mälig von einander entfernten, immer weiter aus einander, bis Beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so warfen sie denselben auf den wüsten Acker in der Mitte, mit lässig kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen. So war der lange Morgen zum Theil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines, artiges Fuhrwerklein sich näherte, welches kaum zu sehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinschaftlich den Vormittagsimbiß heranfuhren. Für jeden Theil lag ein schönes Brod, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgend ein Zuthätchen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meister mitgesandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei seltsam gestaltete angebissene Aepfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgelesen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verschmierten Gesicht, welche wie ein Fräulein zwischen den Broden saß und sich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüsches, welches da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben Jahren und ein Dirnchen von fünfen, beide gesund und munter und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten, und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause dunkle Haare, welche ihm ein feuriges, und treuherziges Ansehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, steckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche stehen, während sie als gute Nachbaren sich zu dem gemeinschaftlichen Imbiß begaben und sich da zuerst begrüßten; denn bislang hatten sie sich noch nicht gesprochen an diesem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühstück einnahmen und mit zufriedenem Wohlwollen den Kindern mittheilten, die nicht von der Stelle wichen, so lange gegessen und getrunken wurde, ließen sie ihre Blicke in der Nähe und Ferne herumschweifen und sahen das Städtchen räucherig glänzend in seinen Bergen liegen; denn das reichliche Mittagsmahl, welches die Seldwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin scheinendes Silbergewölk über ihre Dächer emporzutragen, welches lachend an ihren Bergen hinschwebte.

„Die Lumpenhunde zu Seldwyl kochen wieder gut!“ sagte Manz, der eine der Bauern, und Marti, der andre erwiderte: „Gestern war Einer bei mir wegen des Ackers hier.“ „Aus dem Bezirksrath? bei mir ist er auch gewesen!“ sagte Manz. „So? und meinte wahrscheinlich auch, du solltest das Land benutzen und den Herren die Pacht zahlen?“ „Ja, bis es sich entschieden habe, wem der Acker gehöre und was mit ihm anzufangen sei. Ich habe mich aber bedankt, das verwilderte Wesen für einen Andern herzustellen und sagte, sie sollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis sich ein Eigenthümer herausgestellt, was wohl nie geschehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Seldwyl liegt, hat da gute Weile und überdem ist die Sache schwer zu entscheiden. Die Lumpen möchten indessen gar zu gern Etwas zu naschen bekommen durch den Pachtzins, was sie freilich mit der Verkaufssumme auch thun könnten; allein wir würden uns hüten, dieselbe zu hoch hinauf zu treiben und wir wüßten dann doch, was wir hätten und wem das Land gehört!“

„Ganz so meine ich auch und habe dem Steckleinspringer eine ähnliche Antwort gegeben!“

Sie schwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: „Schad' ist es aber doch, daß der gute Boden so daliegen muß, es ist nicht zum Ansehen, das geht nun schon in die zwanzig Jahre so und keine Seele fragt darnach; denn hier im Dorf ist Niemand, der irgend einen Anspruch auf den Acker hat, und Niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen sind.“

„Hm!“ sagte Marti, das wäre so eine Sache! Wenn ich den schwarzen Geiger ansehe, der sich bald bei den Heimatlosen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufspielt, so möchte ich darauf schwören, daß er ein Enkel des Trompeters ist, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was thäte er aber damit? Einen Monat lang sich besaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht sicher wissen kann!“

„Da könnte man eine schöne Geschichte anrichten!“ antwortete Manz, „wir haben so genug zu thun, diesem Geiger das Heimatsrecht in unserer Gemeinde abzustreiten, da man uns den Fetzel fort-

*

während aufhalsen will. Haben sich seine Eltern einmal unter die Heimatlosen begeben, so mag er auch dableiben und dem Kesselvolk das Geigelein streichen. Wie in aller Welt können wir wissen, daß er des Trompeters Sohnessohn ist? Was mich anbetrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunkeln Gesicht vollkommen zu erkennen glaube, so sage ich: irren ist menschlich, und das geringste Fetzchen Papier, ein Stücklein von einem Taufschein würde meinem Gewissen besser thun, als zehn sündhafte Menschengesichter!"

„Eia, sicherlich!" sagte Marti, „er sagt zwar, er sei nicht Schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber sollen wir unsern Taufstein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er steht fest in der Kirche, und dafür ist die Todtenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir sind schon übervölkert im Dorf und brauchen bald zwei Schulmeister!"

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegespräch der Bauern geendet und sie erhoben sich, den Rest ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche schon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hause zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben sich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derselbe mit seinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildniß darstellte. Nachdem sie in der Mitte dieser grünen Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und sich daran belustigt, die verschlungenen Hände über die hohen Distelstauden zu schwingen, ließen sie sich endlich im Schatten einer solchen nieder und das Mädchen begann, seine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, so daß sie einen schönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einsame rothe Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Grase festgebunden, und nun sah die kleine Person aus wie eine Zauberfrau, besonders nachdem sie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurde sie hoch in die Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz in Unordnung und das Mädchen entkleidete sie schleunigst, um sie auf's Neue zu schmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war, und nur noch der rothen Haube sich erfreute, entriß der wilde Junge seiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen sprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerst wieder auf, warf sie auf's Neue empor und indem das Mädchen sie ver-

geblich zu haschen bemühte, neckte er es auf diese Weise eine gute Zeit. Unter seinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleikörner durchsickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger dies Loch, so verhielt er sich mäuschenstill und war mit offenem Munde eifrig beflissen, das Loch mit seinen Nägeln zu vergrößern und dem Ursprung der Kleie nachzuspüren. Seine Stille erschien dem armen Mädchen höchst verdächtig und es drängte sich herzu und mußte mit Schrecken sein böses Beginnen gewahren. „Sieh' mal!" rief er und schlenkerte ihr das Bein vor der Nase herum, daß ihr die Kleie in's Gesicht flog; und wie sie danach langen wollte und schrie und flehte, sprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülse. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und stellte sich höchst frech und gleichgültig, als die Kleine sich weinend auf die Puppe warf und dieselbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm sie aber wieder hervor und betrachtete wehselig die Aermste, und als sie das Bein sah, fing sie abermals an laut zu weinen, denn dasselbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als sie gar so unbändig weinte, ward es dem Uebelthäter endlich etwas übel zu Muth und er stand in Angst und Reue vor der Klagenden, und als sie dies merkte, hörte sie plötzlich auf und schlug ihn einigemal mit der Puppe, und er that, als ob es ihm wehe thäte und schrie auch! so natürlich, daß sie zufrieden war und nun mit ihm gemeinschaftlich die Zerstörung und Zerlegung fortsetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entströmen, welche sie sorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen sammelten, umrührten und aufmerksam betrachteten. Das einzige Feste, was noch an der Puppe bestand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerksamkeit der Kinder erregen; sie trennten ihn sorgfältig los von dem ausgequetschten Leichnam und guckten erstaunt in sein hohles Innere. Als sie die bedenkliche Höhlung sahen und auch die Kleie sahen, war es der nächste und natürlichste Gedankensprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und so waren die Fingerchen der Kinder nun beschäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu thun, so daß zum ersten Mal in seinem Leben etwas in ihm steckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein todtes Wissen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die summende zwischen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingesperrt und das Loch mit Gras verstopft. Die Kinder hielten den Kopf an die

Ohren und setzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der rothen Mohnblume bedeckt war, so glich der Tönende jetzt einem weissagenden Haupte und die Kinder lauschten in tiefer Stille seinen Kunden und Mährchen, indessen sie sich umschlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Undank, das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erweckte die menschliche Grausamkeit in den Kindern und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein, und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen solle, so lässig und müßig war er. Die Sonne schien dem singenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete dessen blendend weiße Zähnchen und durchschimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe sah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und dessen Zähnchen neugierig untersuchend, rief er: Rathe, wie viel Zähne hat man? Das Mädchen besann sich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und sagte dann auf Gerathewohl: Hundert! „Nein, zweiunddreißig!“ rief er, „wart', ich will einmal zählen!“ da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zweiunddreißig herausbrachte, so fing er immer wieder von Neuem an. Das Mädchen hielt lange still, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es sich auf und rief: „Nun will ich deine zählen!“ Nun legte sich der Bursche hin in's Kraut, das Mädchen über ihn, umschlang seinen Kopf, er sperrte das Maul auf, und es zählte: Eins, zwei, sieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbesserte sie und gab ihr Anweisung, wie sie zählen solle, und so fing auch sie unzählige Mal von Neuem an und das Spiel schien ihnen am besten zu gefallen von Allem, was sie heut unternommen. Endlich aber sank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeister nieder und die Kinder schliefen ein in der hellen Mittagssonne.

Inzwischen hatten die Väter ihre Aecker fertig gepflügt und in frischduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des Einen halten wollte, rief sein Meister: Was hältst du? Kehr' noch einmal um! „Wir sind ja

fertig!" sagte der Knecht. „Halt's Maul und thu' wie ich dir sage!" der Meister. Und sie kehrten um und rissen eine tüchtige Furche in den mittleren herrenlosen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt sich aber nicht mit der Beseitigung derselben auf, er mochte denken, hiezu sei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte sich, für heute die Sache nur aus dem Gröbsten zu thun. So ging es rasch die Höhe empor in sanftem Bogen, und als man oben angelangt und das liebliche Windeswehen eben wieder den Kappenzipfel des Mannes zurückwarf, pflügte auf der anderen Seite der Nachbar vorüber mit dem Zipfel nach vorn und schnitt ebenfalls eine ansehnliche Furche von mittleren Acker, daß die Schollen nur so zur Seite flogen. Jeder sah wohl, was der andere that, aber keiner schien es zu sehen, und sie entschwanden sich wieder, indem jedes Sternbild still am andern vorüberging und hinter diese runde Welt hinabtauchte. So gehen die Weberschiffchen des Geschickes an einander vorbei und „was er webt, das weiß kein Weber!"

Es kam eine Ernte um die andere und jede sah die Kinder größer und schöner und den herrenlosen Acker schmäler zwischen seinen breit gewordenen Nachbaren. Mit jedem Pflügen wurde ihm hüben und drüben eine Furche abgerissen, ohne daß ein Wort darüber gesprochen wurde und ohne daß ein Menschenauge den Frevel zu sehen schien. Die Steine wurden immer mehr zusammengedrängt und bildeten schon einen ordentlichen Grat der ganzen Länge des Ackers nach, und das wilde Gewächs darauf war schon so hoch, daß die Kinder, obgleich sie gewachsen waren, sich nicht mehr sehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenseits ging. Denn sie gingen nun nicht mehr gemeinschaftlich auf das Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, sich schon wacker auf der Seite der größeren Burschen und der Männer hielt, und das braune Vrenchen, obgleich es ein feniges Dirnchen war, mußte bereits unter der Obhut seines Geschlechts gehen, sonst wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden. Dennoch nahmen sie während jeder Ernte, wenn Alles auf den Aeckern war, einmal Gelegenheit, den wilden Steinkamm, der sie trennte, zu besteigen und sich gegenseitig von demselben herunterzustoßen. Wenn sie auch sonst keinen Verkehr mehr mit einander hatten, so schien diese jährliche Ceremonie um so sorglicher gewahrt zu werden, als sonst nirgends die Felder ihrer Väter zusammenstießen.

Indessen sollte der Acker doch endlich verkauft und der Erlös

einstweilen gerichtlich aufgehoben werden. Die Versteigerung fand an Ort und Stelle statt, wo sich aber nur einige Gaffer einfanden außer den Bauern Manz und Marti, da Niemand Lust hatte, das seltsame Stückchen zu erstehen und zwischen den zwei Nachbaren zu bebauen. Denn obgleich diese zu den besten Bauern des Dorfes gehörten und nichts weiter gethan hatten, als was zwei Drittel der Uebrigen unter diesen Umständen auch gethan haben würden, so sah man sie doch jetzt stillschweigend darum an und Niemand wollte zwischen ihnen eingeklemmt sein mit dem geschmälerten Waisenfelde. Die meisten Menschen sind fähig oder bereit, ein in den Lüften umgehendes Unrecht zu verüben, wenn sie mit der Nase darauf stoßen; so wie es aber von Einem begangen ist, sind die Uebrigen froh, daß sie es doch nicht gewesen sind, daß die Versuchung nicht sie betroffen hat, und sie machen nun den Auserwählten zu dem Schlechtigkeitsmesser ihrer Eigenschaften und behandelten ihn mit zarter Scheu als einen Ableiter des Uebels, der von den Göttern gezeichnet ist, während ihnen zugleich noch der Mund wässert nach den Vortheilen, die er dabei genossen. Manz und Marti waren also die einzigen, welche ernstlich auf den Acker boten, und nach einem ziemlich hartnäckigen Ueberbieten erstand ihn Manz und er wurde ihm zugeschlagen. Die Beamten und die Gaffer verloren sich vom Felde, die beiden Bauern, welche sich auf ihren Aeckern noch zu schaffen gemacht, trafen beim Weggehen wieder zusammen und Marti sagte: „Du wirst nun dein Land das alte und das neue, wohl zusammenschlagen und in zwei gleiche Stücke theilen? Ich hätte es wenigstens so gemacht, wenn ich das Ding bekommen hätte." „Ich werde es allerdings auch thun", antwortete Manz, „denn als Ein Acker würde mir das Stück zu groß sein. Doch was ich sagen wollte: Ich habe bemerkt, daß Du neulich noch am untern Ende dieses Ackers, der jetzt mir gehört, schräg hineingefahren bist und ein gutes Dreieck abgeschnitten hast. Du hast es vielleicht gethan in der Meinung, du werdest das ganze Stück an dich bringen und es sei dann so wie so dein. Da es nun aber mir gehört, so wirst du wohl einsehen, daß ich eine solche ungehörige Einkrümmung nicht brauchen noch dulden kann, und wirst Nichts dagegen haben, wenn ich den Strich wieder grad mache! Streit wird das nicht abgeben sollen!"

Marti erwiderte eben so kaltblütig, als ihn Manz angeredet hatte: „Ich sehe auch nicht wo Streit herkommen soll! Ich denke, du hast den Acker gekauft, wie er da ist, wir haben ihn alle gemeinschaftlich besehen und er hat sich seit einer Stunde nicht um ein Haar verändert!"

„Larifari!“ sagte Manz, „was früher geschehen, wollen wir nicht aufrühren! Was aber zu viel ist, ist zu viel, und Alles muß zuletzt eine ordentliche grade Art haben; diese drei Aecker sind von jeher so grade neben einander gelegen, wie nach dem Richtscheit gezeichnet, es ist ein ganz absonderlicher Spaß von dir, wenn du nun einen solchen lächerlichen und unvernünftigen Schnörkel dazwischen bringen willst und wir Beide würden einen Uebernamen bekommen, wenn wir den krummen Zipfel da bestehen lassen. Er muß durchaus weg!“ —

Marti lachte und sagte: „Du hast ja auf einmal eine merkwürdige Furcht vor dem Gespötte der Leute! Das läßt sich aber ja wohl machen; mich genirt das Krumme nicht, gar nicht; genirt es dich, gut, so machen wir es grad, aber nicht auf meiner Seite, das geb' ich Dir schriftlich, wenn du willst!“

„Rede doch nicht so spaßhaft,“ sagte Manz, „es wird wohl grad gemacht, und zwar auf deiner Seite, darauf kannst du Gift nehmen!“

„Das werden wir ja sehen und erleben!“ sagte Marti, und beide Männer gingen auseinander, ohne sich weiter anzublicken, vielmehr starrten sie nach verschiedener Richtung in's Blaue hinaus, als ob sie da Wunder was für Merkwürdigkeiten im Auge hätten, die sie betrachten müßten mit Aufbietung aller ihrer Geisteskräfte.

Schon am nächsten Tage schickte Manz einen Dienstbuben, ein Taglöhnermädchen und sein eigenes Söhnchen Sali auf den Acker hinaus, daß sie das wilde Unkraut und Gestrüpp auszögen und auf Haufen brächten, damit nachher die Steine um so bequemer weggefahren werden könnten. Dies war eine Aenderung in seinem Wesen, daß er den kaum eilfjährigen Jungen, der noch zu keiner Arbeit angehalten worden, nun mit hinaussandte, gegen die Einsprache der Mutter. Es schien, da er es mit ernsthaften und gesalbten Worten that, als ob er mit dieser Arbeitsstrenge gegen sein eigenes Blut das Unrecht betäuben wollte, in dem er lebte, und welches nun begann, seine Folgen ruhig zu entfalten. Das ausgesandte Völklein jätete inzwischen lustig an dem Unkraut und hackte mit Vergnügen an den wunderlichen Stauden und Pflanzen aller Art, die da seit Jahren wucherten. Denn da es eine außerordentliche, gleichsam wilde Arbeit war, bei der keine Regel und keine Sorgfalt erheischt wurde, so galt sie als eine Lust. Das wilde Zeug, an der Sonne gedörrt, wurde aufgehäuft und mit großem Jubel verbrannt, daß der Qualm weithin sich verbreitete und die jungen Leutchen darin herumsprangen, wie besessen. Dies war das letzte Freudenfest auf dem Unglücksfelde,

und das junge Vrenchen, Marti's Tochter kam auch hinausgeschlichen und half tapfer mit. Das Ungewöhnliche dieser Begebenheit und die lustige Aufregung gaben einen guten Anlaß, sich seinem kleinen Jugendgespielen wieder einmal zu nähern, und die Kinder waren recht glücklich und munter bei ihrem Feuer. Es kamen noch andere Kinder hinzu und es sammelte sich eine ganz vergnügte Gesellschaft; doch immer, sobald sie getrennt wurden, suchte Sali alsobald wieder neben Vrenchen zu gelangen, und dieses wußte deßgleichen immer vergnügt lächelnd zu ihm zu schlüpfen, und es war beiden Kreaturen, wie wenn dieser herrliche Tag nie enden müßte und könnte. Doch der alte Manz kam gegen Abend herbei, um zu sehen, was sie ausgerichtet, und obgleich sie fertig waren, so schalt er doch ob dieser Lustbarkeit und scheuchte die Gesellschaft aus einander. Zugleich zeigte sich Marti auf seinem Grund und Boden und, seine Tochter gewahrend, pfiff er derselben schrill und gebieterisch durch den Finger, daß sie erschrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wissen warum, einige Ohrfeigen, also daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hause gingen, und sie wußten jetzt eigentlich so wenig, warum sie traurig waren, als warum sie vorhin so vergnügt gewesen; denn die Rauheit der Väter, an sich ziemlich neu, war von den arglosen Geschöpfen noch nicht begriffen und konnte sie nicht tiefer bewegen.

Die nächsten Tage war es schon eine härtere Arbeit, zu welcher Mannsleute gehörten, als Manz die Steine aufnehmen und wegfahren ließ. Es wollte kein Ende nehmen und alle Steine der Welt schienen da beisammen zu sein. Er ließ sie aber nicht ganz vom Felde wegbringen, sondern jede Fuhre auf jenem streitigen Dreiecke abwerfen, welches Marti schon säuberlich umgepflügt hatte. Er hatte vorher einen graden Strich gezogen als Grenzscheide und belastete nun dies Fleckchen Erde mit allen Steinen, welche beide Männer seit unvordenklichen Zeiten herübergeworfen, so daß eine gewaltige Pyramide entstand, welche wegzubringen Marti wohl bleiben lassen würde, dachte er. Marti hatte dies am wenigsten erwartet; er glaubte, sein Gegner werde nach alter Weise mit dem Pfluge zu Werke gehen wollen und hatte daher abgewartet, bis er ihn als Pflüger ausziehen sähe. Erst als die Sache schon beinahe fertig, hörte er von dem schönen Denkmal, das Manz da errichtet, rannte voll Wuth hinaus, sah die Bescheerung, rannte zurück und holte den Gemeindammann, um vorläufig gegen den Steinhaufen zu protestiren, um den Fleck gerichtlich in Beschlag nehmen zu lassen, und von diesem Tage an lagen die zwei Bauern in Prozeß mit einander und ruhten nicht eher, bis sie beide zu Grunde gerichtet waren.

Die Gedanken der sonst so wohlweisen Männer waren nun so kurz geschnitten wie Häckfel; der beschränkteste Rechtssinn von der Welt erfüllte Jeden von ihnen, indem Keiner begreifen konnte noch wollte, wie der Andere so offenbar unrechtmäßig und willkürlich den fraglichen unbedeutenden Ackerzipfel an sich reißen könne. Bei Manz kam noch ein wunderbarer Sinn für Symmetrie und parallele Linien hinzu und er fühlte sich wahrhaft gekränkt durch den aberwitzigen Eigensinn, mit welchem Marti auf dem Dasein des unsinnigsten und muthwilligsten Schnörkels beharrte. Beide aber trafen zusammen in der Ueberzeugung, daß der Andere den Anderen so frech und plump übervortheilend, ihn nothwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müsse, da man dergleichen etwa einem armen haltlosen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wehrhaften Manne gegenüber sich erlauben könne, und Jeder sah sich in seiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab sich rückhaltlos der Leidenschaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin und ihr Leben glich fortan der träumerischen Qual zweier Verdammten, welche auf einem schmalen Brette einen dunkeln Strom hinabtreibend sich befehden, in die Luft hauen und sich selber anpacken und vernichten, in der Meinung, sie hätten den Feind gefaßt. Da sie eine faule Sache hatten, so geriethen beide in die allerschlimmsten Hände von Tausendkünstlern, welche ihre verdorbene Phantasie aufbliesen zu ungeheuren Blasen, die mit den nichtsnutzigsten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Spekulanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieser Handel ein gefundenes Essen war, und bald hatte Jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Rathgebern hinter sich, welche alles baare Geld auf hundert Wegen abzuziehen wußten. Denn das Fleckchen Erde mit dem Steinhaufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Nesseln und Disteln blühte, war nur noch der erste Keim oder der Grundstein einer verworrenen Geschichte und Lebensweise, in welcher die zwei Fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundsätze und Hoffnungen annahmen, als sie bisher geübt. Je mehr Geld sie verloren, desto sehnsüchtiger wünschten sie welches zu haben, und je weniger sie hatten, desto hartnäckiger dachten sie reich zu werden und es dem andern zuvorzuthun. Sie ließen sich zu jedem Schwindel verleiten und setzten auch Jahr aus Jahr ein in alle deutsche Lotterien, deren Loose massenhaft in Seldwyla zirkulirten. Aber nie bekamen sie einen Thaler Gewinnst zu Gesicht, sondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute und wie sie selbst beinahe gewonnen hätten, indessen diese Leidenschaft ein regelmäßiger Geldabfluß für sie war. Bisweilen machten sich die

Seldwyler den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wissen, am gleichen Loose Theil nehmen zu lassen, so daß beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des Andern auf ein und dasselbe Loos setzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo Jeder in einer Spelunke sein Hauptquartier hatte, sich den Kopf aufblasen und zu den lächerlichsten Ausgaben und einem elenden und ungeschickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch selber das Herz blutete, also daß Beide, welche eigentlich nur in diesem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nun solche von der besten Sorte darstellten und von Jedermann dafür angesehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen sie verdrossen zu Hause oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei sie dann durch ein tolles, böses Ueberhasten und Antreiben das Versäumte einzuholen suchten und damit jeden ordentlichen und zuverlässigen Arbeiter verscheuchten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen, und ehe zehn Jahre vorüber, steckten sie Beide von Grund aus in Schulden und standen wie Störche auf einem Beine auf der Schwelle ihrer Besitzthümer, von der jeder Lufthauch sie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwischen ihnen wurde täglich größer, da Jeder den Andern als den Urheber seines Unsterns betrachtete, als seinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widersacher, den der Teufel absichtlich in die Welt gesetzt habe, um ihn zu verderben. Sie spieen aus, wenn sie sich nur von weitem sahen, kein Glied ihres Hauses durfte mit Frau, Kind oder Gesinde des andern ein Wort sprechen, bei Vermeidung der gröbsten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten sich verschieden bei dieser Verarmung und Verschlechterung des ganzen Wesens. Die Frau des Marti, welche von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte sich ab und starb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequemte sich der veränderten Lebensweise, und um sich als eine schlechte Genossin zu entfalten, hatte sie Nichts zu thun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Zügel schießen zu lassen und dieselben zu Lastern auszubilden. Ihre Naschhaftigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalschen und verlogenen Schmeichel- und Verläumdungswesen, mit welchem sie jeden Augenblick das Gegentheil von dem sagte, was sie dachte, Alles hinter einander hetzte, und ihrem eigenen Manne ein X für ein U vormachte; ihre ursprüngliche Offenheit, mit der sie sich der unschuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamlosigkeit, mit der sie jenes falsche Wesen betrieb, und so, statt unter ihrem Manne zu leiden, drehte sie ihm eine Nase; wenn er es arg trieb, so machte sie

es bunt, ließ sich Nichts abgehen und gedieh zu der dichsten Blüthe einer Vorsteherin des zerfallenden Hauses.

So war es nun schlimm bestellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft fassen konnten, noch sich auch nur einer lieblich frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Zank und Sorge war. Vrenchen hatte anscheinend einen schlimmeren Stand, als Sali, da seine Mutter todt und es einsam in einem wüsten Hause der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es sechszehn Jahre zählte, war es schon ein schlank gewachsenes ziervolles Mädchen; seine dunkelbraunen Haare ringelten sich unabläßig fast bis über die blitzenden braunen Augen; dunkelrothes Blut durchschimmerte die Wangen des bräunlichen Gesichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den frischen Lippen, wie man es selten sah und was dem dunkeln Kinde ein eigenthümliches Ansehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebensluft und Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber dieses Wesens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im mindesten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu sehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Diese plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachsende Elend des Hauses mit zu tragen, sondern es mußte noch sich selber in Acht nehmen und mochte sich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringsten Mittel dazu geben wollte. So hatte Vrenchen die größte Noth, seine anmuthige Person einigermaßen auszustaffiren, sich ein allerbescheidenstes Sonntagskleid zu erobern und einige bunte, fast werthlose Halstüchelchen zusammenzuhalten. Darum war das schöne, wohlgemuthe junge Blut in jeder Weise gedemüthigt und gehemmt und konnte am wenigsten der Hoffart anheimfallen. Ueberdies hatte es bei schon erwachendem Verstand das Leiden und den Tod seiner Mutter gesehen und dies Andenken war ein weiterer Zügel, der seinem lustigen und feurigen Wesen angelegt war, so daß es nur höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich ansah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick sich munterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht so hart auf den ersten Anschein; denn er war nun ein hübscher und kräftiger junger Bursche, der sich zu wehren wußte und dessen äußere Haltung wenigstens eine schlechte Behandlung von selbst unzuläßig machte. Er sah wohl die üble Wirthschaft seiner Eltern und glaubte sich erinnern zu können, daß es einst nicht so gewesen, ja er bewahrte noch das frühere Bild seines Vaters wohl in seinem Gedächtnisse als eines festen, klugen und ruhigen Bauers, desselben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händel-

führer und Müssiggänger vor sich sah, der mit Toben und Prahlen auf hundert thörichten und verfänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dies mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es seiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge so gekommen, so wurden seine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Unwesen ungestörter zu sein und einen guten Parteigänger zu haben, auch um ihrer Großthuerei zu genügen, ließ sie ihm zukommen, was er wünschte, kleidete ihn sauber und prahlerisch und unterstützte ihn in Allem, was er zu seinem Vergnügen vornahm. Er ließ sich dies gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu schwatzte und log, und indem er so wenig Freude daran empfand, that er lässig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dies jedoch etwas Uebles war, weil er für jetzt noch unbeschädigt war von dem Beispiele der Alten und das jugendliche Bedürfniß fühlte, im Ganzen einfach ruhig und leidlich tüchtig zu sein. Er war ziemlich genau so, wie sein Vater in diesem Alter gewesen war, und dieses flößte demselben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem Gewissen und gepeinigter Erinnerung seine eigene Jugend achtete. Trotz dieser Freiheit, welche Sali genoß, ward er seines Lebens doch nicht froh und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor sich hatte und eben so wenig etwas Rechtes lernte, da von einem zusammenhängenden und vernunftgemäßen Arbeiten in Manzens Hause längst nicht mehr die Rede war. Sein einziger Trost war daher, stolz auf seine Unabhängigkeit und einstweilige Unbescholtenheit zu sein, und in diesem Stolze ließ er die Tage trotzig verstreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang dem er unterworfen, war die Feindschaft seines Vaters gegen Alles, was Marti hieß und an diesen erinnerte. Doch wußte er nichts Besseres, als daß Marti seinem Vater Schaden zugefügt und daß man in dessen Hause eben so feindlich gesinnt sei, und es fiel ihm daher nicht schwer, weder den Marti noch seine Tochter anzusehen und seinerseits auch einen angehenden, ziemlich gleichgültigen Feind vorzustellen. Vrenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in seinem Hause viel verlassener war, fühlte sich weniger zu einer förmlichen Feindschaft aufgelegt und glaubte sich nur verachtet von dem wohlgekleideten und scheinbar glücklicheren Sali; deßhalb verbarg sie sich vor ihm, und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, so entfernte sie sich eilig, ohne daß er sich die Mühe gab, ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen schon

seit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe gesehen und gar nicht wußte, wie es aussah, seit es herangewachsen. Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig, und wenn überhaupt von des Marti's gesprochen wurde, so dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Aussehen ihm nicht deutlich und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

Doch war sein Vater Manz nun der erste von den beiden Feinden, der sich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof springen mußte. Dieser Vorfall rührte daher, daß er eine Frau besaß, die ihm geholfen, und einen Sohn, der doch auch Einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrer war in seinem wackeligen Königreich, und seine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Hausthierchen, aber Nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts Anderes anzufangen, als auf den Rath seiner Seldwyler Gönner in die Stadt zu ziehen und da sich als Wirth aufzuthun. Dies ist immer ein Elend anzusehen, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden ist, mit den Trümmern seiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufthut, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirth zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zu Muth ist. Als die Manzen von Hofe zogen, sah man erst, wie arm sie bereits waren; denn sie luden lauter alten und verfallenden Hausrath auf, dem man es ansah, daß seit vielen Jahren Nichts erneuert und angeschafft worden war. Die Frau legte aber nichts desto minder ihren besten Staat an, als sie sich oben auf die Grümpelfuhre setzte, und machte ein Gesicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau schon mit Verachtung auf die Dorfgenossen herabsehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zusahen. Denn sie nahm sich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr verpfuschter Mann nicht machen könne, das wolle sie schon ausrichten, wenn sie nur erst einmal als Frau Wirthin in einem stattlichen Gasthofe säße. Dieser Gasthof bestand aber in einer trübseligen Winkelschenke in einem abgelegenen schmalen Gäßchen, auf der eben ein Anderer zu Grunde gegangen war, und welche die Seldwyler dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Thaler einzuziehen hatte. Sie verkauften ihm auch ein paar Fäßchen säuerlichen Weines und das Wirthschaftsmobiliar, das aus einem Dutzend weißen geringen Flaschen, eben so viel Gläsern und einigen tannenen Tischen und Bänken bestand, welche einst blutroth angestrichen gewesen und jetzt vielfältig abgescheuert waren. Vor dem Fenster knarrte ein eiserner Reifen in einem Haken und in dem Reifen schenkte eine blecherne

Hand Rothwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Ueberdieß hing ein verdorrter Busch von Stechpalmen über der Hausthüre, was Manz Alles mit in die Pacht bekam. Um deßwillen war er nicht so wohlgemuth wie seine Frau, sondern trieb mit schlimmer Ahnung und voll Ingrimm die magern Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte schäbige Knechtchen, das er gehabt, hatte ihn schon seit einigen Wochen verlassen. Als er solcher Weise abfuhr, sah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude sich unfern der Straße zu schaffen machte, fluchte ihm und hielt denselben für den alleinigen Urheber seines Unglückes. Sali aber, sobald das Fuhrwerk im Gange war, beschleunigte seine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

„Da wären wir!" sagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunkelein anhielt. Die Frau erschrack darüber, denn das war in der That ein betrübter Gasthof. Die Leute traten eilfertig unter die Fenster und vor die Häuser, um sich den neuen Bauernwirth anzusehen, und machten mit ihrer Seldwyler Ueberlegenheit mitleidig spöttische Gesichter. Zornig und mit nassen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wetzend, in das Haus, um sich heute vornehm nicht wieder blicken zu lassen; denn sie schämte sich des schlechten Geräthes und der verdorbenen Betten, welche nun abgeladen wurde. Sali schämte sich auch, aber er mußte helfen und machte mit seinem Vater einen seltsamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchen alsbald die Kinder der Falliten herumsprangen und sich über das verlumpete Bauernpack lustig machten. Im Hause aber sah es noch trübseliger aus und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren schlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk; außer der dunkeln unfreundlichen Gaststube mit ihren ehemals blutrothen Tischen waren nur noch ein paar schlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den trostlosesten Schmutz und Kehricht zurückgelassen.

So war der Anfang und so ging es auch fort. Während der ersten Woche kamen, besonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tisch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirth zu sehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß absetzte. Am Wirth hatten sie nicht viel zu sehen, denn Manz war ungelenk, starr, unfreundlich und melancholisch und wußte sich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wissen. Er füllte langsam und ungeschickt die Schöppchen, stellte sie mürrisch vor die Gäste und versuchte Etwas zu sagen, brachte aber Nichts heraus. Desto eifriger warf sich nun seine Frau in's Geschirr und hielt die Leute wirklich einige Tage zusammen, aber in einem

ganz andern Sinne, als sie meinte. Die ziemlich dicke Frau hatte sich eine eigene Haustracht zusammengesetzt, in der sie unwiderstehlich zu sein glaubte. Zu einem leinenen naturfarbenen Landrock trug sie einen alten grünseidenen Spenser, eine baumwollene Schürze und einen schlimmen weißen Halskragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte sie an den Schläfen possierliche Schnecken gewickelt und in das Köpfchen hinten einen hohen Kamm gesteckt. So schwänzelte und tänzelte sie mit angestrengter Anmuth herum, spitzte lächerlich das Maul, daß es süß aussehen sollte, hüpfte elastisch an die Tische hin und, das Glas oder den Teller mit gesalzenem Käse hinsetzend, sagte sie lächelnd: „So so? so soli! herrlich, herrlich, ihr Herren!“ und solches dummes Zeug mehr; denn obwohl sie sonst eine geschliffene Zunge hatte, so wußte sie jetzt doch nichts Gescheidtes vorzubringen, da sie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwyler von der schlechtesten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen ersticken, stießen sich unter dem Tisch mit den Füßen und sagten: „Potz tausig! das ist ja eine Herrliche!“ „Eine Himmlische!“ sagte ein Anderer, „beim ewigen Hagel! es ist der Mühe werth hieher zu kommen, so Eine haben wir lang nicht gesehen!“ Ihr Mann bemerkte das wohl mit finsterem Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüsterte: „Du alte Kuh! Was machst Du denn?“ „Störe mich nicht“, sagte sie unwillig, „Du alter Tolpatsch! siehst Du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das sind aber nur Lumpen von Deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald stinehmere Kundschaft hier haben!“ Dies Alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglichtern; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, setzte sich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäste hatten aber das Schauspiel bald satt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohler war und sie über die wunderliche Wirthschaft lachen konnten; nur dann und wann erschien ein Einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweise eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Tribel und Lärm zu täuschen. Es ward ihnen angst und bange in dem engen Mauerwinkel, wo sie kaum die Sonne sahen, und Manz, welcher sonst gewohnt war, Tage lang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwischen diesen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, so stierte er finster brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Hausthüre und wieder zurück, da die Nachbaren den bösen Wirth, wie sie ihn schon nannten, angafften.

Nun dauerte es aber nicht mehr lange und sie verarmten gänzlich und hatten gar Nichts mehr in der Hand; sie mußten, um Etwas zu essen, warten, bis Einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Weine verzehrte, und wenn er eine Wurst oder dergleichen begehrte, so hatten sie oft die größte Angst und Sorge, dieselbe beizutreiben. Bald hatten sie auch den Wein nur noch in einer großen Flasche verborgen, die sie heimlich in einer andern Kneipe füllen ließen, und so sollten sie nun die Wirthe machen ohne Wein und Brod und freundlich sein, ohne ordentlich gegessen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur Niemand kam, und hockten so in ihrem Kneipchen, ohne leben noch sterben zu können. Als die Frau diese traurigen Erfahrungen machte, zog sie den grünen Spenser wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem sie nun, wie früher die Fehler, so nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Noth an den Mann ging. Sie übte Geduld und suchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweisen; sie opferte sich vielfältig in allerlei Dingen, kurz sie übte in ihrer Weise eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel besserte, aber immerhin besser war als gar Nichts oder als das Gegentheil und die Zeit wenigstens verbringen half, welche sonst viel früher hätte brechen müssen für diese Leute. Sie wußte manchen Rath zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verstande, und wenn der Rath Nichts zu taugen schien und fehl schlug, so ertrug sie willig den Grimm der Männer, kurzum, sie that jetzt Alles, da sie alt war, was besser gedient hätte, wenn sie es früher geübt.

Um wenigstens etwas Beißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegten sich Vater und Sohn auf die Fischerei, d. h. mit der Angelruthe, so weit es für Jeden erlaubt war sie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeschäftigung der Seldwyler, nachdem sie fallirt hatten. Bei günstigem Wetter, wenn die Fische gern anbissen, sah man sie dutzendweise hinauswandern mit Ruthe und Kübel, und wenn man an den Ufern des Flusses wandelte, hockte alle Spanne lang Einer, der angelte, der Eine in einem langen braunen Bürgerrock, die bloße Füße im Wasser, der Andere in einem spitzen blauen Frack auf einer alten Weide stehend, den alten Filz schief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar Einer im zerrissenen großblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr besaß, die lange Pfeife in der einen, die Ruthe in der andern Hand, und wenn man um eine Krümmung des Flusses bog, stand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faselnackt auf einem Stein und angelte, dieser

hatte, trotz des Aufenthaltes am Wasser so schwarze Füße, daß man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben sich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen sie zu andern Stunden zu graben pflegten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein schwüles, dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, so standen diese Gestalten am zahlreichsten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Gallerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achtlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber und die Schiffer auf dem Flusse sahen sie nicht an, während sie leise murrten über die Fische verscheuchenden Schiffe.

Wenn man Manz vor zwölf Jahren, als er mit einem schönen Gespann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals gesagt hätte, er würde sich einst zu diesen wunderlichen Heiligen gesellen und gleich ihnen Fische fangen, so hätte er einem in's Gesicht gespieen. Auch eilte er jetzt hastig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte stromaufwärts gleich einem eigensinnigen Schatten der Unterwelt, der sich zu seiner Verdammniß ein bequemes einsames Plätzchen sucht an den dunkeln Wässern. Mit der Angelruthe zu stehen, hatten er und sein Sohn indessen keine Geduld, und sie erinnerten sich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weise etwa Fische fangen, wenn sie übermüthig sind, besonders mit den Händen in den Bächen; daher nahmen sie die Ruthen nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Bäche hinauf, wo sie wußten, daß es theure und gute Forellen gab.

Dem auf dem Lande zurückgebliebenen Marti ging es inzwischen auch immer schlimmer und es war ihm höchst langweilig dabei, so daß er, anstatt auf seinem vernachlässigten Felde zu arbeiten, ebenfalls auf das Fischen verfiel und tagelang im Wasser herumflotschte. Vrenchen durfte nicht von seiner Seite und mußte ihm Eimer und Geräth nachtragen durch nasse Wiesengründe, durch Bäche und Wassertümpel aller Art, bei Regen und Sonnenschein, indessen sie das Nothwendigste zu Hause liegen lassen mußte. Denn es war sonst keine Seele mehr da und wurde auch keine gebraucht, da Marti das meiste Land schon verloren hatte und nur noch wenige Aecker besaß, die er mit seiner Tochter liederlich genug oder gar nicht bebaute.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig sprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf seinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam. Sobald er ihn sah, stieg ein schrecklicher Groll und Hohn in ihm auf; sie wa

ren sich seit Jahren nicht so nahe gekommen, ausgenommen vor den Gerichtsschranken, wo sie nicht schelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: „Was thust Du hier, Du Hund? Kannst Du nicht in Deinem Lotternefte bleiben, Du Selbwyler Lumpenhund?“

„Wirst nächstens wohl auch ankommen, Du Schelm!“ rief Manz. „Fische fängst Du ja auch schon und wirst deshalb nicht viel mehr zu verfäumen haben!“

„Schweig, Du Galgenhund!“ schrie Marti, da hier die Wellen des Baches stärker rauschten, „Du hast mich ins Unglück gebracht!“ Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauschen anfingen im aufgehenden Wetterwind, so mußte Manz noch lauter schreien: „Wenn dem nur so wäre, so wollte ich mich freuen, Du elender Tropf!“ „O Du Hund!“ schrie Marti herüber und Manz hinüber: „O Du Kalb, wie dumm thust Du!“ Und jener sprang wie ein Tiger den Bach entlang und suchte herüber zu kommen. Der Grund, warum er der Wüthendere war, lag in seiner Meinung, daß Manz als Wirth wenigstens genug zu essen und zu trinken hätte und gewissermassen ein kurzweiliges Leben führe, während es ungerechter Weise ihm so langweilig wäre auf seinem zertrümmerten Hofe. Manz schrie indessen auch grimmig genug an der andern Seite hin; hinter ihm sein Sohn, welcher, statt auf den bösen Streit zu hören, neugierig und verwundert nach Vrenchen hinüber sah, welche hinter ihrem Vater ging vor Scham in die Erde sehend, daß ihr die braunen krausen Haare ins Gesicht fielen. Sie trug einen hölzernen Fischeimer in der einen Hand, in der andern hatte sie Schuh und Strümpfe getragen und ihr Kleid der Nässe wegen aufgeschürzt. Seit aber Sali auf der andern Seite ging, hatte sie es schamhaft sinken lassen und war nun dreifach belästigt und gequält, daß sie alle das Zeug tragen, den Rock zusammenhalten und des Streites wegen sich grämen mußte. Hätte sie aufgesehen und nach Sali geblickt, so würde sie entdeckt haben, daß er weder vornehm noch sehr stolz mehr aussah und selbst bekümmert genug war. Während Vrenchen so ganz beschämt und verwirrt auf die Erde sah und Sali nur diese in allem Elende schlanke und anmuthige Gestalt im Auge hatte, die so verlegen und bemüthig dahin schritt, beachteten sie dabei nicht, wie ihre Väter still geworden aber mit verstärkter Wuth einem hölzernen Stege zueilten, der in kleiner Entfernung über den Bach führte und eben sichtbar wurde. Es fing an zu blitzen und erleuchtete seltsam die dunkle melancholische Wassergegend, es donnerte auch in den grauschwarzen Wolken mit dumpfem Gerolle und schwere Regentropfen fielen, als die verwilderten Männer gleichzeitig auf die schmale, unter ihren Tritten schwankende

Brücke stürzten, sich gegenseitig packten und die Fäuste in die vor Zorn und ausbrechendem Kummer bleichen zitternden Gesichter schlugen. Es ist nichts Anmuthiges und nichts weniger als artig, wenn sonst gesetzte Menschen noch in den Fall kommen, aus Uebermuth, Unbedacht oder Nothwehr unter allerhand Volk, das sie nicht näher berührt, Schläge auszutheilen oder welche zu bekommen; allein dies ist eine harmlose Spielerei gegen das tiefe Elend, das zwei alte Menschen überwältigt, die sich wohl kennen und seit lange kennen, wenn diese aus innerster Feindschaft und aus dem Gange einer ganzen Lebensgeschichte heraus sich mit nackten Händen anfassen und mit Fäusten schlagen. So thaten jetzt diese beiden ergrauten Männer; vor vierzig Jahren vielleicht hatten sie sich als Buben zum letzten Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo sie sich etwa zum Gruße die Hände geschüttelt und auch dies nur selten bei ihrem trockenen und sichern Wesen. Nachdem sie ein- oder zweimal geschlagen, hielten sie inne und rangen still zitternd mit einander, nur zuweilen aufstöhnend und elendiglich knirschend, und Einer suchte den Andern über das knackende Gelände ins Wasser zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und sahen den erbärmlichen Auftritt. Sali sprang eines Satzes heran, um seinem Vater beizustehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere schien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen sprang, Alles hinwerfend, mit einem langen Aufschrei herzu und umklammerte ihren Vater, um ihn zu schützen, während sie ihn dadurch nur hinderte und beschwerte. Thränen strömten aus ihren Augen und sie sah flehend den Sali an, der im Begriff war, ihren Vater ebenfalls zu fassen und vollends zu überwältigen. Unwillkührlich legte er aber seine Hand an seinen eigenen Vater und suchte denselben mit festem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, so daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne auseinander zu kommen. Darüber waren die junge Leuten sich mehr zwischen die Alten schiebend, in dichte Berührung gekommen und in diesem Augenblicke erhellte ein Wetterriß, der den grellen Abendschein durchließ, das nahe Gesicht des Mädchens, und Sali sah in dies ihm so wohlbekannte und doch so viel anders und schöner gewordene Gesicht. Vrenchen sah in diesem Augenblicke auch sein Erstaunen und es lächelte ganz kurz und geschwind mitten in seinem Schrecken und in seinen Thränen ihn an. Doch ermannte sich Sali, geweckt durch die Anstrengungen seines Vaters, ihn abzuschütteln,

und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und fester Haltung endlich ganz von seinem Feinde weg. Beide alte Gesellen athmeten hoch auf und begannen jetzt wieder zu schelten und zu schreien, sich von einander abwendend; ihre Kinder aber athmeten kaum und waren still wie der Tod, gaben sich aber im Wegwenden und Trennen, ungesehen von den Alten, schnell die Hände, welche vom Wasser und von den Fischen feucht und kühl waren.

Als die grollenden Parteien ihrer Wege gingen, hatten die Wolken sich wieder geschlossen, es dunkelte mehr und mehr und der Regen goß nun in Bächen durch die Luft Manz schlenderte voraus auf den dunklen nassen Wegen; er duckte sich, beide Hände in den Taschen, unter den Regengüssen, zitterte noch in seinen Gesichtszügen und mit den Zähnen, und ungesehene Thränen rieselten ihm in den Stoppelbart, die er fließen ließ um sie durch das Wegwischen nicht zu verrathen. Sein Sohn hatte aber Nichts gesehen, weil er in glückseligen Bildern verloren daherging. Er merkte weder Regen noch Sturm, weder Dunkelheit noch Elend; sondern leicht, hell und warm war es ihm innen und außen und er fühlte sich so reich und wohlgeborgen, wie ein Königssohn. Er sah fortwährend das sekundenlange Lächeln des nahen schönen Gesichtes und erwiderte dasselbe erst jetzt, eine gute halbe Stunde nachher, indem er voll Liebe in Nacht und Wetter hineinlachte und das liebe Gesicht lachte, das ihm allerwegen aus dem Dunkel entgegentrat, so daß er glaubte, Vrenchen müsse auf seinen Wegen dies Lachen nothwendig sehen und inne werden.

Sein Vater war des andern Tags wie zerschlagen und wollte nicht aus dem Hause. Der Handel und das ganze vieljährige Elend nahm heute eine neue, deutlichere Gestalt an und nahm sich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, also daß Mann und Frau matt und scheu um das Gespenst herumschlichen, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieser wieder sich in die Stube schleppten, in welcher kein Gast sich sehen ließ. Zuletzt hockte jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtodtes Zanken und Vorhalten mit dem andern, wobei sie zeitweise einschliefen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewissen kamen und sie wieder weckten. Nur Sali sah und hörte nichts davon, denn er dachte nur an Vrenchen. Es war ihm immer noch zu Muth, nicht nur als ob er unsäglich reich wäre, sondern auch was Rechts gelernt hätte und unendlich viel Schönes und

Gutes wüßte, da er nun so deutlich und bestimmt um das wußte, was er gestern gesehen. Diese Wissenschaft war ihm wie vom Himmel gefallen und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er es eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit so wundersamer Süßigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichthum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menschen herantritt in einer so klaren und deutlichen Gestalt, vom Pfäfflein getauft und wohl versehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieses ist eine feine Sache und in ihr ruht das Geheimniß oder die Offenkunde von der Wohlfahrt des Lebens, von dem Aufbau der Familie und dessen, was viele Familien zusammen sind. Es ist die Frühlingsblüthe, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächst; manche Gewächse müssen zwei bis drei oder gar vier Mal blühen, bis eine Frucht gerathen will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es so eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinste dünkt und sie meinen, es sei noch nie so schön gewesen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter dies also geordnet, so ist es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur ein Mal und auch diese Blüthe zerschlägt der Sturm, tödtet der Frost oder ersäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildniß oder in einem wüsten Sumpfe in der Einsamkeit und es wird auch Nichts daraus, als zuweilen eine herbe verkrüppelte Holzfrucht; denn alle guten Früchte wachsen in großer Gesellschaft, die Aehre steht neben der Aehre und die Traube hängt neben der Traube tausendfältig. Aber Blumen sind es immer gewesen, ob Etwas daraus geworden oder nicht und ob sie gesehen oder ungesehen verblühten, und der Frühling ist schön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte sich an diesem Tage weder müßig, noch unglücklich, weder arm, noch hoffnungslos; vielmehr war er vollauf beschäftigt, sich Vrenchens Gesicht und Gestalt vorzustellen, unaufhörlich, eine Stunde wie die andere; über dieser aufgeregten Thätigkeit aber verschwand ihm der Gegenstand derselben fast vollständig, das heißt er bildete sich endlich ein, nun doch nicht zu wissen, wie Vrenchen recht genau aussehe, er habe wohl ein allgemeines Bild von ihr im Gedächtniß, aber wenn er sie beschreiben sollte, so könnte er das nicht. Er sah fortwährend dies Bild, als ob es vor ihm stände und fühlte seinen angenehmen Einfluß, und doch sah er es nun, wie Etwas, das man eben nur ein Mal gesehen, in dessen Gewalt man liegt und das man doch noch nicht kennt. Er erinnerte sich genau der Gesichts-

züge, welche das kleine Dirnchen einst gehabt, mit großem Wohlgefallen, aber nicht eigentlich derjenigen, welche er gestern gesehen. Hätte er Vrenchen nie wieder zu sehen bekommen, so hätten sich seine Erinnerungskräfte schon behelfen müssen und das liebe Gesicht säuberlich wieder zusammengetragen, daß nicht ein Zug daran fehlte. Jetzt aber versagten sie schlau und hartnäckig ihren Dienst, weil die Augen nach ihrem Recht und ihrer Lust verlangten, und als am Nachmittage die Sonne warm und hell die oberen Stockwerke der schwarzen Häuser beschien, strich Sali aus dem Thore und seiner alten Heimat zu, welche ihm jetzt erst ein himmlisches Jerusalem zu sein schien mit zwölf glänzenden Pforten und die sein Herz klopfen machte, als er sich ihr näherte.

Er stieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen schien. Der sah sehr wild und liederlich aus, sein grau gewordener Bart war seit Wochen nicht geschoren und er sah aus wie ein recht böser verlorener Bauersmann, der sein Feld verscherzt hat und nun geht, um Andern Uebles zuzufügen. Dennoch sah ihn Sali, als sie sich vorübergingen, nicht mehr mit Haß, sondern voll Furcht und Scheu an, als ob sein Leben in dessen Hand stände und er es lieber von ihm erstehen als ertrotzen möchte. Marti aber maß ihn mit einem bösen Blicke von oben bis unten und ging seines Weges. Das war indessen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlassen sah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wolle, und er schlich sich auf alt bekannten Pfaden so lange um das Dorf herum und durch dessen verdeckte Gäßchen, bis er sich Marti's Haus und Hof gegenüber befand. Seit mehreren Jahren hatte er diese Stätte nicht mehr so nah' gesehen; denn auch als sie noch hier wohnten, hüteten sich die verfeindeten Leute gegenseitig in's Gehäge zu kommen. Deßhalb war er nun erstaunt über das, was er doch an seinem eigenen Vaterhause erlebt, und starrte voll Verwunderung in die Wüstenei, die er vor sich sah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändet worden, er besaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor, nebst etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Flusse, von welchem er hartnäckig am längsten nicht lassen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung und auf dem Acker, der einst so schön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Ernte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreste gesäet und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerrissenen Düten zusammengekehrt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, so daß der Acker aussah, wie ein recht übel gepflegter

Gemüseplatz und eine wunderliche Musterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Hand voll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts Besseres wußte, dort eine Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das übrige fortwuchern oder verfaulen zu lassen, wie es mochte. Auch lief Jedermann darin herum, wie es ihm gefiel und das schöne breite Stück Feld sah beinahe so aus, wie einst der herrenlose Acker, von dem alles Unheil herkam. Teßnahen war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirthschaft zu sehen. Der Stall war leer, die Thüre hing nur in einer Angel und unzählige Kreuzspinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glänzen vor dem dunkeln Eingang. An dem offen stehenden Scheunenthor, wo einst die Früchte des festen Landes eingefahren, hing schlechtes Fischergeräthe, zum Zeugniß der verkehrten Wasserpfuscherei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder Katze noch Hund zu sehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, sondern sprang durch einen Riß nahe am Boden über diesen hin und setzte überall kleine Tümpel an, so daß er das beste Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters, das Loch zu verstopfen und die Röhre herzustellen gewesen wäre, mußte sich Brenchen nun abquälen selbst, das lautere Wasser dieser Verkommenheit abzugewinnen und seine Wäscherei in den seichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, statt in dem vertrockneten und zerspällten Troge. Das Haus selbst war ebenso kläglich anzusehen; die Fenster waren vielfältig zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren sie das Freundlichste an dem Verfall; denn sie waren selbst die zerbrochenen Scheiben, klar und sauber gewaschen, ja förmlich polirt und glänzten so hell, wie Brenchens Augen, welche ihm in seiner Armuth ja auch allen übrigen Staat ersetzen mußten. Und wie die krausen Haare und die rothgelben Kattunhalstücher zu Brenchens Augen, stand zu diesen blinkenden Fenstern das wilde grüne Gewächs, was da durcheinander rankte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildniß von rothgelbem Goldlack. Die Bohnen hielten sich, so gut sie konnten, hier an einem Harkenstiel oder an einem verkehrt in die Erde gesteckten Stumpfbesen, dort an einer von Rost zerfressenen Heibarte oder Sponton, wie man es nannte, als Brenchens Großvater das Ding als Wachtmeister getragen, welches er jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten sie wieder lustig eine verwitterte Leiter empor, die am Hause lehnte seit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fensterchen hinunter, wie Brenchens

Kräuselhaare in seine Augen. Dieser mehr malerische als wirthliche Hof lag etwas beiseit und hatte keine näheren Nachbarhäuser, auch ließ sich in diesem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt und schaute unverwandt nach dem stillen wüsten Hause hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und schaute er so, als Brenchen unter die Hausthür kam und lange vor sich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenstande hängend. Sali rührte sich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als sie endlich zufällig in dieser Richtung hinsah, fiel er ihr in die Augen. Sie sahen sich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob sie eine Lufterscheinung betrachteten, bis sich Sali endlich aufrichtete und langsam über die Straße und über den Hof ging auf Brenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, streckte es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!" Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Thränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und sie sagte: Was willst Du hier?" – „Nur Dich sehen!" erwiederte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?" „Und unsere Eltern?" fragte Brenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. „Sind wir Schuld an dem, was sie gethan und geworden sind?" sagte Sali, „vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zusammenhalten und uns recht lieb sind!" „Es wird nie gut kommen", antwortete Brenchen mit einem tiefen Seufzer, „geh' in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!" „Bist Du allein?" fragte dieser, „kann ich einen Augenblick hinein kommen?" „Der Vater ist zur Stadt, wie er sagte, um Deinem Vater irgend Etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannst Du nicht, weil Du später vielleicht nicht so ungesehen weggehen kannst wie jetzt! Noch ist Alles still und Niemand um den Weg, ich bitte Dich, geh' jetzt!" „Nein, so geh' ich nicht! ich mußte seit gestern immer an Dich denken, und ich geh' nicht fort, wir müssen mit einander reden, wenigstens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut thun!" Brenchen besann sich ein Weilchen und sagte dann: „Ich geh' gegen Abend auf unsern Acker hinaus. Du weißt welchen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüse. Ich weiß, daß Niemand weiter dort sein wird, weil die Leute anderswo schneiden; wenn Du willst, so komm dort hin, aber jetzt geh' und nimm Dich in Acht, daß Dich Niemand sieht! Wenn auch kein Mensch hier mehr mit uns umgeht, so würden sie doch ein solches Gerede machen, daß es der Vater sogleich vernähme." Sie ließen sich jetzt die Hände

frei, ergriffen sie aber auf der Stelle wieder und beide sagten gleichzeitig: „Und wie geht es Dir auch?“ Aber statt sich zu antworten, fragten sie das Gleiche aufs Neue, und die Antwort lag nur in den beredten Augen, da sie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und, ohne sich weiter Etwas zu sagen, endlich halb selig und halb traurig aus einander huschten. „Ich komme recht bald hinaus, geh' nur gleich hin!“ rief Vrenchen noch nach.

Sali ging auch alsobald auf die stille schöne Anhöhe hinaus, über welche die drei Aecker sich erstreckten, und die prächtige stille Julisonne, die fahrenden weißen Wolken, welche über das reife wallende Kornfeld wegzogen, der glänzende weiße Fluß, der unten vorüberwallte, alles dies erfüllte ihn zum ersten Male seit langen Jahren wieder mit Glück und Zufriedenheit, statt mit Kummer, und er warf sich der Länge nach in den durchsichtigen Halbschatten des Kornes, wo dasselben Marti's wilden Acker begrenzte, und guckte glückselig in den Himmel.

Obgleich es kaum eine Viertelstunde währte, bis Vrenchen nachkam und er an nichts Anderes dachte, als an sein Glück und dessen Namen, stand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erschreckt sprang er auf. „Vreeli!“ rief er, und dieses gab ihm still und lächelnd beide Hände, und Hand in Hand gingen sie nun das flüsternde Korn entlang bis gegen den Fluß hinunter und wieder zurück, ohne viel zu reden; sie legten zwei und drei Mal den Hin- und Herweg zurück, still, glückselig und ruhig, so daß dieses einige Paar nun auch einem Sternbilde glich, welches über die sonnige Rundung der Anhöhe und hinter derselben niederging, wie einst die sicher gehenden Pflugzüge ihrer Väter. Als sie aber einsmals die Augen von den blauen Kornblumen aufschlugen, an denen sie gehaftet, sahen sie plötzlich einen andern dunkeln Stern vor sich hergehen, einen schwärzlichen Kerl, von dem sie nicht wußten, woher er so unversehens gekommen. Er mußte im Korne gelegen haben; Vrenchen zuckte zusammen und Sali sagte erschreckt: „Der schwarze Geiger!“ In der That trug der Kerl, der vor ihnen herstrich, eine Geige mit dem Bogen unter dem Arm und sah übrigens schwarz genug aus; außer einem schwarzen Filzhütchen und einem schwarzen ruhigen Kittel, den er trug, war auch sein Haar pechschwarz, so wie der ungeschorne Bart, das Gesicht und die Hände aber ebenfalls geschwärzt; denn er trieb allerlei Handwerk, meistens Kesselflicken, half auch den Kohlenbrennern und Pechsiedern in den Wäldern und ging mit der Geige nur auf einen guten Schick aus, wenn die Bauern irgendwo lustig waren und ein Fest feierten. Sali und Vrenchen

gingen mäuschenstill hinter ihm drein und dachten, er würde vom Felde gehen und verschwinden, ohne sich umzusehen, und so schien es auch zu sein, denn er that, als ob er Nichts von ihnen merkte. Dazu waren sie in einem seltsamen Bann, daß sie nicht wagten den schmalen Pfad zu verlassen und dem unheimlichen Gesellen unwillkürlich folgten, bis an das Ende des Feldes, wo jener ungerechte Steinhaufen lag, der das immer noch streitige Ackerzipfelchen bedeckte. Eine zahllose Menge von Mohnblumen oder Klatschrosen hatte sich darauf angesiedelt, weßhalb der kleine Berg feuerroth aussah zur Zeit. Plötzlich sprang der schwarze Geiger mit einem Satze auf die roth bekleidete Steinmasse hinauf, kehrte sich und sah ringsum. Das Päärchen blieb stehen und sah verlegen zu dem dunklen Burschen hinauf; denn vorbei konnten sie nicht gehen, weil der Weg in das Dorf führte, und umkehren mochten sie auch nicht vor seinen Augen. Er sah sie scharf an und rief: „Ich kenne Euch, Ihr seid die Kinder Derer, die mir den Boden hier gestohlen haben! Es freut mich zu sehen, wie gut Ihr gefahren seid, und werde gewiß noch erleben, daß Ihr vor mir den Weg alles Fleisches geht! Seht mich nur an, Ihr zwei Spatzen! Gefällt Euch meine Nase, wie?" In der That besaß er eine schreckbare Nase, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürren schwarzen Gesicht ragte oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dieß Gesicht geworfen worden war, und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Munde sich seltsam stutzte und zusammenzog, aus dem er unaufhörlich pustete, pfiff und zischte. Dazu stand das kleine Filzhütchen ganz unheimlich, welches nicht rund und nicht eckig und so sonderlich geformt war, daß es alle Augenblicke seine Gestalt zu verändern schien, obgleich es unbeweglich saß, und von den Augen des Kerls war fast Nichts als das Weiße zu sehen, da die Sterne unaufhörlich auf einer blitzschnellen Wanderung begriffen waren und wie zwei Hasen im Zickzack umhersprangen. „Seht mich nur an", fuhr er fort, „Eure Väter kennen mich wohl und Jedermann in diesem Dorfe weiß, wer ich bin, wenn er nur meine Nase ansieht. Da haben sie vor Jahren ausgeschrieben, daß ein Stück Geld für den Erben dieses Ackers bereit liege; ich habe mich zwanzig Mal gemeldet, aber ich habe keinen Taufschein und keinen Heimatschein, und meine Freunde, die Heimatlosen, die meine Geburt gesehen, haben kein gültiges Zeugniß, und so ist die Frist längst verlaufen und ich bin um den blutigen Pfennig gekommen, mit dem ich hätte auswandern können! Ich habe Eure Väter angefleht, daß sie mir bezeugen möchten, sie müßten mich nach ihrem Gewissen für den rechten Erben halten; aber sie haben mich von ihren Höfen ge-

jagt, und nun sind sie selbst zum Teufel gegangen! Item, das ist der Welt Lauf, mir kann's recht sein, ich will Euch doch geigen, wenn Ihr tanzen wollt!" Damit sprang er auf der andern Seite von den Steinen herunter und machte sich dem Dorfe zu, wo gegen Abend der Erntesegen eingebracht wurde und die Leute guter Dinge waren. Als er verschwunden, ließ sich das Paar ganz muthlos und betrübt auf die Steine nieder; sie ließen ihre verschlungenen Hände fahren und stützten die traurigen Köpfe darauf; denn die Erscheinung des Geigers und seine Worte hatten sie aus der glücklichen Vergessenheit gerissen, in welcher sie wie zwei Kinder auf- und abgewandelt, und wie sie nun auf dem harten Grund ihres Elendes saßen, verdunkelte sich das heitere Lebenslicht und ihre Gemüther wurden so schwer wie Steine.

Da erinnerte sich Vrenchen unversehens der wunderlichen Gestalt und der Nase des Geigers, es mußte plötzlich hell auflachen und rief: „Der arme Kerl sieht gar zu spaßhaft aus! Was für eine Nase!" und eine allerliebste sonnenhelle Lustigkeit verbreitete sich über des Mädchens Gesicht, als ob sie nur geharrt hätte, bis des Geigers Nase die trüben Wolken wegstieße. Sali sah Vrenchen an und sah diese Fröhlichkeit. Es hatte die Ursache aber schon wieder vergessen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali in's Gesicht. Dieser, verblüfft und erstaunt, starrte unwillkürlich mit lachendem Munde auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein süßes Weizenbrod erblickt, und rief: „Bei Gott, Vreeli! wie schön bist Du!" Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Gesang einer Nachtigall. „O du Here! rief er, „wo hast Du das gelernt? welche Teufelskünste treibst Du da?" „Ach Du lieber Gott!" sagte Vrenchen mit schmeichelnder Stimme und nahm Sali's Hand, „das sind keine Teufelskünste! Wie lange hätte ich gern einmal gelacht! Ich habe wohl zuweilen, wenn ich ganz allein war, über irgend Etwas lachen müssen, aber es war nichts Rechtes dabei; jetzt aber möchte ich Dich immer und ewig anlachen, wenn ich Dich sehe, und ich möchte Dich wohl immer und ewig sehen! Bist Du mir auch ein bischen recht gut?" „O Vreeli!" sagte er und sah ihr ergeben und treuherzig in die Augen, „ich habe noch nie ein Mädchen angesehen, es war mir immer, als ob ich Dich einst lieb haben müßte, und ohne daß ich wollte oder wußte, hast Du mir doch immer im Sinn gelegen!" „Und Du mir auch," sagte Vrenchen, „und das noch viel mehr; denn Du hast mich nie angesehen und wußtest nicht, wie ich geworden bin; ich aber habe Dich

zu Zeiten aus der Ferne und sogar heimlich aus der Nähe recht gut betrachtet und wußte immer, wie Du aussiehst! Weißt Du noch, wie oft wir als Kinder hieher gekommen sind? Denkst Du noch des kleinen Wagens? Wie kleine Leute sind wir damals gewesen und wie lang ist es her! Man sollte denken, wir wären recht alt!" „Wie alt bist Du jetzt?" fragte Sali voll Vergnügen und Zufriedenheit, „Du mußt ungefähr siebzehn sein?" „Siebzehn und ein halbes Jahr bin ich alt!" erwiederte Vrenchen, „und wie alt bist Du? Ich weiß aber schon, Du bist bald zwanzig!" „Woher weißt Du das?" fragte Sali. „Gelt, wenn ich es sagen wollte!" „Du willst es nicht sagen?" „Nein!" „Gewiß nicht?" „Nein, nein! „Du sollst es sagen!" „Willst Du mich etwa zwingen?" „Das wollen wir sehen!" Diese einfältigen Worte führte Sali, um seine Hände zu beschäftigen und mit ungeschickten Liebkosungen, welche wie eine Strafe aussehen sollten, das schöne Mädchen zu bedrängen. Sie führte auch, sich wehrend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechsel fort, der trotz seiner Leerheit beide witzig und süß genug dünkte, bis Sali erbost und kühn genug war, Vrenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, seine Wangen glühten wie Purpur und sein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchschimmern. Fein und schön flossen die dunkeln Augenbraunen in einander und die junge Brust hob und senkte sich muthwillig unter sämmtlichen vier Händen, welche sich kunterbunt darauf streichelten und bekriegten. Sali wußte sich nicht zu lassen vor Freuden, das schlanke schöne Geschöpf vor sich zu sehen, es sein eigen zu wissen, und es dünkte ihn ein Königreich. „Alle Deine weißen Zähne hast Du noch!" lachte er, „weißt Du noch, wie oft wir sie einst gezählt haben? Kannst Du jetzt zählen?" „Das sind ja nicht die gleichen, Du Löhli!" sagte Vrenchen, „jene sind längst ausgefallen!" Sali wollte nun in seiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Vrenchen verschloß plötzlich den rothen Mund, richtete sich auf und begann einen Kranz von Mohnrosen zu winden, den es sich auf den Kopf setzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Ansehen, und der arme Sali hielt in seinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn sie es nur gemalt an ihren Wänden hätten sehen können. Jetzt sprang sie aber empor und rief: „Himmel, wie heiß ist es hier! Da sitzen wir wie die Narren und lassen uns versengen! Komm, mein Lieber! laß uns in's hohe Korn sitzen!" Sie schlüpften hinein so geschickt und sachte, daß sie kaum eine Spur zurückließen,

und bauten sich einen engen Kerker in den goldenen Aehren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als sie drin saßen, so daß sie nur den tiefblauen Himmel über sich sahen und sonst Nichts von der Welt. Sie umhalsten sich und küßten sich unverweilt und so lange, bis sie einstweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das Küssen zweier Verliebten auf eine oder zwei Minuten sich selbst überlebt und die Vergänglichkeit alles Lebens mitten im Rausche der Blüthezeit ahnen läßt. Sie hörten die Lerchen singen hoch über sich und suchten dieselben mit ihren scharfen Augen, und wenn sie glaubten, flüchtig eine in der Sonne aufblitzen zu sehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinschießenden Stern am blauen Himmel, so küßten sie sich wieder zur Belohnung und suchten einander zu übervortheilen und zu täuschen, so viel sie konnten. „Siehst Du, dort blitzt Eine!“ flüsterte Sali, und Vrenchen erwiederte eben so leise: „Ich höre sie wohl, aber ich sehe sie nicht!“ „Doch, paß nur auf, dort wo das weiße Wölkchen steht, ein wenig rechts davon!“ Und beide sahen eifrig hin und sperrten vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neste, um sie unverzüglich auf einander zu heften, wenn sie sich einbildeten, die Lerche gesehen zu haben. Auf einmal hielt Vrenchen inne und sagte: „Dies ist also eine ausgemachte Sache, daß Jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es Dich nicht so?“ „Ja“, sagte Sali, „es scheint mir fast auch!“ „Wie gefällt Dir denn Dein Schätzchen“, sagte Vrenchen, „was ist es für ein Ding, „was hast Du von ihm zu melden?“ „Es ist ein gar feines Ding“, sagte Sali, „es hat zwei braune Augen, einen rothen Mund und läuft auf zwei Füßen; aber seinen Sinn kenne ich weniger als den Papst zu Rom! und was kannst Du von Deinem Schatz berichten?“ „Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene starke Arme; aber seine Gedanken sind mir unbekannter, als der türkische Kaiser!“ „Es ist eigentlich wahr“, sagte Sali, „daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie gesehen hätten, so fremd hat uns die lange Zeit gemacht, seit wir groß geworden sind! Was ist Alles vorgegangen in Deinem Köpfchen, mein liebes Kind?“ „Ach, nicht viel! tausend Narrenspossen haben sich wollen regen, aber es ist mir immer so trübselig ergangen daß sie nicht aufkommen konnten!“ „Du armes Schätzchen!“ sagte Sali, „ich glaube aber, Du hast es hinter den Ohren, nicht?“ „Das kannst Du ja nach und nach erfahren, wenn Du mich recht lieb hast!“ „Wenn Du einst meine Frau bist?“ Vrenchen zitterte leis bei diesem letzten Worte und schmiegte sich tiefer in Sali's Arme, ihn von Neuem lange und zärtlich küssend. Es traten ihr dabei Thränen in die Augen,

und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindschaft ihrer Eltern. Vrenchen seufzte und sagte: „Komm, ich muß nun gehen!“ und so erhoben sie sich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als sie Vrenchens Vater spähend vor sich sahen. Mit dem kleinlichen Scharfsinn des müßigen Elendes hatte dieser, als er dem Sali begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu suchen ginge, und sich des gestrigen Vorfalls erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu schlendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeschäftigter Bosheit, und nicht so bald gewann der Verdacht eine bestimmte Gestalt, so kehrte er mitten in den Gassen von Seldwyla um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er seine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich suchte. Mit wachsender Neugier rannte er auf den Acker hinaus, und als er da Vrenchens Korb liegen sah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen selbst aber nirgends erblickte, spähte er eben am Korne des Nachbars herum, als die erschrockenen Kinder herauskamen.

Sie standen wie versteinert und Marti stand erst auch da und beschaute sie mit bösen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben in Geberden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burschen, um ihn zu würgen; Sali wich aus und floh einige Schritte zurück, entsetzt über den wilden Mann, sprang aber sogleich wieder zu, als er sah, daß der Alte statt seiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rothe Kranz herunterflog, und seine Haare um die Hand wickelte, um es mit sich fort zu reißen und weiter zu mißhandeln. Ohne sich zu besinnen, raffte er einen Stein auf und schlug mit demselben den Alten gegen den Kopf, halb in Angst um Vrenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und sank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufschreiende Vrenchen mit. Sali befreite noch dessen Haare aus der Hand des Bewußtlosen und richtete es auf; dann stand er da wie eine Bildsäule, rathlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie todt daliegenden Vater sah, fuhr sich mit den Händen über das erbleichende Gesicht, schüttelte sich und sagte: „Hast Du ihn erschlagen?“ Sali nickte lautlos und Vrenchen schrie: „O Gott, Du lieber Gott! Es ist mein Vater! der arme Mann!“ und sinnlos warf es sich über ihn und hob seinen Kopf auf, an welchem indessen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder sinken, Sali ließ sich auf der andern Seite des Mannes nieder und Beide schauten, still wie das Grab und mit erlahmten reglosen Händen in das leblose Gesicht. Um nur Etwas anzufangen,

sagte endlich Sali: „Er wird doch nicht gleich todt sein müssen? das ist gar nicht ausgemacht!“ Vrenchen riß ein Blatt von einer Klatschrose ab und legte es auf die erblaßten Lippen und es bewegte sich schwach. „Er athmet noch“, rief es, „so lauf' doch in's Dorf und hol' Hülfe!“ Als Sali aufsprang und laufen wollte, streckte es ihm die Hand nach und rief ihn zurück: „Komm aber nicht mit zurück und sage Nichts, wie es zugegangen, ich werde auch schweigen, man soll Nichts aus mir herausbringen!“ sagte es und sein Gesicht, das es dem armen rathlosen Burschen zuwandte, überfloß von schmerzlichen Thränen. „Komm, küß mich noch ein Mal! Nein, geh', mach Dich fort! Es ist aus, es ist ewig aus, wir können nicht zusammenkommen!“ Es stieß ihn fort und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; diesem trug er auf, die nächsten Leute zu holen und beschrieb ihm genau, wo die Hülfe nöthig sei. Dann machte er sich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gehölze herum. Am Morgen schlich er in die Felder, um zu erspähen, wie es gegangen sei, und hörte von frühen Leuten, welche mit einander sprachen, daß Marti noch lebe, aber Nichts von sich wisse, und wie das eine seltsame Sache sei, da kein Mensch wisse, was ihm zugestoßen. Erst jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg sich in dem dunkeln Elend des Hauses.

Vrenchen hielt ihm Wort; es war Nichts aus ihm herauszufragen, als daß es selbst den Vater so gefunden habe, und da er am andern Tage sich wieder tüchtig regte und athmete, freilich ohne Bewußtsein, und überdieß kein Kläger da war, so nahm man an, er sei betrunken gewesen und auf die Steine gefallen und ließ die Sache auf sich beruhen. Vrenchen pflegte ihn und ging nicht von seiner Seite, außer um die Arzneimittel zu holen beim Doktor und etwa für sich selbst eine schlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von Nichts, obgleich es Tag und Nacht auf sein mußte und Niemand ihm half. Es dauerte beinahe sechs Wochen, bis der Kranke allmälig zu seinem Bewußtsein kam, obgleich er vorher schon wieder aß und in seinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtsein, das er jetzt erlangte, sondern es zeigte sich immer deutlicher, je mehr er sprach, daß er blödsinnig geworden, und zwar auf die wunderlichste Weise. Er erinnerte sich nur dunkel an das Geschehene und wie an etwas sehr Lustiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war sehr guter Dinge. Noch im Bette liegend brachte er hundert närrische, sinnlos muthwillige

Redensarten und Einfälle zum Vorschein, schnitt Gesichter und zog sich die schwarzwollene Zipfelmütze in die Augen und über die Nase herunter, daß diese aussah, wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Thränen vergießend über das thörichte Wesen, welches die arme Tochter noch mehr ängstigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges anstellte, so mußte es mitten in seiner Qual laut auflachen, da sein unterdrücktes Wesen immer zur Lust aufzuspringen bereit war, wie ein gespannter Bogen, worauf aber eine um so tiefere Betrübniß erfolgte. Als der Alte aber aufstehen konnte, war gar Nichts mehr mit ihm anzustellen, er machte Nichts als Dummheiten, lachte und stoberte um das Haus herum, setzte sich in die Sonne und streckte die Zunge heraus oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Ueberbleibseln seines ehemaligen Besitzes und die Unordnung so weit gediehen, daß auch sein Haus und der letzte Acker, seit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Aecker des Manz gekauft, benutzte die gänzliche Verkommenheit Marti's und seine Krankheit und führte den alten Streit wegen des strittigen Steinfleckes kurz und entschlossen zu Ende und der verlorne Prozeß trieb Marti's Faß vollends den Boden aus, indessen er in seinem Blödsinne Nichts mehr von diesen Dingen wußte. Die Versteigerung fand statt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Kosten untergebracht; diese Anstalt befand sich in der Hauptstadt des Ländchens, der gesunde und eßbegierige Blödsinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochsen bespanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlicher Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen, und Vrenchen setzte sich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf diesem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbniß zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Vrenchen wachte sorgfältig über seinen Vater und ließ es ihm an Nichts fehlen, und es sah sich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Capriolen des Unglücklichen die Leute aufmerksam wurden und dem Wägelchen nachliefen, wo sie durchfuhren. Endlich erreichten sie das weitläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die Alle in weiße Kittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkäppchen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Vrenchens Augen in

diese Tracht gekleidet, und er freuete sich wie ein Kind darüber und tanzte singend umher. „Gott grüß euch, ihr geehrten Herren!“ rief er seine neuen Genossen an, „ein schönes Haus habt ihr hier! Geh' heim, Brenggel! und sag' der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Juchhei! Es kreucht ein Igel über den Hag, ich hab' ihn hören bellen! O Meitli küss' kein' alten Knab, küss' nur die jungen Gesellen! Alle die Wässerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es sein! Gehst Du schon, Vreeli? Du siehst ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch so erfreulich! Die Füchsin schreit im Felde! Halleo, halleo! das Herz thut ihr weh! hoho!“ Ein Aufseher gebot ihm Ruhe und führte ihn zu einer leichten Arbeit, und Vrenchen ging das Fuhrwerk aufzusuchen. Es setzte sich auf den Wagen, zog ein Stückchen Brod hervor und aß dasselbe; dann schlief es, bis der Bauer kam und mit ihm nach dem Dorfe zurückfuhr. Sie kamen erst in der Nacht an. Vrenchen ging nach dem Hause, in dem es geboren und nur zwei Tage bleiben durfte, und es war jetzt zum ersten Mal in seinem Leben ganz allein darin. Es machte ein Feuer, um das letzte Restchen Kaffee zu kochen, das es noch besaß, und setzte sich auf den Herd; denn es war ihm ganz elendiglich zu Muth. Es sehnte sich und härmte sich ab, den Sali nur ein einziges Mal zu sehen und dachte inbrünstig an ihn; aber die Sorgen und der Kummer verbitterten seine Sehnsucht und diese machte die Sorgen wieder viel schwerer. So saß es und stützte den Kopf in die Hände, als Jemand durch die offen stehende Thür hereinkam. „Sali!“ rief Vrenchen, als es aufsah, und fiel ihm um den Hals; dann sahen sich aber Beide erschrocken an und riefen: „Wie siehst Du elend aus!“ Denn Sali sah nicht minder als Vrenchen bleich und abgezehrt aus. Alles vergessend, zog es ihn zu sich auf den Herd und sagte: „Bist Du krank gewesen, oder ist es Dir auch so schlimm gegangen?“ Sali antwortete: „Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach Dir! Bei uns geht es jetzt hoch und herrlich zu; der Vater hat einen Einzug und Unterschleif von auswärtigem Gesindel und ich glaube, so viel ich merke, ist er ein Diebshehler geworden. Deßhalb ist jetzt einstweilen Hülle und Fülle in unserer Taverne, so lange es geht und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Die Mutter hilft dazu, aus bitterlicher Gier, nur Etwas im Hause zu sehen, und glaubt, den Unfug noch durch eine gewisse Aufsicht und Ordnung annehmlich und nützlich zu machen! Mich fragt man nicht und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an Dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landstreicher bei uns einkehren, so haben wir alle Tage gehört, was

bei euch vorgeht, worüber mein Vater sich freut wie ein kleines Kind. Daß Dein Vater heute nach dem Spittel gebracht wurde, haben wir auch vernommen; ich habe gedacht, Du werdest jetzt allein sein, und bin gekommen, um Dich zu sehen!" Vrenchen klagte ihm jetzt auch Alles, was sie drückte und was sie litt, aber mit so leichter zutraulicher Zunge, als ob sie ein großes Glück beschriebe, weil sie glücklich war, Sali neben sich zu sehen. Sie brachte inzwischen nothdürftig ein Becken voll warmen Kaffee zusammen, welchen mit ihr zu theilen sie den Geliebten zwang. „Also übermorgen mußt Du hier weg?" sagte Sali, „was soll denn um's Himmelswillen werden?" „Das weiß ich nicht", sagte Vrenchen, „ich werde dienen müssen und in die Welt hinaus! Ich werde es aber nicht aushalten ohne Dich; und doch kann ich Dich nie bekommen, auch wenn alles Andere nicht wäre, bloß weil Du meinen Vater geschlagen und um den Verstand gebracht hast! Dies würde immer ein schlechter Grundstein unserer Ehe sein und wir Beide nie sorglos werden, nie!" Sali seufzte und sagte: „Ich wollte auch schon hundert Mal Soldat werden oder mich in einer fremden Gegend als Knecht verdingen, aber ich kann noch nicht fortgehen, so lange Du hier bist, und hernach wird es mich aufreiben. Ich glaube das Elend macht meine Liebe zu Dir stärker und schmerzhafter, so daß es um Leben und Tod geht! Ich habe von dergleichen keine Ahnung gehabt!" Vrenchen sah ihn liebevoll lächelnd an; sie lehnten sich an die Wand zurück und sprachen Nichts mehr, sondern gaben sich schweigend der glückseligen Empfindung hin, die sich über allen Gram erhob, daß sie sich im größten Ernst gut wären und geliebt wüßten. Darüber schliefen sie friedlich ein auf dem unbequemen Herde, ohne Kissen und Pfühl, und schliefen so sanft und ruhig wie zwei Kinder in einer Wiege. Schon graute der Morgen, als Sali zuerst erwachte; er weckte Vrenchen so sacht er konnte; aber es duckte sich immer wieder an ihn, schlaftrunken, und wollte sich nicht ermuntern. Da küßte er es heftig auf den Mund und Vrenchen fuhr empor, machte die Augen weit auf und als es Sali erblickte, rief es: „Herrgott, ich habe eben noch von Dir geträumt! Es träumte mir, wir tanzten mit einander auf unserer Hochzeit, lange, lange Stunden! und waren so glücklich, sauber geschmückt und es fehlte uns an Nichts. Da wollten wir uns endlich küssen und dürsteten darnach, aber immer zog uns Etwas aus einander und nun bist Du es selbst gewesen, der uns gestört und gehindert hat! Aber wie gut, daß Du gleich da bist!" Gierig fiel es ihm um den Hals und küßte ihn, als ob es kein Ende nehmen sollte. „Und was hast Du denn geträumt?" fragte es und streichelte ihm Wangen und Kinn. „Mir

träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und Du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen sahst Du nach mir um, winktest mir und lachtest und dann war ich wie im Himmel. Das ist Alles!" Sie traten unter die offen gebliebene Küchenthüre, die unmittelbar in's Freie führte, und mußten lachen, als sie sich in's Gesicht sahen. Denn die rechte Backe Brenchens und die linke Sali's, welche im Schlafe an einander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz roth gefärbt, während die Bläße der andern durch die kühle Nachtluft noch erhöht war. Sie rieben sich zärtlich die kalte bleiche Seite ihrer Gesichter, um sie auch roth zu machen; die frische Morgenluft, der thauige stille Frieden, der über der Gegend lag, das junge Morgenroth machten sie fröhlich und selbstvergessen, und besonders in Brenchen schien ein freundlicher Geist der Sorglosigkeit gefahren zu sein. „Morgen Abend muß ich also aus diesem Hause fort", sagte es, „und ein anderes Obdach suchen. Vorher aber möchte ich Ein Mal, nur Ein Mal, recht lustig sein, und zwar mit Dir; ich möchte recht herzlich und fleißig mit Dir tanzen irgendwo, denn das Tanzen aus dem Traume steckt mir immerfort im Sinn!" „Jedenfalls will ich dabei sein und sehen, wo Du unterkommst", sagte Sali, „und tanzen wollte ich auch gerne mit Dir, Du herziges Kind! aber wo?" „Es ist Morgen Kirchweih an zwei Orten nicht sehr weit von hier", erwiderte Brenchen, da kennt und beachtet man uns weniger; draußen am Wasser will ich auf Dich warten und dann können wir gehen, wohin es uns gefällt, um uns lustig zu machen, einmal! Ein Mal nur! Aber je, wir haben ja kein Geld!" setzte es traurig hinzu, „da kann Nichts daraus werden!" „Laß nur", sagte Sali, „ich will schon Etwas mitbringen!" „Doch nicht von Deinem Vater, von — von dem Gestohlenen?" „Nein, sei nur ruhig! ich habe noch meine silberne Uhr bewahrt bis dahin, die will ich verkaufen." „Ich will Dir nicht abrathen", sagte Brenchen erröthend, „denn ich glaube, ich müßte sterben, wenn ich nicht Morgen mit Dir tanzen könnte." „Es wäre das Beste, wir Beide könnten sterben!" sagte Sali; sie umarmten sich wehmüthig und schmerzlich zum Abschied, und als sie von einander ließen, lachten sie sich doch freundlich an in der sichern Hoffnung auf den nächsten Tag. „Aber wann willst Du denn kommen?" rief Brenchen noch. „Spätestens um eilf Uhr Mittags", erwiderte er, „wir wollen recht ordentlich zusammen Mittag essen!" „Gut, gut! komm lieber um halb eilf schon!" Doch als Sali schon im Gehen war, rief sie ihn noch einmal zurück und zeigte ein plötzlich verändertes, verzweiflungsvolles Gesicht. „Es wird doch Nichts daraus", sagte sie bitterlich weinend, „ich habe keine

Sonntagsschuhe mehr! Schon gestern habe ich diese groben hier anziehen müssen, um nach der Stadt zu kommen! Ich weiß keine Schuhe aufzubringen!" Sali stand rathlos und verblüfft. „Keine Schuhe!" sagte er „da mußt Du halt in diesen kommen!" „Nein, nein, in denen kann ich nicht tanzen!" „Nun, so müssen wir welche kaufen!" „Wo, mit was?" „Ei, in Seldwyl da gibt es Schuhläden genug! Geld werde ich in minder als zwei Stunden haben." „Aber ich kann doch nicht mit Dir in Seldwyl herumgehen, und dann wird das Geld nicht langen auch noch Schuhe zu kaufen!" „Es muß! und ich will die Schuhe kaufen und morgen mitbringen!" „O Du Närrchen, sie werden ja nicht passen, die Du kaufst!" „So gieb mir einen alten Schuh mit, oder halt, noch besser, ich will Dir das Maß nehmen, das wird doch kein Herenwerk sein!" „Das Maß nehmen? Wahrhaftig, daran hab' ich nicht gedacht! Komm, ich will Dir ein Schnürchen suchen!" Sie setzte sich wieder auf den Herd, zog den Rock etwas zurück und streifte den Schuh vom Fuße, der noch von der gestrigen Reise her mit einem weißen Strumpfe bekleidet war. Sali kniete nieder und nahm so gut er es verstand, das Maß, indem er den zierlichen Fuß der Länge und Breite nach umspannte mit dem Schnürchen und sorgfältig Knoten in dasselbe knüpfte. „Du Schuhmacher!" sagte Vrenchen und lachte erröthend und freundschaftlich zu ihm nieder. Sali wurde aber auch roth und hielt den Fuß fest in seinen Händen, länger als nöthig war, so daß Vrenchen ihn noch tiefer erröthend zurückzog, den verwirrten Sali aber noch einmal stürmisch umhelfte und küßte, dann aber fortschickte.

Sobald er in der Stadt war, trug er seine Uhr zu einem Uhrmacher, der ihm sechs oder sieben Gulden dafür gab, für die silberne Kette bekam er auch einige Gulden, und er dünkte sich nun reich genug; denn er hatte, seit er groß war, nie so viel Geld besessen auf einmal. Wenn nur erst der Tag vorüber und der Sonntag angebrochen wäre, um das Glück damit zu erkaufen, das er sich von dem Tage versprach, dachte er; denn wenn das Uebermorgen auch um so dunkler und unbekannter hereinragte, so gewann die ersehnte Lustbarkeit von Morgen nur einen seltsamern erhöhten Glanz und Schein. Indessen brachte er die Zeit noch leidlich hin, indem er ein Paar Schuhe für Vrenchen suchte, und dies war ihm das vergnügteste Geschäft, das er je betrieben. Er ging von einem Schuhmacher zum andern, ließ sich alle Weiberschuhe zeigen, die vorhanden waren, und endlich handelte er ein leichtes und feines Paar ein, so hübsch, wie sie Vrenchen noch nie getragen. Er verbarg die Schuhe unter seiner Weste und that sie die übrige Zeit des Tages nicht mehr von sich;

er nahm sie sogar mit in's Bett und legte sie unter das Kopfkissen. Da er das Mädchen heute früh noch gesehen und morgen wieder sehen sollte, so schlief er fest und ruhig, war aber in aller Frühe munter und begann seinen dürftigen Sonntagsstaat zurecht zu machen und auszuputzen so gut es gelingen wollte. Es fiel seiner Mutter auf und sie fragte verwundert, was er vor habe, da er sich schon lange nicht mehr so sorglich angezogen. Er wolle einmal über Land gehen und sich ein wenig umthun, erwiderte er, er werde sonst krank in diesem Hause. „Das ist mir die Zeit her ein merkwürdiges Leben", murrte der Vater, „und ein Herumschleichen!" „Laß ihn nur gehen", sagte aber die Mutter, „es thut ihm vielleicht gut, es ist ja ein Elend, wie er aussieht!" „Hast Du Geld zum Spazierengehen? woher hast Du es?" sagte der Alte. „Ich brauche keines!" sagte Sali. „Da hast Du einen Gulden!" versetzte der Alte und warf ihm denselben hin. „Du kannst im Dorf in's Wirthshaus gehen und ihn dort verzehren, damit sie nicht glauben, wir seien hier so übel dran." „Ich will nicht in's Dorf und brauche den Gulden nicht, behaltet ihn nur!" „So hast Du ihn gehabt, es wäre Schad', wenn Du ihn haben müßtest, Du Steckkopf" rief Manz und schob seinen Gulden wieder in die Tasche. Seine Frau aber, welche nicht wußte, warum sie heute ihres Sohnes wegen so wehmüthig und gerührt war, brachte ihm ein großes schwarzes Mailänder Halstuch mit rothem Rande, das sie nur selten getragen und er schon früher gern gehabt hätte. Er schlang es um den Hals und ließ die langen Zipfel fliegen, auch stellte er zum ersten Mal den Hemdkragen, den er sonst immer umgeschlagen, ehrbar und männlich in die Höhe, bis über die Ohren hinauf, in einer Anwandlung ländlichen Stolzes, und machte sich dann, seine Schuhe in der Brusttasche des Rockes, schon nach sieben Uhr auf den Weg. Als er die Stube verließ, drängte ihn ein seltsames Gefühl, Vater und Mutter die Hand zu geben und auf der Straße sah er sich noch einmal nach dem Hause um. „Ich glaube am Ende", sagte Manz, „der Bursche streicht irgend einem Weibsbild nach, das hätten wir gerade noch nöthig!" Die Frau sagte: „O wollte Gott! daß er vielleicht ein Glück machte! das thät dem armen Buben gut!" „Richtig!" sagte der Mann, „das fehlt nicht! das wird ein himmlisches Glück geben, wenn er nur erst an eine solche Maultasche zu gerathen das Unglück hat! das thäte dem armen Bübeli gut! natürlich!"

Sali richtete seinen Schritt erst nach dem Flusse zu, wo er Vrenchen erwarten wollte; aber unterwegs ward er anderen Sinnes und ging geradezu in's Dorf, um Vrenchen im Hause selbst abzu-

holen, weil es ihm zu lang währte bis halb elf. „Was kümmern uns die Leute!“ dachte er. „Niemand hilft uns und ich bin ehrlich und fürchte Niemand!“ So trat er unerwartet in Vrenchens Stube und eben so unerwartet fand er es schon vollkommen angekleidet und geschmückt dasitzen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali stand mit offenem Munde still in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, so schön sah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber dasselbe war frisch und sauber und saß ihm sehr gut um den schlanken Leib. Darüber trug es ein schneeweißes Mousselinehalstuch und dies war der ganze Anzug. Das braune gekräuselte Haar hatte es wohl geordnet und die sonst so wilden Löckchen lagen nun fein und lieblich um den Kopf; da Vrenchen seit vielen Wochen fast nicht aus dem Hause gekommen, so war seine Farbe zarter und durchsichtiger geworden, sowie auch vom Kummer; aber in diese Durchsichtigkeit goß jetzt die Liebe und die Freude ein Roth um das andere, und an der Brust trug es einen schönen Blumenstrauß von Rosmarin, Rosen und prächtigen Astern. Es saß am offenen Fenster und athmete still und hold die frisch durchsonnte Morgenluft; wie es aber Sali erscheinen sah, streckte es ihm beide hübsche Arme entgegen, welche vom Ellbogen an bloß waren, und rief: „Wie Recht hast Du, daß Du schon jetzt und hieher kommst! Aber hast Du mir Schuhe gebracht? Gewiß? Nun steh' ich nicht auf, bis ich sie an habe!“ Er zog die Ersehnten aus der Tasche und gab sie dem begierigen schönen Mädchen; es schleuderte die alten von sich, schlüpfte in die neuen und sie paßten sehr gut. Erst jetzt erhob es sich vom Stuhl, wiegte sich in den neuen Schuhen und ging eifrig einige Mal auf und nieder. Es zog das lange blaue Kleid etwas zurück und beschaute wohlgefällig die rothen wollenen Schleifen, welche die Schuhe zierten, während Sali unaufhörlich die feine reizende Gestalt betrachtete, welche da in lieblicher Aufregung vor ihm sich regte und freute. „Du beschaust meinen Strauß?“ sagte Vrenchen, „hab' ich nicht einen schönen zusammengebracht? Du mußt wissen, dies sind die letzten Blumen, die ich noch aufgefunden in dieser Wüstenei. Hier war noch ein Röschen, dort eine Aster, und wie sie nun gebunden sind, würde man es ihnen nicht ansehen, daß sie aus einem Untergange zusammengesucht sind! Nun ist es aber Zeit, daß ich fortkomme, nicht ein Blümchen mehr im Garten und das Haus auch leer!“ Sali sah sich um und bemerkte erst jetzt, daß alle Fahrhabe, die noch da gewesen, weggebracht war. „Du armes Vreeli! sagte er, „haben sie Dir schon Alles genommen?“ „Gestern“, erwiderte es, „haben sie's weggeholt,

was sich von der Stelle bewegen ließ und mir kaum mehr mein Bett gelassen. Ich hab's aber gleich verkauft und hab' jetzt auch Geld, sieh!" Es holte einige neu glänzende Thalerstücke aus der Tasche seines Kleides und zeigte sie ihm. „Damit", fuhr es fort, „sagte der Waisenvogt, der auch hier war, solle ich mir einen Dienst suchen in einer Stadt und ich solle mich heute gleich auf den Weg machen!" „Da ist aber auch gar Nichts mehr vorhanden", sagte Sali, nachdem er in die Küche geguckt hatte, „ich sehe kein Hölzchen, kein Pfännchen, kein Messer! Hast Du denn auch nicht zu Morgen gegessen?" „Nichts!" sagte Vrenchen, „ich hätte mir etwas holen können, aber ich dachte, ich wolle lieber hungrig bleiben, damit ich recht viel essen könne mit Dir zusammen, denn ich freue mich so sehr darauf, Du glaubst nicht, wie ich mich freue!" „Wenn ich Dich nur anrühren dürfte", sagte Sali, „so wollte ich Dir zeigen, wie es mir ist, Du schönes, schönes Ding!" „Du hast Recht, Du würdest meinen ganzen Staat verderben, und wenn wir die Blumen ein bischen schonen, so kommt es zugleich meinem armen Kopf zu gut, den Du mir übel zuzurichten pflegst!" „So komm, jetzt wollen wir ausrücken!" „Noch müssen wir warten, bis das Bett abgeholt wird; denn nachher schließe ich das leere Haus zu und gehe nicht mehr hieher zurück! Mein Bündelchen gebe ich der Frau aufzuheben, die das Bett gekauft hat." Sie setzten sich daher einander gegenüber und warteten; die Bäuerin kam bald, eine vierschrötige Frau mit lautem Mundwerk, und hatte einen Burschen bei sich, welcher die Bettstelle tragen sollte. Als diese Frau Vrenchens Liebhaber erblickte und das geputzte Mädchen selbst, sperrte sie Maul und Augen auf, stemmte die Arme unter, und schrie: „Ei sieh da, Vreeli! Du treibst es ja schon gut! Hast einen Besucher und bist gerüstet wie eine Prinzeß?" „Gelt aber!" sagte Vrenchen freundlich lachend, „wißt ihr auch, wer das ist?" „Ei ich denke, das ist wohl der Sali Manz? Berg und Thal kommen nicht zusammen, sagt man, aber die Leute! Aber nimm Dich doch in Acht, Kind, und denk' wie es einem Eltern ergangen ist!" „Ei, das hat sich jetzt gewendet und Alles ist gut geworden" erwiederte Vrenchen lächelnd und freundlich mittheilsam, ja beinahe herablassend „seht, Sali ist mein Hochzeiter!" „Dein Hochzeiter! was du sagst!" „Ja und er ist ein reicher Herr, er hat hunderttausend Gulden in der Lotterie gewonnen! Denket einmal, Frau!" Diese that einen Sprung, schlug ganz erschrocken die Hände zusammen und schrie: „Hund — hunderttausend Gulden!" „Hunderttausend Gulden!" versicherte Vrenchen ernsthaft. „Herr Du meines Lebens! Es ist aber nicht wahr, Du lügst mich an, mein Kind!" „Nun glaubt was ihr wollt!" „Aber wenn

es wahr ist und Du heirathest ihn, was wollt ihr dann machen mit dem Gelde? Willst Du wirklich eine vornehme Frau werden?„ „Versteht sich, in drei Wochen halten wir die Hochzeit!“ „Geh' mir weg, Du bist eine häßliche Lügnerin!“ „Das schönste Haus hat er schon gekauft in Seldwyl mit einem großen Garten und Weinberg; ihr müßt mich auch besuchen, wenn wir eingerichtet sind, ich zähle darauf!“ „Allweg, Du Teufelsherlein, was Du bist!“ „Ihr werdet sehen, wie schön es da ist! einen herrlichen Kaffe werde ich machen und euch mit feinem Eierbrod aufwarten, mit Butter und Honig!“ „Du Ketzerslösli! zähl' drauf, daß ich komme! rief die Frau mit lüsternem Gesicht und der Mund wässerte ihr. „Kommt ihr aber um die Mittagszeit und seid ermüdet vom Markt, so soll euch eine kräftige Fleischbrühe und ein Glas Wein immer parat stehen!„ „Das wird mir bß thun!“ „Und an etwas Zuckerwerk oder weißen Wecken für die lieben Kinder zu Hause soll es euch auch nicht fehlen!“ „Es wird mir ganz schmachtend!“ „Ein artiges Halstüchelchen oder ein Restchen Seidenzeug oder ein hübsches altes Band für eure Röcke, oder ein Stück Zeug zu einer neuen Schürze wird gewiß auch zu finden sein, wenn wir meine Kisten und Kasten durchmustern in einer vertrauten Stunde!“ Die Frau drehte sich auf den Hacken herum und schüttelte jauchzend ihre Röcke. „Und wenn euer Mann ein vortheilhaftes Geschäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, so wißt ihr, wo ihr anklopfen sollt. Mein lieber Sali wird froh sein, jederzeit ein Stück Baares sicher und erfreulich anzulegen? Ich selbst werde auch etwa einen Sparpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhelfen!“ Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, sie sagte gerührt: „Ich habe immer gesagt, Du seiest ein braves und gutes und schönes Kind! Der Herr wolle es Dir wohl ergehn lassen, immer und ewiglich und es Dir gesegnen, was Du an mir thust!“ „Dagegen verlange ich aber auch, daß ihr es gut mit mir meint!„ „Allweg kannst Du das verlangen!“ „Und daß ihr jederzeit eure Waaren, sei es Obst, seien es Kartoffeln, sei es Gemüse erst zu mir bringet und mir anbietet, ehe ihr auf den Markt gehet, damit ich sicher sei, eine rechte Bäuerin an der Hand zu haben, auf die ich mich verlassen kann! Was irgend Einer gibt für die Waare, werde ich gewiß auch geben mit tausend Freuden, ihr kennt mich ja! Ach, es ist nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die so rathlos in ihren Mauern sitzt und doch so vieler Dinge benöthigt ist, und eine rechtschaffene ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gute und dauerhafte Freundschaft zusammen haben! Es kommt Einem zugut in hun-

den Fällen, in Freud' und Leid, bei Gevatterschaften und Hochzeiten, wenn die Kinder unterrichtet werden, und konfirmirt, wenn sie in die Lehre kommen und wenn sie in die Fremde sollen! Bei Mißwachs und Ueberschwemmungen, bei Feuersbrünsten und Hagelschlag, wofür uns Gott behüte!" „Wofür uns Gott behüte!" sagte die gute Frau schluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; „welch' ein verständiges und tiefsinniges Bräutlein bist Du, ja, Dir wird es gut gehen, da müßte keine Gerechtigkeit in der Welt sein! Schön, sauber, klug und weise bist Du, arbeitsam und geschickt zu allen Dingen! Keine ist feiner und besser als Du, in und außer dem Dorfe, und wer Dich hat, der muß meinen, er sei im Himmelreich, oder er ist ein Schelm und hat es mit mir zu thun. Hör' Sali! daß Du nur recht artlich bist mit meinem Vreeli, oder ich will Dir den Meister zeigen, Du Glückskind, das Du bist, ein solches Röslein zu brechen!" „So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie ihr mir versprochen habt, bis ich es abholen lassen werde! Vielleicht komme ich aber selbst in der Kutsche und hole es ab, wenn ihr Nichts dagegen habt! Ein Töpfchen Milch werdet ihr mir nicht abschlagen alsdann, und etwa eine schöne Mandeltorte dazu werde ich schon selbst mitbringen!" „Tausendskind! Gieb her den Bündel!" Vrenchen lud ihr auf das zusammengebundene Bett, das sie schon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchem es sein Plunder und Habseliges gestopft, so daß die arme Frau mit einem schwankenden Thurme auf dem Haupte dastand. „Es wird mir doch fast zu schwer auf einmal, sagte sie, könnte ich nicht zweimal dran machen?" „Nein nein! wir müssen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu besuchen, die sich jetzt gezeigt haben, seit wir reich sind! Ihr wißt ja, wie es geht!" „Weiß wohl! so behüt' Dich Gott und denk' an mich in Deiner Herrlichkeit.

Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelthurme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das sich in Vrenchens einst buntbemalte Bettstatt hineinstellte, den Kopf gegen den mit verblichenen Sternen bedeckten Himmel derselben stemmte und, ein zweiter Simson, die zwei vorderen zierlich geschnitzten Säulen faßte, welche diesen Himmel trugen. Als Vrenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachschaute und den wandelnden Tempel zwischen den Gärten sah, sagte es: „Das gäbe noch ein artiges Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tischchen und ein Bänklein drein stellte und Winden drum herumsäete! Wolltest Du mit darin sitzen, Sali?" „Ja, Vreeli! besonders wenn die Winden aufgewachsen wären!" — „Was stehen wir noch?"

sagte Vrenchen, „Nichts hält uns mehr zurück!“ „So komm und schließ das Haus zu!“ „Wem willst Du denn den Schlüssel übergeben?“ Vrenchen sah sich um. „Hier an die Hellbart wollen wir ihn hängen; sie ist über hundert Jahr in diesem Hause gewesen, habe ich den Vater sagen hören, nun steht sie da als der letzte Wächter!“ Sie hingen den rostigen Hausschlüssel an einen rostigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Vrenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis sie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es sah aber nicht zurück. „Wo gehen wir nun zuerst hin?“ fragte es. „Wir wollen ordentlich über Land gehen“, erwiderte Sali, „wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann schon einen Tanzplatz finden!“ „Gut!“ sagte Vrenchen, den ganzen Tag werden wir beisammen sein und gehen, wo wir Lust haben. Jetzt ist mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken!“ „Versteht sich!“ sagte Sali, „mach' nur, daß wir aus diesem Dorf wegkommen!“

Bald waren sie auch im freien Felde und gingen still neben einander durch die Fluren; es war ein schöner Sonntagsmorgen im September, keine Wolke stand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmonische tiefe Geläute einer reichen Ortschaft, dort die geschwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieses Tages werden sollte, und gab sich einzig der hochaufathmenden wortlosen Freude hin, sauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die sich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsstille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erschütternd durch die Seele; denn die Liebe ist eine Glocke, welche das Entlegenste und Gleichgültigste wieder tönen läßt und in eine besondere Musik verwandelt. Obgleich sie hungrig waren, dünkte sie die halbe Stunde Weges bis zum nächsten Dorfe nur ein Katzensprung lang zu sein und sie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Sali bestellte ein gutes Frühstück und während es bereitet wurde, sahen sie mäuschenstill der sichern und freundlichen Wirthschaft in der großen reinlichen Gaststube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus, und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühschoppen tranken. Die Wirthin, eine artige und

saubere Frau, putzte gelassen und freundlich ihre Kinder heraus, und so wie eines entlassen war, kam es zutraulich zu Vrenchen gelaufen, zeigte ihm seine Herrlichkeiten und erzählte von Allem, dessen es sich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende starke Kaffee kam, setzten sich die zwei Leutchen schüchtern an den Tisch, als ob sie da zu Gast gebeten wären. Sie ermunterten sich jedoch bald und flüsterten bescheiden, aber glückselig mit einander; ach wie schmeckte dem aufblühenden Vrenchen der gute Kaffe, der fette Rahm, die frischen noch warmen Brödchen, die schöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbissen da waren! sie schmeckten ihm, weil es den Sali dazu ansah, und es aß so vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefastet hätte. Dazu freute es sich über das feine Geschirr, über die silbernen Kaffelöffelchen, denn die Wirthin schien sie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anständig bedienen müsse und setzte sich auch ab um zu plaudern zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verständigen Bescheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Vrenchen so wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit seinem Schatz herumzuschweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gastlichen Stube bleiben, um wenigstens auf Stunden sich an einem stattlichen Orte zu Hause zu träumen. Doch Sali erleichterte die Wahl, indem er ehrbar und geschäftig zum Aufbruch mahnte, als ob sie einen bestimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirthin und der Wirth begleiteten sie bis vor das Haus und entließen sie auf das Wohlwollendste wegen ihres guten Benehmens trotz der durchscheinenden Dürftigkeit, und das arme junge Blut verabschiedete sich mit den besten Manieren von der Welt und wandelte sittig und ehrbar von hinnen. Aber auch, als sie schon wieder im Freien waren und einen stundenlangen Eichwald betraten, gingen sie noch in dieser Weise neben einander her, in angenehme Träume vertieft, als ob sie nicht aus zank- und elenderfüllten vernichteten Häusern herkämen, sondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Vrenchen senkte das Köpfchen tiefsinnig gegen seine blumengeschmückte Brust und ging, die Hände sorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten feuchten Waldboden, Sali dagegen schritt schlank aufgerichtet, rasch und nachdenklich, die Augen auf die festen Eichenstämme geheftet wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vortheilhaftesten fällen soll. Endlich erwachten sie aus diesen vergeblichen Träumen, sahen sich an und entdeckten, daß sie immer noch in der Haltung gingen, in welcher sie das Gasthaus verlassen, errötheten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber

Jugend hat keine Tugend, der Wald war grün, der Himmel blau und sie allein in der weiten Welt, und sie überließen sich alsbald wieder diesem Gefühle. Doch blieben sie nicht lange mehr allein, da die schöne Waldstraße sich belebte mit lustwandelnden Gruppen von jungen Leuten, sowie mit einzelnen Paaren, welche schäckernd und singend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben so gut ihre ausgesuchten Promenaden und Lustwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterschied, daß dieselben keine Unterhaltung kosten und noch schöner sind; sie spazieren nicht nur mit einem besondern Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reifenden Felder, sondern sie machen sehr gewählte Gänge durch Gehölze und an grünen Halden entlang, setzen sich hier auf eine anmuthige aussichtige Höhe, dort an einem Waldrand, lassen ihre Lieder ertönen und die schöne Wildniß ganz behaglich auf sich einwirken; und da sie dies offenbar nicht zu ihrer Pönitenz thun, sondern zu ihrem Vergnügen, so ist wohl anzunehmen, daß sie Sinn für die Natur haben, auch abgesehen von ihrer Nützlichkeit. Immer brechen sie was Grünes ab, junge Bursche wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufsuchen, und selbst steife Landmänner in den besten Geschäftsjahren, wenn sie über Land gehen, schneiden sich gern eine schlanke Gerte, sobald sie durch einen Wald gehen, und schälen die Blätter ab, von denen sie nur oben ein grünes Büschel stehen lassen. Solche Ruthe tragen sie wie ein Scepter vor sich hin; wenn sie in eine Amtsstube oder Kanzlei treten, so stellen sie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergessen aber auch nach den ernstesten Verhandlungen nie, dieselbe säuberlich wieder mitzunehmen und unversehrt nach Hause zu tragen, wo es erst dem kleinsten Söhnchen gestattet ist, sie zu Grunde zu richten. Warum thun sie dies? — Als Sali und Vrenchen die vielen Spaziergänger sahen, lachten sie in's Fäustchen und freuten sich, auch gepaart zu sein, schlüpften aber seitwärts auf engere Waldpfade, wo sie sich in tiefen Einsamkeiten verloren. Sie hielten sich auf, wo es sie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel stand, trübte auch keine Sorge in diesen Stunden ihr Gemüth; sie vergaßen, woher sie kamen und wohin sie gingen und benahmen sich so fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Vrenchens niedlicher einfacher Aufputz so frisch und unversehrt blieb, wie er am Anfang gewesen war. Sali betrug sich auf diesem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landbursche oder Sohn eines verkommenen Schenkwirthes, sondern wie wenn er einige Jahre jünger und sehr wohl erzogen wäre, und es war beinahe komisch, wie er nur immer

sein feines lustiges Vrenchen ansah, voll Zärtlichkeit, Sorgfalt und Achtung. Denn die armen Leutchen mußten an diesem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und sowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenschaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

So liefen sie sich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines schattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor sich zu sehen, wo sie Mittag halten wollten. Sie stiegen rasch hinunter, betraten dann aber ebenso sittsam diesen Ort, wie sie den vorigen verlassen. Es war Niemand um den Weg, der sie erkannt hätte; denn besonders Vrenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deßhalb stellten sie ein wohlgefälliges, ehrsames Päärchen vor, das irgend einen angelegentlichen Gang thut. Sie gingen in's erste Wirthshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl bestellte; ein eigener Tisch wurde ihnen sonntäglich gedeckt und sie saßen wieder still und bescheiden daran und begucken die schön getäfelten Wände von gebohntem Nußbaumholz, das ländliche aber glänzende und wohlhabende Büffet von gleichem Holze, und die klaren weißen Fenstervorhänge. Die Wirthin trat zuthulich herzu und setzte ein Geschirr voll frischer Blumen auf den Tisch. „Bis die Suppe kommt", sagte sie, „könnt ihr, wenn es euch gefällig ist, einstweilen die Augen sättigen an dem Strauße. Allem Anschein nach, wenn es erlaubt ist zu fragen, seid ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um sich morgen kopuliren zu lassen?" Vrenchen wurde roth und wagte nicht aufzusehen, Sali sagte auch Nichts und die Wirthin fuhr fort: „Nun, ihr seid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheirathet lebt lang, sagt man zuweilen, und ihr seht wenigstens hübsch und brav aus und braucht euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können Etwas zuwege bringen, wenn sie so jung zusammen kommen und fleißig und treu sind. Aber das muß man freilich sein, denn die Zeit ist kurz und doch lang und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun schön genug sind sie und amüsant dazu, wenn man gut Haus hält damit! Nichts für ungut, aber es freut mich, euch anzusehen, so ein schmuckes Päärchen seid ihr!" Die Kellnerin brachte die Suppe, und da sie einen Theil dieser Worte noch gehört und lieber selbst geheirathet hätte, so sah sie Vrenchen mit scheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung so gedeihliche Wege ging. In der Nebenstube ließ die unliebliche Person ihren Unmuth frei und sagte zur Wirthin, welche dort zu schaffen hatte, so laut, daß man es hören konnte: „Das ist

wieder ein rechtes Hudelvölkchen, das wie es geht und steht nach der Stadt läuft und sich kopuliren läßt, ohne einen Pfenning, ohne Freunde, ohne Aussteuer und ohne Aussicht, als auf Armuth und Bettelei! Wo soll das noch hinaus, wenn solche Dinger heirathen, die die Füppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach der hübsche junge Mensch kann mich nur dauern, der ist schön petschirt mit seiner jungen Gungeline!" „Bscht! willst Du wohl schweigen, Du hässiges Ding!" sagte die Wirthin, „denen lasse ich Nichts geschehen! Das sind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken sind; dürftig sind sie gekleidet, aber sauber, und wenn sie sich nur gern haben und arbeitsam sind, so werden sie weiter kommen als Du mit Deinem bösen Maul! Du kannst freilich noch lang warten, bis Dich Einer abholt, wenn Du nicht freundlicher bist, Du Essighafen!„

So genoß Vrenchen alle Wonne einer Braut, die zur Hochzeit reiset: die wohlwollende Ansprache und Aufmunterung einer sehr vernünftigen Frau, den Neid einer heirathslustigen bösen Person, welche aus Aerger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagsmahl an der Seite eben dieses Geliebten. Es glühte im Gesicht, wie eine rothe Nelke, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichts desto minder mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um so artiger, konnte aber nicht unterlassen, dabei den Sali zärtlich anzusehen und mit ihm zu lispeln, so daß es diesem auch ganz kraus im Gemüth wurde. Sie saßen indessen lang und gemächlich am Tische, wie wenn sie zögerten und sich scheuten, aus der holden Täuschung herauszugehen. Die Wirthin brachte zum Nachtisch süßes Backwerk und Sali bestellte feineren und stärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm sich in Acht, nippte blos zuweilen und saß so züchtig und verschämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb spielte es aus Schalkheit diese Rolle und aus Lust, zu versuchen, wie es thue, ha b war es ihm in der That so zu Muth und vor Bangigkeit und heißer Liebe wollte ihm das Herz brechen, so daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war, als ob sie sich scheuten, auf dem Wege wieder so abseits und allein zu sein, denn sie gingen unverabredet auf der Hauptstraße weiter, mitten durch die Leute und sahen weder rechts noch links. Als sie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächstgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing sich Vrenchen an Sali's Arm und flüsterte mit zitternden Worten: „Sali! warum sollen wir uns nicht haben und glücklich sein!" „Ich weiß auch nicht warum!"

erwiederte er und heftete seine Augen an den milden Herbstsonnenschein, der auf den Auen webte und er mußte sich bezwingen und das Gesicht ganz sonderbar verziehen. Sie standen still, um sich zu küssen; aber es zeigten sich Leute und sie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war schon belebt von der Lust des Volkes; aus dem stattlichen Gasthofe tönte eine pomphafte Tanzmusik, da die jungen Dörfler schon um Mittag den Tanz angehoben, und auf dem Platz vor dem Wirthshause war ein kleiner Markt aufgeschlagen, bestehend aus einigen Tischen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buden mit Flitterstaat, um welche sich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches sich einstweilen mehr mit Zusehen begnügte. Sali und Vrenchen traten auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn Beide hatten zugleich die Hand in der Tasche und Jedes wünschte dem Andern Etwas zu schenken, da sie zum ersten und einzigen Male mit einander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebkuchen, welches mit Zuckerguß freundlich geweißt war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben saßen und aus dessen Schornstein ein Amörchen guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenstern umarmten sich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen rothen Mündchen, die sich recht eigentlich küßten, da der flüchtige praktische Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die so in einander verflossen. Schwarze Pünktchen stellten muntere Aeuglein vor. Auf der rosenrothen Hausthür aber waren diese Verse zu lesen:

Tritt in mein Haus o Liebste!
Doch sei Dir unverhehlt:
Drin wird allein nach Küssen
Gerechnet und gezählt

Die Liebste sprach: „O Liebster,
„Mich schrecket Nichts zurück!
„Hab' Alles wohl erwogen:
„In Dir nur lebt mein Glück

„Und wenn ich's recht bedenke,
„Kam ich deswegen auch!"
Nun denn, spazier' mit Segen
Herein und üb' den Brauch

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem sehr hohen Busen komplimentirten sich diesen Versen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Vrenchen schenkte Sali dagegen ein Herz, auf dessen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein süßer Mandelkern steckt in dem Herze hier,
Doch süßer als der Mandelkern ist meine Lieb' zu Dir.

Und auf der andern Seite:

Wenn Du dies Herz gegessen, vergiß dies Sprüchlein nicht:
Viel eh'r als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie lasen eifrig die Sprüche und nie ist etwas Gereimtes und Gedrucktes schöner befunden und tiefer empfunden worden, als diese Pfefferkuchensprüche; sie hielten, was sie lasen, in besonderer Absicht auf sich gemacht, so gut schien es ihnen zu passen. „Ach", seufzte Vrenchen, „Du schenkst mir ein Haus! Ich habe Dir auch Eines und erst das wahre geschenkt; denn unser Herz ist jetzt unser Haus, darin wir wohnen, und wir tragen so unsere Wohnung mit uns, wie die Schnecken! Andere haben wir nicht!" „Dann sind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der andern trägt!" sagte Sali, und Vrenchen erwiderte: „Desto weniger dürfen wir von einander gehen, damit Jedes seiner Wohnung nah bleibt!" Doch wußten sie nicht, daß sie in ihren Reden eben so artige Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu lesen waren, und fuhren fort, diese süße einfache Liebesliteratur zu studiren, die da ausgebreitet lag und besonders auf vielfach verzierte kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte sie schön und einzig zutreffend; als Vrenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten bespannt war, las: „Mein Herz ist wie ein Zitherspiel, rührt man es viel, so tönt es viel!" ward ihm so musikalisch zu Muth, daß es glaubte, sein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches sein mußte, denn es stand darunter geschrieben: „Groß war der Held Napoleon, Sein Schwert von Stahl, sein Herz von Thon; Meine Liebe trägt ein Röslein frei, Doch ist ihr Herz wie Stahl so treu!" — Während sie aber beiderseitig in das Lesen vertieft schienen, nahm Jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Einkauf zu machen. Sali kaufte für Vrenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glassteinchen, und Vrenchen einen Ring von schwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldenes Vergißmeinnicht eingelegt war. Wahrscheinlich hatten sie den gleichen Gedanken, sich diese armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

Während sie in diese Dinge sich versenkten, waren sie so vergessen, daß sie nicht bemerkten, wie nach und nach ein weiter Ring sich um sie gebildet hatte von Leuten, die sie aufmerksam und neugierig betrachteten. Denn da viele junge Bursche und Mädchen aus ihrem Dorfe hier waren, so waren sie erkannt worden, und Alles

stand jetzt in einiger Entfernung um sie herum und sah mit Verwunderung auf das wohlgeputzte Paar, welches in andächtiger Innigkeit die Welt um sich her zu vergessen schien. „Ei seht!“ hieß es, „das ist ja wahrhaftig das Vrenchen Marti und der Sali aus der Stadt! Die haben sich ja säuberlich gefunden und verbunden! Und welche Zärtlichkeit und Freundschaft, seht doch, seht! Wo die wohl hinaus wollen?“ Die Verwunderung dieser Zuschauer war ganz seltsam gemischt aus Mitleid mit dem Unglück, aus Verachtung der Verkommenheit und Schlechtigkeit der Eltern und aus Neid gegen das Glück und die Einigkeit des Paares, welches auf eine ganz ungewöhnliche und fast vornehme Weise verliebt und aufgeregt schien und in dieser rückhaltlosen Hingebung und Selbstvergessenheit dem rohen Völkchen eben so fremd erschien, wie in seine Verlassenheit und Armuth. Als sie daher endlich aufwachten und um sich sahen, erschauten sie Nichts als gaffende Gesichter von allen Seiten; Niemand grüßte sie, und sie wußten nicht, sollten sie Jemand grüßen, und diese Verfremdung und Unfreundlichkeit war von beiden Seiten mehr Verlegenheit als Absicht. Es wurde Vrenchen bang und heiß, es wurde bleich und roth; Sali nahm es aber bei der Hand und führte das arme Wesen hinweg, das ihm mit seinem Haus in der Hand willig folgte, obgleich die Trompeten im Wirthshause lustig schmetterten und Vrenchen so gern tanzen wollte. „Hier können wir nicht tanzen!“ sagte Sali, als sie sich etwas entfernt hatten, „wir würden hier wenig Freude haben, wie es scheint!“ „Jedenfalls“, sagte Vrenchen traurig, „es wird auch am Besten sein, wir lassen es ganz bleiben und ich sehe, wo ich ein Unterkommen finde!“ „Nein“, rief Sali, „Du sollst einmal tanzen, ich habe Dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk sich lustig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden sie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih ist, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannst Du zur Noth auch übernachten. Vrenchen schauerte zusammen bei dem Gedanken, nun zum ersten Mal an einem unbekannten Ort zu schlafen, doch folgte es willenlos seinem Führer, der jetzt Alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein schön gelegenes Wirthshaus an einer einsamen Berghalde, das weit über das Land weg sah, in welchem aber an solchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Taglöhner und sogar mancherlei fahrendes Gesindel verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz sonst

zu Nichts zu gebrauchen war, so gerieth der wunderliche Landsitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirthes, der da sein Wesen trieb. Der Name und die demselben entsprechende Bauart waren aber dem Hause geblieben. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß, über welchem ein offener Estrich gebaut war, dessen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandstein getragen wurde, so die vier Erzengel vorstellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Gesimse des Daches saßen rings herum kleine musizirende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Cimbel und Tamburin spielend, ebenfalls aus Sandstein, und die Instrumente waren ursprünglich vergoldet gewesen. Die Decke inwendig, sowie die Brustwehr des Estrichs und das übrige Gemäuer des Hauses waren mit verwaschenen Freskomalereien bedeckt, welche lustige Engelschaaren, sowie singende und tanzende Heilige darstellten. Aber Alles war verwischt und undeutlich wie ein Traum und überdieß reichlich mit Weinreben übersponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum standen verwilderte Kastanienbäume und knorrige, starke Rosenbüsche, auf eigene Hand fortlebend, standen da und dort so wild herum, wie anderswo die Hollunderbäume. Der Estrich diente zum Tanzsaal; als Sali mit Vrenchen daher kam, sahen sie schon von Weitem die Paare unter dem offenen Dache sich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge lustiger Gäste. Vrenchen, welches andächtig und wehmüthig sein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Klosters auf der Hand hält, so sie gestiftet; aber aus der frommen Stiftung, die ihm im Sinne lag, konnte Nichts werden. Als es aber die wilde Musik hörte, welche vom Estrich ertönte, vergaß es sein Leid und verlangte endlich Nichts, als mit Sali zu tanzen. Sie drängten sich durch die Gäste, die vor dem Hause saßen und in der Stube, verlumpte Leute aus Seldwyla, die eine billige Landpartie machten, armes Volk von allen Enden, und stiegen die Treppe hinauf und sogleich drehten sie sich im Walzer herum, keinen Blick von einander abwendend. Erst als der Walzer zu Ende, sahen sie sich um; Vrenchen hatte sein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erschrack über den schwarzen Geiger, in dessen Nähe sie standen. Er saß auf einer Bank, die auf einem Tische stand, und sah so schwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbusch auf sein Hütchen gesteckt, zu seinen Füßen hatte er eine Flasche Rothwein und ein Glas stehen, welche er nie umstieß obgleich er fortwährend mit den Beinen strampelte, wenn er geigte, und so eine Art von Eiertanz damit vollbracht. Neben ihm saß noch

ein schöner, aber trauriger junger Mensch mit einem Waldhorn und ein Buckliger stand an einer Baßgeige. Sali erschrack auch, als er den Geiger erblickte; dieser grüßte sie aber auf das Freundlichste und rief: „Ich habe doch gewußt, daß ich euch noch einmal aufspielen würde! So macht euch nur recht lustig, ihr Schätzchen, und thut mir Bescheid!“ Er bot Sali das volle Glas und Sali trank und that ihm Bescheid. Als der Geiger sah, wie erschrocken Vrenchen war, suchte er ihm freundlich zuzureden und machte einige fast anmuthige Scherze, die es zum Lachen brachten. Es ermunterte sich wieder und nun waren sie froh, hier einen Bekannten zu haben und gewissermaßen unter dem besonderen Schutze des Geigers zu stehen. Sie tanzten nun ohne Unterlaß, sich und die Welt vergessend in dem Drehen, Singen und Lärmen, welches in und außer dem Hause rumorte und vom Berge weit in die Gegend hinausschallte, welche sich allmälig in den silbernen Duft des Herbstabends hüllte. Sie tanzten bis es dunkelte und der größere Theil der lustigen Gäste sich schwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurückblieb, war das eigentliche Hudelvölkchen, welches nirgends zu Hause war und sich zum guten Tag auch noch eine gute Nacht machen wollte. Unter diesen waren Einige, welche mit dem Geiger gut bekannt schienen und fremdartig aussahen in ihrer zusammengewürfelten Tracht. Besonders ein junger Bursche fiel auf, der eine grüne Manchesterjacke trug und einen zerknitterten Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereschen oder Vogelbeerbüscheln gebunden hatte. Dieser führte eine wilde Person mit sich, die einen Rock von kirschrothem weiß getüpfeltem Kattun trug und sich einen Reifen von Rebschossen um den Kopf gebunden, so daß an jeder Schläfe eine blaue Traube hing. Dieß Paar war das ausgelassenste von allen, tanzte und sang unermüdlich und war in allen Ecken zugleich. Dann war noch ein schlankes hübsches Mädchen da, welches ein schwarzseidenes abgeschossenes Kleid trug und ein weißes Tuch um den Kopf, daß der Zipfel über den Rücken fiel. Das Tuch zeigte rothe, eingewobene Streifen, und war eine gute leinene Handzwehle oder Serviette. Darunter leuchteten aber ein paar veilchenblaue Augen hervor. Um den Hals und auf der Brust hing eine sechsfache Kette von Vogelbeeren auf einen Faden gezogen und ersetzte die schönste Korallenschnur. Diese Gestalt tanzte fortwährend allein mit sich selbst und verweigerte hartnäckig mit einem der Gesellen zu tanzen. Nichts desto minder bewegte sie sich anmuthig und leicht herum und lächelte jedesmal, wenn sie sich an dem traurigen Waldhornbläser vorüberdrehte, wozu dieser immer den Kopf abwandte. Noch einige andere vergnügte Frauensleute waren da mit ihren Beschützern, alle von dürftigem Aussehen, aber sie waren

um so lustiger und in bester Eintracht unter einander. Als es gänzlich dunkel war, wollte der Wirth keine Lichter anzünden, da er behauptete, der Wind lösche sie aus, auch ginge der Vollmond sogleich auf und für das, was ihm diese Herrschaften einbrächten, sei das Mondlicht gut genug. Diese Eröffnung wurde mit großem Wohlgefallen aufgenommen; die ganze Gesellschaft stellte sich an die Brüstung des lustigen Saales und sah dem Aufgange des Gestirns entgegen, dessen Röthe schon am Horizonte stand, und sobald der Mond aufging und sein Licht quer durch den Eßtisch des Paradiesgärtleins warf, tanzten sie im Mondschein weiter, und zwar so still, artig und seelenvergnügt, als ob sie im Glanze von hundert Wachskerzen tanzten. Das seltsame Licht machte Alle vertrauter und so konnten Sali und Vrenchen nicht umhin, sich unter die gemeinsame Lustbarkeit zu mischen und auch mit Andern zu tanzen. Aber jedesmal, wenn sie ein Weilchen getrennt gewesen, flogen sie zusammen und feierten ein Wiedersehen, als ob sie sich Jahre lang gesucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmuthiges Gesicht, wenn er mit einer Andern tanzte und drehte fortwährend das Gesicht nach Vrenchen hin, welches ihn nicht ansah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie eine Purpurrose und überglücklich schien, mit wem es auch tanzte. „Bist Du eifersüchtig, Sali?“ fragte es ihn, als die Musikanten müde waren und aufhörten. „Gott bewahre!“ sagte er, „ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte!“ „Warum bist Du denn so bös, wenn ich mit Andern tanze?“ „Ich bin nicht darüber bös, sondern weil ich mit Andern tanzen muß! Ich kann kein anderes Mädchen ausstehen, es ist mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn Du es nicht bist!“ „Und Du? wie geht es Dir?“ „O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze und weiß, daß Du zugegen bist! Aber ich glaube, ich würde sogleich todt umfallen, wenn Du weggingest und mich da ließest!“ Sie waren hinabgegangen und standen vor dem Hause; Vrenchen umschloß ihn mit beiden Armen, schmiegte seinen heißen zitternden Leib an ihn, drückte seine glühende Wange, die von heißen Thränen feucht war, an sein Gesicht und sagte schluchzend: „Wir können nicht zusammen sein und doch kann ich nicht von Dir lassen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute!“ Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an sich und bedeckte es mit Küssen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er sah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungslosigkeit seiner Herkunft zu überwinden gewesen wären, so war seine Jugend und unerfahrene Leidenschaft nicht beschaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entsagung vorzunehmen und zu übersehen,

und dann wäre erst noch Vrenchens Vater da gewesen, welchen er zeitlebens elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nun in einer ganz ehrlichen und gewissen eien Ehe glücklich sein zu können, war in ihm eben so lebendig wie in Vrenchen, und in beiden verlassenen Wesen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häusern gebrannt hätte und welche die sich sicher fühlenden Väter durch einen unscheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als sie, eben diese Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigenthums, so gedankenlos sich das Gut eines Verschollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie sie meinten. Das geschieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen stellt das Schicksal ein Exempel auf und läßt zwei solche Aeufner ihrer Hausehre und ihres Gutes zusammentreffen, die sich dann unfehlbar aufreiben und auffressen wie zwei wilde Thiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen sich nicht nur auf den Thronen, sondern zuweilen auch in den niedersten Hütten, und langen ganz am entgegengesetzten Ende an, als wohin sie zu kommen trachten, und der Schild der Ehre ist im Umsehen eine Tafel der Schande. Sali und Vrenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauses gesehen in zarten Kinderjahren und erinnerten sich, wie wohlgepflegte Kinderchen sie gewesen und wie ihre Väter ausgesehen wie andere Männer, geachtet und sicher. Dann waren sie auf lange getrennt worden, und als sie sich wiederfanden, sahen sie in sich zugleich das verschwundene Glück des Hauses, und beider Neigung klammerte sich um so heftiger in einander. Sie mochten so gern fröhlich und glücklich sein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieser schien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebsten gleich zusammengeströmt wäre. „Nun ist es Nacht", rief Vrenchen, „und wir sollen uns trennen!" „Ich soll nach Hause gehen und Dich allein lassen?" rief Sali, „nein, das kann ich nicht!" „Dann wird es Tag werden und nicht besser um uns stehen!"

„Ich will euch einen Rath geben, ihr närrischen Dinger!" tönte eine schrille Stimme hinter ihnen, und der Geiger trat vor sie hin. „Da steht ihr", sagte er, „und wißt nicht wo aus und hättet euch gern. Ich rathe euch, nehmt euch, wie ihr seid und säumet nicht. Kommt mit mir und meinen guten Freunden in die Berge, da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als euren guten Willen! Es ist gar nicht so übel bei uns, gesunde Luft und genug zu essen, wenn man thätig ist; die grünen Wälder sind unser Haus, wo wir uns lieb haben, wie es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmsten

Schlupfwinkel oder kriechen den Bauern in's warme Heu. Also kurz entschlossen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann seid ihr aller Sorgen los und habt euch für immer und ewiglich, so lang es euch gefällt wenigstens; denn alt werdet ihr bei unserm freien Leben, das könnt ihr glauben! Denkt nicht etwa, daß ich euch nachtragen will, was eure Alten an mir gethan! Nein! es macht mir zwar Vergnügen, euch da angekommen zu sehen, wo ihr seid; allein damit bin ich zufrieden, und werde euch behülflich und dienstfertig sein, wenn ihr mir folgt." Er sagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. „Nun, besinnt euch ein bischen, aber folget mir, wenn ich euch gut zum Rath bin! Laßt fahren die Welt und nehmet euch und fraget Niemandem was nach! Denkt an das lustige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heustock, wenn es euch zu kalt ist!" Damit ging er in's Haus. Vrenchen zitterte in Salis Armen und dieser sagte: „Was meinst Du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu schlagen und uns dafür zu lieben ohne Hinderniß und Schranken!" Er sagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz, denn im Ernst. Vrenchen aber erwiederte ganz treuherzig und küßte ihn: „Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Mensch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem seidenen Rock gehören auch so zu einander und sollen sehr verliebt gewesen sein. Nun sei letzte Woche die Person ihm zum ersten Mal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wolle, und deßhalb sei er so traurig und schmolle mit ihr und mit den Andern, die ihn auslachen. Sie aber thut eine muthwillige Buße, indem sie allein tanzt und mit Niemand spricht, und lacht ihn auch nur aus damit. Dem armen Musikanten sieht man es jedoch an, daß er sich noch heute mit ihr versöhnen wird. Wo es aber so hergeht, möchte ich nicht sein, denn nie möcht' ich Dir untreu werden, wenn ich auch sonst noch Alles ertragen würde, um Dich zu besitzen!" Indessen aber fieberte das arme Vrenchen immer heftiger an Salis Brust; denn schon seit dem Mittag, wo jene Wirthin es für eine Braut gehalten und es eine solche ohne Widerrede vorgestellt, lohte ihm das Brautwesen im Blute, und je hoffnungsloser es war, um so wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es eben so schlimm, da die Reden des Geigers, so wenig er ihnen folgen mochte, dennoch seinen Kopf verwirrten und er sagte mit rathlos stockender Stimme: „Komm herein, wir müssen wenigstens noch was essen und trinken. Sie gingen in die Gaststube, wo Niemand mehr war, als die kleine Gesellschaft der Heimathlosen, welche bereits um einen Tisch saß und

eine spärliche Mahlzeit hielt. „Da kommt unser Hochzeitpaar!“ rief der Geiger, „jetzt seid lustig und fröhlich und laßt euch zusammen geben!“ Sie wurden an den Tisch genöthigt und flüchteten sich vor sich selbst an denselben hin; sie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu sein. Sali bestellte Wein und reichlichere Speisen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte sich mit der Untreuen versöhnt und das Paar liebkoste sich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar sang und trank und ließ es ebenfalls nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebst dem buckligen Baßgeiger lärmten in's Blaue hinein. Sali und Vrenchen waren still und hielten sich umschlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine spaßhafte Ceremonie auf, welche eine Trauung vorstellen sollte. Sie mußten sich die Hände geben und die Gesellschaft stand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um sie zu beglückwünschen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geschehen, ohne ein Wort zu sagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es sie doch kalt und heiß durchschauerte.

Die kleine Versammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den stärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger zum Aufbruch mahnte. „Wir haben weit“, rief er, „und Mitternacht ist vorüber! Auf! wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben und ich will vorausgeigen, daß es eine Art hat!“ Da die rathlosen Verlassenen Nichts besseres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen sie abermals geschehen, daß man sie voranstellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formirten, welchen der Bucklige beschloß mit seiner Baßgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und spielte auf seiner Geige wie besessen den Berg hinunter, und die andern lachten, sangen und sprangen hintendrein. So strich der tolle nächtliche Zug durch die stillen Felder und durch das Heimatdorf Salis und Vrenchens, dessen Bewohner längst schliefen.

Als sie durch die stillen Gassen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäusern vorüber, ergriff sie eine schmerzhaft wilde Laune und sie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küßten sich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger sie anführte, wo die drei Aecker lagen, und oben strich der schwärzliche Kerl die Geige noch einmal so wild, sprang und hüpfte wie ein Derwisch, und seine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelassenheit, so daß es ein wahrer Blocksberg war auf der stillen Höhe; selbst der Bucklige sprang keuchend mit seiner Last herum und Keines schien mehr das Andere zu sehen. Sali faßte Vrenchen fester in den Arm und zwang es still zu stehen;

denn er war zuerst zu sich gekommen. Er küßte es, damit es schweige, heftig auf den Mund, da es sich ganz vergessen hatte und laut sang. Es verstand ihn endlich und sie standen still und lauschend, bis ihr tobendes Hochzeitgeleite das Feld entlang gerast war und, ohne sie zu vermissen, am Ufer des Stromes hinauf sich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Jauchzer der Burschе tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt Alles verklang und still wurde.

„Diesen sind wir entflohen", sagte Sali, „aber wie entfliehen wir uns selbst? Wie meiden wir uns?"

Vrenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hochauf athmend an seinem Halse. „Soll ich Dich nicht lieber in's Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß sie Dich aufnehmen? Morgen kannst Du ja dann Deines Weges ziehen und gewiß wird es Dir wohl gehen, Du kommst überall fort!"

„Fortkommen, ohne Dich!"

„Du mußt mich vergessen!"

„Das werde ich nie! Könntest denn Du es thun!"

„Darauf kommt's nicht an, mein Herz!" sagte Sali und streichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es sie leidenschaftlich an seiner Brust herumwarf, „es handelt sich jetzt nur um Dich; Du bist noch so ganz jung und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen!"

„Und Dir nicht auch, Du alter Mann?"

„Komm!" sagte Sali und zog es fort. Aber sie gingen nur einige Schritte und standen wieder still, um sich bequemer zu umschlingen und zu herzen. Die Stille der Welt sang und musizirte ihnen durch die Seelen; man hörte nur den Fluß unten sacht und lieblich rauschen im langsamen Ziehen.

„Wie schön ist es da rings herum! Hörst Du nicht Etwas tönen, wie ein schöner Gesang oder ein Geläute!"

„Es ist das Wasser, das rauscht! Sonst ist Alles still."

„Nein, es ist noch etwas Anderes, hier, dort hinaus, überall tönt's!"

„Ich glaube, wir hören unser eigenes Blut in unsern Ohren rauschen!"

Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Vrenchen Etwas ein; es suchte in seinem Brustgewand und sagte: „Ich habe Dir noch ein Andenken ge-

kaufst, das ich Dir geben wollte!" Und es gab ihm den einfachen Ring und steckte ihm denselben selbst an den Finger. Sali nahm sein Ringlein auch hervor und steckte ihn an Vrenchens Hand, indem er sagte: „So haben wir die gleichen Gedanken gehabt!" Vrenchen hielt seine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. „Ei, wie ein feiner Ring!" sagte es lachend; „nun sind wir aber doch verlobt und versprochen, Du bist mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelstreif am Mond vorüber ist oder bis wir zwölf gezählt haben! Küsse mich zwölfmal!"

Sali liebte gewiß eben so stark als Vrenchen, aber die Heimathsfrage war in ihm doch nicht so leidenschaftlich lebendig als ein bestimmtes Entweder — oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtsein, wie in Vrenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenschaftlicher Entschiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin sah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Vrenchen schon umarmt und liebkos't hatte, that er es jetzt doch ganz anders und stürmischer und übersäete es mit Küssen. Vrenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenschaft auf der Stelle diesen Wechsel und ein heftiges Zittern durchfuhr sein ganzes Wesen, aber ehe jener Nebelstreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten sich ihre ringgeschmückten Hände und faßten sich fest, wie von selbst eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald stand es still, er athmete schwer und sagte leise: „Es gibt Eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen dann aus der Welt — dort ist das tiefe Wasser — dort scheidet uns Niemand mehr und wir sind zusammen gewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein." —

Vrenchen sagte sogleich: „Sali — was Du da sagst, habe ich schon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir sterben könnten und dann Alles vorbei wäre — so schwör' mir es, daß Du es mit mir thun willst!"

„Es ist schon so gut wie gethan, es nimmt Dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod!" rief Sali außer sich. Vrenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude überströmten seinen Augen; es raffte sich auf und sprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte,

es wolle ihm entfliehen, und Vrenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, so sprangen sie einander nach und Vrenchen lachte wie ein Kind, welches sich nicht will fangen lassen. „Reut es Dich schon?“ rief Eines zum Andern, als sie am Flusse angekommen waren und sich ergriffen; „nein! es freut mich immer mehr!“ erwiederte ein Jedes. Aller Sorgen ledig gingen sie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Wasser, so hastig suchten sie eine Stätte, um sich niederzulassen; denn ihre Leidenschaft sah jetzt nur den Rausch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte sich in diesem zusammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts und sie dachten weniger daran, als ein Leichtsinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er seine letzte Habe verzehrt.

„Meine Blumen gehen mir voraus“, rief Vrenchen, „sieh, sie sind ganz dahin und verwelkt!“ Es nahm sie von der Brust, warf sie in's Wasser und sang laut dazu: „Doch süßer als ein Mandelkern ist meine Lieb' zu Dir!“

„Halt!“ rief Sali, „hier ist Dein Brautbett!“

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsstelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die starken Seile loszubinden, Vrenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willst Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuschiff stehlen zu guter Letzt?“ „Das soll die Aussteuer sein, die sie uns geben, eine schwimmende Bettstelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdieß ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin soll und werden es nicht wissen, was damit geschehen ist. Sieh, schon schwankt es und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Wasser. Sali hob Vrenchen mit seinen Armen hoch empor und schritt durch das Wasser gegen das Schiff; aber es liebkos'te ihn so heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fisch, daß er im ziehenden Wasser keinen Stand halten konnte. Es strebte Gesicht und Hände ins Wasser zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Wasser versuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unsere Hände waren, als wir sie uns zum ersten Mal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort!“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er

hob sie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überschatteten, bald durch offenes Land; bald an stillen Törfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah still hielt, dort strömte er um Wälder und ließ die schlafenden Ufer schnell hinter sich; und als die Morgenröthe aufstieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem silbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieser kam das Schiff langsam übergner gefahren. Als es sich der Stadt näherte, glitten im Froste des Herbstmorgens zwei bleiche Gestalten, die sich fest umwanden, von der dunklen Masse herunter in die kalten Fluthen.

Das Schiff legte sich eine Weile nachher unbeschädigt an eine Brücke und blieb da stehen. Als man später unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu lesen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien, welche in unversöhnlicher Feindschaft lebten, hätten im Wasser den Tod gesucht, nachdem sie einen ganzen Nachmittag herzlich mit einander getanzt und sich belustigt auf einer Kirchweih. Es sei dieß Ereigniß vermuthlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuschiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet sei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlassene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften.

Was die Sittlichkeit betrifft, so bezweckt diese Erzählung keineswegs, die That zu beschönigen und zu verherrlichen; denn höher als diese verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entsagendes Zusammenraffen und ein stilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit gewesen, und da diese die mächtigsten Zauberer sind in Verbindung mit der Zeit, so hätten sie vielleicht noch Alles möglich gemacht; denn sie verändern mit ihrem unmerklichen Einflusse die Dinge, vernichten die Vorurtheile, stellen die Ehre her und erneuen das Gewissen, so daß die wahre Treue nie ohne Hoffnung ist.

Was aber die Verwilderung der Leidenschaften angeht, so betrachten wir diesen und ähnliche Vorfälle, welche alle Tage im niederen Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieses

allein es ist, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenschaft nährt und wenigstens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzenssache aufbewahrt, daß sie zum Troste der Romanzendichter nicht aus der Welt verschwindet. Das gleichgültige Eingehen und Lösen von „Verhältnissen“ unter den gebildeten Ständen von heute, das selbstsüchtige frivole Spiel mit denselben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen sind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, sind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladensänger füllten. Wir sehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der seine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich stehen läßt und auf die Seite springt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entsprungen ist und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchstens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, schwingt er sein Stöckchen und macht: Bscht! Bscht! Solche Leute werden sich allerdings nicht aus Eigensinn und Leidenschaft um's Leben bringen, wenn man sie trennen will. Ebensowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre „stattgefundene“ Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inseratenkrieg führen, wo jeder Part sich rühmt und behauptet, das „Verhältniß“ zuerst abgebrochen zu haben.

Abendlied.

An die Natur.

Hüll' ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Säuseln lull' mich ein!
Bei guter Zeit magst du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein.
Ich hab' mich müd' in dir ergangen,
Mein Aug' ist matt von deiner Pracht:
Nun ist mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruh'n in deiner Nacht.

Des Kindesauges freudig Leuchten
Schon fingest du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du scheuchtest ihn mit buntem Schein.

Ob wildes Hassen, maßlos Lieben
Mich seither auch gefangen nahm!
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir in's Freie kam!

Geliebte! die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Lust, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzückt:
Sollt' ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergessen, ohne Dank,
Dann ist mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben, oder krank!

O steh' mir immerdar im Rücken,
Bin ich Held mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh' auf mir, auch im schärfsten Streit!
Und sollte mich mein Stündlein finden,
Schnell decke mich mit Rasen zu;
O selig sterben und Verschwinden,
Zu neuem Kampf nach kurzer Ruh'!

Abend.

Du Gold und Purpur tief verhüllt
Willst du mit deiner Leuchte scheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzündet:
Du allerschönste Königin:
Wenn mir dein Strahlenantlitz schwindet,
Ist nicht das Feuer todt und hin?

O reiche mir noch Einen Strahl,
Der labend, leuchtend auf mich falle,
Laß ich aus diesem Jammerthal
An deiner Hand hinüber walle!

Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel wie das blaue Meer,
Als Schäfer deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken, vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hofe weilen,
Als deines Glanzes letzte Spur
Vor deinem Siegeszug kündend eilen!
Ich präg' als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein
Du willst mich nicht? Du tauchst nieder?
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlassen, bang wend' ich mich ab.
Die Welt ist eine todte Kohle;
Was jüngst nur Klarheit widergab,
Stäubt, Asche, unter meiner Sohle. —
Doch schau: wie ich gen Osten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf
In rosig mildem Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf.

Leis, magisch kommt der Riesenstern
Auf grünen Wipfeln hergegangen;
Er ist nicht kalt, er ist nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen.
Ist er der Sonne Aehrenleser,
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Ist er der Sonne Reichsverweser,
Bis wieder sie im Osten tagt? —

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht
Ein Blümlein hängt in seiner Kette!
Ist nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus.
Und schafft die Nacht zum hellen Tage
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

Nacht.

I.

Es wiegt die Nacht mit sternbesäten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, springen
Die Sterne die in tiefer Fluth verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten,
Ruht eine Insel selig in den Wogen:
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Die Insel schläft, doch Träume auf ihr gaukeln,
Wie blüht, wie flimmert, flüstert es so minnig'
Wie luftig sich Lianenkränze schaukeln!
Wie athmet der Orangenhain tiefsinnig!

Ich wollt', es wär' mein Herz so dicht umflossen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und drüberhin ein Himmel ausgegossen,
Dess einzig Sonnenlicht das Licht der Wahrheit.

Und schöne Menschen schlafen in den Büschen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben:
Was ein ermüdet Auge kann erfrischen,
Das hat ein Gott hier sorglich aufgehoben.

Hehr über Allem wallt ein frohes Ahnen,
Sein unbewußt und doch so alldurchdrungen, —
Der Blutlauf, der in unsichtbaren Bahnen
Dies reine Leben in den Gang geschwungen.

Ein Blitz — ein Krach! — die Meeresfläche zittert;
Braun wälzt der Rauch sich auf gekräuseltem Spiegel:
Ein Meeresdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilschnell mit geipreiztem Flügel!

Wach auf, wach auf, du stiller Meeresgarten,
Gieb deine Blüthe hin für — Glaskorallen!
Sieh, deines rosig frischen Fleisches warten,
Du schönes Volk, Europa's feine Krallen:

Die Anker rasseln, Flagg' und Segel sinken,
Wie schneidend schallt das Wort der fremden Ferne!
Viel hundert Bleigesichter lüstern blinken
Im fahlen Schein der trüben Schiffslaterne.

Zuvörderst aus des Schiffes schwarzen Wänden
Ragt, schwärzer, aus der giererfüllten Rotte
Der Christenpfaffe, schwingend in den Händen
Das blut'ge Kreuz mit dem gequälten Gotte.

2.

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug', der Sonne fern
Sternenwärts sich hebe.

Heilig ist die Sternenzeit,
Oeffnet alle Grüfte,
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen!
Hier fühl' ich Zusammenhang
Mit dem All' und Einen.

Hohe Lust! im dunkeln Thal,
Selber ungesehen,
Durch den majestät'schen Saal
Athmend mitzugehen.

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröthe,

Scheidend rückwärts singt mein Mund
Jubelnde Gebete.

Lieblich diese Sonne lacht
Und der Tag wird heiter:
Doch, wer nächtlich einsam wacht,
Kennt noch etwas weiter.

Frühling.

Es wandert eine schöne Sage,
Wie Veilchenduft, auf Erden um,
Wie sehnsuchtsvolle Liebesklage
In lauer Frühlingsnacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von dem letzten Menschenglück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden
In ew'ger Klarheit kehrt zurück;

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr ehern Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde auf der Welt,
Das ist: das neid'ge Widerstreben,
Das es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren,
Und böslich sie verloren gab;
Er wäre besser ungeboren
Und ihm gebührt kein Menschengrab.

Sommer.

1.

Das ist doch eine üppige Zeit,
Wo Alles so schweigend blüht und glüht,
Wo des Sommers stolzirende Herrlichkeit
Langsam durch die schwelgenden Lande zieht.

Das Himmelblau und der Sonnenschein,
Die zehren und trinken mich gänzlich auf!
Ich welke dahin in üppiger Pein,
Im Blumenmeer versiegt mein Lauf.

Die Schnitter so stumm an der Arbeit steh'n,
Nachdenklich und lahm auf brennender Au,
Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in des Gebirges dämmerndem Blau.

Wie seh'n ich mich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag
Nach einer tüchtigen Freiheitsschlacht,
Nach einem entscheidenden Völkertag!

2.

Es deckt der weiche Buchenschlag,
Gleich einem grünen Sammtgewand,
So weit mein Auge reichen mag
Das hügelübergoss'ne Land.

Und sachte streicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiser West,
Der Himmel hoch mit stillem Glüh'n
Sein blaues Aug' drauf ruhen läßt.

Mir ist: ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet, und die weiche Hand
Von einer schweigsam stillen Maid
Streicht es mit ordnendem Verstand.

Wie ne so freundlich sich bemüht,
Trag' ich die leichte Unruh' gern,
Indem ne mir in's Auge sieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Uns Beiden ist, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl —
Doch schau', was schleicht im Feldweg hier,
Den Blick so scheu, die Wange hohl?

Ein Heimathloser spurtet sich
Waldeinwärts durch den grünen Plan —
Das Menschenelend krabbelt mich
Wie eine schwarze Erdspinn' an!

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen:

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgruften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine.
Donnernder erscholl nun immer drauf der Chor vom ganzen Haine'

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen.
Alles Laub war, weißlich schimmernd, stark nach Süden hingestrichen.

Also weicht die alte Weise Pan der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weisenweise.

In den hohen Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den tiefen alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodieen trinken.

Herbst.

Im Herbst erblichen liegt das Land
Und durch die dichten Nebel bricht
Ein blasser Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch selber sieht man nicht.

Doch schau! der Reif wird Blüthenstaub,
Ein Myrthenhain der Tannenwald,
Das falbe, halberstorbene Laub
In bunten Blumenwogen wallt.

Welch' Traumbild durch das Herbstgrau lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Königin;
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schooß:
Sie forscht, ob die und jene That
Nicht schon in zarte Keime sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Es blinkt in weißem Dämmerlicht:
Sie bricht in wehmuthvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht.

— Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, das stille Huth
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheits-Märt'rer ruht.

In der Stadt.

1.

Wo sich drei Gassen kreuzen, krumm und enge
Drei Züge wallen plötzlich sich entgegen
Und schlingen sich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäul und lärmenden Gedränge.

Die Wachparad' mit gellen Trommelschlägen,
Ein Hochzeitzug mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt seine Grabgesänge:
Das Alles stockt, kein Glied mehr kann sich regen.

Verstummt sind Geiger, Pfaff', und Trommelschläger:
Der dicke Hauptmann flucht, daß Niemand weiche,
Gelächter schallet aus dem Hochzeitzug.

Doch oben, auf den Schultern schwarzer Träger,
Starrt in der Mitte kalt und still die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

2.

Was ist das für ein Schrei'n und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern von der Hufe Klang;
Zwölf Rosse keuchen an dem straffen Strang
Und Fuhrmannsflüche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen!
Dem todten Waldeskönig gilt der Drang:
Da schleppen sie wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen!

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
Verwundert drängt der Pöbel sich heran:

Er weidet sich an der gebrochnen Kraft;
Da liegt entkrönt der sturmgefeite Baum!
Aus seinen Wunden quillt der frische Saft.

Die zwei Tellenschüsse.

Ob sie geschehn? das ist hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel ist der Sinn.
Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin,
Der reife Kern von allen Völkersagen.

Es was der erste Schuß ein Alleswagen,
Kind, Leib und Gut, an köstlichen Gewinn:
„Blick' her, Tyrann' was ich nur hab' und bin,
Will ich bei'm Ersten in die Schanze schlagen!

„Und du stehst leer und heillos, wie du bist,
Und lässest fühllos dir am Herzen rütteln,
Und spiegelst höhnisch dich in meinem Blut?

„Und immer: Nein?! — Verlaufen ist die Frist!
Verflucht sei deines Hauptes ewig Schütteln!
O zweiter, heil'ger Schuß, nun triff mir gut!"

Atheismus.

Wenn ein Poet ein Stück vom ew'gen Leben
Im Herzen trägt schon hier als Morgengabe,
Wenn in Verklärung alle Dinge schweben,
Die er berührt mit seinem Zauberstabe,

Und er den Blick nach dem, was über'm Grabe,
Unsterblichkeitgetränkt, nicht mag erheben:
O, was er auch im Rausch gesungen habe —
Euch soll es drum kein gültig Zeugniß geben!

Wenn sonnend sich auf seinem Maienthron,
Buntschillernd eine Schlange sich erhebt,
So ist sie mit den Blumen Poesie:

Jedoch der Atheist von Profession,
Der nur vom Atheismus-Knochen lebt
Ist eine eingeleischte Blasphemie.

Liebeslied.

Sitzt man mit geschloss'nen Augen
Einsam in dem dunklen Zimmer,
Blitzt oft durch die zarten Lider
Plötzlich rother Kerzenschimmer
Weiß ich doch, daß Sonnenstrahlen
Durch die Augendeckel dringen
Und in flimmernden Gebilden
Sich um unsre Seele schlingen.

Also saß ich in der Dämmrung,
Müd' vom Erdenlärm und Staube,
Eingelullt vom Abendsäuseln,
Schlummernd in der grünen Laube:
Da begann von Licht und Blumen
Gar ein seltsam schimmernd Weben
Und ein Ranken um die Augen,
Wie von goldnen Zauberreben.

Rothe Rosen, weiße Rosen,
Primeln, Tulpen und Narzissen,
Dahlien von hundert Farben
Sah ich durcheinander sprießen.
Purpur, Gold, Azur und Silber
Flimmerten in Wechseltönen,
Lila, Rosa, heit'res Meergrün
Mußten Glanz mit Glanz versöhnen.

O, das war ein prächt'ger Reigen
Wie die Farben all' ihn tanzten,
Wie die Blüthensternʼ und Glocken
Ringelnd sich in Beete pflanzten!
Aber in den Wundergarten
Senkte eine Jakobsleiter
Von zwei Strahlen sanft sich nieder
Aus zwei Sternen, bläulich heiter!

Kleine blonde Liebesengel
Schwebten daran auf- und nieder,
Stiegen in den Sternenhimmel,
Kehrten in mein Herze wieder;
Weckten andʼre hübsche Knaben,
Die darinnen träumend schliefen
Und darauf mit ihnen spielend,
Kosend durch die Blumen liefen.

Und die aus dem Himmel kamen,
Wollten meines Herzens Kinder
Ringend mit sich aufwärts ziehen;
Aber diese auch nicht minder
Hielten Stand und kämpften wacker
Als sie jene dicht umschlangen,
Hielten sie in meines Herzens
Tiefstem Grunde bald gefangen.

Oben an der Himmelsleiter
Eine klare Seele schwebte,
Die halb zornig, halb mit mit Lächeln,
Sie zurückzulocken strebte;
Doch es schien mir im Gefängniß
Ihnen leidlich zu gefallen:
Denn ich sah, der Herrin trotzend,
Bunt sie durch einander wallen.

Und sie mußte sich bequemen,
Endlich selbst herabzusteigen,

Sah ich plötzlich dann gefangen
Mitten in dem frohen Reigen.
Doch für all' den Liebesjubel
Ward mein Herz zu eng und nieder
Klingend sprangend auf die Pforten,
Sprangen auf die Augenlider!

Sieh! da standen du, auf meine
Schläferangen schweigsam schauend,
Vorgebogen, unbefangen,
Auf den festen Schlaf vertrauend;
Wurden roth und flohst vorüber,
Ungeschickt ein Liedlein summend
Und vergeblich dein Geheimniß
In der Dämmerung vermummend!

Fliehe nur, verrath'ne Seele,
Trostlos durch des Gartens Blüthen!
Such' dir bessre Zauberdrachen,
Deines Busens Schatz zu hüten!
Thöricht Kind! nun magst du immer
Dreifach mir dein Herz verschließen:
Unerbittlich seh' ich innen
Für mich rothe Rosen sprießen!

Feuer-Idylle.

1.

Wild hallt der Schrei der Glocken durch die Nacht
Und Schüsse dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gassen tönt's: es brennt' es brennt!
Und Jeder angstvoll an sein Fenster rennt.

Der erste Blick: ist es unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die wunderschöne Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun strömt der Neugier Bächlein ungehemmt
Und ungewaschen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, Jener ohne Schuh',
Läuft Alles rings dem seltnen Schauspiel zu.

Und manchem ehrlichen Philister bangt,
Es könnte enden, eh' er angelangt;
Auch der Poet, er watschelt mit hinaus
Und sendet seinen Kennerblick voraus.

Da wallt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die Eine Flamme hell zum Himmel auf;
Von Feuerlilien ein gewalt'ger Strauß:
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es ist die allerschönste Maienmacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht
Eng zwischen Gärten voller Frühlingsflor
Klimmt der Poet zur Feuerstätt' empor.

Da sitzt der helle Geist auf seinem Raub
Und macht den morschen Kram zu Asch' und Staub;
Umsonst belästigt ihn der Menschenschwarm,
Er weht ihn ruhig ab mit glühem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug sehn und erhaschen kann;
Längst hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen sich der Alte stets gewehrt.

Nun steht er da und schlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu rathen noch zu helfen sich;
Doch Alle sind in guter Sicherheit,
Kein Nachbarhaus gefährdet weit und breit.

Drum laßt uns keck ein wenig näher gehn,
Die heiße Wirthschaft besser zu besehn,
Zu lesen in des Feuers Angesicht
Und was es heimlich mit den Sternen spricht.

2.

Von Holz und Reisig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune stand:
Schon Vieles ward vom Regen unbrauchbar
Doch jeder Herbst bringt neue Lasten dar.

Der letzte Winter brachte große Noth
Und manche arme Wittwe, frierend, bot
Ihr armes Geld dem Mann für wenig Holz
Er gab's nicht her in seinem Bauernstolz.

Nun flammt es auf in wildem Feuerflug
Mit Scheun' und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug.
Die armen Weiber stehn und schaun es an
Und wärmen lächelnd ihre Hände dran

Dies Lächeln mag die bleichste Blume sein,
Die einstens ziert des Mannes Todtenschrein, —
Weh' dem der solchen Blüthenflor gesät.
Wenn einst die Saat in reifen Früchten steht'

3.

Seit alter Zeit her war des Hauses Wand
Von wuchernd dichtem Epheu überspannt:
Den liebt der Bauer, sonst so liebeleer,
Weil er so gierig, alt und zäh, wie Er'

Nun brennt das dunkle Unkraut lichterloh
Und flackert in die Luft wie leichtes Stroh,
Wer glaubte, daß der alte schwere Kranz
So lustig hielte seinen Todtentanz?

Ei, was fliegt da für Ungeziefer aus!
In ganzen Schwärmen fliegt die Fledermaus:
Kreuzspinnen, Käfer, was da kriechen mag,
Kommt herbend in der hellen Glut zu Tag.

Was von Gespenstern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hause ruht,
Und was es sonst für Spuck und Sagen gab
Brennt mit den alten Epheuranken ab.

Was mag wohl schimmern dort, und, seh' ich recht?
Was löst sich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Füßen her?
Ein tüchtig Kruzifix, von Golde schwer!

Einst riß der Ahn, vor manchem hundert Jahr',
Das Kreuz als Bilderstürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk versteckt,
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verschloss'ner Brust
Die Enkel jederzeit davon gewußt;
Sie hätten's nächtlich auf den Tisch gesetzt
Und sich an dem Geflunker oft ergötzt.

Eins thut mir leid — manch' zierlich Schwalbennest
Hing traulich in den wirren Ranken fest;
Wenn nun die liebe Schwalbe wiederkehrt,
So findet sie ihr kleines Haus verheert.

Doch tröste dich, o Schwalbe zart und traut!
Ist erst der neue Giebel aufgebaut.
G'nug Winkel noch und Ecken findest du,
Daran du bauen kannst in guter Ruh.

4.

Da ist ein Buch, geschwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangst gesandt;
Ein Jüngling wagte dran sein junges Blut
Und trug's mit kecken Händen aus der Glut.

Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch.
Sein dickes Schuldnerbuch hatt' er gemeint,
Nun liegt — — die Bibel vor dem guten Freund!

Wie arg und undankbar ist diese Welt.
Wie schmählich nun der alte Mann sich stellt!
Erinnert ihn die Bibel nicht mehr dran,
Wie gütlich er sich oft an ihr gethan?

Wenn er am Sonntagabend vor ihr saß
Und schmunzelnd dann von dem Kameele las,
Dem Nadelöhre und dem Himmelreich,
Wie ward ihm das Gemüth da froh und weich!

Wie manchen Bettler hungerig und matt.
Macht' er mit schönen Bibelsprüchen satt,
Betheuernd hoch und feierlich dabei,
Daß dies sein reichster Trost und Hausschatz sei.

Nun liegt das alte Buch zertreten hier.
Im Feuer blieb der Ecken Silberzier;
Zerriss'nen Angesichtes liegt im Koth
Das einst so hochgepries'ne Lebensbrot.

5.

Ich denke dran mit wehmuthsvollem Schmerz,
Wie rettungslos ein königliches Herz,
Indeß das Haus in Rauch und Schutt verfliegt,
Tief unter ihm in schnöden Banden liegt.

Goldfarbner Löwe, seufzt der edle Wein
Seit Jahr und Tag im dunkeln Eichenschrein,
Und ob ihm trampelte der graue Wicht
Ließ keinen Tropfen an das Tageslicht.

Wenn still der Sonnenschein das Haus umfing
Und singend ein Gesell vorüberging.

Ein fröhlich dürstender mit heißem Blut,
Dann wallt' es unten auf mit süßer Wuth:

„O laßt mich an des Tages goldnen Blick,
Ich bring' euch Freiheit, Freude, Lieb' und Glück!
Laßt schäumend mich entgegensprühn dem Lied,
Das aus der hellen Menschenkehle zieht!"

Umsonst verhieß er reichen Minnelohn,
Gefesselt blieb der goldne Sonnensohn;
Nicht wahr, ihr Alle, die ihr Herrscher heißt,
Es ruht sich süß auf unterdrücktem Geist?

Nun wankt und stürzt das morsche Sündenhaus,
Doch unter seinen Trümmern athmet aus,
Vergessen, was so lang das Licht gesucht. –
Heil unsrer jungen Reben süßer Frucht!

6.

Ein Apfelbaum in voller Blüthe steht,
Ein leichter West in seinen Zweigen weht;
Er schaut, verklärt vom blutigrothen Schein,
Verwundert auf den wilden Brand herein.

Es ist, als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blüthenblätter in die Glut er streut;
Er athmet ein des Feuers heißen Hauch,
Um seine Krone spielend zieht der Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In seine Aeste tief die Flammenhand:
Zu Kohlen brennt der schöne Blüthenbaum —
Hier ist ein dichterlicher Lebenstraum!

7.

Dort gegen Westen, traulich unterm Dach,
Liegt hoch und abgeschieden das Gemach,

Das sich des Hauses Töchter jederzeit
Zum stillen Allerheiligsten geweiht.

Es ist ein eng und niedrig Kämmerlein
Mit runden Scheiben und mattem Schrein,
D'rin Bänder, Kettlein, Herzchen aller Art
In mannigfachen Kästlein wohl verwahrt.

Am Fenster steht das Spinnrad und davor
Der zartgepflegte bunte Blumenflor,
Gelbveiglein, Nelken, Rosen ohne End',
Und wie man all' das liebe Zeug benennt!

Manch nächtlich Lied hat hier heraufgetönt
Und diese Fensterlein sind d'ran gewöhnt,
Geräuschlos blinkend, heimlich aufzugeh'n,
Geöffnet ganze Nächte durch zu steh'n.

Und manche Leiter wurde aufgethürmt,
Und auf die Liebeswarte kühn gestürmt;
Ob stets das Rosengitter widerstand,
Gehört zu den Geheimnissen im Land.

Auch jetzt ist eine Leiter angelegt,
Die einen Schwarm geschwarzter Männer trägt;
Im rothen Mantel stürmet in die Thür
Ein Freiersmann mit flammendem Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erschreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Verfliegend wie verbrannter Ambraduft.

Das ganze Fenstergarnitur stürzt herab
Und findet in der Gluth sein feurig Grab;
Ob all die stille, schöne Liebeswelt
Wohl rettungslos zugleich in Asche fällt?

Mir ist nicht bang; ist neu das Haus erbaut,
Man sicher wieder d'ran ein Fenster schaut
Mit Rosen, Gelbveiglein und Nelkenzier:
Denn Solches muß man haben für und für.

8.

Welch' lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr!
Dort fließt ein Brünnlein, gar so frisch und klar,
Ein holzgeschnitzter Meergott gießt den Trank
In eine ausgehöhlte Eichenbank.

Der Westwind hat die Gluth herangeweht,
Der alte Gott in vollen Flammen steht,
Und aus der Feuersäule quillt der Schwall,
Des Wasserstrahls lebendiger Krystall.

Wie fröhlich tönt der schöne Silberstrang,
Gleich jenem Kleeblatt, das im Feuer sang!
Du klares Leben, ew'ger Wellenschlag,
Wer sendet aus der Tiefe dich zu Tag?

Ich glaubt', ein Brunnenhaus sei feuerfest —
Nun ist ein Häuflein Kohlen hier der Rest:
Die Quelle aber rieselt frisch und rein
Auch über Kohlen in die Welt hinein.

Wer weiß, wie lange schon der Bergquell springt?
Wer weiß, wie lang er noch zum Lichte dringt?
Auf! schnitzelt einen neuen Brunnenmann,
Der wieder hundert Jahr' ihn fassen kann.

9.

Zu loben ist der Männer kühner Muth,
Womit sie ringen mit der heißen Gluth,
Zu retten, was man irgend retten kann;
Doch ist nicht redenswerth, was man gewann.

Das Beste ist ein alter Todtenkranz,
Erinnerung an hohen Jugendglanz,
An irgend einen frühgestorb'nen Sohn,
An einen längst verhallten Harfenton.

Mit welken Blättern liegt er in der Au,
Und auf ihn fällt der milde Maienthau;
Die blassen Bänder weh'n im Morgenwind,
Daneben zitternd wacht ein schwaches Kind.

Wie leicht und dürr der alte Kranz mag sein,
Man wird ihm wieder eine Stelle weih'n
Im neuen Bau, hoch an der Stubenwand,
Als des Vergang'nen letztem, welkem Pfand.

Da wird er still auf's junge Leben seh'n
Und dieses ehrend ihm vorübergeh'n,
Bis auch sein letztes leichtes Blatt zerstiebt
Und man den nackten Reif dem Feuer gibt.

10.

Die Flamm' ist todt, der Krater ist verglüht,
Die Himmelsrose d'rüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Kohlen, wo die Wohnung stand,
Verschwunden in das morsche Werk der Hand.

Woran der Mensch die kalten Hände legt
Und was er diebisch scheu zusammenträgt:
Hin ist nun Alles was nach Richt' und Maß
Gefügt, gebunden aneinander saß.

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Thäler voller Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Frühlingssang!

O Ueberfülle, die zum Lichte schwillt,
O Blüthenwirbel, der da überquillt

Und überwuchert, wo die Sünderhand
Ihr Maß will legen auf das reiche Land.

Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt:
D'rum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt!
Bau' auf, reiß' nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Segenslauf.

An mein Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich Dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit Deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob Dir vergaß:
Wie war da der Bettler stolz auf Dich!

Als ich fern Dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich Einen Deiner Söhne sah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wenn dereinst mein banges Stündlein kommt,
Ob ich Schwacher Dir auch Nichts gefrommt!
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich ab von mir dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen Deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

Auf der Landstraße.

Zieht eine arme Pilgerin,
Gebückt und schwach, am Bettelstab,
Zur gnadenreichen Jungfrau hin.
Der Rosenkranz rollt auf und ab:
Obwohl er sie nicht hindern kann,
Auch ihres Leides zu gedenken
Und auf den rüstigen Wandersmann
Demüthig ihren Blick zu lenken.

„Mein junger Herr' erbarmet Euch,
Wie Gott Euch mag barmherzig sein'
Er geb' Euch einst sein Himmelreich
Und seinen Segen obendrein!"
„„Ich glaube nicht an Deinen Gott,
Für den dort Deine Kugeln rollen!
Drum schien' es mir ein arger Spott,
Würd' ich Dir eine Gabe zollen.""

Doch fort geht ihre Rede Lauf:
„Gott segne Euer junges Haupt
Und heb' Euch seinen Segen auf,
Bis Ihr allendlich an Ihn glaubt!"
Und dankend nimmt sie meinen Sold
Und betet fort auf ihren Wegen:
Ich habe mich davon gerollt
Mit ihrem römisch-katholischen Segen.

Bei allen Göttern dieser Welt
Leg' ich ein kleines Sümmlein an:
Sagt, wenn dereinst der Würfel fällt,
Ob es mir wohl noch fehlen kann?
Und läugnen Alle einst die Schuld,
Ich weiß gewiß, es hat mein Lieben
Der wahre Gott in seiner Huld
Mir zahlbar dann und gut geschrieben!

Ein schrankenloser Leichtsinn soll
In diesem Streit mein Schildknapp sein!
So leb' ich muth- und freudenvoll,
So lang nur Herz und Sinne rein.
Ich lieb' es, so mir halb bewußt
Am offnen Abgrund hinzustreifen,
Und über mir lass' ich mit Lust
Das Aug' in's grundlos Blaue greifen!

Am Vorderrhein.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch der Freiheit frisch und rein!
Nun wallt der Bergessohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all' die deutschen Brüder,
Die Herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all' die deutschen Frauen
Mit deinem feinsten Ritterbrauch,
Und wenn du wirst die Dome schauen,
Die lieben Käuze, grüß' sie auch!
Sonst weiß ich Niemand just zu grüßen,
Als etwa noch die Loreley
Und deiner Reben freudig Sprießen,
Den Dreißigen — geh' still vorbei.

Es taucht ein Aar in's Wolkenlose
Hoch über mir im Sonnenschein:
Ich werfe eine Alpenrose
Tief unten in den wilden Rhein;
Führ' nieder sie, führ' sie zu Thale,
Du grüner Held, zum Meeresthor,
Und halt' dem Volk im Eichenthale,
Dem Harrenden, dies Zeichen vor!

Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee.

So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Stand'st du schon silberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trank'st du begierig, durst'ger Greis!

Des Mittelalters Schwingen,
Mit letztem, bebendem Klingen,
Umfachten die Wiege dir:
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauschen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aber hundert Schriften,
Was uns erfüllt die Brust:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber hast es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen
— Ich hör' die Finken schlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
In's Herz des Föhrenstockes
Hat deiner Jugend Art geschallt.

Hast du dem deutschen Sänger,
Dem edlen Schlittschuhgänger
Den Stahlschuh hier gereicht? –
Du hast vor fünfzig Jahren
Den See hinauf gefahren
Den fünfzigjährigen Göthe vielleicht?

Vorüber deiner Leiche
Flicht heut' der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verschwunden sind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben stolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachtdrommeten
Sind deiner Stirn vorbei geschwirrt.

Der unsre Welt gewendet
Wie seine Hand, geendet
Im Meere, still und fern:
Mit seinem ehrnen Tritte
Fiel just er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du sahst auf deinem Felde
Erstaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durch's Saatengrün:
Und als sie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen
Der Väter Haus — in Flammen sprühn!

Doch alles ist, in trüben
Gebilden, dir fern geblieben,
Ein Räthsel dir und Traum;

Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum

Doch in dir hell erglühte
Das Ulrich und erblühte
Ein grünes Urwaldreis:
Oft sah ich dein Auge scheinen,
Als ob's in heiligen Hainen
Noch ruht auf der Runensteine Kreis.

Du hast den Stier gezwungen,
Du hast das Beil geschwungen,
Daß Dorn und Eiche fiel:
Wer diese harte Erde
Mit eiserner Pflugschar kehrte,
Erlernt' auch leicht des Krieges Spiel

Es schliefen heimliche Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemüthes Grund:
Du sangst noch hin und wieder
Verschollne Schwänk' und Lieder,
— Freund' Uhland wohl ein guter Fund.

Vom Weltend' die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahst wallen du und weh'n:
Doch jener nahen Zinnen
Die ragen zu den Gestirnen,
Hast selber den Fuß du nie geseh'n.

Und dennoch ist's das ächte,
Das bleibende Volk das rechte,
Das auf der Scholl' erblaßt,
Auf der es ward geboren'
Das Schmlein geht verloren,
Der Anker diesen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch soll steigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns bringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

Sommernacht.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O gold'nes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Thalen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hülfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die stillen Stunden,

Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eig'nen schweren Arbeit ruft.

Sonnette.

Von Kindern.

Ich sah jüngst einen Schwarm von schönen Knaben,
Gekoppelt und gespannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharrten an der Erde
Und thaten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst diesen ist Beschwerde,
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gasse traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Heerde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launenhaft den Zug ließ geh'n und wenden.

Mich kränkten minder diese Herrschertriebe,
Als solchen Knechtsinns zeitiges Vollenden;
Es that mir weh' an meiner Kinderliebe.

Das Leben ist doch schön!

Wie schön, wie schön ist dieses kurze Leben,
Wenn es eröffnet alle seine Quellen:
Die Tage gleichen klaren Silberwellen,
Die sich mit Macht zu überholen streben.

Was gestern freudig mocht' mein Herz erheben,
Das muß ich lächelnd heute rückwärts stellen;

Wenn die Erfahrungen, sich drängend, schwellen,
Erlebnisse wie Blumen sie umgeben!

So muß ich breiter stets den Strom erschauen,
Auch tiefer mälig seh' den Grund ich winken,
Und täglich lern' ich mehr der Fluth vertrauen.

Nun goldene Geschirre, sie zu trinken,
Gebt, Götter! mir und Marmor, um zu bauen
Den festen Damm zur Rechten wie zur Linken!

Erkenntniß.

Willst du, o Herz! ein heit'res Ziel erreichen,
Mußt du in eig'ner Angel schwebend ruh'n;
Ein Thor versucht zu geh'n in fremden Schuh'n,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eig'ne schwache Thun!
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen!

Thu' frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen,
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen!
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

Ghasel.

Wie schlafend unter'm Flügel ein Pfau den Schnabel hält,
Von luft'gen Vogelträumen die blaue Brust geschwellt,
Geduckt auf Einem Fuße, dann plötzlich oft einmal,

Im Traume phantasirend das Funkelrad er stellt:
So hing berauscht und trunken, ausreckend Berg und Thal
Der große Wundervogel in tiefem Schlaf die Welt.
So schwoll der blaue Himmel von Träumen ohne Zahl,
Mit leisem Knistern schlug er ein Rad, das Sternenzelt.

Herbstlied.

Laßt uns auf alle Berge gehen,
Wo jetzt der Wein in Strömen fließt,
Und überall am nächsten stehen,
Wo sich der Freude Quell ergießt,
Uns tief in allen Augen spiegeln,
Die durch das Rebenlaub erglüh'n,
Laßt uns das letzte Lied entriegeln,
Wo noch zwei rothe Lippen blüh'n!

Seht, wie des Mondes Antlitz glühend
Im Rosenscheine aufersteht,
Indeß die Sonne, freudesprühend,
Den Leib im Wunderbade badet!
Und an der Jungfrau'n Einer Wange
Bricht sich des Mondes blasse Gluth,
Indeß, erhöht vom Niedergange,
Erglänzt der Andern Purpurblut.

O küsset schnell die Himmelszeichen,
Eh' sich verdunkelt die Natur,
Mag dann der Abglanz auch erbleichen:
Im Herzen glimmt die schön're Spur!
Mag sich, wer zu dem süßen Leben
Der Lieb' im Lenz das Wort nicht fand,
Der holden Thorheit nun ergeben,
Den Rauschebecher in der Hand!

Wohl wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch die herbe Qual;
Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden,

Das adelt Seel' und Leib zumal!
Und liebt der Himmel seine Kinder,
Wo Thränen er durch Leid erpreßt,
So liebt er Jene d'rum nicht minder,
Die er vor Freuden weinen läßt.

Und sehnen bleiche Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Noth:
Wem hell des Lebens Born geflossen,
Der scheut noch weniger den Tod!
Tauch't euch in's Bad der Lust, in's klare,
Das Euch die kurze Stunde gönnt,
Auf daß für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde sterben könnt!

Heimweh.

An den schönen Limmathborden,
Die so grün in's Wasser hangen,
Bin ich manches Mal gegangen,
Wenn die Erde jung geworden
Und den Frühlingsmantel wob,
Wenn die Wasser voller klangen
Und bis vor die Füße drangen,
Daß der Pfad sich schwellend hob.

Wenn die Welle singend flieht,
Ist's, als höre man Geschichten,
Was im Oberland geschieht,
Weit in's Niederland berichten;
Und wenn man stromaufwärts sieht,
Will es scheinen, daß die ganze
Inn're Schweiz im Firnenglanze
Auf der Fluth herniederzieht.

Ausgespannte Netze schimmern
Zwischen blüthenweißen Bäumen,
Perlend in der Sonne flimmern

Sie von feuchten Wasserschäumen.
Und ein Knäblein schläft im Kahn,
Wiegend sich in jungen Träumen:
Ohne Hast und ohne Säumen
Schafft der Vater nebenan.

Ja, mit ruhig festem Schritte
Schreiten dort die Männer hin!
Klar und einfach ist die Sitte,
Klug und ernst der freie Sinn.
Und in ihrer sich'ren Mitte
Wuchsen Recht und Freiheit groß;
Das Gesetz schmückt jede Hütte,
Jeden Herd ziert ein Geschoß.

Etwas Wein auch pflanzt der Bauer
An der Berge grünen Füßen,
Wenn auch manchmal etwas sauer:
Arbeit weiß ihn zu versüßen.
Längst schon wohnt an jenen Flüssen
Rasche That, entschloss'nes Handeln,
Daß vor ihrem heit'ren Wandeln
Gram und Sorge schwinden müssen.

Hier, an diesem fremden Strand,
Sind die Weine stark und süß.
Und es gleicht das edle Land
Auch wohl einem Paradies;
Aber dumpf und ungewiß
Sind die Herzen und die Blicke
Und verworrene Geschicke
Walten in der Finsterniß:

Waldliebe.

Seht den Schuft am Waldessaum
Mit gewandten Schritten fliegend,
Den geraubten Föhrenbaum
Auf der jungen Schulter wiegend!

Hat die Art, die er gestohlen,
Vornen in den Stamm geschwungen,
Weit noch hinter seinen Sohlen
Kommt der Wipfel nachgesprungen.
Wie er heimlich lacht und singt,
Daß sein Herz im Leibe springt!

Und die Dirne kommt daher
Mit gestohl'nen Birkenruthen;
Von der Arbeit, lang und schwer,
Steh'n die Wangen ihr in Gluthen.
Und der Bursche wirft die Föhre
Wie 'ne Feder in den Graben,
Reißt die Dirne nach, ich schwöre,
Daß die was zusammen haben!

Wo ein kleiner Freudenquell
Tief im Eschengrunde fließet
Und die Silberadern hell
Durch das sammt'ne Moos ergießet,
Wirft der schlanke Dieb sich nieder
Mit der Dirn' im braunen Arm,
Löst ihr hastig Tuch und Mieder
Und er flüstert liebewarm,
Daß sein glühend Herz erklingt,
Wie die Nuß im Feuer singt:

Schätzchen, o du kommst mir just,
Daß ich meine Schätze grabe.
Wieder einmal meine Lust
Am verborg'nen Reichthum habe!
Daß ich prüfe die Juwele:
Deine Aeugelein voll Feuer!
Daß ich meine Perlen zähle,
Deine Zähne blank und theuer!

Zeig' mir der Korallen Schein
An dem frischen, süßen Munde,
Gib mir schnell mein Elfenbein,

All' das feingedrehte runde!
Gib mir meine Silberberge,
Die mich weiß und selig blenden,
Drin die tausend Liebeszwerge
Pochen mit den kleinen Händen!
Wie ein Haas im Kohle springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

Laß mich wägen all mein Gold:
Deines Haares schwere Güsse!
Laß mich zählen meinen Sold:
Zähle mir ein Hundert Küsse
Blank und baar auf meine Lippen,
Weil uns kein Verräther lauschet!
Laß mich von dem Weine nippen,
Der mich armen Schelm berauschet!

Nun verhüll' die Herrlichkeit
Mit den Lumpen, mit den Fetzen,
Daß kein Auge, ungeweiht,
Spähen kann nach meinen Schätzen!
Dieses Tuch um deine Haare
Dreimal, viermal sorglich winde,
Daß die goldne Schimmerwaare
Ja kein Strahl der Sonne finde!

Und die Dirne ist davon
Durch den dunkeln Wald gesprungen;
Wieder hat der Bursche schon
Seine Föhre aufgeschwungen.
Wie ihn schnell die Beine tragen
Mit dem schwanken, langen Raube!
Einen grünen Siegeswagen,
Schleift die Krone er im Staube.
Und vor innerm Lachen springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

Aus dem Leben.

Flack're, fernes Licht im Thal
Durch die Nacht mit leisem Blinken:
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken!

Rausche, singe, schöner Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen;
Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben;
O, wie wißt das feinste Mark
Ihr der Erde schnell zu rauben!

Von der warmen Nacht geküßt,
Wißt ihr schnell es auszuhauchen,
Eh' ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen!

Aus dem tiefen blauen Raum
Perlt ihr leuchtend, gold'ne Sonnen,
Kommt und schwindet, wie ein Traum;
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Ewig durch die Himmel tragen?

Andre Blumen, andre Wellen,
Andre Sterne, andre Herzen,
Andre Freuden, andre Schmerzen
Werden unerschöpflich quellen,

Und, eh' wir noch gar verglommen,
Ganz uns auszulöschen kommen.
Ewig ist, begreifst es du,
Sehnend Herz? nur deine Ruh'!

Lied zum eidgen. Sängerfest 1858 in Zürich.

Wir haben hoch im Bergrevier
Den Tannenwald gehauen,
D'raus Euch in weiß und rother Zier
Das Wanderzelt zu bauen.
Herein was nun die Halle faßt,
O Schweizerkind und deutscher Gast!
Und wie's im Bergwald kühn erklang,
Laßt rauschen hier den Männersang!

Die grauen Adler schrien wild,
Seit wir zuletzt gesungen;
Da ist der Freiheit Silberschild,
Gar hell und rein erklungen!
Wir kehrten ein in's eigne Herz,
Da löst' sich jeder Groll und Schmerz,
Da hatte sich die Treu gelohnt,
Der Rath, der stets im Manne wohnt!

Es ward gerathen, ward gebaut
Auf aller Herren Gassen;
Doch jeder that da, still, wie laut,
Was er — nicht konnte lassen!
Ein Mehrer seines Reichs zu sein
Dünkt sich der Fürst im blutigen Schein!
Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menschenwerth mit reiner Hand!

Erhebt die Stimmen froh und hell
Ringt um des Preises Schaale;
Dann setzt Euch an den Purpurquell,
Singt abermals beim Mahle!

Und singt: das Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um d'rin ein freier Mann zu sein!

Wie grüne Au'n im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden!
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eig'ner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

Eidgen. Becherlied.

Der Traube Saft behagt dem Mund,
Doch Müh' erheischt der edle Wein,
Und blitzt des Bechers köstlich Rund:
Sein Silber will gegraben sein;
Dann harret erst noch auf das Erz
Des Schmiedes kunsterfahr'ne Hand,
So ähnlich reift des Mannes Herz
Entgegen seinem Vaterland.

So schwebt das Lied wie Glockensang
Durch heit're Sommerluft einher
Und kündet laut, daß winterlang
Dem Sänger keine Müh zu schwer!
So schafft, bis aus den Bechern blinkt
Der Männer Ehre schön verklärt
Und keiner mehr aus Silber trinkt,
Der nicht des Wein's und Silbers werth.

Wie Glück und Glas so leicht zerbricht,
Nur etwas später, bricht das Erz,
Die Schaale schmilzt — der Wille nicht,
Er lebt bewegend Herz um Herz.

Die höchsten Tempel stürzen ein,
Des Werkmanns reiche Hand verdorrt,
Verwildert stirbt am Berg der Wein —
Doch Alles lebt im Liede fort.

Und wo sein ferner, gold'ner Ton
Aus Trümmern neue Völker hebt,
Blüht auch die neue Rebe schon
Und ihre Ranke spinnt und webt;
In Wäldern trinkt am Felsenquell
Das Hirtenkind aus hohler Hand,
Bis wieder bringt aus Bechern hell
Der Mann sein Hoch dem Vaterland.

Wellengerede.

Abend war's, ich stand am Ufer,
Wo die Wellen freudig rauschten
Und, vom Süden her gewaltig
Hergeeilt, am Strand erschäumten.
Violet war ihr Gewand,
Doch sie trugen rothe Kronen,
Die von Haupt zu Haupt sie warfen,
Klangvoll in einander fließend.
Durch der Wolken wildes Jagen,
Einsam, sah der Abendstern,
Glänzend wie der Schönheit Auge,
Groß erglühend wie die Sehnsucht.

Und ich sagte zu den Wellen:
Noch so laut und fleißig seid ihr?
Doch ich seh' nicht, was ihr schaffet,
Denn kein Segel ist zu finden,
Weil es Nacht wird und die müde,
Sorgenvolle Woche endet.

Und sie riefen laut erbrausend:
„Feierabend ist's, wir tanzen

Eben noch für uns ein Tänzchen!
Wie der Hirt den Schnitterinnen
Abendlich den Reigen bläset,
Also spielt der wilde Bruder
Uns, der Abendsturm, zum Tanze,
Und er darf uns Alle küssen!
In der Freiheit, in der Freude
Schlagen wir für uns ein Stündchen!
Wollt ein Schiff uns jetzt befahren,
Müßt' es untergeh'n und brechen!
Und wir rathen dir nicht minder:
Freiheit gib auch du den Wellen
Deines Blutes einmal wieder,
Laß das Schifflein untergehen
Mit dem schweren gold'nen Bilde,
Mit der ungeschlachten Schiff'rin,
Die dein wogend Herz befährt
Schon so lang und es bedrücket!
Laß die Furcht und laß die Hoffnung
In empörter Fluth versinken
Und erfreue dich der Freiheit!"

Ach! die allzu treuen Wellen
Meines unterjochten Blutes
Wollen es nicht sinken lassen,
Immer taucht empor es wieder,
Triumphirend fährt's empor,
Schiff und Bild, ach, Schiff und Götzin!
Einzig hilft, es rasch entheben
Und es in der Luft erwürgen.
Also that ich in der Nacht,
Still in einer Frühlingsnacht.
Und ich hörte einen Seufzer
Deutlich, wie aus weiter Ferne;
Denn von den Bethörten endlich,
Endlich auch vergessen werden,
Thut den stolzen Frauen weh
Und sie fühlen's in der Ferne!

Hutten's Grab auf der Ufenau.

Hier unter dieſem Raſengrün
Wo wir in Jugend ſteh'n,
Da liegt ein Ritter frei und kühn,
Wie keiner mehr zu ſeh'n!
Er floh herein vom römiſchen Reich,
Trug einen Lorbeerkranz,
Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
Das Aug' voll Sonnenglanz!

Und wo die Welt den Blumenſtrauß
In holder Minne küßt,
Warf er ſein Schwert auf freies Land
Und rief: ſei mir gegrüßt!
In ſchwerer Noth ſank er dahin,
Zerbrochen das Gebein;
Doch glühte noch ſein ſtarker Sinn
Im Tod wie junger Wein!

Nun weht ſein Schatten um uns her,
Nun ruft ſein Geiſt uns zu:
„Ich war ein Schiff auf wildem Meer,
Ich kannte keine Ruh'!
Ihr wißt, was ich gelitten hab'
Und was gelitten auch!
Doch ſtieg' ich nochmals aus dem Grab,
Uebt' ich den gleichen Brauch!"

„Die Qual verfliegt, die Sorg' iſt klein,
Nun bin ich unbeſchwert!
Die beſten Freunde nannt' ich mein
Und fand mich ihrer werth!
Ihr lieben Brüder, wagt es nur
Und acht't die Noth gering!
Das Elend zeigt die gold'ne Spur,
Wo ſich ein Held erging."

Du lichter Schatte, habe Dank!
Gut sprach dein kühner Mund,
Und wem das Herz von Zweifel krank,
Der wird an Dir gesund!
Wie diese lustige Silberfluth
Dein Grab so hell umfließt,
So uns dein unentwegter Muth
Das frohe Herz umschließt!

Der Schild der Waadtländer.

Erinnerung an Ferdinand Floco.

An der Brücke zu Lausanne
Hängt der Wappenschild von Waadt,
Darauf Vaterland und Freiheit
Froh das Volk geschrieben hat!
Erzgegossen glänzt das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Also schreibt man in Helvetien
Und von Eisen ist der Stift!

Sieh! im regen Brückenwandel
Malet sich ein schönes Bild:
Liebend hebt ein kleines Mädchen
Ihren Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit und das Vaterland!“
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
An dem Erze auf und ab,
An den sonndurchglühten Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Locken
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröthe
Ros' an Rose glühend sprießt.

Aber auf derſelben Brücke
Einſam geht ein fremder Mann,
Wandelt mit ergrautem Haare
Still und kühl in Acht und Bann;
Er gewahrt das Spiel der Kleinen,
Rascher fließt ſogleich ſein Blut,
Doch um ſchmerzlich nur zu klagen
Um verlor'nes höchſtes Gut!

„Welche Worte ſeh' ich ſchreiben
Hier die Unſchuld und das Glück!
Wehvoll wenden ſie mein Sehnen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Gräuel
Im Verrath zuſammen brach,
Lehret hier ein Kind das and're,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Iſt denn euer Himmel blauer,
Schweizer! gold'ner euer Korn?
Sind denn laut'rer eu're Brunnen,
Eure Roſen ohne Dorn?
Glück und Unſchuld, ach! ſie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr ſchuldlos ſeid — nicht weiß ich's —
Doch geſegnet ſeh' ich euch!"

F. von Tſchudi.

Dr. Friedrich von Tſchudi wurde den 1. Mai 1820 in Glarus geboren. Bis 1836 ward er im väterlichen Haus erzogen, beſuchte 1836—38 das Gymnaſium und Collegium humanitatis in Schaffhauſen, an welchen Anſtalten der berühmte Philolog Bach und der Germaniſt Götzinger wirkten. Im Jahre 1838 bezog er die Univerſität Baſel, wo er ſeine philologiſchen Studien unter Wacker-

nagel, Vischer, Gerlach ꝛc. fortsetzte; 1839—1840 widmete er sich auf der Universität Bonn philologischen und theologischen Studien unter Nitzsch, Brandis, G. Kinkel ꝛc. und in den Jahren 1840—1842 theologischen und besonders auch philosophischen Studien an der Universität Berlin. Frühling 1842 bis Herbst dieses Jahres brachte er zum Abschluß seiner theologischen Studien in Zürich zu, nachdem er in frühern Ferien Reisen nach Belgien, Holland, Nord- und Ostdeutschland und später auch nach Oberitalien gemacht hatte.

Im Herbst 1842 bestand F. von Tschudi das theol. Examen und erhielt die Ordination in St. Gallen, wohin seine Familie übergesiedelt war. Im Januar 1843 wurde er zum Stadtpfarrer von Lichtensteig gewählt und verlebte hier glückliche Jahre, bis 1847 anhaltende Brustleiden seine Resignation und Uebersiedlung nach St. Gallen veranlaßten, wo er auf seinem Landgute den Studien und der Landwirthschaft lebte.

In den Jahren 1849—1852 verband er sich mit Jeremias Gotthelf und A. E. Fröhlich zur Herausgabe der „Illustrirten Zeitschrift für die Schweiz", war Mitarbeiter an den „Elsäßischen Neujahrsblättern" von Aug. Stöber und Fried. Otte, an den „Alpenrosen" von Reithard, an der von freisinnigen Schweizertheologen herausgegebenen „Kirche der Gegenwart" sowie an mehrern naturwissenschaftlichen Zeitschriften. Im Jahr 1853 erschien die erste Ausgabe von Tschudi's berühmten Werk „Das Thierleben der Alpenwelt", von welcher klassischen Leistung gegenwärtig die VIII. Auflage im Drucke liegt und bis jetzt eine englische und zwei verschiedene französische Uebersetzungen erschienen sind. Zehn Jahre nach der ersten Ausgabe des „Thierlebens der Alpenwelt" erschien v. Tschudi's „Landwirthschaftliches Lesebuch", eine gekrönte Preisschrift, die bis 1865 vier Auflagen von je 3000—5000 Exemplaren erlebte; 1861 seine „Geschichte des Waisenhauses in St. Gallen".

Als Mitglied des städtischen Schulrathes war v. Tschudi neben Dr. Weder unter harten Kämpfen besonders thätig für Gründung der gemeinsamen Kantonsschule und war erst Vizepräsident, dann Präsident des Kantonsschulrathes. Bei der Reorganisation des staatlichen Erziehungswesen wählte ihn die Regierung zum Vizepräsidenten des neuen Erziehungsrathes. Daneben war er Präsident der kantonalen und der schweizerischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, sowie erster Präsident des kantonalen historischen Vereins bis 1864. In diesem Jahre wurde er auch zum Mitglied des großen Rathes gewählt; 1862 hatte er von der Universität Basel die philosophische

Doktorwürde erhalten. Fr. v. Tschudi ist ferner Ehrenmitglied der kaiserl. russischen Akademie zu Moskau, des schweiz. Forstvereins, des schweiz. Bienenzuchtvereins, der naturforschenden Gesellschaft des Kts. Graubünden, der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern, der landwirthschaftlichen Vereins des Kantons Aargau, des Clubjurassien und gegenwärtig Centralpräsident des schweiz. Alpenklubs. Diese Daten genügen, um die Felder der Wirksamkeit des nach Charakter und Wissen außerordentlichen Mannes zu bezeichnen. Die poetischen Arbeiten v. Tschudi's sind bis jetzt nicht gesammelt. Als spezifischer Dichter kann derselbe nicht gelten; aber er hat nicht nur durch seinen vortrefflichen Styl im „Thierleben der Alpenwelt", sondern auch durch den Inhalt dieses Buches, beziehungsweise die Gewöhnung an eine realistische Auffassung der Natur und des Lebens, die der idealen Kehrseite nicht entbehrt, mächtig auf die poet. Literatur unserer Zeit eingewirkt. Viele seiner Gedichte erfreuen durch originelle Auffassung und stofflichen Gehalt. Sie erinnern an die eigenthümliche Behandlung, die Chamisso seinen Gegenständen angedeihen ließ; das Gedicht „Soldanella alpina" bezeichnet trefflich die bisherige Stellung der heimischen Dichtkunst.

Soldanella alpina.

Geh' nicht vorüber,
Freundlicher Wand'rer,
Hier an der Felswand
Grausigem Absturz!
Siehe das Blümchen,
Bescheiden und lieblich,
Wie ringt sich's so mühsam
Aus ödem Gestein.

Das Alpenglöcklein
Mit dunkelm Blatte
Und blaulichem Köpfchen.
Es wächst am Schneefeld
Es schwankt im Winde,
Es starrt im Froste,

Ist ohne Düfte,
Demüthigen Wesens,
Ein einsam Gewächs.

Wer liebt es, wer pflückt es?
Wer tränkt es und pflegt es?
Wer höret es läuten,
Das Glöcklein am Schnee?

Die Sonne, die lockt es
Aus schmelzendem Schneekleid,
Der Wanderer pflückt es,
Die Wolke, die tränkt es,
Allmutter Natur, die
Keins ihrer Kinder
Verlassen, vergessen,
Die Mutter ja pflegt es.

Und wer hört es läuten?
Ein gläubiges Herz nur,
Das hoffet und liebet,
Das traurig und innig ist,
Nicht viel auf Erden hat
Gleich wie das Glöcklein,
Das hört sein Geläut.

So stehst du am Felsen,
O heimische Dichtkunst,
Ohne Düfte und Schöne,
Halb traurig, halb fröhlich,
In Demuth und Treue,
Und läutest das Heimweh
In's tiefste Gemüth mir,
Und stehest fast trotzig
In einsamer Freiheit
Wie das Glöcklein am Schnee.

Frei.

Das hochmüthig falsche Wesen will
Mir rauben den eigenen Sinn,
Will mich nicht lassen genesen still
Des Glaubens, daß ich bin.
Die Frommen und die Freien
Sind harte Herren allzumal
Und möchten dich regieren gern
Auf's Best' nach ihrer eig'nen Wahl.

Da geht mir am Ende die Demuth aus:
Ich jage die Herren fein
Mit Spott und Schanden aus dem Haus,
Will durchaus nicht regieret sein,
Will haben mein eigen Gemüthe
Nach altem frommem Dichterbrauch,
Mein' eigne Lust, mein' eigne Stimm',
Mein eigen Nest und meinen Strauch.

Allein.

Es wallt der Mond durch seine Nacht allein,
Es fährt der Steiger in den Schacht allein,
Es hebt sich aus des Hochlands Felsenwällen
Des Urgebirgs granitne Pracht allein.
So steht wohl auf des Lebens stolzen Höhen
Ein großer Geist in seiner Macht allein;
Doch ist es wenig Herzen nur gegeben
Zu tragen, was die Zeit gebracht, allein,
Zu kämpfen in des eig nen Busens Tiefen
Mit Zorn und Schmerz die blut'ge Schlacht allein
Zu pflücken in des Glückes Rosengarten
Die Blume, die der Stunde lacht, allein.
O suche du, du kannst ihn doch nicht missen,
Den Freund, der diese Nacht verwacht allein

Du bist mein Stab.

Du bist mein Stab, an dem ich wanke nur,
Mein Leben du, ich dein Gedanke nur;
Du bist der sich're Anker in dem Grund
Und ich die Fluth, die ihn umschwanke nur.
Du lebst ein hohes stilles Gottesleben,
Ich lebe nur von dir und kranke nur;
Du bist das Marmorbild, das heilige,
Und ich an dir die Epheuranke nur.

Altes Glück.

Du bist mir längst gestorben
Und hast mir kaum gelebt,
Was ist's, daß meiner Seele
Dein Bild sich stets verwebt?
Du hast in Kindesträumen
Dir einst den Kranz erworben —
Nun ist nach andern Räumen
Schon längst dein Traum entschwebt.

Wie an dem Licht die Rose
So glüht' ich auf an dir,
So zuckte in der Knospe
Ein Wunderleben mir.
Ich neigte deiner Schöne
Mein Herz, das makellose —
Versöhne jetzt, versöhne
Ein wundes Leben hier!

Und kannst du nimmer heilen
Das Leid, das du gebarst,
So nimm zurück den Zauber,
Den du mir noch bewahrst.

Doch nein! In bangen Nächten
Hilf mir die Schmerzen theilen
Und ſteh' zu meiner Rechten
Als Heilige, wie du warſt.

Eine Leiche in Berlin.[1]

1846.

Hier iſt die Straße, . . . wohl! und hier das Haus,
Noch bringen ſie den Todten nicht heraus.
Ich bin zu früh . . . doch konnt' ich nicht mehr ſäumen,
So lag's auf meiner Bruſt mit Zentnerlaſt
Den ganzen Morgen; jetzt bin ich gefaßt;
In dieſer Ecke kann ich ſeh'n und träumen.

Und träumen? O mein Gott! Wohl iſt's ein Traum!
Ein langer Tag für ihn, ein Morgen kaum
Für mich, zu lieben ihn und zu verehren.
Ein Morgen! Ja, du haſt in meine Nacht
Des neuen Tages Sonne mir gebracht,
Um mir des Lebens Räthſel zu verklären.

Du haſt die Zeit, den Geiſt, die Welt erkannt,
Du warſt ein Prieſter uns, von Gott geſandt;
Wir nannten ernſt und liebend deinen Namen.
Du greiſer Säemann, deine ſtille Saat
Sie keimt vor Gott — und unſer iſt die That, —
Dein das Gebet — und unſer iſt das Amen!

Einſt zogen wir mit hellem Fackelſchein
In langem Zug durch dieſe Pforte ein;
Ich hatte zitternd dir ein Lied geſchrieben.
Froh klang's empor in heller Sternennacht,
Du haſt dem freien Geiſt ein Hoch gebracht —
Gebeugter Greis, er iſt dir treu geblieben.

[1] Marheineke.

Da sank die Fackel . . Still! Der schwarze Zug!
Muß es schon sein? O tragt ihn sanft! Er trug
Uns Alle auch mit Liebe und Vertrauen.
Doch wie, was ist's? Mein Auge sucht und mißt
Die sonst mit ihm gelehrt; mein Gott, es ist
Ein Einz'ger nur in dem Geleit zu schauen.

Ein Einz'ger nur! O grollt dem Todten nicht,
Die Glaub' und Lieb' ihr lehrt! Gott hält Gericht
Und wird den rechten Knecht mit Ehren schmücken.
So groll' auch nicht, mein Herz! Es kommt dein Tag;
Er wird mit allgewalt'gem Flügelschlag
Die letzte Thrän' im Auge dir zerdrücken.

Das Mutterglück.

Am Thurme hat es Mitternacht geschlagen
Und schwere Nacht war's in dem düstern Zimmer,
Wo Mutter und der kranke Vater lagen.

Seit dreien Stunden war das Fieber schlimmer;
Sie wacht an seinem Bette unverdrossen,
Sie lauscht ihm bei des Lämpleins trübem Schimmer.

So ist ihr in Gebet und Angst verflossen
Schon manche lange, jammervolle Nacht;
Doch ruht er jetzt, die Augen sind geschlossen.

Sie neigt sich auf ihn: wohl, er ruht, und sacht
Rückt sie, vor Frost ihn schützend, seine Decken
Und dankt dem Schlafe, der ihm Ruh' gebracht

Noch darf sie selber nicht des Schlummers schmecken —
O Mutterherz — erst sucht sie ihre Kleinen
Mit leisen Tritten, die kein Kindlein wecken.

Da ruhen sie, die sechs Geliebten, Reinen,
Holdselig wohl der Mutter anzuschauen.
Es lacht ihr Herz, doch ihre Augen weinen.

„O Vater, dein sind sie! Laß mich vertrauen
In deine Hut den zarten Lebensfunken,
Laß fürder mich auf deine Hülfe bauen."

Und also betend ist sie hingesunken
Bei ihrem Säugling in der Bettlein Mitten,
Auf ihn geneigt, die Augen schlummertrunken.

So ruhe du! . . . Horch, war das nicht von Tritten?
O weh! Der Vater hat sich aufgerafft,
Da kommt er leise, grinsend hergeschritten,

Ein bleiches Bild, unsicher, geisterhaft;
Er hält den Wasserkrug in seinen Händen,
Den schweren, zitternd, doch mit Fieberkraft.

Bald wird, o Mutter, all dein Jammer enden!
Schon hebt er ihn mit Lächeln voller Tück',
Um ihn zerschmetternd der auf's Haupt zu senden. . .

Da regt der Säugling sich, das Mutterglück,
Im Traume sieht er auf mit Jammerschrei'n —
Und schaudernd fleht der bleiche Mann zurück.

Die Mutter lullt den Liebling arglos ein
Und geht ergeben wieder hin, zu wachen.
Der Kranke kauert in dem Dämmerschein
Im Bett' und stiert sie an mit heiserm Lachen.

Naturleben.

Abenddämmerung sich nimmt auf dem Gelände,
Und der Berg erglüht in rothem Licht:
Busch zu Busch und Baum zu Baume spricht
Aus dem Walde: wallt ein Wehen milde.

Laue Lüfte, leise Lenzeslieder
Fluthen feiernd, freudig durch die Flur,
Und die Blumen träumen, beten wieder
Zu dem guten Geiste der Natur

Frage nicht nach ihrem Traum und Beten:
Ihr Gebet ist eben, daß sie blüh'n,
Und ihr Werk — zur Sonne sich zu müh'n,
Und ihr Traum — daß keine Stürme wehten;
Laue Lüfte, Frieden zu verkünden
Meinen Blumen in dem sichern Port;
Heiße Sonne, Samen still zu ründen —
Aber Sturm nur trägt die Samen fort!

Es vergeht der Blüthen stolze Schöne,
Wenn die Frucht, die ungebor'ne, reift;
Aus zerriss'nem Mutterschoße greift
Rauh der Wind die zartgepflegten Söhne.
Ach, sie sinkt den feindlichen Gewalten,
Doch die Kinder sind ihr wohlbewahrt:
Hundertfältig fern und nah erhalten
Ist der guten Mutter gute Art.

Und es lächelt frisch im nächsten Lenze
Dir manch neues Blumenangesicht;
Daß der Sturm sie säte, ahnst du nicht,
Siehst du in die festlich frohen Kränze.
Was die feindliche Gewalt zertreten,
Was in stummem Schmerz von hinnen schied,
Ist erwacht zu einem neuen Beten,
Ist dem großen Geist ein neues Lied.

E. Dößekel.

Eduard Dößekel wurde im Jahr 1810 in Seon, Kanton Aargau, geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft und bekleidet seit 1841 bis heute das Amt eines Obergerichters seines Kantons. Während dieser Zeit ist es ihm nicht gelungen, den Konflikt der Pflichten seiner bürgerlichen Stellung mit dem Drang seines angebornen künstlerischen Talentes zur Ruhe zu bringen. Es bildet dies eine Dissonanz, die in sein Blut und Wesen überging und für ihn eine gewisse Mißstellung im bürgerlichen Leben erzeugte, welche den ohnehin ausgesprochenen Hang des Dichters zur Zurückgezogenheit nährte. Dößekel verlebte den größern Theil seines Mannesalter in seinem heimathlichen Dorfe Seon, in einem freundlichen, schön gelegenen Tuskulum. In seinem künstlerischen Streben kam ihm von außen wenig Forderung entgegen; die Anregung Tanner's brachte sein Schaffen erst recht eigentlich in Fluß. Die Freundschaft flocht, zumal in jüngern Jahren, die schönsten Blumen in sein Leben.

Gedichte von Eduard Dößekel. Bern 1851. Verlag von Jent und Reinert.

Zerstreute Gedichte in den „Alpenrosen" (1845—1851), „Zukunft des Volkes", „Schweiz" (1860—1866), welche der Verfasser soeben für Herausgabe eines zweiten Bändchens gesammelt hat.

E. Dößekel gehört zu den wenigen lebenden schweizerischen Dichtern, welche nicht bloß eine Ahnung davon besitzen, was man unter Kunst versteht, sondern selber mit der Anlage des Künstlers geboren sind und darum von Gottes Gnaden und nicht von der Menschen Gnaden Poeten heißen. Seine plastische, nicht eben kühne oder leidenschaftlich bewegte Phantasie umfaßt mit gleicher Liebe die reale wie die ideale Seite des Lebens und ist mit einer großen Zartheit der Empfindung und einer tüchtigen Gesinnung gepaart. Dößekel's Dichtungen sind aus dem Dämmerschatten eines innigen Gemüthes herausgeboren und an der Sonne eines edlen Geistes gereift. Da der Dichter neben dem Schönen stets das Gute sucht, so tragen seine Poesien durchweg den Stempel der Lieblichkeit und Anmuth, selbst da, wo eine derbere, realistische Auffassung vorwaltet; nie beleidigen oder verwirren sie uns durch ironische Schatten. Die Poesie macht unsre Dichter glücklich; die Früchte, welche er in ihrem Garten pflückt, laben und erquicken deshalb auch Andere. In den meisten Gedichten ist jene schöne, einheitliche Stimmung vor-

handen, welche das Wesentliche der ächtpoetischen Wirkung ausmacht; ihr Verfasser reiht nicht zusammenhanglos eine Menge von glänzenden Bildern auf die Schnur der Reflexion; er gebraucht wenig kühne poetische Figuren; der Ausdruck ist bei ihm schlicht, aber gewählt und von plastischer Schönheit.

Töpfekel kultivirt nicht das rein lyrische Lied; er hat eine Vorliebe für die nämliche Stoffwelt, welche sein Freund Tanner bearbeitet hat, für das Stillleben. Seine Poesie ist zunächst sinnige Betrachtung der Natur („Naturlieder") und hat als solche auch eine leise didaktische Seite, da er, wie Tanner, die Natur und ihre Vorgänge und Zustände als Symbole für die sittlichen Beziehungen der Menschen unter sich und zu ihrem verborgenen Grund ansieht. Er erfaßt sodann als Stoff direkt die Menschenseele mit ihren Stimmungen und ethischen Bedürfnissen, („Vermischte Gedichte") oder endlich, er sucht denselben Inhalt in schlagenden und ergreifenden Bildern aus dem Leben zu objektiviren („Lebensbilder"). In den Naturbildern steigert sich der Ton von elegischer Weichheit bis zur markigen Frische; in den „Lebensbildern" verräth der Dichter eine bedeutende Kraft der poetischen Gestaltung. Wie schön empfunden und trefflich durchgeführt sind in dieser dritten Abtheilung die Gedichte „Tasso auf Sorrent", „Fra Diavolo", „Der Bettelbube", „Der Handwerksbursche", „Die Begegnung", „'s Wienecht-Chindle" u. a. m.; wie lieblich ist in anderer Richtung „Das Dorfkirchlein", wie kindlich-heimelig „Nachtrag", wie reizend „Dreimaliges Wiedersehen", wie frisch und gesinnungstüchtig „An meinen Wanderstab", wie innig-zart „Stilles Wesen".

Was den sittlichen Standpunkt unsers Dichters betrifft, so ist er ebensoweit entfernt vom Schlaraffenleben eines poetischen Quietismus als von Prüderie und philisterhaften Anschauungen. Er hat und verlangt überall ein ernstdurchglühtes Streben nach den höchsten Zielen (vgl. das Gedicht „Fernes Ziel") aber er kennt und predigt auch eindringlich die Pflicht der weisen Selbstbeschränkung.

Töpfekel ist einer unserer begabtesten Schweizerdichter. Er ist auch im Sinngedicht bedeutend; seine neuern zerstreuten Gedichte, sind leider bis jetzt dem Publikum in keiner besondern Sammlung zugänglich. Wir machen unter diesen spätern Erzeugnissen namentlich noch auf die in der „Schweiz" (Jhrg. 1862) erschienene „Orgelphantasie" aufmerksam. Was er von sich selbst und von jedem ächten Dichter verlangt, hat er in folgenden vier Sinngedichten „An den Dichter" schön und bündig ausgesprochen:

1.

Läut're dich Dichter, zunächst hinaus zur edelsten Menschheit
Hebe Gesang nicht an, bis du die Laute gestimmt!
Leuchte mir, herrliches Wort, vom Munde des Meisters, des hohen,
Als ein Stern durch's Gewölk, weisend in Leben und Kunst.

2.

Ja bekämpfe die Welt, verfolge Verkehrtheit und Laster,
Aber bedenke, o Freund, welche der Waffen dir ziemt!
Läut're bildend den Stoff, den du im Hohen gewonnen,
Und bereite den Sieg still mit der Schönheit Macht.

3.

Diene dem Göttlichen nur, dem ewig Wahren und Neuen,
Sei es in Feier und Ernst, sei's in Humor und Spott.
Schilderst du lüsternen Sinnes entfesselter Triebe Verwirrung,
Magst du Poet wohl sein — aber du bist Rabulist.

4.

Singe was lieblich und hold, was ewig die Herzen beglücket!
Bietet das Leben denn nicht jedem des Trüben genug?

Die Steineiche.

Siehst du den Felsen aus dem Thale ragen?
Hinan in Wolken düster, grau zerklüftet,
Aus seinen Spalten wilde Sträucher schlagen,
Die Blätter weh'n vom Abendhauch durchlüftet.

Da rankt, der Riesenschlange gleich gewunden,
Ein Eichbaum sich mit zwergenhaften Zweigen.
Wie hat er wohl den Weg hinaufgefunden,
Den nur des Bergs verschwiegne Geister zeigen?

Mir ward — als ich an meiner Herzenswunde
Geirrt auf Gräten und auf schwanken Stegen —
Mir ward vertraut auf Windeshauch die Kunde,
Verwandter Sinn versteht auf halben Wegen.

Da weil' ich — flüstert es — in langen Jahren
In diesem Steinreich freund- und weltverlassen,
In düsterm Brüten bin ich wohl erfahren.
Das mag die Brust, die Triebe hat, nur lassen.

Einst, als ich noch umhüllt im Schoos der Schale,
Als Eichel ahnungsvoll geruht, geträumet,
Trug mich ein Fittig, rauschend über'm Thale,
Und setzt' mich ab, wo dieser Fels sich bäumet.

Es schwoll der Kern, die Schale mußte springen,
Ein Blättlein guckt' in schüchternem Entzücken,
Und höher bald sah man das Stämmchen dringen,
Ringsum mit Zweigen jugendlich sich schmücken.

Und emsig drang die Wurzel nach dem Grunde,
Und flocht und wob ein künstliches Geschlinge.
Das bohrt' und sog so durstig in der Runde,
Daß es nach oben Kraft und Wachsthum bringe.

Doch wie es weiter seine Fasern spann — o Schrecken,
Stieß es auf Felsgezacke sonder Ende;
Da war kein Quell der Nahrung zu entdecken,
Wohin es auch die Augen suchend wende.

Ein wenig Erde, Thau und Schnee und Regen
War alles, um zu fristen dieses Leben;
Da ging der Puls in immer mattern Schlägen,
Verkümmert stockt' ein frohentfaltet Leben.

Siehst du im Waldesdunkel jener Halde
Gewaltig einen Eichbaum sich erheben —
Weitragend — selbst ein Wald aus niederm Walde —
Die breiten Aest' wie Riesenflügel schweben?

Um seinen Gipfel kreist der Adler wiegend,
In seinen Zweigen schläft die scheue Eule,
Und unten tief, im würz'gen Schatten liegend,
Gemächlich kaut der Hirsch auf müder Keule.

Die Krone glänzt lichtgolden an der Sonne
Und wirft die Schatten weithin in die Gründe;
Darunter braust des Baches Jugendwonne
Und eilt zum Rad in lieblichem Gewinde.

Einst lagen wir, des gleichen Stamms Genossen,
Zwei Eicheln, brüderlich auf kühler Erde.
Uns trennt' das Loos — und jener konnte sprossen,
Dieweil ich kam auf karge Felsenerde.

In sand'gem Grund, in Sonne, Licht und Stürmen
Konnt' ungehemmt er seine Kraft entfalten;
Und jedes Jahr sah kühner ihn sich thürmen,
Auslangen weit in knorrigen Gestalten.

Doch ich — da seufz' ich, eingeklemmt, gefangen;
Mir hilft kein Drehen, Winden und kein Ringen,
Und krüppelhaft muß ich vom Felsen hangen,
Statt kraftbewußt das Haupt im Sturm zu schwingen.

In unserm Herzen schliefen gleiche Triebe,
Als wir noch weilten in den engen Schalen:
Mir ward versagt der Fügung Gunst und Liebe;
Ach höh'res Sehnen wurde mir zu Qualen!

Und wenn am Sommerabend golddurchleuchtet
Die schlanken Gipfel in den Lüften schwanken,
Und wenn die Fluren leis der Thau befeuchtet:
Da — brüt' ich still ob schmerzlichen Gedanken!

Herbstbilder.

Von dem Abhang grüner Matten,
Sanft Geläute, Herdenklang
Kauernd lagern sich die Satten,
Füllen flieh'n die Höh'n entlang.

Und der Knab' am Hage feuert,
Lustig krauselt blauer Rauch,
Wegstipitzte Aepfel scheuert
Er im Kohl nach altem Brauch.

Und er jubelt und er dudelt
Froh ein Liedchen in den Wald;
Hat die Schule ihn gehudelt,
Legt sich hier die Sorge bald.

Singe nur, du muntrer Knabe,
Juble in die Welt hinein,
Einmal nur glänzt dieser Gabe
Wonnig holder Morgenschein.

So auch zog ich auf die Weide,
Kochte Aepfel so wie du,
König im geflickten Kleide,
Ritter im zerrißnen Schuh.

Doch die Tage sind vergangen,
Liegen ferner stets zurück,
Wie die Schatten mälig langen,
Naht der eig'ne Herbst dem Blick.

Wohl er komme — doch an Milde
Und an Segen süß und reich,
An der Weisheit Ebenbilde
Sei er diesem Herbste gleich.

Vorübergang.

Traulich sitz' ich hier verborgen
In der Zweige grüner Nacht;
Lasse heute lasse morgen
Herz und Träume unbewacht.

Leis des Lebens Bilder ziehen
Buntgeschaart von nah' und fern;
Allem Wandern, allem Fliehen,
Winkt der traute Abendstern.

Wohl beschau' ich euch, ihr Bilder
Hier von dieser stillen Höh',
Doch mir sagt ein Hauch, ein milder,
Daß ich selber mit euch geh'.

Das Maienlied.

In Waldesgrund, im Traum der Schatten,
Wo Pan und Nymphe sich gesellt,
Wo Kühlung weht dem Schlummermatten,
Erblühten du in stiller Welt.

In deines Busens tiefe Fülle
Zogst du des Waldes Zauber ein,
Geheimes Weh'n belebter Stille,
Des Mondes süßen Dämmerschein.

Nun hauchen sie aus deinen Düften,
Die Geister trauter Einsamkeit;
Ich spür' das Zimmer mir durchlüften
Mit würz'ger Waldesdunkelheit.

Meinem Thale.

Ach, schon bin ich tausendmal
Diesen Pfad gegangen!
Schönes, trautes Heimatthal,
An dir muß ich hangen.
Und so oft ich komm' und geh',
Bist mir immer lieber,
Leitest über manches Weh'
Mir den Blick hinüber.

Hier der Wiesen schwellend Rund,
Eingefaßt von Föhren,
Hinter diesem wald'gen Grund
Schau', wie auserkoren.

Blaue Berge, gold'nen Strom,
Burgen, Rebgelände,
Aus Gezweig ein grauer Dom,
Kühne Felsenwände.

Jedes Plätzchen ruft mir zu
Leis mit holdem Deuten:
Dort zu jener Wölbung Ruh'
Durft' ich Sie begleiten.
In der Buche grüner Nacht
Lag der Freund vor Jahren;
Dort und hier in Wald und Schacht
Hab' ich was erfahren.

Doch, und kenn' ich jeden Strauch,
Kann ich's nie erschöpfen,
Schein' auch toll ein solcher Brauch
Weltgesinnten Köpfen:
Ewig, ewig bleibst du neu
Wechselvolles Weilen!
Machen uns die Menschen scheu,
Weißt du still zu heilen.

Flüsternd haucht ein Geistermund
Mir ins Ohr die Lehre:
Baue fort auf diesem Grund,
Einst noch bringt es Ehre.
Nicht im Vielerlei Zergeh'n,
Eines recht ergründen;
Eines ganz und tief versteh'n,
Lehrt die Wahrheit finden.

Der Unzufriedene.

Kranken Sinnes, Brust verschlossen
Schweift' ich trüb durch Dorn und Fohren,
Wo sich jeder Pfad verloren,
Fortgehetzt von inn'rer Hast.

Und ich klagte tiefverdrossen:
Alles ist mir stets entgegen,
Fahret hin denn — meinetwegen
Jeder Tag ist mir zur Last.

Und am allerstillsten Orte
Setzt' ich mich in meinem Kummer,
Und versank in Fieberschlummer
Auf geknicktes Tannenreis.
Und da war's, als hört' ich Worte,
Hört' um Klingen durch die Räume,
Und die Schatten meiner Träume
Flüsterten in's Ohr mir leis:

Willst du alles Danks vergessen,
Zweifeln an des Vaters Güte,
Der des Lenzes holde Blüthe
Eben duftend ausgestreut?
Willst du dessen Weisheit messen,
Der die Raupe still entpuppet,
Der die Farbenwand gefaltet,
Ewig Nacht und Tag erneut?

Jedes Ding hat seine Weise,
Wie der Papyrus dort am Bache,
Wie der Schwalbe unter'm Dache,
Wird das Deine dir zu Theil.
Reine lenkt die Fügung seine,
Schwache muß das Feuer nähren,
Böse muß der Teufel quälen,
Wie es paßt zu Jedes Heil.

Lasse du dein weichlich Grämen,
Wisse denn: du sollst entbehren,
Sollst dich regen, sollst dich wehren,
Bis du deiner Kraft bewußt
Lasse nicht im Kampf dich lähmen,

Trage muthig die Beschwerde.
Willst du, daß sie leichter werde,
Such' den Sieg in deiner Brust.

Treue.

Es ist doch nichts auf dieser Welt,
Als wenn ein Herz sich uns gesellt
In Liebe;
Dann hast du einen sichern Stab,
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Was ist doch Gold und Gunst und Ehr'?
Das Herz wird öd', der Sinn wird schwer
Von Sorgen;
Die Menschen sind gar spitz und klug,
Doch unversehens bricht der Krug
Schon morgen, ja morgen.

Und mußt du über Land und Meer,
Da wird das Scheiden ach so schwer,
Ach scheiden!
Doch bleibt die Treu', sie ist kein Glas,
Sie grünet wie aus Ufergras
Die Weiden, ja Weiden.

Und holt der Tod vielleicht dich ab,
Da weilt sie still auf deinem Grab
Mit Sehnen;
Sie pflanzet Blumen weiß und blau,
Und an dem Blatte hängt der Thau
Der Thränen, ja Thränen.

Drum ist doch nichts auf dieser Welt,
Als wenn ein Herz sich uns gesellt
In Liebe;

Dann hast du einen sichern Stab:
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Meinem Wanderstabe.

So komm denn aus der staubgen Ecke,
Geprüfter Stock, so komm heraus!
Wir wollen fort! Nicht gleich der Schnecke
Ist angewachsen mir das Haus.
Wir wollen wieder einmal lüften
Den Stubendunst, den Bücherstaub,
Rein baden uns in Morgendüften,
Und ruh'n am Bach im frischen Laub.

Ich hab' dich einst im Hag geschnitten
Von einem strotzgen Schlehendorn,
Ich zog dich dann zu bessern Sitten. —
Du warst von hartem Schrot und Korn!
Ich hab' lackirt dich und beschlagen,
Garniert mit Schnitzwerk diesen Grin,
Nun weißt du Ungemach zu tragen,
Und Thal und Wald durchdringt dein Pfiff.

Es war in des Lebensfrühlingstagen,
Wo jede Hoffnung lieblich blüht,
Wo alle Pulse voller schlagen,
Und Glaube treu im Auge glüht;
Wo Freundschaft die geweihten Hallen,
Der Himmel Liebe uns erschließt —
Kurzum zur Zeit, da Allen, Allen
Der Freuden reinster Nektar fließt.

Wir sind uns seitdem treu geblieben,
Es ist schon manches schöne Jahr!
Die Reiselust hat uns stets getrieben,
Sobald es Fluth im Beutel war.

Wir haben manche Fluh erklettert,
Wir haben manches Thal durchstreift
Bei Sonnenschein, und wenn's gewettert
Im Lenz, und wenn der Jänner pfeift.

Ich sah es neidlos, wenn im Trabe
Die Herrschaft stolz vorüberfuhr
Auf leichtem Rad, mit goldner Rabe,
Mit Rappen aus Saharas Flur,
Wenn der Lackei auf hohem Sitze
Mich zweifelnd von der Seite maß,
Erbost vielleicht ob einem Witze,
Den er auf meiner Miene las.

Wie schritt ich leicht, die schmucke Tasche,
Die Kürbisflasche umgehängt,
Den Kragen frei in leichter Masche,
Vom Hut zum Stiefel ungeengt,
Wie schritt ich auf beschwingter Ferse
Den Schlangenpfad hinauf, hinab,
Und trillerte an einem Verse,
Und schwang dazu den Wanderstab.

Und wo ein Plätzchen unter Bäumen
Den Wand'rer lud zur kühlen Rast,
Da lagert' ich mich ohne Säumen,
Und war mein Wirth und munt'rer Gast.
Vor mir die Bucht, die grünen Auen,
Den Felsensprung, den klaren Fluß,
Versenkt' ich mich in sinnend Schauen,
In seligsten Naturgenuß.

Und glänzt' der Abend durch die Fichten,
Da sucht' ich eine Herberg mir;
Doch nicht, wo sich die Stockwerk' schichten,
Wo funkelt eine Flügelthür,
Nein, wo am Fenster eine Rose,
Die Rebe grün das Haus umschlingt,
Wo eine Locke zierlich lose,
Ein schönes durch's Aug' Laubwerk dringt.

Und traun, nicht hab' ich's zu bereuen,
Daß meinem Sinn ich nachgelebt!
Der wird sich niemals herzlich freuen,
Der über Ziel und Schranke strebt.
Ich hab' manch Röslein heimgetragen,
Wo dürr es an der Wand noch steht,
Du wüßten wo und wann zu sagen;
Doch, wackrer Freund, du plaudern nicht!

So wollen wir zusammenhalten,
Will's Gott, noch eine schöne Zeit!
Noch manches Thal soll sich entfalten,
Noch manche Fernsicht weit und breit!
Und wollen meine Beine wanken,
Trägt mich der Hippenmann davon,
Gi nun — so steht's schon in Gedanken —
Vererb' ich dich auf meinen Sohn.

Er hält dich nach Gebühr in Ehren;
Und flüst're du ihm dann ins Ohr:
Laß dich vom Beispiel nicht verkehren!
Streb' über dich nicht selbst empor!
Bleib' du ein Freund der schlichten Weisheit,
Dem Wanderstabe bleib' du treu,
Treu der Natur und treu der Wahrheit
Das Uebrige ist einerlei!

Die Himmelsbraut.

Die Kerze brennt! Wie ist es still im Zimmer
Wie feierlich im matten Dämmerschein!
Ein silbern Kreuz erglänzt in mildem Flimmer,
Ich wag's! Auf leiser Zehe tret' ich ein.

Da liegt sie starr! Im reinen Feierkleide,
Den Brautkranz in der marmorweißen Hand,
Und Myrth' und Rosen blühen als Geschmeide.
Es schlingt sich zart manch farbig Wasserband.

Sie schläft! wie spielt so hold, so engelmilde
Ein himmlisch Lächeln auf dem Angesicht:
O kniet leis vor dem Marienbilde;
O störet ja den schönen Traum ihr nicht!

Ach nein, sie wird aus diesem tiefen Traume
Erwachen erst in jener andern Welt;
Fern an des Morgenrothes gold'nem Saume
Ist ihre heit're Wohnung schon bestellt.

Wir ahnten's längst, ein leichter Engel walle
Hier unter uns in ird'scher Huldgestalt;
Sie war so gut, so lieblich gegen alle,
Und herzgewogen war ihr Jung und Alt.

Sie trug den Zug zur Heimat in dem Herzen,
Wenn sie als Meisterin am Flügel sang;
Aus ihrer Rede, aus dem milden Scherzen
Drang geisterhaft der Heimat ferner Klang.

O seht! o stets verklärter wird dies Lächeln,
Ihr inn'res Auge hat schon aufgeschaut;
Sie fühlt's, wie Himmelslüfte sie umfächeln,
Sie hört Gesang: „Willkommen reine Braut!"

Der Orangenbaum.

Im Garten hangen thauend die Gebüsche
Sie duften Gruß dem frühen Sonnenstrahle,
Es glüht aus Grün und farbigem Gemische
Die Goldorange mit der würz'gen Schale.

Da steht der Baum. In seiner dunklen Krone
Durchschlingen Früchte sich mit zarter Blüthe,
Ein seltsam Kind aus einer andern Zone,
Den ew'gen Lenz im sinnigen Gemüthe.

Da steht er wohl! — doch aus den grünen Zweigen
Entflüstern Schmerzenshauche, leises Trauern,
Die gold'nen Früchte und die Blüthen neigen
Schwermüthig sich, durchweht von kühlen Schauern.

Aus seiner Nacht da summt ein heimlich Klingen,
Wie Kinderträume aus vergang'nen Zeiten;
Das ist ein Flismen, Flüstern und ein Singen,
Als wollten Engelschwärme sich verbreiten.

Vernimm, vertrauter Sinn, die selt'nen Töne:
In tiefer Fern' am thauigen Gestade
Da glänzt ein Land von zauberhafter Schöne:
In Schatten ruht die blühende Najade.

Es prangt und duftet rings, ein Feengarten,
Durch den sich Grotten, klare Bäche schlingen,
Wo hinter'm Busche junge Faunen warten,
Und Philomelen auf den Zweigen springen.

Es wölben sich ob Quellen dunkle Haine,
Um Felsen ziehen Kaktus, Myrth' und Feigen;
Und zauberhaft in stillem Mondenscheine
Paläste hoch aus schatt'ger Tiefe steigen.

Es ruht das Meer im leichten Spiel der Wogen,
Es säuseln linde abgekühlte Lüfte,
Die Welle plätschert an der Brücke Bogen
Und rauscht zurück, nachhallend durch die Klüfte.

Dort duften sie die Brüder all', die lieben,
Dort weilt' auch ich in meines Lenzes Tagen
Von rauher Hand ward dort ich früh vertrieben,
Und ach, ins ferne kalte Land verschlagen. —

Da weht kein Hauch für meines Herzens Fühlen,
Die Winde zieh n vom Berge her, dem kahlen,
Und frieren muß ich in der Nacht, der kühlen,
Und selbst die Sonne hat nur matte Strahlen.

Und ob es grünen mag in meinen Zweigen,
Ob Bluſt und Früchte ſpärlich auch erglühten,
Es iſt nicht Trieb, nicht frohes Lufterzeigen,
Es ſind der Sehnſucht karge Schmerzensblüthen.

Fra Diavolo.

Die Kette klirrt! die Mauer ſtarrt und feuchtet,
In ſtillen Pauſen fällt ein Tropfen ſchwer.
Ins düſt're Dunkel durch die Scharte leuchtet
Ein blaſſer Schein vom gold'nen Tage her.
Was regt ſich? Ha! welch froſtig Fiebergrauen
Hat wie ein Blitz die Glieder dir durchſchreckt!
Der Räuberhauptmann mit den düſtern Brauen,
Da liegt er wild ins feuchte Stroh geſtreckt. —

Da liegt er. In der Rechten wiegt er brütend
Das ſonnverbrannte, thatenſtolze Haupt;
Bald ſeufzt er auf, — bald ſprüht ſein Auge wüthend;
Es zuckt die Fauſt noch blutig und beſtaubt.
Es ziehen hell und trüb vor ſeinen Blicken
Die wilden Tage, die er durchgeſtürmt;
Noch trotzt ſein Sinn den mächtigen Geſchicken,
Ob drohend auch die Strafe ſich gethürmt!

Wie zog er kühn voraus den treuen Schaaren,
Frei durch's Gebirge an den Alpenpaß;
Wie ſtürzt er ſich inmitten von Gefahren,
Und war ihm Kampf und Sieg ein Morgenſpaß.
Wie ſchön war er — die Flinte auf dem Rücken,
Die Feder läſſig auf dem breiten Hut,
Hinſchleichend, wo am Fenſter Blumen nicken,
Zur Mühle, die ſich ſpiegelt in der Fluth.

Wie ſchreckt' er weit die Städte und die Gauen!
Dem Ruhme glich des Namens ſtolzer Ruf;
Wie ritt er keck durch's Thor, ſich umzuſchauen,

Und flog zurück auf sturmbeschwingtem Huf.
Kein Häscher wagt's den Kolben anzulegen;
Ein schönes Auge blickt' ihm glänzend nach.
Wer zählt's, wie oft ihm Frauengunst verwegen
In stiller Nacht des Ganges Schloß erbrach. —

Doch jetzt! Des Kerkers riesig Eisengitter,
Des ew'gen Dunkels ekle Moderluft,
Des Richterspruches ernstes Strafgewitter,
Und gähnend schon des Todes finst're Gruft!
Verlassen, ausgestoßen in die Tiefen,
Weit aus der Schöpfung innigem Verband,
Besucht vom Mönche nur, dem ränkeschiefen,
Der frostig leiert hohlen Wortes Tand.

Horch! Wer da' Rostig Schloß und Riegel knarren!
Die schwere Thüre drückt sich langsam ein.
Still in die Wölbung tritt — in weißen Haaren
Ein blasses Weib bei mattem Lampenschein.
Der Räuber stutzt, erhebt sich leis, betroffen
Späht er die Züge, gramerfüllt, doch traut;
Jetzt springt er auf, stürzt hin, die Arme offen:
„O Mutter, Mutter!" schluchzt er tief und laut

Er, der mit Angst und Blut und Menschenleben
Seit Jünglingsjahren frevles Spiel gespielt,
An dessen Waffen tausend Morde kleben,
Die scharf sein wilder Räuberblick erzielt;
Er, den nicht Scheu, nichts Heiliges verhindert,
Der höhnisch trotzend fröhnte jeder Lust,
Der Tempelgut und Priester ausgeplündert:
Er weint an gramerfüllter Mutterbrust.

Und sie, die unbekannt ihr langes Leben
Im stillen Bergthal fleißig zugebracht,
Die ungeplagt von ruheloiem Streben
Den kleinen Hof, die Heerde nur bewacht:
Sie hat von Stadt zu Stadt sich durchgefunden.

Das letzte Ziel mit nassem Blick erspäht,
Durch Wachen sich zum König hingewunden,
Und für den Sohn die letzte Gnad' erfleht.

Da sitzen sie, o trauervolles Schauen!
Am Himmel glänzt die Nacht so hehr, so rein,
Sie wissen's nicht in dieses Kerkers Grauen;
Er sieht ihn nicht, den letzten Sternenschein
Sie sprechen lang. Der Mutter frommes Mahnen
Man hört's gebrochen draußen noch im Gang.
Da sitzen sie und scheinen nicht zu ahnen,
Daß längst die Sonne aus dem Osten drang.

Horch, Glockenklang! Gefüllt sind die Balkone;
Aus Fenstern strotzt die Neugier bunt heraus.
Die Trommel schwirrt; es rücken die Plotone;
Des Walles Krachen schüttert Grund und Haus.
Weit unabsehbar in den langen Straßen
Steht Kopf an Kopf und Brust an Brust gekeilt,
Das Aug' des Volks auf Dächern und in Gassen
Auf einem Punkte athemstockend weilt.

Da schreitet festen Schrittes zum Schaffotte
Der Räuberhauptmann durch's Gedräng heran;
Kein Sündertrotz! Versöhnt mit seinem Gotte,
Hat er die Weltlust reuig abgethan.
Er steht bereit: er hat den Sieg erfochten
In der durchwachten langen, langen Nacht —
Was Priesterwort und Satzung nicht vermochten
Das hat die Mutterliebe still vollbracht!

Der Handwerksbursche.

In seiner Werkstatt sägt und hämmert
Der Schreinermeister für und für;
Und wie der Abend leise dämmert,
Da pocht es zweimal an der Thür.

Den staub'gen Fuß hebt auf die Schwelle
Ein Handwerksbursche, jung und zart,
Die Wangen blüh'nd, die Augen helle,
Von schlankem Wuchs, bescheid'ner Art.

„Vergebt! bin ich wohl recht gewiesen?
Den Meister Konrad such' ich da!
Man zeigt' das Haus mir in den Wiesen." —
Der Meister winkt ein ernsthaft Ja.

„So sagt mir, Herr, wart Ihr vor Jahren
Geselle nicht im Schweizerland?"
„So ist's! wie hast du das erfahren?
Noch seh' ich See und Firnenwand!"

„Kennt Ihr ein Dori, im weiten Thale
Liegt's in den Bäumen halb versteckt,
Und wie es heißt liest man am Pfahle?"
Was blickt der Meister halb erschreckt?

„Kennt Ihr ein Häuschen rein und heiter?
Es zieht vorbei ein munt'rer Bach;
Ins Kämmerlein führt eine Leiter.
Sie hängt sonst ruhig unterm Dach

Nicht wahr! des Morgens kam zur Quelle
Ein Mädchen mit dem Wasserkrug;
Und mancher schaut gebannt zur Stelle,
Wie sie den Zuber zierlich trug.

Sie war die schönste in der Runde,
So schlank von Wuchs, so voll der Arm,
Zur Arbeit flink, von holdem Munde.
Doch war sie Magd doch war sie arm

Der Fremde, der sie liebgewonnen,
Er zog davon, ließ sie im Stich.
Vernegt war ihr der Freudenbronnen —
Nun Meister Konrad, kennt ihr mich?!

Man sagt, ich sei von Euch geschnitten
Vom Kopf zur Zehe auf ein Haar;
Da seht dies Buch! es hat gelitten,
Benetzt von Thränen manches Jahr."

Dem Meister flimmert's vor den Blicken;
Im Herzen sitzt sein Strafgericht,
Er ist sonst recht in allen Stücken —
Doch bald gefaßt er heiter spricht:

„Bist du mein Sohn, fast sollt' ich's meinen,
Mich dünkt, du schlagest in's Geschlecht.
Da möcht' ich keinen Punkt verneinen!
Bei Gott das Werk ist nicht so schlecht.

Und aus ist's jetzt mit deinem Wandern;
Komm, Knabe, gib mir einen Kuß!
Du theilst hinfort mit allen andern
Bei Tisch und Erb' des Sohn's Genuß.

Ei, Nachbar, schauet da den Jungen!
Mein Sohn! ja auf den ersten Blick!
Aus ganzem Holze, gut gelungen,
Probhaltig Jugendmeisterstück!

Wie hab' ich's gut! Ihr müsset wiegen
Und Monden geht's, bis sie gestellt.
Mir kommen sie — Beweise liegen,
Ihr seht's! mit Stock und Bart zur Welt!"

Mein Strich.

Kenn' eine Schenke nah am Walde;
Schmal über'n schwanken Tobelsteg,
Hinan, hinauf, zur Winterhalde,
Führt durch's Gehäg ein krummer Weg.

Und unten in der Nacht der Föhren,
Quer an des Bach's gewund'nem Pfad
Steht eine Mühle, weltverloren,
Nur durch die Stille rauscht das Rad.

Ein Uhu hängt flach an der Laube
Mit breiten Flügeln angespießt,
Auf hohem Sedel sitzt die Taube;
Aus dem Gehäus ein Bulle schießt.

Das ist mein Strich. Sobald es dunkelt,
Laß' Buch und Feder ich in Ruh';
Und wenn das Licht durch's Fenster funkelt,
Nah' ich gemach der Schenke zu.

Man kennt ihn schon an seinem Gange
Den längstgewohnten Abendgast;
Das Mädchen hat — es fragt nicht lange —
Den Henkelhumpen schon gefaßt.

Schön guten Abend, liebe Leute!
Doch mit Verlaub, geschnauzter Schatz,
Geh' du auf Mäus' und and're Beute,
Das ist *mein* angestammter Platz!

So, so, nur friedlich ohne Murren!
Wie ruht sich's in der Ecke gut,
Wie hör' ich gern des Rades Surren,
Wie ist's mir da so wohl zu Muth!

Am Fenster sitzt die gute Lotte,
Ein feines Kind, ein lieb Gesicht,
Die Lippe süß so halb zum Spotte,
Ein Silberglöcklein, wenn sie spricht.

Das graue Mütterchen am Rade
Der Ofenwärme zugerückt;
Ich dachte leis: es ist nur schade,
Wär sie ein wenig eingenickt.

Die Buben sind heut fortgesprungen
Hinab zur schönen Müllerin,
Wir hätten sonst ein Lied gesungen,
Das ist so ganz nach meinem Sinn.

Doch gleich gemüthlich geh'n die Stunden,
Man schielt ein wenig, schwazt und scherzt,
Hätt' ich Gelegenheit gefunden,
Die Lotte hätt' ich still geherzt.

Halb eilf hat's wahrlich schon geschlagen!
Da brech' ich doch gemächlich auf,
Es könnt' mich sonst der Steg nicht tragen;
Das wär' verwünschte Wassertauf!

Geh', Lotte, zünd! Hab' Dank, o Alte,
Wie hast du das so gut gemacht!
Doch guck' mir nicht durch jene Spalte,
Sonst wird's im Gange plötzlich Nacht!

O liebe Lotte nur noch einen —
Die Alte ruft: das dauert lang!
Fort, fort! sonst schlägt's auf's wetterleinen;
Auf Wiedersehn! Glück auf den Gang!

So muß ich denn! ich geh' mit Zaudern
Nach diesem guten Abendschluß,
Ich wiederhol' ihr trautes Plaudern,
Und koste nach dem süßen Kuß.

Die Begegnung.

Den Stock bedächtig unterm Arme
Betrat ich meinen Abendgang,
Doch abgewandt dem Städterschwarme
Sucht' ich des Berges grünen Hang.

Dann auf der Höh' schlug ich zur Linken
Auf eines Pfades krummen Gang,
Ich sah das Waldrevier mir winken
In seinem ersten Blätterdrang.

Und schon nach wenig läss'gen Schritten
Durch einen Einschlag frisch und jung
Sah ich erfreut mich plötzlich mitten
In heil'ger Waldesdämmerung.

Da standen wie im Zauberbanne
In feierlicher Schweigsamkeit
Des Waldes Riesen: Eiche, Tanne;
Wie war's so heimlich, so geweiht.

Zur Kuppe wölbten sich die Aeste
Hoch ob der Säulen schlankem Bau,
Die Zweige spielten leicht im Winde,
Es sah hindurch des Himmels Blau.

Und durch die weite grüne Halle,
Welch' buntgemischter Chorgesang.
Wer zählt die muntern Sänger alle
Von jeder Farbe, jedem Klang'

So ätherleicht der Duft der Bäume
Des blühnden Kraut's im Schattenmoos
Als wandelt' man im Reich der Träume,
Frei von des Tages wirrem Loos.

So ging auch ich in stilles Sinnen,
In sel'ge Ruhe aufgelöst;
Könnt' ich bewahren doch tief innen,
Was jene Geister eingeflößt.

Und wie ich schritt, da regt' sich's rauschend
In des Gebüsches Hinterhalt
Und athemstockend hielt ich lauschend.
Da kam es dunkel von Gestalt —

Es naht, es naht — doch güt'ge Stunde!
Welch' wunderlieblich Mädchenbild,
Von schlankem Wuchs, von rothem Munde,
Von einem Antlitz himmlisch mild.

Es ging vorbei, ich blieb betroffen
Und sah dem holden Mädchen nach;
Ein Seitenpfad zur Rechten offen
Verbarg die Holde allgemach.

Halb unbewußt — doch angetrieben
Betrat auch ich den Seitengang.
In unserm Hassen, unserm Lieben
Wirkt in der Tiefe dieser Drang.

Des Pfades Windung führte neckend
In ein Gehölze dunkel, dicht,
Da horch, ein Ruf, die Stille weckend'
Mit wenig Schritten ward es licht.

Ein Häuschen stund am Waldessaume
In einem stillen Wiesengrund,
Hoch überwölbt von einem Baume;
Wie unerwartet war der Fund!

Ein Blumengärtlein bis zur Selle
Ein wohlbestellter Bienenstand,
Ein Fliederbaum, ein Brünnlein helle,
Sie zeugten still von fleiß'ger Hand.

Und wie ich schaut', da drang ein Flimmer
Durch's Fenster in die Dämmerung,
Und leise schlich ich nach dem Schimmer, —
Ein Hase floh in jähem Sprung.

Da saßen sie am runden Tische,
Ein rüst'ger Greis im Silberhaar,
Um ihn herum ein bunt Gemische
Von einer muntern Kinderschaar.

Und in die Stube trat jetzt eben
Mein sittig holdes Mägdelein:
In dieser Hütte, waldumgeben,
Welch weltverlor'ner Edelstein!

Dann zog der Greis das Käppchen nieder
Und faltet' betend seine Händ',
Ein jedes senkt' die Augenlieder
Und sprach den Segensspruch zu End'.

Sie ahnten's nicht, daß jetzt umschleiche
Ein Dichter scheu das kleine Haus,
Und daß sein Herz, das wunde, weiche,
In tiefem Seufzer breche aus:

O könnt' mit euch das Mahl ich theilen,
Den Frieden heit'rer Frömmigkeit,
O könnt' hinfort bei euch ich weilen
In dieser trauten Einsamkeit!

Vorfrühling.

Sieh' das Bord, das winterkahle,
Wie es sich so wohlig wärmt
An dem gold'nen Abendstrahle,
Von dem Mückentanz durchschwärmt.
Lustig hüpft dort eine Meise
Und ein Falter ist schon wach.
Und auch ich nach Dichterweise
Schleich' der trauten Wärme nach.

Holder Lenz, du kommst auf's Neue
Deine Vorhut rückt heran:
Horch der Storch, der winterscheue,
Kündet schon sich klappernd an.
Aber stets an solchen Tagen
Fühl' ich, wie der Zeiten Flug
Mich durch Freuden, wie durch Plagen
Weit hinein in's Leben trug.

Viele Lenz' sind mir geschieden
Ewig ohne Wiedersehn,
Jugendblüthe, Kindesfrieden
Mußten längst schon untergehn!
Alte Freunde kehren nimmer,
Narben ließ gar mancher Schmerz,
Ausgelöscht ist mancher Schimmer
Und verstummt gar mancher Scherz

Doch in dieser Abendsonne
Fühl' ich tief mein Herz erquickt,
Und ein Anhauch einst'ger Wonne
Warm mir durch die Seele zückt!
Hör' ich nicht aus nah'nder Ferne
Stimmen froher Kinderzeit,
Funkelt nicht der Stern der Sterne,
Erster Liebe Seligkeit?

Sonette.

I.

Es sind verrauscht die lauten Freudentage,
Und wieder herrscht die altgewohnte Weise,
Es geht das Tagwerk auf gebahntem Gleise,
Und wälzt das Rad der Freuden und der Plage.

Ich ruhe hier, ich lausch' dem Amselschlage;
Belebte Stille waltet rings im Kreise,
Der Brunnen plätschert, und es girret leise
Ein Täubchen dort, wie stille Liebesklage.

Nun hör' ich euch geheime Geister, wieder!
Es flüstert sanft ob Blumen und durch Zweige
Wie süße Ahnung neuer Wonne Lieder.

Es senkt der Abend lieblich sich zur Neige;
Ich schließe träumend meine Augenlider,
Daß ich in's tiefste Schau'n herniedersteige.

2.

In dieser Ruhe, diesem Quäkerleben,
Bei zäher Arbeit, die so kalt und trocken,
Da sollte nicht der Seele Triebwerk stocken,
Erlahmen nicht des Bildens ringend Streben?

Nur bei der Segel ländersüchtigem Schweben,
Nur bei dem Feierklang der Silberglocken,
Im stillen Hain, umweht von Blüthenlocken,
Da mögen sich der Dichtung Träume weben.

Doch kannst du nicht die Breite wandernd messen
Nicht durch die Thäler, durch die Länder schweifen
Mit leichtem Sinn und glücklichem Vergessen,

So senk' in Tiefen du dein sinnig Denken:
Es wird ein Blatt, ein Morgennebelstreifen,
Den Geistesblick du still zum Höchsten lenken.

3.

Es ist mein Loos, so manches soll mir fehlen,
Wonach die Fäden meines Fühlens sehnen,
Des Südens Blau, die Götter der Hellenen,
Die Freundschaft reiner, tiefbegabter Seelen.

Ich muß mit Amt und stiller Sorg' mich quälen,
Die gold'ne Zeit zerhacken, ach, zu Spänen,
Nicht kann ich freudig meine Zweige dehnen,
Ein würdig Ziel nach eig'nem Sinn mir wählen.

Doch wer nicht alles, alles kann vergessen,
Hätt' auch die Welt sich wider ihn verschworen,
Gesundheit, Glück, Genuß, ja Schlaf und Essen;

Wer sich nicht ganz im heil'gen Dienst verloren,
Alleine geh'nd im Dunkel der Cypressen:
Der ist zum ächten Künstler nicht geboren.

4.

O suche nur dem Heut' gerecht zu werden
Und baue nicht hinaus in ferne Tage,
Steht dein Geschick auf ehernem Gelage?
Bist du denn nicht zur Miethe blos auf Erden?

Siehst du der Zukunft drohende Geberde?
Ein Stoß — verändert ist die Lage,
Verwüstet liegt dein Gut mit einem Schlag,
Zusammenstürzt der Berg mit Hirt und Heerden.

Das holde Heut' kannst an die Brust du drücken,
Mit deiner Seele warmem Hauch beleben,
Mit guter That, mit Lieb' und Treu' es schmücken.

Und legst du viele Heute so daneben,
So wird des Daseins Ebelbau dir glücken,
Aushallen lang dein Ringen und dein Streben.

Herbststimmen.

Einsam streich' ich durch's Gelände
An des Strom's gewund'nem Lauf.
Ach der Sommer ist zu Ende,
Und der Herbst schloß spendend auf.

Sieh' geschmiegt die Jungfernrebe,
Welkend wie in Feuergluth!
Und das schwanke Spinngewebe,
Wie der Nebelthau d'rin ruht!

Dort der Wald fängt an zu greisen,
In sein Wolkenkleid gemummt;
Seiner Sängen bunte Weisen
Stimm' um Stimme sind verstummt.

Leerer werden jetzt die Felder,
Schwerer schon der Wolkenzug.
Und die Jagd hallt durch die Wälder,
Läufer deine Stunde schlug.

Heimlich flüstern Schilf und Weiden
Von dem Westwind leis gebeugt,
Nah und weit ein stilles Leiden,
Das von bald'gem Abschied zeugt.

Nachtrag.

Komm lass' dich herzen, lieber Junge,
Komm her ab deinem steifen Roß,
Doch still, nur still, welch' eine Lunge,
Dem Schreien sprengt ja Thür und Schloß.
Komm her mein Karl, mein wackrer Knabe
Aus dem der tolle Muthwill lacht,
Wie oft hat deine muntre Gabe
Mir neuen Frohsinn angefacht.

Längst hat in Liedern ich besungen
Die liebliche Geschwisterzahl,
Da kommst du hintendrein gesprungen
Weiß nicht aus welchem Seitenthal.
Ich sah besorgt die Schaar sich mehren
Denn leider sind die Zeiten kühl,
Und ach den Bazen dreimal kehren
Das macht des Dichters Herz so schwül.

Doch das hat dich nicht angefochten,
Nicht im geringsten nur geniert;
Was wir von dir auch denken mochten,
Du hast dich deßhalb nicht geziert,
Du kamst nur und hast befohlen,
Gelärmt, geschrieen ein und aus,
Dir dienten eifrig alle Sohlen,
Als warst du einzig Herr im Haus.

Nun ja, du warst ein derbes Bübchen
So wohlgebacken rund und frisch,
Die Weiber sah'n im Hinterstübchen
Dich gerne zappelnd auf dem Tisch,
Und Speis und Trank hat angeschlagen,
Es war ein fröhliches Gedeih'n:
Noch hör' die Kindermagd ich klagen,
Du seiest schwer wie Elfenbein.

Du lerntest gehen und parlieren
Gar lustig komisch Zeug fürwahr,
Wie manche Stund' konnt' ich verlieren
Bei dir seit deinem ersten Jahr;
Wie täglich neue Augen trieben
Und wie die Schoße wuchsen an,
Das hab' ich alles aufgeschrieben,
Du kannst es lesen bist du Mann.

Jetzt bist du schon ein wack'rer Reiter,
Hei, wie dein hölzern Roß sich bäumt,
Ein gar so mannlich tapf'rer Streiter,
Der schon von Krieg und Siegen träumt.
Ha nun zu Fuß! Wie festen Trittes
Das Bürschchen nicht vorbeistolzirt,
Den Tschakko tief und kühnen Schrittes
Mit Fahn' und Sabel salutirt.

Will Jemand dir den Weg verwehren,
Potz Blitz, da schwillt die Ader auf
Und wild mit Degen und mit Speeren
Bahnst du dir zornig freien Lauf;
Doch kühlen sich die heißen Wangen
Und ist verpufft der scharfe Schuß,
Dann kommst du friedlich hergegangen
Und bietest freundlich Hand und Kuß.

Und wenn am Tisch sie alle schweigen,
Die Mutter sorgt, der Vater sinnt,

Wenn ſich kein Sonnenblick will zeigen
Und Griesgram weite Fäden ſpinnt,
Dann fährſt du los mit Witz und Schwänken
Und führeſt kühn allein das Wort.
Was immer auch das Herz mag kränken,
Du ſcheuchſt die Nebelbilder fort

O fahr' ſo fort, mein lieber Junge,
Im Knaben kennt man ſchon den Mann;
So wehre dich mit Schwert und Zunge,
Greif't Unrecht, Uebermuth dich an.
Dein Herz gehöre zu den warmen,
Dein Muth ſei auf ſich ſelbſt geſtellt,
Sei Schutz und Schirm den Schwachen, Armen.
So ſchlag dich mannlich durch die Welt.

Das Dorfkirchlein.

Da hebt es ſtill ſich aus den Bäumen,
Das Kirchlein mit dem alten Thurm,
Wie es ſich ſonnt in blauen Räumen
Nach ſchon ſo manchem Winterſturm!
Und von der Mauer rings umzogen
Dehnt friedlich ſich der Kirchhof aus,
Da ſchläft ſich's, iſt man müd betrogen,
So wohl um's fromme Gotteshaus.

Es klingen in des Buſens Tiefen,
Seh' ich dich hier vom Hügel an,
Gefühle, die ſonſt lange ſchliefen,
So ſchön, daß ich's nicht ſagen kann.
Und ſtill! o gar noch dies Geläute
Du wohlbekannter Glockenſchwang!
Das reinſte, was mich je erfreute,
Nachhallt aus deinem vollen Klang!

Wenn ich als Knabe durch die Matten,
Durch Hag und Wald und Hügel ſtrich,

Und scheu — man kennt die Nimmersatten —
Um Aepfelbäume diebisch schlich,
Es tönte dann auf einmal helle
Das Glöcklein für mein Abendbrod,
Wie sprang ich auf, und war zur Stelle!
Und schmaust' vergnügt, Haus ohne Noth.

Noch drang mir traulicher zu Herzen
Des Samstags Feierabendklang,
Wenn unter Necken, unter Scherzen,
Die Magd im Hof den Besen schwang;
Wenn durch die Fluren klangen Lieder,
Und leis erlosch des Tag's Gewühl;
Wie legt' ich dann mich glücklich nieder,
In sel'gem Sonntagsvorgefühl!

Der Tag ging auf Die Glocken hallten
So feierlich durch's weite Thal;
Auf Weg und Steg zum Kirchlein wallten
Die Leute nach des Herren Mahl.
Ich ging hinaus dann in den Garten,
Zum Zwetschgenbaume in der Eck',
Um hier den Kirchgang abzuwarten,
Still zu belauschen im Versteck!

Da kam ein Mägdlein hergegangen,
In reinem Hemd, in schmuckem Band,
So jugendfrisch, so hold von Wangen,
Mit Buch und Blume in der Hand.
Dort hinkt der Bergbau'r an dem Stabe
Daher im alten Hochzeitkleid,
Und emsig folgt ein kecker Knabe,
Er schien zu eilen nach der Maid.

Jetzt sah ein Mütterchen man ziehen,
Den frischen Jungen an der Hand,
Der Klein're hat ihr nachgeschrieen,
Bis sie um jenes Haus verschwand,

So ging es fort; von Alt und Jungen
Kam alles festlich angewallt,
Bis zitternd die metall'nen Zungen
In blauen Räumen ausgehallt.

Da stund ich noch! Nach kurzer Pause
Erklang und schwoll ein voller Chor,
Aus dichtgedrängtem Gotteshause
Zum off'nen Himmel dann empor.
Ergriffen von der hohen Feier
Schwieg alles in der weiten Flur,
Ein Lüftchen strich kaum ob dem Weiher,
Und ich war stille Andacht nur.

Seh' ich so hell dich Kirchlein blinken,
Wie kommst du mir so eigen vor!
Als wolltest heimlich zu mir winken,
Als raunte was mir leis in's Ohr:
Hier sollst du einmal Ruhe finden
Für jede Sorge, jeden Schmerz,
Für all dein aufgewühlt Empfinden
Du vielbewegtes Dichterherz!

Stilles Wesen.

Du kommst, du gehst so still und lieb
Wie Sonnenschein durch Kerkernacht,
Wer weiß, was mir an Lieb' verblieb,
Hätt' dich der Himmel nicht gebracht.

Du prägest deiner Seele Gold
So ganz und gar in Worte nicht,
Nur fühlen kann man's, wie so hold
Und warm es durch die Zweige bricht

Wie ist's so zierlich und so blank,
Wo waltet deine fleiß'ge Hand,
Wie nettgeordnet steht's im Schrank,
Wie schmückt sich unvermerkt die Wand!

Die Liebe liegt wie Mondenschein
Auf deinem Fühlen, deinem Sein;
Was schön und gut, das fließt so rein
In all' dein ruhig Weben ein.

In deinem treuen Auge glänzt
Ein Sehnen nach dem höhern Licht,
Daß geist'ge Anmuth dich bekränzt
Das weißt du, Gute, selber nicht.

So war es früh. Du bist erblüht —
Zu einer Wunderblume nicht,
Die farbenblendend reizt und glüht —
Ein zart und hold Vergißmeinnicht.

Wer deines Wesens Kern erfaßt,
Der schließt dir seine Seele auf.
O daß du findest, was dir paßt
Im viel verschlung'nen Lebenslauf.

Du kommst, du gehst so still und lieb,
Wie Sonnenschein durch Kerkernacht.
Wer weiß, was mir an Lieb' verblieb',
Hätt' dich der Himmel nicht gebracht!

Dreimaliges Wiedersehen.

Als ich das erste Mal dich sah,
Da kamst du hüpfend hergesprungen,
Bald warst du hier, bald warst du da,
Hast wie ein Reh dich flink geschwungen:
Du spielteſt scheltend mit der Puppe,
Du zupftest neckend mich am Bart,
Du liebtest Kuchen mehr als Suppe
Ein Plaudertäschchen liebster Art!

Und als ich kam zum zweiten Mal,
O welch' ein Bild, welch Frühlingsprangen!

Die schönste Ros' im ganzen Thal
War voll und lieblich aufgegangen.
Wie duftete dein ganzes Wesen
So morgenfrisch, so seelenrein,
In Red' und Haltung auserlesen,
So ungesucht und doch so fein!

Und als ich kam zum dritten Mal
Fand ich dich singend an der Wiege
Du wehrtest Flieg' und Sonnenstrahl
Daß wohl und lind das Bübchen liege
Im Widerscheine der Gardine,
Wie mild, wie selig, wie geweiht;
Ein Lächeln lag auf deiner Miene
Voll seelentiefer Innigkeit.

Und frug' man mich: die Hand auf's Herz,
Wenn könntest du von diesen dreien,
Vielleicht erwidert' ich in Scherz
Die volle Ros' im blüh'nden Maien;
Doch stellten holde Zaubermächte
Mir alle drei auf einmal dar,
Den Myrthenkranz legt' meine Rechte
Der jungen Mutter in das Haar.

A. Hartmann.

Alfred Hartmann wurde im Jahr 1814 auf Schloß Thun stetten bei Langenthal, Kt. Bern, geboren. Sein Vater, Bürger von Bern, war zur Mediationszeit Oberamtmann von Aarwangen und später ein eifriger Landökonom. Hartmann machte seine Gymnasialstudien von 1827 bis 1831 am Kollegium in Solothurn, besuchte 1831—33 die Universitäten München und Heidelberg, wo er sich der Jurisprudenz widmete; 1833 bis 1835 ging er nach Berlin und Paris, woselbst er das Jus gegen literarische Studien vertauschte. Von 1836 an nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in Solothurn,

woselbst er fortwährend eifrig literarisch sich bethätigte, seit 1845 den „Postheiri“ herausgab und außerdem meist bei Jent und Gaßmann in Solothurn, folgende Werke veröffentlichte:

Kiltabendgeschichten. 2 Bde. 1853 und 1855.
Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern. 1858.
Junker Hans Jakob v Staal. 1861.
Erzählungen aus der Schweiz. Solothurn, in Kommission bei der Scherrer'schen Buchhandlung. 1863.
Gallerie berühmter Schweizer. 1863 u. ff.
Junker und Bürger, oder die letzten Tage der alten Eidgenossenschaft. Historischer Roman in sechs Büchern. Berlin, 1865. (Bei Otto Janke.)

A. Hartmann darf in allen seinen literarischen Erzeugnissen den Anspruch auf das Prädikat eines vaterländischen Dichters machen; die Wahl seines Stoffes fällt beinahe durchgängig auf schweizerische Gegenstände. Unser Dichter besitzt eine heitere und gesunde Lebensanschauung, die aller krankhaften Sentimentalität fremd ist; sein scharfer Blick in's Leben, verbunden mit seinen gemäßigten politischen Ansichten befähigen ihn besonders zur Darstellung sozialer und politischer Stoffe. In seinen „Kiltabendgeschichten“[1] (deren Fortsetzung die „Erzählungen aus der Schweiz“ bilden) weht der frische Hauch des wirklichen Volkslebens, als dessen genauer Kenner und Freund der Verfasser sich überall kund gibt. Die Vorzüge dieser Erzählungen, unter welchen wir „Karli Dürsen Joggi's Liseli“, den „Heimatlosen“, den „Lumpenkübler und sein Haus“ und den „Lyrenhans und seine drei Töchter“ hervorheben, beruhen in ihrer großen Naturwahrheit, ihrer meist trefflichen Charakteristik und der tüchtigen Gesinnung, womit der Dichter die sozialen und Familienschäden des Volkes aufdeckt. „So rauscht der Wind durch das Tannen besetzte Tobel, so schäumt der Waldbach gegen die Matten hinab, so schaut das Bauernhaus zwischen

[1]) „Kilten, ein uraltes, mit dem angelsächsischen cvyld und dem isländischen cvöld (Abend) verwandtes Wort, hat die Bedeutung des Aufbleibens bei Lichte, besonders zur Zeit der langen Winterabende. Der Kiltbraten ist der Festbraten, welchen der Handwerksmeister den Gesellen spendirt, wenn im Herbst das Arbeiten bei Lichte beginnt; Kiltblume (Herbstzeitlose) ist die Blume, welche sich zur Zeit der kürzerwerdenden Tage entfaltet; der Mond „kiltet“, wenn er spät niedergeht. Der Ausdruck chwiltiwerch (Abendarbeit) kommt schon in einer Urkunde aus dem neunten Jahrhundert vor. — Kiltabende sind ländliche Soireen, da zur Herbst- und Winterszeit Bekannte und Nachbaren sich um die düster brennende Ampel versammeln und haben mit dem sogenannten „Kiltgang“ nichts weiteres gemein als die Etymologie“.

den Bäumen hervor und duftet das Heu von den Boden, so blinken die Fenster und sitzen hinter ihnen am eichenen Tisch die Bewohner bei'm Abendbrod, — so ist die Natur, so die Menschen, wie sie A. H. mit so treffenden Zügen zu zeichnen versteht." Zu tadeln ist indessen, daß Hartmann nicht selten die Grenzlinien des poetisch Schönen überschreitet und in seiner realistischen Darstellungsweise auch Photographien des Widrigen und Gemeinen, sowie Ausdrücken und Wendungen aufnimmt, mit denen wohl die Chemie, aber nicht die Aesthetik, als Geschmackslehre, zu schaffen hat. Nicht selten werden auch die Naturschilderungen zu allgemein, zu unvermittelt (im Präsens und unter dem Gesichtspunkte der bloßen Möglichkeit) eingeführt, so daß sie nicht in den historischen Fluß der Erzählung passen; ein Mangel liegt häufig auch in der Komposition, deren Harmonie häufig durch allzu schroffe Uebergänge (die Mittelglieder sind bisweilen nur durch Striche und Punkte, oder durch eine Illustration angedeutet) durchbrochen wird.

Der helvetische Roman „Meister Putsch und seine Gesellen", welcher die Entwicklung des politischen Lebens der Schweiz von 1840–1848 enthält, kann keinen Anspruch auf poetischen Werth machen. Jene Zeit lag mit ihren Kämpfen der Phantasie des Dichters noch zu nahe, und es tritt daher das individuelle Leben in diesem Roman vor den jene Tage bewegenden politischen und sozialen Ideen der Art zurück, daß kein rechter Vordergrund entsteht, keine wahre Charakterzeichnung möglich wird.

Weit höher mit Bezug auf Gehalt, Komposition und poetische Darstellung steht der historische Roman „Junker und Bürger". Hier hat der Dichter, wie es sich gehört, das individuelle Leben wieder kräftiger in den Vordergrund gerückt und die Zeitereignisse als bloßen Hintergrund spielen lassen. Trefflich ist die Schilderung des Hauses mit dem steinernen Herzen, so wie die Charakteristik seines Bewohners, des „Jünkerle"; die Schultheißen von Biberegg und Grether heben sich als lebensvolle Figuren von ihrer Umgebung ab und wirken durch gelungenen Kontrast; der Held Hermengild von Altren hat trotz seines schwankenden Wesens Fleisch und Bein; die Frauenbilder Aurora, Antonie und das Husaren Rosle sind sehr gelungen, der Tannhof, seine Insassen und ihr Schicksal sind mit rührender Naivetät gezeichnet, wie denn überhaupt dieses jüngste Werk des Dichters einen Reichthum an Situationen und naturwahrer Charakteristik entwickelt, daß wir es als das reifste Erzeugniß der Hartmann'schen Muse betrachten dürfen, obgleich gerade hier der gerügte Uebelstand der gestörten Harmonie in der Komposition durch

unvermittelte Uebergänge stark zu Tage tritt und einzelne unorganische Auswüchse nicht zu verkennen sind, wozu wir u. A. das Schlußkapitel rechnen.

Der Heimatlose.

Wenn der Föhn über die Schneehalden bläst, dann fahren die Lawinen zu Thal; wenn die Märzsonne den blauen Leberberg golden bescheint, dann schütteln die Tannen den Winterreif aus ihren Locken; wenn der Buchfinke zum erstenmal schlägt, so ist's ein Zeichen, daß der Winter geht und der Frühling kommt. Da wird's lebendig auf Feld und Flur; wer einen Winkel Erde sein eigen nennt, der schaufelt und grabt, der pflügt und hackt und freut sich der künftigen Ernte. — Aber dort, wo weder Pflug noch Hacke hinkommt, in den Schluchten des Jura, auf dem wilden Steingeröll am Fuße der Alpen, an den waldigen Ufern der Aare und der Emme, der Reuß und der Limmat, und auf dem öden Moor zwischen den Seen von Neuenburg, Biel und Murten wohnt ein unstätes Völklein. Es säet nicht und erntet nicht, denn keine Handbreit Erde kann es sein eigen nennen. Bald ist's hier, bald dort, denn in keinem der hundert Städte und Dörfer, der tausend Häuser und Hütten raucht sein heimischer Herd. In einem verborgenen Winkel der Berge feiert es heute wilde Feste, morgen bettelt es vor den Häusern der Bauern. Der Graben an der Landstraße ist seine Wiege, sein Brautbett das grüne Moos unter dunklem Tannenschatten. Das Jahrmarktsgewühl ist das Feld, auf welchem es Ernte hält. Es redet eine Sprache, fremd und unverständlich jedem, der nicht zu ihm gehört. Das bürgerliche Gesetz ist sein Feind und vor dessen Vollstreckern flieht es scheu, wie ein gehetztes Wild. Es ist das Volk der Heimatlosen. —

Es war im März des theuren Jahres siebzehn, an einem der Tage, da sich der Byswind mit Händen und Füßen gegen den Frühling sperrt, der einrücken möchte mit seinem Maienkranz. In einem Schachen, dicht mit allerlei Holz, Gesträuch und Röhricht bewachsen, lag versteckt unter einer alten Weide am Wasser ein armes Bettelmensch, das hatte kindbettet auf einem Haufen dürren Laubes, und wollte, verlassen von Gott und Welt, das Kind im Fluß ertränken. Da kam gerade über den Kies des Flusses daher ein alter Kesselflicker, und vor ihm her ein Pudelhund mit lustigen Sprüngen. Da machten das Bettelmensch und der Keßler einen Handel mit-

einander; der Keßler nahm den schreienden Wurm, das Bettelmensch den Pudelhund, damit er ihm mit Künsten, die er konne, an Jahrmärkten und Kirchweihen Geld verdienen helfen. Hätt' es aber das Büblein behalten, so wären sie verhungert alle beide, hätt' es deßhalb lieber im Fluß ertränkt. Aber der Kesselflicker nahm die Kiste vom Rücken, worin sein Werkzeug verwahrt lag, machte aus etlichen alten Lumpen für das Büblein ein lindes Bettlein, band es mit Schnüren fest, deckte ein Tuch darüber und wanderte wieder über den Kies des Flusses fürbas.

Als er etliche hundert Schritte gegangen, bog er in den Wald. Die alten Eichen waren noch dürr und kahl, zwischen den knorrigen Stämmen wucherten fast undurchdringlich Brombeerstauden und anderes Dorngesträuch, aus dem da und dort ein grüner Busch junger Tannen hervorguckte. Kreuz und quer waren breite Gräben gezogen, halb angefüllt mit Schlamm und Moor, in denen ein dichter Wald von hohem Schilf wuchs. Wer die Schliche und Fußsteige, die sich durch diese Wildniß wanden, nicht genau gekannt hätte, dem wäre es niemals gelungen, durch den Wald eine Bahn zu finden; keine zehn Schritte wäre einer gegangen, ohne in den Dornen oder im Sumpfe stecken zu bleiben. Aber der alte Keßler mußte hier wohl bewandert sein, denn er ging sichern Schrittes mit seiner Last, bald durch die Büsche schlüpfend, bald auf einem Baumstamm, den der Wind gefällt, einen Graben überschreitend, und achtete kaum darauf, wenn neben ihm eine Waldschnepfe aufflog, oder ein Hase, aus seinem Lager unter den dichten Tannbüschen aufgeschreckt, hervorbrach, oder eine Amsel mit gellendem Pfiff quer über den engen Pfad schoß.

Der Kesselflicker hieß der alte Lienhard und gehörte zur Bande des Naglerhans, allbekannt Land auf und ab auf den Jahrmärkten und abgelegenen Bauernhöfen, in denen sie bei schlechtem Wetter Nachtlager und Unterschlupf suchte, und wohlvertraut mit allen Schlichen, Wegen und geheimen Verstecken in Berg und Wald. Am Tage, da Lienhard mit dem Bettelmensch den Tausch machte, hatte die Bande ihr Lager bei der Köhlerhütte im Eichholzdachen aufgeschlagen, und dahin zielten nun seine Schritte.

Was man des Naglerhansen Bande, oder vielmehr kurzweg des „Naglerhansen" nannte, hatte bis da aus sechs bis sieben Gliedern bestanden, je nachdem man Fideli, den Pudelhund, mitzählte oder nicht. Das Haupt, der Naglerhans selbst, war ein Bursche mit einem Rücken, breit wie eine Stallthüre, und einem Kopf, dick

wie ein Kornmaaß, von welch letzterem ein Wald struppiger Borsten nach allen Richtungen emporstarrte. Auf der Landstraße sah man ihn gewöhnlich in kurzen schwarzen Lederhosen und blauen Strümpfen, auf dem Kopf den schwarzen Wollhut und auf dem Rücken sein Scheerenschleiferrad tragend. Mocht' es warm oder kalt sein, schneien oder die Sonne scheinen, er hatte seinen Kittel von flaschengrünem Sammet ausgezogen und über sein Rad gehängt. Aus dem Munde hing ihm zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, eine kurze Pfeife mit halbverbranntem Ulmerkopf. Die zweite Person im Range war das Marey, welches behauptete, einmal von einem wälschen Pfaffen mit ihrem Hans copulirt worden zu sein. Marey's schon von Natur ansehnliche Postur dehnte sich noch um ein Namhaftes über die natürliche Dicke wegen der vielen Jüppen und Unterröcke, die sie einen über den andern angethan hatte, und in welchen eine überaus große Anzahl von Taschen aller Art angebracht waren. Alle diese Röcke hielt ein um den Leib geschnürter lederner Riemen fest, an dem auf der Wanderung ein Schmalztopf und ein Milchtopf hingen. Am Arm trug das Weib einen großen Handkorb und meist diente noch das aufgeschürzte Fürtuch als Keller und Speisekammer für eine Menge Vorräthe aller Art.

Der Mutter Ebenbild waren zwei halbgewachsene Mädchen, Crescens und Emerenz mit Namen, geboren und aufgezogen im freien Wald, in frischer Luft, drall und prall, mit Backen röther als der rötheste Apfel, und schon wohlerfahren in den Künsten, womit man vom allerzähesten Bauernweib ein Halbdutzend Eier, ein Pfündchen Butter, eine Hand voll Mehl oder einen Topf voll Milch erpreßt. Dann kam der Sepp, ein zehnjähriger Bube, der dem Vater nur darin unähnlich war, daß die Farbe der Borsten seines Hauptes vom rußigen Schwarz in ein zündendes Roth umgeschlagen hatte. Dieser hoffnungsvolle Sprosse machte seinen Eltern nur in einem Punkte Verdruß: seitdem er einmal im Freienamt in die Trülle gesteckt worden war, hatte er das „Schnurren“ [1] ein für allemal verschworen.

Der alte Lienhard gehörte eigentlich nicht zur Familie. Der Naglerhans hatte ihn einmal gebracht, man wußte nicht woher. Seither zog er mit der Bande, war aber schweigsam und ging oft für sich. Seine lange magere Figur stack in einem Soldatenrock aus dem siebenjährigen Krieg, sein spitzer Kopf in einem dreieckigen Hute, und der Rest seines Kinns, das ihm einst zu zwei Dritttheilen mußte

[1]) „Schnurren“ (jenisch) betteln.

abgeschossen worden sein, in einer hohen weißen Cravatte. Der Naglerhans erwies ihm zu allen Zeiten eine gewisse rücksichtsvolle Ehrfurcht, und selbst das Marey legte ihm gegenüber seiner Zunge einen ungewohnten Zügel an. Man erzählte sich, französische Soldaten, denen gestohlenes Silberzeug abhanden gekommen, hätten einmal den Naglerhans bereits auf der Leiter gehabt, um ihn an einen Baumast aufzuhängen; aber Einer habe seine Partei ergriffen und ihn laufen lassen. Viele Jahre später habe Naglerhans denselben Soldaten halb verhungert und von schlimmem Weh befallen auf der Landstraße gefunden und zu seiner Bande mitgenommen.

Schon war die Sonne in ihr gluthrothes Bett hinabgegangen, und der Luswind hatte sich gelegt, und da und dort sah man ein Sternlein aufflackern, wenn man hinaufschaute durch die Zweige der Eichen, und die Amseln und die Häher in den Sträuchern waren still geworden, und das Marey rührte brummend im Kessel, der vor der Kohlerhütte auf dem Feuer hing, und der Naglerhans schaute steif in den Wald hinein, denn der Lienhard war noch nicht im Nachtquartier. „Haben ihn vielleicht die Behringer[1] verkappt?[2] oder ist ihm sonst ein Unglück zugestoßen? Der Sepp soll gehen, nach ihm ausschauen." — „Wäre der Alte in der Nähe, der Fideli hätte schon ein Zeichen gegeben", meinte Sepp. Da ließen sich Schritte hören, die im dürren Laube raschelten, und zugleich das klagende Geschrei einer Steineule. „Kannst den Kessel vom Feuer nehmen, Marey", rief der Naglerhans und zog wieder mit dem gewohnten Gleichmuth an der engathmenden Ulmer-Pfeife. Bald darauf trat der Vermißte mit seiner Bürde auf dem Rücken aus dem Gebüsch. Sepp fragte, wo der Pudel sei, aber ohne ihn einer Antwort zu würdigen, trat Lienhard in die Hütte.

Von den Augen, die das Marey machte, als der Lienhard seine Keßlerkiste abstellte und das Kindlein zu schreien anfing, davon wußte man bei der Bande noch nach Jahren zu erzählen. „Hinter welchem Zaun er den Schreihals aufgelesen? ob er glaube, sie wolle jetzt wieder von vorn anfangen Windeln waschen und Kindsbrei kochen? So schnell ihn seine Beine trügen, soll er den Balg wieder hinbringen, wo er ihn gefunden, oder sie wolle ihm ein anderes Lätzlein singen" u. s. w. Da begannen des Alten Augen zu rollen, daß man nur noch das Weiße sah; Marey aber wurde plötzlich mäuschenstill und drückte sich bei Seite. Drauf machte Lienhard,

[1]) „Behringer (jenisch) Landjäger.

[2]) „Verkappen", verhaften.

ohne weiter ein Wort zu verlieren, dem Kindlein aus trockenem Moos und alten Lumpen in einem Winkel der Hütte ein Lager und zog dann aus der Keßlerkiste eine Flasche mit schöner frischer Milch und tränkte das Büblein. Andern Tags wickelte der Keßler den Wurm in ein altes ausgewaschenes rothes Schnupftuch, band ihn wieder auf seine Kiste, macht ihm ein Dach aus zwei Weidenruthen, über die er einen Zeuglappen spannte, und zog dann den andern Tag hinaus in Wind und Wetter.

Wo vor vielen tausend Jahren ein wilder Waldstrom sich sein breites Bett in den Fuß des Berges gefressen, da prangen jetzt grüne fette Matten, rechts und links von hohen Flühen geschirmt und von einem schmalen Bächlein, dem heruntergekommenen Abkömmling des stolzen Bergstroms durchrieselt. Am Bache steht ein hundertjährig Bauernhaus, mit einem Strohdach, das auf drei Seiten nahezu bis auf die Erde hinunter reicht. Unter dem Strohdach sind die dürren Reiswellen hoch aufgespeichert und auf der Bühne liegt der duftende Heustock und hoch oben im Giebel die goldenen Garben. Und wäre Einer dem Bauern im Wettergraben schlimm gesinnt, so dürft' er nur ein Schwefelholz in's tief herunterhängende Strohdach stecken; bevor er in drei Sprüngen wieder im Wald wäre, würde schon hoch über dem Haus der rothe Hahn mit den Flügeln schlagen. Deßhalb war der Bauer im Wettergraben mit dem Keßlervolk lieber Freund als Feind.

„Gelobt sei Jesus Christ!" ist des Naglerhansen Gruß, denn er hält drauf gut „wahnisch" (katholisch) zu sein. „Ob man ihn und sein Volk über Nacht haben wollte, um Gottes Willen?" Er solle einmal abstellen und in die Stube kommen, ist des Bauern Bescheid, dem der Naglerhans, ohne sich weiter nöthigen zu lassen, entspricht, die Schwelle aber nicht anders überschreitet, als mit dem Wunsche: „Gott geb' euch Glück in's Haus!" — „Ob der lange Peter oder der Hoppiklaus sich kürzlich in der Gegend gezeigt und ihm in's Handwerk gepfuscht hätten?" — Nicht, daß er wisse, meint der Bauer. So macht sich denn der Naglerhans gleich an's Werk, schwärzt sich Gesicht und Hände, wie's einem Keßler ziemt, bittet sich vom Bauern eine alte Pfanne aus, die er auf die Schulter nimmt, und beginnt seine Runde in den Höfen und Dörfern der Umgegend, mit heiserer Stimme nach zerlöchertem Kochgeschirr, gespaltenen Schüsseln und stumpfen Messern und Scheeren rufend. Unterdessen ist Marey ebenfalls angelangt und macht vor Allem aus des Bauern Strohwellen, die ihr im Ueberfluß preisgegeben sind,

den Ihren auf der Tenne das Nachtlager zurecht. Zuletzt kommt der alte Lienhard gegangen, der sein Bübchen, welches von der Bande nach dem Pudel „Fideli" genannt wurde, an der Hand führt. Schweigsam stellt er seine Kiste bei Seite, nimmt das müde Kind auf die Knie und läßt es, ihm die Fliegen wehrend, auf dem Schooße schlafen.

Des andern Morgens wird nun die Werkstatt aufgeschlagen, bei gutem Wetter vor dem Haus, sonst ganz ungenirt in der Stube. Da wird gelöthet, geheftet, gekittet und geschliffen, daß es eine Art hat, und der Bauer und seine Leute können dann sehen, wo sie neben den Schleifsteinen, den Gluthpfannen und den übrigen Einrichtungen noch ein Plätzchen finden. Abseits in einem Winkel sitzt Lienhard an einer einfachen Drehbank und verfertigt Schuhzwecke aus dem harten Holze des Pfaffenkäppchenstrauchs, das er am Berge gesammelt hat; Fideli dreht ihm das Rad. Das Weibsvolk ist den Tag über gewöhnlich auswärts, denn es ist an ihm, die gefertigte Flickarbeit den Eigenthümern wieder zurückzubringen, daneben aber Pferdehaarsohlen und Schuhzwecke zu verkaufen, den Bauerndirnen wahrzusagen und bei den Bäuerinnen die neuesten Dorfgeschichten herumzutragen, wofür die Hinterhäbigste gern mit offenen Händen spendet. — So wird's oft wochenlang beim Bauern im Wettergraben getrieben.

Da geschah es eines Abends, daß der Naglerhans über Feld war. „Er komme erst spät zurück, man solle essen ohne ihn." — Der Bauer und seine Leute hatten abgespeist, und nun setzte sich das Reßlervolk zu Tische. Hatte der Bauer eine Erdäpfelsuppe vor den Magen geschlagen, so dick daß eine Katze darauf hätte übernachten können, so trug dagegen Marey Kaffee auf und Milch dazu, fast wie purer Rahm, und nicht etwa Schwarzbrod, sondern Weißbrod vom feinsten, und Erdäpfel, die im Schmalze schwammen. Kein Wunder, daß den Werkleuten im Wettergraben trotz der Erdäpfelsuppe das Wasser in den Mund lief. Als alle satt waren, da mußte der alte Lienhard ein Soldatenlied anstimmen, und da er fertig war, riefen des Wettergrabenbauern Buben nach Geschichten. Es ist schwer zu sagen, ob Grescens oder Emerenz die schönern wußte. Dem einen gefiel die vom Jäger am besten, der sieben Frauen gehabt und eine nach der andern an eine hohe Tanne hing, dem andern jene vom übermüthigen Bauernsohn, der spät in der Nacht nach Hause fahrend mit Wagen und Rossen den Türst verspottete, d'rauf aber von diesem und seinen gespenstigen Hunden wie ein Wild gejagt wurde, bis der Morgen graute. Der Bäuerin lief es kalt über den Rücken und sie meinte, man sollte lieber noch einen Rosenkranz beten vor Schlafen.

gehn. Damit war dem Marey geholfen. „Sie seien auch dabei, und die Leute sollten es erfahren, daß sie weder Heiden noch Zigeuner, sondern so gute Christen seien wie diese und jene." Und gleich stimmte sie an und die „Gompis" [1] fielen ein, und was sie etwa in den Worten fehlten, das bemühten sie sich durch die Kraft der Stimme wieder gut zu machen. Das tönte in der niedern Stube, daß die Katze aus Angst zum Fenster hinaus schoß und der Ringgi draußen ein schwermüthig Wehgeheul anstimmte. Sobald die Rede auf den Rosenkranz gekommen war, hatte sich Lienhard hinausgemacht auf sein Lager von Streu. Noch niemals hatte man ihn in der Kirche oder gar am Tisch des Herrn gesehen. Einmal habe er bei einer Kapelle vorbeigemußt, wo eben eine Messe gelesen wurde, da soll ein schlimmes Weh über ihn gekommen sein.

Der Rosenkranz war gerade im besten Gang, da stürzte der Naglerhans ganz verstört und außer Athem in die Stube und berichtete in unverständlicher Zigeunersprache ein Langes und ein Breites. Darauf packte die Bande noch in derselben Nacht ihre Sachen zusammen und zog hinaus in den finstern Wald. Es soll damals ein Gesetz gemacht worden sein wider die Heimatlosen und Vaganten, wonach denselben verboten wurde, künftig in Gebirg und Wald zu hausen und unstät zu sein. Sie sollten in die Dörfer eingetheilt werden und dort wie andere Leute hacken, pflügen und graben und im Schweiße ihres Angesichts die Erdäpfel bauen. Aber keine andere Heimat begehrte der Naglerhans, als Berg und Wald; sein Rücken war gewohnt das schwere Schleifrad zu tragen, nicht aber sich über der Sense und Hacke zu krümmen. Im Dorfe wäre es ihm eng gewesen, wie dem Waldvogel im Käfig; deßhalb floh er vor dem Gesetz und ging in derselben Nacht durch den finstern Wald dahin, wo er glaubte, daß das Gesetz ihn nicht erreichen würde.

Im Herbst, wenn die Jagd aufgeht, wenn die ersten Schüsse knallen, wenn zum erstenmal das Geheul der Meute am Berg wiederhallt, da verläßt der Hase die grünen Kleefelder und die Furchen des Kartoffelackers, wo er geruhig den Sommer zugebracht, und zieht erschrocken in den dichten Wald oder zu Berg, oder auf's öde Moor, und die scheuen Rehe eilen hinauf in die unzugänglichsten Schluchten und spitzen die Ohren und strecken lauschend die Hälse. Die zweiundzwanzig Schweizerkantone hatten sich gleichzeitig die Aufgabe gestellt, sich die heimatlose Bevölkerung ihrer Berge, Wälder und Landstraßen vom Halse zu schaffen, und jeder derselben war bestrebt,

[1]) „Gompis" (jenisch) Mädchen.

sich der Ueberlästigen auf Kosten der Nachbarn zu entledigen. Hatte irgendwo eine Bande im Graben, oder unter dem Schutz der überhängenden Felswand, oder in verlassener Kohlerhütte ihr Lagerfeuer angezündet und ihren Kessel darüber gehängt, so kamen unversehens die Landjäger über sie und bei Nacht und Nebel, auf einsamen unbegangenen Pfaden wurde sie über die Kantonsgrenze geführt. Oft mochte es geschehen, daß Abends in trüber Dämmerung ein hungriger Trupp durch Sturm und Regen auf heimlichen Schleichwegen in den Nachbarkanton hinübergeschmuggelt wurde, um von der wachsamen Polizei des solchermaßen beschenkten Standes am grauen Morgen naß und nüchtern wieder auf gleichem Pfade auf seinen frühern Lagerplatz zurückgebracht zu werden.

Zur Zeit, da die Menschenjagd eben im schönsten Zuge war, ging früh bei Tagesanbruch ein Büblein baarhaupt und baarfuß auf dem Wege, der aus dem Niederamt von Erlinsbach bergaufwärts Kienberg zu und von dort nach dem Frickthal hinüber führt. Ein bleigrauer Nebel hatte sich über das Thal gelagert. Obererlinsbach aufwärts am Wege, abseits von den Häusern, steht eine Kapelle. Auf der grauen Kapellenmauer waren etliche Figuren und Striche mit Rothstein gezeichnet; man hätte sie für das Werk müßiger Schuljugend halten können. Sobald das Büblein die rothen Zeichen an der Mauer entdeckt hatte, wendete es sich um und rief in den Nebel hinein dreimal den Guckucksschrei. Der kleine Geselle war der Fideli. Schlank und gerade wuchs das Bürschchen auf in Wald und Wetter; es war flink wie ein Eichhorn und seine Wange braun wie die reife Haselnuß.

Bald nachdem Fideli den Guckucksruf hatte ertönen lassen, streckte der Naglerhans den struppigen Kopf aus der nahen Hecke heraus, spähte zuerst vorsichtig den Weg aufwärts und abwärts, trat endlich mit ganzem Leib hervor und ging auf die Kapelle zu. Als er einen Blick auf die rothen Zeichen an der Wand geworfen, steckte, er zwei Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff erschallen welchen der geübteste Jäger für den Schrei eines Hühnerweihs gehalten hätt , worauf da und dort, aus Gesträuch und Busch und Straßengraben Gestalten hervortauchten und bald die ganze Bande sich um ihr Haupt gesammelt hatte. Naglerhans deutete mit dem Stecken auf einen Kreis von Rothstein mit einem Punkt in der Mitte, den man für das rohe Abbild eines Schleifsteins halten konnte. Der Schleifertoni sei erst gestern hier vorbei gekommen und seine Bande sei neun Köpfe stark. Beim Maßholderbaum auf der Schafmatt, dächte er, konnte man ein mehreres über ihn erfahren.

Sie wollen trachten ihn einzuholen; es gebe dann wieder einmal einen lustigen Tag. — Wohlgemuth und raschen Schrittes zog die Bande durch Wald und Weide den schmalen Pfad, der über den Barmel nach der Schafmatt führt, bergan.

Nie ist es schöner auf den Bergen als zur Herbstzeit, wenn im Thale unten Tage lang bleigrauer Nebel in den Gipfeln der Tannen hängen bleibt, aber oben über die Kuppen und Gipfel die genzianenblaue Pracht des Himmels sich wölbt. — Beim Maßholderbaum prangten Fels und Wald und Weide im goldenen Sonnenstrahl, während unten das Nebelmeer wogte, aus dem weit drüben die glitzernden Schneeberge ihre stolzen Häupter streckten. — Aufmerksam untersuchte, dort angelangt, Naglerhans Stein, Baum und Busch. Endlich entdeckte er im Gebüsch einige künstlich verflochtene Zweige. Es sei, wie er gesagt; auf dem Keßlerwitteli würden Schleifertonis zu finden sein. Da es eben auf die Zurzacher Messe zugehe, möchten vielleicht noch andere gute Bekannte vorbei kommen; er wolle deßhalb sein Zeichen auch hinmachen. Er suchte sich am vielfach vernarbten Stamme des Maßholders ein glatt Stück Rinde, nahm das Messer zur Hand und schnitt erst die Gestalt eines Nagels, dann einen Pfeil, die Spitze nach Osten gerichtet, in dieselbe ein; das Gefieder des Pfeils wurde genau aus sieben Einschnitten gebildet, vier aufwärts und drei abwärts; endlich machte er noch senkrecht auf den Pfeilschaft neun Einschnitte, unter den Schaft aber deren dreizehn. Der Nagel war des Naglerhansen Wappen und Wahrzeichen; wohin der Pfeil wies, das deutete die Weltgegend, nach welcher er gezogen; die sieben Striche des Gefieders sagten, daß seine Bande sieben Köpfe stark sei; aus den Einschnitten über und unter dem Schaft war zu erkennen, daß des Naglerhansen nicht früher und nicht später als am dreizehnten Tage des Herbstmonats hier gewesen. Dies konnte jeder vorüberziehende Keßler, Scheerenschleifer oder Geschirrhefter mit einem Blick entziffern. — Neben dem Maßholderbaum biegt eine fast unbemerkbare Spur rechts ab und scheint sich bald zwischen Felsen und wirrem Gesträuch zu verlieren. Diese Spur führt nach dem Keßlerwitteli; ihr folgte die ganze Bande mit beflügelten Schritten.

Das Keßlerwitteli, hinter schroffen Felsen versteckt, ist nur auf schwer zu findenden Fußwegen zugänglich. Nur wenigen ist der Ort bekannt und von den meisten dieser wenigen wird er sorgfältig gemieden, denn es gehen dort böse Geister um und in der Johannisnacht tanzen daselbst die Heren, wie die Alten sagen, welche noch am Glauben festhalten. Es ist eine kleine, sanft gegen Süden ge-

neigte Fläche, hinten an eine jähe Fluh gelehnt, links und rechts von dichtem Wald und Strauch geschirmt, nach vorn vom wild zerklüfteten, fast senkrechten Abhang des Berges begrenzt. Einige uralte Schirmtannen stehen darauf, hie und dort wuchert duftender Hollunder und nirgends blüht schöner die dunkelblaue Gentiane und die goldgelbe Aurikel.

Der laute Jubel wollte kein Ende nehmen, als des Naglerhansen unversehens aus dem Walde traten. Es war aber auch eine schöne Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte; da waren der Schleifertoni und der Chrättenruodi, beide Naglerhansens Schwäger, dann der Ringlichasper und der krumm' Heiri, jeder mit seinen Leuten.

Unter einer der Schirmtannen brannte das wohlgenährte Lagerfeuer und über demselben hing ein Kessel, in welchem Schinken, Speck und Würste brodelten. Daneben waren einige „Gojen“ [1] emsig beschäftigt, allerlei Küchlein in der zischenden Butter zu backen, die sie dann auf dem grünen Rasen hoch aufthürmten. Am Feuer standen Kaffeekannen und Milchtöpfe und im Schatten unter dem Gesträuch eine schöne Anzahl Schnapsflaschen. Während die Alten, um das Feuer gelagert, aßen, tranken, schwatzten und ihre halbverkohlten Ulmerpfeifen schmauchten, saßen unter einer andern Tanne der blinde Geigerlipp und die Hackbrettliese und spielten ihre besten Tänze auf, nach denen ein halbdutzend Paare junger Stromer [2] und schlanker Schickfen [3] sich drehten. Kein fremdes Auge mochte das wilde Völklein hier belauschen, kein fremdes Ohr es belorchen. Deßhalb ließ es seiner Lust die Zügel schießen. — Flasche nach Flasche leerte sich; immer lauter lachten die Alten, die am Feuer sich streckten, immer rascher drehten sich die Jungen im Tanz, und wilder und wilder erklangen Geige und Hackbrett unter dem dunkeln Dach der alten Schirmtanne hervor. In ihrem üppigen Uebermuth küchelten die Buben und Mädchen Hollunderzweige in der geschmolzenen Butter, um sie dann wieder an den Stauden in die Höhe schnellen zu lassen, laut aufjubelnd, wenn des Geigerlipps Führer, der widerborstige Semir, lüstern nach den fetten Bissen emporsprang. — An der allgemeinen Freude nahm allein der alte Lienhard nicht Theil. Als er seinen Hunger gestillt hatte, ging er in den einsamen Wald. Später konnte man ihn auf einem hohen Felskopf erblicken, steif und

[1] „Gojen“, Weiber.

[2] „Stromer“, Landstreicher.

[3] „Schickse“, Dirne.

gerade daſtehend, einer ſchildernden Schildwache gleich, und unverwandt hinunterſchauend in die grauen Nebel des Thales.

Wenn die Sonne hinabſinkt in ihr gluthrothes Bett, da verſtummen ſonſt Schlucht und Wald. Die Amſel hält inne mit ihrem ſchmetternden Lied und ſucht ihr Lager im dunkeln Tannendickicht, der Guckuck ruft nicht mehr und zuletzt ſchweigen ſogar die wilden Tauben auf den höchſten Gipfeln. Aber auf dem Keßlerwitteli ſchien der Luſt des Tages eine noch wildere Nacht folgen zu ſollen. Schon verſagte dieſem und jenem der Zecher am Feuer die Zunge den Dienſt, und mit wildleuchtenden Augen umſchlangen die tanzenden Burſche ihre Dirnen. Da ließ ſich unvermerkt vom Fels herab das durchdringende, unheimliche Geſchrei der Eule hören. Das iſt der Lienhard! rief Naglerhans und ſprang vom Feuer auf; es müſſe etwas nicht richtig ſein. Plötzlich ſtand der Genannte, der ſich den jähen Fels herab hatte gleiten laſſen, mitten unter den Zechenden. „Die Behringer!“ rief er. „Die Behringer!“ und Männer und Weiber rafften in wilder Haſt ihre Pfannen und Keſſel, ihre Geräthe und Habſeligkeiten zuſammen. „Die Behringer!“ und Geige und Hackbrett verſtummten, und die erſchrockenen Schickſen wanden ſich aus den Armen ihrer Geliebten. „Die Behringer!“ und ſchattenähnlich verſchwand das aufgeſcheuchte Völkchen, die einen im dornigen Dickicht des Waldes, die andern in zerriſſenen Klüften der Felſen. Als die Landjäger kamen, fanden ſie von allem nichts mehr, als die verglimmenden Kohlen des Lagerfeuers, etliche abgenagte Schinkenknochen, ein paar leere Schnapsflaſchen und an den Hollunderſtauden die gekücheltten Zweige.

— — —

Am Fuße des Kreuzes ſuchen Zuflucht die Bedrängten. Bei den reichen Klöſtern haben die Bettler, die Heimatloſen, die Wallfahrer ihr Stelldichein. Denn gnädig iſt die Kirche denen, ſo ſich unterwerfen, und offen ihre Hand für die, welche nicht ſehen und doch glauben. Noch ſtehen die Klöſter dort, wo die beſten Matten und ſonnigſten Weinberge ſind; aber nicht mehr ſchallt in den langen Kreuzgängen der feierlich ſchleppende Schritt der Mönche. Weltlich behaarte Geſichter, von grauen Schlapphüten überſchattet, haben ſich in den Zellen eingeniſtet. Um die ſtolzen Mauern, die Jahrhunderte lang unentweiht geſtanden, iſt jetzt ein unruhiges, wühlendes, umgeſtaltendes Getriebe, als ob der Zahn der Zeit ſichtbar daran nagte.

Keine zwanzig Jahre ſind es her, da war es anders. Da

herrschte, soweit die Klosterglocke hörbar war, behagliche Feierlichkeit. Mit feierlichem Behagen gingen die Mönche aus und ein, mit feierlichem Behagen führte der Klosterpächter den Pflug, mit feierlichem Behagen wartete selbst der Bettler und Krüppel vor der Klosterpforte, denn er war des Bissens, der seine Gelüste befriedigen würde, gewiß. Nur selten verirrte sich ein Landjäger in den friedseligen Bezirk, wo nicht die weltliche, sondern die geistliche Polizei regierte, und konnte man sich derselben mit dem Beichtzettel ausweisen, so wurde wenig nach Paß und Heimatschein gefragt.

Seit die Heimatlosenjagd angegangen, war Naglerhans nirgends lieber als dort, von wo aus man die Wettinger Klosterthürme sehen konnte. Kein Plätzchen war ihm für seine Werkstatt anständiger, als jenes hinter der Wettinger Klosterkirche. Nirgends wurde wohlgemuther gelothet, geschliffen und geheftet. Bei den Frauen der Klosterpächter hielten Marey und ihre Tochter reiche Ernten an Eiern, Mehl und Butter. Es war fast wie zur guten alten Zeit. Aber wenn die Klosterglocke zur Messe, Vesper oder Mette rief, so folgten ihr Vater, Mutter und Kinder, und war ihnen dann keine Arbeit zu eilig. Und sie wurden deßhalb vom gnädigen Herrn Abt sehr wohl gelitten und erfreuten sich seines besondern Schutzes. Daß der alte Lienhard nie zur Kirche ging, das suchten sie geheim zu halten, und es ging darüber nur unter den Laienbrüdern und Klosterknechten ein dumpfes Gerücht, das aber noch nicht bis zum Convent gedrungen war. Da geschah es einmal eines schönen Morgens, daß der Lienhard gerade vor der Klosterkirche vorbeiging, als die Mönche mit der Prozession herausgezogen kamen. Und der, so vorausging, spritzte rechts und links segnend mit dem geweihten Wasser, und es kam, daß einige Tropfen auf den Alten fielen. Da fing dieser an gar seltsam und schauerlich zu stöhnen, Schaum trat ihm aus dem Mund, er fiel zu Boden und schlug mit Händen und Füßen wild um sich. „Der Besessene!“ raunte Einer erschrocken dem Andern zu. Wohl sprangen ihm etliche Mönche zu Hülfe und thaten das Mögliche, den bösen Feind zu bewältigen. Aber kein Besegnen und kein Teufelaustreiben wollte nützen. Der Lienhard schlug schwächer und schwächer um sich und wurde zuletzt ganz steif und war todt. Ein Laienbruder will ein scheußlich haarigtes Thier ihm aus dem Mund haben kriechen sehen.

Erschrocken und in Aengsten war Fideli dabei gewesen. Als er es begriffen hatte, daß der Lienhard jetzt todt sei, da war es ihm, als ob Jemand sein Herz mit einer Zange abkneipte, denn der Alte war ihm Vater und Mutter zugleich gewesen, und die andern, däuchte

*

ihm, hielten ihn doch nur für ihren Pudelhund. Und er warf sich auf den todten steifen Mann und begann zu schreien, daß es einen Stein erbarmt hätte. Es war aber gerade ein vornehmer Herr im Kloster zu Gast, der ließ sich beim Nachtisch die Geschichte erzählen. Er wurde ordentlich davon gerührt und sprach, indem er ein Biscuit in seinen Burgunder tunkte, das Büblein dürfe kein Strolch und Landstreicher werden, sondern ein guter und nützlicher Staatsbürger; er wolle sehen, daß für dasselbe gesorgt werde. — Nagelhansen packten ob dem Rumor ihre Sachen zusammen, so schnell sie konnten, und machten sich, um zwei Glieder ärmer geworden, fort. Sie sollen sich seither nie mehr im Gebiete des Wettinger Kloster gezeigt haben. — Fideli aber wurde von dem vornehmen Herrn bei einem Bauern als Knechtlein verdingt.

Dazumal hatte Fideli den Glauben, es gebe zweierlei Sorten Leute in der Welt: die mindere Sorte müsse fort und fort herum ziehen, Kessel flicken, Scheeren schleifen, Schuhzwecke aus Pfaffenhütleinholz fabriziren und betteln gehen; die vornehmere Sorte habe schöne warme Häuser, ihr Theil seien die Dörfer und Städte, die Aecker und Wiesen, und brauchten sich vor den Landjägern nicht zu fürchten, müßten aber arbeiten und allerlei Wissenschaften besitzen. Und er freute sich, nun zu den vornehmern gehören zu sollen, da der Lienhard ja doch todt sei, und er nahm sich vor, recht viel zu lernen und zu arbeiten, um auch Aecker und Wiesen zu bekommen und ein schönes warmes Haus, darin zu wohnen.

Aber sein erster Meister hieß der Chlais auf der Chliberen, der theilte die Leute ebenfalls in zwei Sorten ein, jedoch auf eine andere Manier. Zu den einen seien jene zu zählen, welche übervortheilen, zu der andern die, so übervortheilt werden. Und um ja nicht in die zweite Klasse zu fallen, that er sein Möglichstes, sich in der ersten zu behaupten auf Kosten eines Jeden, der ihm unter die Finger kam. Fideli werkte ein Jahr lang wie ein Roß. Wie freute er sich auf sein armselig Löhnlein von sechszehn Kronen! Aber als Weihnachten gekommen war, machte ihm der Chlais auf der Chliberen eine lange, lange Rechnung vor: für ein paar Hosen, die ihm der Schneider geflickt hatte, und für einen Fleck, den ihm der Schuster auf einen Holzboden gesetzt, ferner für eine Menge zerschlagener Dreschflegel, abgewetzter Sensen und abgenützter Stallbesen, so daß zuletzt herauskam, daß Fideli dem Chlais noch ein paar Batzen schuldig blieb, die ihm aber dieser großmüthig als Trinkgeld schenkte.

Fideli verstand sich blutwenig auf Rechnungen und Gegenrechnungen; das war ein Pfiff, von dem er bei Naglerhansens niemals gehört hatte. Und der vornehme Herr, der's über sich genommen, aus Fideli einen guten Staatsbürger zu machen, hatte seither nichts mehr von sich hören lassen. Das Knechtlein suchte sich deßhalb auf eigene Faust einen neuen Meister.

Das war der Blitzbauer im Donnerloch. Der war berühmt weit und breit für sein Fluchen. Er ging selten in's Wirthshaus, ohne ein paar Köpfe oder doch mindestens ein paar Flaschen zusammen zu schlagen, und hatte die Gewohnheit, allemal seine Knechte zu prügeln, wenn er im Rausch oder Zorn etwas Ungeschicktes gemacht hatte. Einmal mußte er ein paar Dublonen Schmerzengeld bezahlen, weil er einem Kameraden, mit dem er eine Flasche getrunken, im Verlaufe eines freundschaftlichen Diskurses das Weinglas in's Auge geschmissen, und schlug nun, seinen Zorn zu kühlen, dem Knechtlein die Mistgabel um die Beine. Da packte Fideli sein leichtes Bündelchen auf und sagte dem Donnerloch Lebewohl.

Der dritte Meister, bei dem Fideli als Knechtlein einstand, war der Baptistli auf der Rütschelen. Das war ein Mannli, wie der liebe Tag so freundlich und wohlmeinend gegen Jedermann, und hätte keinem Hund ein schlimmes Wort geben können. Bei ihm durfte keiner mehr schaffen, als er gerade gern wollte, und blieb eine Arbeit am Samstag Abend halb fertig liegen, so sagte der Baptistli, sie wollten es eben etwa die andere Woche fertig machen. Alle vierzehn Tage wurde wenigstens einmal geküchelt, und Einzug war ins Haus Tag und Nacht, bei Tag zu der „Gigertschiwassergutteren" die stets parat stand für Jeden, der wollte Nachts zu Baptistli's Töchtern, die denen, welche zu ihnen kamen, fast noch seltener etwas abschlugen, als Baptistli selber. Es dünkte Fideli, jetzt sei er einmal am rechten Ort, aber bevor das Jahr zu Ende, kam der Weibel ins Haus und dann der Amtschreiber und schrieb auf. Der Baptistli wurde vergeldstagt und fürderhin als „Hudel" von der Gemeinde gefüttert, es kam ein anderer Bauer auf die Rütschelen und Fideli war um sein Löhnlein verfroren.

Als Fideli zum vierten Meister kam, da war er groß und schlank gewachsen wie eine junge Tanne, und ging der Bursche durch's Dorf, so guckten ihm die Mädchen nach, wenn gleich seine Kleider dünn und fadenscheinig waren und sein Gesicht gebräunt vom Wetter und der harten Arbeit.

Zur schönen Sommerzeit, wenn die Pfingstrosen blühen und später die feuerrothen Nelken, da zieht an den Feiertagen die Jugend aus, und wo eine Geige erklingt und ein Clarinet, da sammeln sich die Knaben und Dirnen, um sich lustig zu machen und zu freuen der schönen Sommerszeit. Wer es hat und vermag, macht Staat. Der reiche Bauernsohn schlägt auf den Tisch, daß die großen Maaßflaschen klirrend zerspringen und der Wein in breiten Strömen auf die Knie der Gäste fließt, und wenn ihn sein Mädchen abmahnend am Aermel zupft, so langt er aus der Hosentasche eine Handvoll Thaler und wirft sie vor sich auf den Tisch und sagt, wo die her seien, da fänden sich noch mehrere, und er vermöge es wohl, ein wenig Wein zu verschütten. Und die hoffärtige Müllerstochters, die im Welschland gewesen, um die Sprache zu lernen, rauscht einher in steifer Seide und prangt blau, grün und roth, wie ein stolzer Pfau, und trägt Handschuhe an den langen, magern Händen. Draußen vor dem Hause, aus welchem die Töne der Geige und Clarinete erschallen, stehen zu fünfen oder sechsen beisammen die in groben leinenen Jüppen, mit Schürzen und Tschöppen keineswegs von Seide, sondern von dünnem, wohlfeilem Zeug. Wie etwa die Seelen des Fegefeuers durch die offene Himmelsthür in die Herrlichkeit des Paradieses blicken, so werfen diese armen Seelen in Halbleinjüppen verlangende Blicke zu den Fenstern des Tanzsaals hinein. Ein Mehreres wird ihnen nicht zu Theil, denn wer möchte so ein armselig Ding, das kaum mehr hat, als das Hemdlein auf dem Leibe und etwa noch ein zweites zum wechseln, so ein Ding, das weder Gülten, noch Aecker, noch Wassermatten besitzt, nicht einmal einen alten, reichen, ledigen Vetter, wer möchte ein solches zu Tanz und Weine führen?

Fideli stand damals auch vor dem Bären auf der Schnabelweid bei der Kegelbahn, doch nicht etwa um mit den reichen Bauernsöhnen zu kegeln; dazu waren seine Taschen zu leicht. Auch ihm war das Loos des Zusehens beschieden, aber er schaute nicht sowohl nach den rollenden Kugeln und den fallenden Kegeln, sondern ganz anderswo hin. Es war ganz abseits, wo man kaum noch die Töne der Tanzmusik hören konnte, ein schattig Plätzchen unter einem dunkelgrünen Nußbaum, wo etliche Mädchen stunden, unter ihnen eines schlank, mit dunkelm Haar und großen Augen, ein paar arme dünne Kleidlein am Leib, doch waren sie sauber und jeder Riß geflickt so gut als möglich. Nach der schlanken, braunen, blassen Dirne schaute Fideli unverwandt. Nur zuweilen schielte er nach dem Tanzsaal hinüber und senkte dann die Hand prüfend in die Tasche. Es waren nämlich nicht mehr als drei Batzen darin, knapp genug, die Mu-

sikanten zu bezahlen für drei Tänze. Aber wo das mehrere hernehmen, um nach dem Tanz das Mädchen zum Wein zu führen, wie Brauch und Sitte ist, und wär's auch nur zu einer Flasche vom Sauersten? — Lange schwankte der Kampf: sollt' er oder sollt' er nicht? —

Endlich, als ihn bedünkte, das schlanke Broni beim Hühnerhubelbauer wolle mit seinen Kamerädinnen aufbrechen, faßte er seinen Entschluß. „Willst du drei haben mit mir, Broni?" — „Das werde wohl sein Ernst nicht sein; sie sei gar ein arm's Meitschi und habe nur so schlechte Kleidlein an." Dazu wurden ihre Wangen roth und fragend blickte sie dem Fideli in die Augen. „Magst oder magst nicht?" fragte der wieder. – „Wenn es dein Ernst ist, so mag ich wohl." Und sie gingen mit einander, der schlanke braune Fideli und das schlanke braune Broneli, und die Geige und die Clarinete schien ihnen Engelsmusik und der Backofendunst des Tanzsaals Paradiesesluft, als sie sich durch das Gewühl und Gedräng der schweißtriefenden Dirnen und Burschc im Kreise drehten.

Aber die Bauernsöhne, in deren Taschen Händevoll Thaler klimperten, und die Müllerstöchter, die im Welschland gewesen, rümpften die Nase, daß so ein anmuthig Päärchen sich unter sie gewagt. Und sie stichelten und spöttelten, da seien auch wieder 'mal der Limp und der Lämy zusammengekommen. Dem Broni wurde angst und bang. Als die drei Tänze zu Ende waren, zog sie ihren Tänzer der Thüre zu. „Du wirst doch dein Meitschi nicht trocken wollen laufen lassen!" spöttelte ein Gali, der beide Hände in der Hosentasche und die Pfeife im Maul breit neben der Thüre stand. „Oder ist euch der, den wir trinken, zu sauer?" „Was meinst?" lachte ein anderer; „der Bärenwirth auf der Schnabelweid hat keinen, der gut genug wäre für den Keßler-Fideli und die Jungfrau auf dem Hühnerhubel". — „So vornehme Leute wollen mit Butschiertem abgefängt sein," rief ein dritter. Und all die Jungfern mit den seidenen Fürtüchern fingen an zu kichern, und all die langen und breiten Löhle, die mit ihren Thalern klimperten, fingen an zu lachen. Fideli war daran, den Nächsten mit der Faust zu Boden zu schlagen, und der wäre in der ersten Viertelstunde nicht mehr aufgestanden, aber Broni zog ihn hinaus. Draußen besann sich Fideli noch einmal, ob er nicht vom nahen Holzstoß einen Knittel nehmen und wieder hineingehen solle. Aber Broni war, die Schürze vor den Augen, eiligst auf und davon gegangen. Fideli schluckte seinen Zorn und ging dem Mädchen nach.

Der Gang des Knaben zu seinem Mädchen ist ein heimlicher, besonders wenn das Mädchen in einem fremden Dorfe wohnt, denn da steht hinter jedem Baum, es lauscht hinter jedem Fensterladen ein Wächter und Hüter, der seiner eigenen Ehre Abbruch gethan glaubt, wenn zu einem der Mädchen des Dorfes ein Bursche aus dem Nachbardorfe kommt. Und wehe einem solchen, wenn er sich erwischen läßt! Eine und die andere eingeschlagene Rippe und ein unfreiwilliges Bad im Dorfbrunnen ist eher als nicht das Loos, das seiner harrt. Da gilt es dem dunkeln Schatten der Hecken nachschleichen, wenn der Mond scheint und leise auftreten bei den Häusern vorbei, damit die Hunde nicht wach werden, und den Athem anhalten, wenn man Samstag Nachts, da die Nachtbuben jauchzend die Runde machen, hinter dem alten Weidenstock am Bache steht. Dies war jedoch Fidelis kleinste Sorge, und wenn auch der Hühnerhubel, wo Broneli als „Jungfrau" diente, zwei Stunden weit entfernt war, und wenn auch die Nachtbuben alle dort weit und breit als die allerschlimmsten berühmt waren, welche keinen fremden Jäger ungestraft in ihr Gehege kommen ließen; so oft Fideli zu Broneli ging, in finstern und in hellen Nächten, so wurde er doch niemals ertappt. Aber nach solchen Gängen folgt zuletzt ein anderer Gang, und obgleich einem auf demselben keine Nachtbuben auflauern, so ist er nichtsdestoweniger manchmal der schwerste von allen. Das ist der Gang zum Pfarrer.

Auf die Pfingstrosen folgen die feuerfarbenen Nelken, und wenn die Nelken abgeblüht haben, fallen dann bald die Birnen und Aepfel vom Baum, und dann geht's auch nimmer lang, so führt der Wind das falbe Laub davon, aber der Rosmarin bleibt Sommer und Winter grün. Fideli und Broneli gingen neben einander her und hielten sich bei der Hand, denn es war tiefe Dämmerung und ein dichter Nebel, den kein Auge zu durchdringen vermochte. Bronelis Herz klopfte bang; Fideli gedachte der Hütte im Schachen, wo die vielen Weiden standen. Die gehörte seinem letzten Meister, der wollte ihm wohl und hatte ihm versprochen, ihm die Hütte und ein Stück Schachenland in Pacht zu geben um billigen Zins. Dahin wollte er ziehen mit Broni. Und wegen des Brods, das er dann schaffen sollte für Weib und Kind, war ihm keineswegs bang. Denn bei all seinen Meistern hatte er sich gut beflissen und war deßhalb wohl erfahren in allem Bauernwerk, und jeder hatte ihn gern als Mähder oder zum Garbenbinden oder als Dreſcher. So konnte er zur Sommerszeit seinen schönen Lohn verdienen. Zur Winterzeit aber wollte er Körbe flechten; diese Kunst verstand er aus dem Fundament, der alte Lienhard hatte sie ihn gelehrt, und dicht standen ja die Weiden um seine Hütte.

In der Stube hinter der Lampe saß der Pfarrer und las eine Zeitung von der vorigen Woche und schüttelte dazu bedenklich das Haupt; denn in der Zeitung war zu lesen, wie der Unglaube um sich greife im lieben Schweizerland, und wie die Kirche gedrückt werde und ihre Diener zu leiden hätten, fast wie vor alten Zeiten in Rom, da man sie von wilden Thieren zerreißen ließ. Gutes Muths trat Fideli vor ihn, scheu und verlegen ihm folgend das schlanke Broni. „Er sei gesinnt Hochzeit zu haben nächste Woche, wenn es dem Herrn Pfarrer nicht ungelegen sei." Bedächtig legte sich der Pfarrer in seinen Stuhl zurück und wischte seine Brille. „Ob er mit den Schriften versehen sei?" — „Das Broni hätte nichts dawider, der Herr Pfarrer könne es selber fragen, und Schriftliches sei weiter nichts von Nöthen." Zu dieser Antwort schüttelte der Pfarrer wie billig den Kopf. „Ob er bedacht habe, daß er kein Bürger sei, sondern ein Einzetheilter von des Nazlerhansen Bande?" — „Das wisse Broni wohl, sie sei auch nur von Keßlerleuten her und auf dem Hühnerhubel geblieben, weil ihre Mutter als Uebernächterin im Tenn auf einer Strohwelle gekindbettet und dann gestorben sei." — Das müsse er ihm, mit Schein, des Deutlichern auseinandersetzen, meinte der Pfarrer. Es sei ein Gesetz, das verbiete einem Eingetheilten das Sakrament zu ertheilen, wenn er sich nicht zuerst in seiner Gemeinde als Bürger eingekauft, oder eine ausdrückliche Erlaubniß der Gemeinde erhalten habe. Für letzteres sei es jedoch unnütz sich zu bemühen, denn die Bauern sagen, das Heirathen sei eine Kummlichkeit, die sich nicht jeder hergelaufene Lump zu erlauben brauche.

„Er wolle das Broni zu seinem ehrlichen Weibe machen," drängte Fideli, „und verlange von Niemanden etwas dazu." — „Wenn es blos von der Kirche abhinge, so wäre es vielleicht anders, aber die sei jetzt gar erschrecklich unter dem Daumen, und wenn sich ein Pfarrer beigehen ließe, so ein Paar ohne Schriften und Erlaubniß zusammenzugeben, man wäre im Stand ihn von der Pfründe zu jagen oder ihm noch Schlimmeres anzuthun." Da half denn weder Bitten noch Flennen noch Aufbegehren. „Sie sollten ihm nun ab der Haube, denn aus der Hochzeit würde doch nichts, nun und nimmermehr!" So lautete der letzte Bescheid. Unverrichteter Dinge mußte das Paar wieder hinaus in die finstere Nacht.

Aber der Fideli hatte einmal gehört, daß beim Papst in Rom über jedes Paar des Priesters Segen gesprochen werde, ohne daß man ein weiteres nach Schriften frage. Als die Tage wieder länger wurden und der Schnee in den Bergen schmolz, zog Fideli mit

Broni über den Gotthard. In der Kirche St. Peter zu Rom wurde über sie der Segen gesprochen. Darauf kehrten sie wieder mit durchlaufenen Sohlen in die Heimat zurück.

Im schönen Monat Mai, wenn die lauen Lüfte durch die Kirschbäume ziehen, schneit es weiße Blüthen. Hoch und höher treibt der Roggen seine schlanken, schwanken Aehren und in goldener Pracht prangt der blühende Lewat. Da kommt über Nacht der Frost und legt sich über Feld und Wiese und setzt sich auf die blüthenbekränzten Bäume. Oder ein eisiger Wind stürzt sich unversehens vom Berge und es wirbeln mit den fallenden Blüthen die eisigen Schneeflocken. Aus ist's dann mit den süßen Kirschen, nimmer wird sich die schlanke, schwanke Aehre mit schweren Körnern füllen, und der Lewat, der erst noch in goldenem Schmucke prangte, hat jetzt ein schwarzbraunes Bußkleid angelegt und senkt trauernd den Kopf. Das kommt von den drei strengen Rittern her, dem Servaz, Pankraz und Bonifaz, die mit Gewalt des rauhen Jenners Regiment wieder einführen möchten. Deßhalb zieht im schönen Monat Mai der fromme Christ in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahne hinaus auf Feld und Flur und bittet zu Gott unter lautem Sang und Klang, daß er behüten möge den Baum im Blüthenschmuck, des Roggens schlanke Aehre, des Lewats goldene Pracht und das junge zarte Gras der Matten.

In der Strohhütte im Schachen, wo die vielen Weiden stehen, wohnte ein glücklich Paar. Wenn Abends nach Feierabendläuten Fideli von der Arbeit nach Hause kam, so konnte er schon von weitem seines Broni glockenhelle Stimme vernehmen, die nicht minder fröhlich klang, als der Goldamsel Schmettern im Tannendickicht. Auf dieses gab dann Fideli Antwort mit einem lauten Jauchzer, der weithin über die Matten und das Wasser scholl und drüben widerhallte am grünen Wald. Und wenn dann Fideli zur frischen Geismilch die Erdäpfelröste gegessen, die ihm Broni gekocht, so mußte er hinaus und schauen, was sie alles geschafft und ausgerichtet. Da schauten schon dunkelgrün wie Schnittlauch die Erdäpfel zum Boden heraus, die Broni gepflanzt, und bereits strebten die Bohnen sich um die Stangen zu winden, welche sie selbst mit saurer Mühe im Wald gehauen. Vor der Hütte hatte sich Broni ein Gärtchen angelegt, wo sie allerlei Samen von Blumengewächs gesäet, den sie vom Hühnerhubel mitgebracht, bunt prangenden Mohn, Levkoyen und duftende Resede. Sollte ein schlimmer Frost oder ein Hagelwetter

all der Herrlichkeit ein traurig Ende machen? Das hätte ja Vroni schier das Herz abgedrückt. Darum wollte sie auch mitziehen, wenn der Bittgang mit Kreuz und Fahnen zog durch Flur und Feld. Sie wollte zum Himmel flehen um Schutz für all die Sachen, die sie im Schweiße ihres Angesichtes gepflanzt und gepflegt. Der Fideli sollte auch mitgehen, ihr zu lieb.

Laut und feierlich ruft der Glocken Stimme über's Land weg. Von nah und fern strömt Alt und Jung herbei zur Prozession. Beim Kirchlein ordnet sich der Zug, zuerst die Buben, die kleinsten voran, dann die ledigen Knaben, stolz und keck, hinter diesen die verheiratheten Männer in bedächtigem Schritt. Dann folgt der Pfarrherr im Schmucke des Kirchenornats; hinter ihm daher trippelnd die ganz kleinen Mädchen, darauf die erwachsenen Jungfrauen in ihrem schönsten Staat, zuletzt die ehrbaren Frauen, die jungen voran, und zum Schlusse die steinalten Mütterlein mit den Glockenstöppen und den langen braunen Rosenkränzen.

Was soll unter ihnen das Gezisch und Gewisper und bei den Männern das lauter und lauter werdende Murren? — Abseits gingen die Frauen, als Vroni sich unter sie einstellen wollte, und wo sie hinging, da wichen sie von ihr und zischelten und wisperten. Und da Fideli zu den Mannen stand, fuhr ihn einer an: „Was er wolle unter ihnen? Er solle zu den ledigen Knaben gehen; aber die würden freilich auch keinen bei sich dulden wollen, der ein Menschlein halte in der Schachenhütte." — „Das sei kein Menschlein, sondern sein ehrlich Weib. „Wann der Pfarrer von der Kanzel herab sie verkündet habe?" höhnte Einer. — An Vroni hatte sich unterdessen eine alte dürre Hexe gemacht; es war die Bäuerin auf der Chliberen. „Ob sie glaube, eine ehrbare Frau würde neben ihr laufen im Bittgang, neben so einem Ringlimensch, das Hochzeit gehabt hinter dem ersten besten Haag?" Da war's Vroni, als ob sie in den Boden versinken müsse vor Scham und Schande. Der Pfarrherr schaute sich verwundert nach der Ursache der Unordnung um, die in seinen Reihen eingerissen. Nach ihm wandte Vroni hülfeflehend die Blicke. Aber dem Fideli war das Blut in den Kopf gestiegen: „Ob wohl der Segen zu St. Peter in Rom nicht so gut oder noch besser sei als des Dorfpfaffen seiner?" Dieses unbedachte Wort drang zu des Pfarrherrn Ohr; der durfte eine solche Mißachtung seiner Würde nicht ungeahndet lassen, sondern er verstieß im heiligen Eifer und mit strafenden Worten die beiden räudigen Schafe aus seiner Heerde, die dann unter lautem Sang und Glockenklang

den Bittgang antrat über Feld und Flur. — Bitter grollend ging Fideli, bitterlich weinend Broni auf Umwegen ihrer Heimat zu.

Es war schon längst diesem und jenem Bauern, der wer weiß wie viele köstliche Matten, aber deßhalb um so mehr Galle und Verdruß, dazu noch Wald und Acker, aber ein böses Weib hatte, das Paar im Schachen ein Dorn im Auge gewesen. Unter ihnen waren der Chlais in der Chliberen und der Blitzbauer im Donnerloch nicht die letzten. Die saßen nach dem Bittgang zusammen in's Wirthshaus; da hätten dem Fideli und dem Broni die Ohren läuten können bis in die späte Nacht, aber nicht etwa Rühmens halb. „Das habe man noch niemals erlebt, daß so ein Eingetheilter einer ganzen Gemeinde ungestraft eine Nase drehen dürfe. Was einer noch davon hätte, Bürger zu sein, wenn es jedem hinter dem Zaun gefundenen Schlingel erlaubt wäre, mir nichts dir nichts Hochzeit zu machen und ein Dutzend Bälge in die Welt zu setzen? Die müßten, wenn der Vater zum Lump gerathen, dann doch von der Gemeinde gefüttert werden, und die Bürgernützung würde ja schon ohnedieß immer magerer. Aber da werde noch zu helfen sein, und sie wollten es einmal mit dem Keßlerpack probiren, wer zuletzt noch Meister bleibe."

Einmal hatte Fideli einen strengen Tag gehabt. Von früh, da der Morgen kaum zu dämmern begonnen, war er an der Sense gestanden, bis spät da der Abend graute; aber einen schönen Taglohn hatte er sich verdient, nebst Speis und Trank noch einen halben Gulden. Warum ließ sich heute Abend Bronis Stimme nicht hören? warum tönte ihr Lied nicht wie sonst vom Schachen her? Noch lauter als sonst ließ Fideli seinen Jauchzer erschallen, aber keine Antwort. „Broni, wo bist du?" Alles still, die Schachenhütte leer, das Feuer auf dem Herd erloschen. In der Nähe am Ufergesträuch weidete noch ein Bube seine Geißen; von ihm konnte der Fideli endlich in Erfahrung bringen, ungefähr um die Mittagszeit sei der Polizeier gekommen und habe Broni zur Gemeinde hinausgeboten, und als sie sich gesträubt, habe er Gewalt angewendet. Dem Fideli stieg es innerlich heiß in den Kopf, äußerlich lief es ihm kalt wie Schneewasser den Rücken hinunter.

Es war dunkle Nacht. Außerhalb der Gemarkung des Dorfes am Straßengraben saß Broni und weinte bitterlich. Wie ein angeschossener Hirsch kam Fideli des Weges daher und seine Augen durchforschten wie zwei glühende Katzenaugen spähend die Finster-

niß. „Bist du's, Broni?" — Sie solle sich aufmachen, sie wollten heim. — „Sie dürfe nicht," schluchzte Broni, „man habe ihr hinausgeboten wie einer schlechten Dirne." — „Ob sie nicht sein ehrlich Weib sei? ob sie nicht in St. Peter zu Rom den Segen empfangen? Der solle ihm kommen, der etwas dawider habe!" Broni kehrte mit Fideli zurück in die Schachenhütte. Von diesem Tag an ging Fideli nie mehr zu den Bauern auf Arbeit, sondern blieb im Schachen, flocht Körbe und hütete.

Nicht lange, so kamen eines Morgens zwei Landjäger gegangen. „Wo er das Menschlein habe, mit dem er hause?" — „Es sei kein Menschlein da, und mit der Frau hätten sie nichts zu schaffen." Und er nahm einen Knittel zur Hand und stellte sich unter die Küchenthüre, wo Broni hantierte. „Sie hätten die Ordre, das Weibsbild in ihre Gemeinde zu transportiren; dagegen helfe weder sperren noch aufbegehren." — Fideli suchte sein Hausrecht mit dem Knittel zu vertheidigen, aber die Landjäger zogen vom Leder, schlugen ihn nieder und legten ihm Handschellen an. Während Broni, die nun bald in's Kindbett kommen sollte, von dem einen nach dem Hühnerhubel gebracht wurde, führte der andere den Fideli vor den Präsidenten. Dieser war mit seinem Spruche bald im Reinen. Aus diesem Paragraphen und jenem Artikel war es ihm ein Leichtes heraus zu deduciren, daß Fidelis Ehe eine ungültige, daß Broni nicht seine Frau sei, daß ihre Kinder uneheliche würden, und daß also der Gemeinde, in welche Fideli eingetheilt worden, das unwiderstreitbare Recht zustehe, die Leute auseinander zu treiben. „Ob vielleicht auch im Gesetze stehe, daß nur die Bürger ein Herz im Leibe haben dürften, die Eingetheilten aber keines?" meinte Fideli, half ihm aber nichts. Zur Strafe seiner Widersetzlichkeit gegen die Behörden wurde er dann noch vom Präsidenten in die Gemarkung seiner Gemeinde eingebannt und ihm eröffnet, wenn er den Bann zu brechen wagen sollte, so würden noch schärfere Strafen seiner warten.

Was sollte Broni schutz- und hülflos beginnen, wenn sie nun bald in's Kindbett kam? Des andern Tages schon hatte er seinen Bann gebrochen. Er ward angezeigt und diesmal lautete die Strafe: Drei Wochen in's Loch. — In einem finstern Raden auf einem Strohsack hielt Broni Kindbett. Kein freundlicher Blick ermunterte sie, sie ward getränkt mit Spott und genährt mit Schande, indeß Fideli in ohnmächtiger Wuth an den eisernen Fenstergittern seines Gefängnisses rüttelte.

Wenn in finstern Nächten die Winde und die Wolken unheimlich kämpfen, wenn es hoch oben in den Klüften der Berge schauerlich tost, aber unten heiß und brütig kein Blättchen sich regt, da rufen bang die Nachtvögel im Walde und ängstlich heulen die Hunde. Aber über die Augen der Menschen lagert sich ein bleierner Schlaf. „Mach auf, Vroni, mach mir auf!" Vroni saß auf dem harten Strohsack und tränkte ihr Kind und wusch es mit Thränen. „Mach auf, Vroni! Leg deine Kleider an, du mußt mit mir!" — „Was soll ich mit dir? Morgen treiben sie uns wieder auseinander; sie sagen ja, ich sei kein ehrlich Weib und unser Kind ein unehelicher Balg." — „Mach dich fertig, sag ich dir! Wo ich dich hinführe, dort gelten ihre Gesetze nicht, dort bist und bleibst du mein ehrlich Weib, und unsere Kinder sind rechte Kinder, und der Segen, der über uns gesprochen wurde zu St. Peter in Rom, gilt dort als ein besserer, als irgend eines Pfarrherrn seiner."

Fideli hatte einen Korb mitgebracht, den band er dem Vroni auf den Rücken und bettete darin seinem Kinde, so wie ihm selbst einst gebettet gewesen auf des Lienhards Keßlerkiste. Was sonst seine und Vronis Habseligkeiten waren, das lud er sich selber auf, und nun ging's durch die dichte Finsterniß leise zum Dorf hinaus. Aber nicht nach der Strohhütte im Schachen, wo die vielen Weiden stehen, wandte dießmal Fideli seine Schritte. Gleich vor dem Dorf ging er in den Wald, hinter ihm Vroni mit dem Kind; dann aufwärts durch Gestrüpp und Holz über Fels und Steg, immer dem Berge zu. Der Tag graute eben, als sie den Gebirgsweg hinanstiegen, der vom Niederamt in's Frickthal hinüberführt. Obererlinsbach aufwärts, wo die Kapelle steht, hemmte er seine Schritte. Die Kapellenmauer war frisch getüncht; ein paar Zeichen mit Rothstein waren darauf zu sehen, ein Nagel, ein Pfeil mit magerem Gefieder, der aufwärts wies. Als Fideli diese Zeichen gesehen, schritt er mit frischem Eifer bergan, ihm auf dem Fuße folgend Vroni mit dem Kind. Oben auf dem Berg steht der Maßholderbaum und abseits davon kommt man auf unwegsamem Pfade zum Keßlerwitteli, wo die bösen Geister gehen und die Hexen tanzen in der Johannisnacht. Unter einer uralten Schirmtanne flackert ein Feuer, über dem ein Kessel hängt. Ein alt runzlicht Keßlerweib wirthschaftet daran. An die Schirmtanne gelehnt sitzt ein Alter mit schneeweißem Haar, das ihm borstig vom Kopfe steht. Ein jüngerer mit zündrothen Borsten, im übrigen des Alten treues Ebenbild, zündet eben die halbverkohlte Ulmerpfeife am Feuer an. Ueber dem Scheerenschleiferrad, das bei Seite steht, hängt ein Kittel von flaschengrünem Sammt.

„Gelobt sei Jesus Christ, alter Naglerhans!“ grüßt Fideli. „In Ewigkeit“, erwidert der Alte und hält die Hand über die Augen, um schärfer nach dem Ankömmling zu schauen, während der Rothborstige mit mißtrauischem Blick nach dem Knittel greift, der am Baume lehnt. – „Kennst du den Fideli nicht mehr, alter Naglerhans, den der Lienhard einst um den Pudelhund eingetauscht? Ists dir recht und dem Marey und dem Sepp, so nehmt mich wieder in eure Bande auf, und mein Broni dazu.“

Arthur Bitter.

Samuel Haberstich (pseudonym Arthur Bitter) wurde den 21. Oktober 1821 in dem kleinen bernischen Dörfchen Ried bei Schloßwyl geboren. Sein Vater ein Schmied, stammte aus dem Dorf Oberentfelden, Kts. Aargau, hatte sich in Ried eingeheirathet und vier Kinder erzeugt, von denen unser Dichter das jüngste ist. Da die Mutter bald nach der Geburt des Knaben starb, so führte von nun an die Großmutter (mütterlicherseits), eine sehr religiös gesinnte, höchst einfache Frau mit der Liebe einer wahren Mutter die Aufsicht über den verwaisten Sprößling. Haberstich besuchte vom sechsten Jahre an die ziemlich schlechte Schule seines Wohnorts. Daneben war ihm viele Freiheit gelassen, die er dazu benutzte, Tage lang einsam in den Wäldern umher zu streifen und die Vögel und Eichhörnchen zu belauschen.[1] Im 14. Altersjahre wurde er zu einem Rechtsagenten im Emmenthal in die „Lehre“ gethan, der indessen auch seiner Lebtage mit der Orthographie auf boiem Fuße gestanden. Dieses „Handwerk“ war sehr wenig nach dem Geschmacke unsers Poeten; er schnürte den Bündel, trat in eine Amtsschreiberei des bernischen Jura, wo er die französische Sprache lernte, erhielt später eine Anstellung auf der Kanzlei des bernischen Finanzdepartements, woselbst er bei magerer Besoldung 6 Jahre aushielt, daneben einige philosophische und juristische Kollegien besuchte und seine ersten Novellen zu schreiben begann.

Der Umstand, daß diese dem größern Publikum gefielen, veranlaßte ihren Verfasser im Jahre 1846 seine Stelle aufzugeben und

[1] Der Dichter hat in dem von uns ausgehobenen ersten Kapitel des „Egg-Riggeli“ ein Stück seiner eigenen Jugendgeschichte erzählt.

ganz „unter die Literaten zu gehen". Von nun an widmete er seine Zeit halb der Journalistik halb der Belletristik. Erfreute er sich rücksichtlich der letztern schöner Erfolge, so trug ihm dagegen die erstere nach dem Sturz der 46ger Regierung schlimme Früchte; er mußte mit seiner Familie Bern verlassen, hielt sich längere Zeit in Zürich, im Kt. Solothurn, und in Thun auf und kehrte erst seit dem Jahre 1861 wieder bleibend nach Bern zurück, wo er in den letzten Jahren die Sammlung seiner bessern zerstreuten Novellen in vier Bänden beendigte.

Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. 4 Bde. Bern, Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung. 1865—1866.

Es gibt einen gewissen mittlern Grad der geistigen Bildung, welcher nicht zu tief geht und (bei stark ausgesprochenen poetischen Anlagen) gerade groß genug ist, um dem größern Publikum mundgerecht zu werden und in der Darstellung die Reflexion ferne zu halten. Eine derartige Ausrüstung für den belletristischen Beruf, welche natürlich immer eine Sache der Zeit und des Schicksals ist, hat einen Nachtheil und einen Vorzug in ihrem Gefolge. Die Kraft eines solchen Schriftstellers liegt nämlich mehr in der Schilderung des Aeußerlichen, in die Augen Springenden, sich von selbst Darbietenden, und zwar in der Natur wie in der Charakterschilderung; dagegen werden seine Erzeugnisse, namentlich aus jener Zeit, wo noch wenig Erfahrungen gesammelt sind, an innerm Halt und Gehalt zu wünschen übrig lassen. Dies ist ein Nachtheil, dessen Anwesenheit sich sogar bis in den äußern Leib des Styls hinaus bemerklich macht; denn nicht die Natur, nicht die äußere Erscheinung des Menschen und seine Umgebung sind Gegenstände der ächten Poesie, sondern der Mensch selber und sein Schicksal, das der Schriftsteller mit Wahrheit, mit innerer Treue und Konsequenz zu entwickeln und darzustellen hat, während alles Andere bloß Nebensache bleibt. Anderseits wird es selten der Fall sein, daß in den Schöpfungen eines solchen Dichters die Reflexion das poetische Interesse überwuchert; denn die Stärke des philosophischen Gedankens ist in seinem Geiste nicht vorhanden und daher auch keine innere Nöthigung, dieser Kraft Raum zu schaffen. Dies ist gewissermaßen ein Vorzug; denn das poetische Kunstwerk bedarf zwar eines kräftigen und schönen Gedankens als Unterlage, aber derselbe soll weniger in Reflexionen, als in Bild und Handlung heraustreten.

Beides, der oben gerügte Mangel und der eben erwähnte Vorzug, läßt sich in Arthur Bitter's Novellen und Erzählungen nachweisen. Unser Dichter steigt in der psychologischen Zeichnung seiner

Charaktere selten in die Tiefen des innern Lebens herab; seine Kenntniß der Geschichte ist eine sehr oberflächliche, daher seine historischen Bilder meist ohne geschichtliche Wahrheit und ohne historischen Duft; der Vorrath seiner Erfahrungen und Naturstudien blaßt in immer wiederholter ähnlicher Natur- und Charakterschilderung häufig zur Manier ab; sein Styl ist nicht immer das, was man korrekt heißt; derselbe ist nicht selten durch Epitheta überladen und affektirt, und was den Gehalt anbetrifft, so sind einzelne Erzählungen geradezu unbedeutend.

Allein Bitter hat eine so virtuose Kraft in der äußerlichen Schilderung seiner Figuren und Landschaften, er hat eine so feine Gabe für Beobachtung der tausend kleinen Zufälligkeiten, welche das Individuelle und Charakteristische ausmachen; sein Humor sprudelt so keck und naturwüchsig und seine Sprache fließt im Ganzen so frisch und voll natürlicher Klarheit dahin, daß er als anmuthiger und pikanter Erzähler die vollste Anerkennung verdient. Da er tendenzlos ist und nicht auf's Lehrhafte ausgeht, so entsteht daraus eine scheinbar beabsichtigte künstlerische Abrundung seiner Stücke, ein Vorzug, der indessen nach unserm Dafürhalten bloß eine Folge des relativ glücklichen Verhältnisses seiner poetischen Begabung zu seiner Bildung ist und einen mehr instinktiven Charakter hat.

Haberstich's bestes Werk ist ohne Zweifel die „Waldmarche;" jedoch sind auch der „Egg-Niggeli", der „Zitterhans", das „Grab einer Mutter", des „Bärenwirth's Töchterlein", u. A. reich an trefflichen, ächt poetischen Schilderungen.

Arthur Bitter hat seinen Stoff meist aus dem schweizerischen Volksleben und vorzugsweise aus der reichen landschaftlichen Natur des Bernerlandes genommen. Er ist darum auch ein ächt schweizerischer Dichter; wenn er bisweilen unbedeutende Motive etwas obenhin bearbeitet hat, so ist zu bedenken, daß die äußere Nöthigung öfters dem „Literaten" den Griffel führt. Freilich hat die Schweiz eigentlich gar keine „Literaten" eigenen Gewächses; wenn nichts destoweniger der talentvolle Schriftsteller hierorts bisweilen auf den Boden dieser erotischen Pflanze herabsinkt, so geschieht es darum, weil der wirkliche und ächte Poet in unserm Vaterlande nur allzu ähnlich ist jenem gefesselten Prometheus, der das himmlische Feuer den Göttern im Olymp entwendete und dem, am kahlen Fels festgeschmiedet, der Geier der Nüchternheit und des Materialismus fortwährend die nachwachsende Leber hackt! —

Aus „Egg-Niggeli, der alte Jäger."

(Ein Lebensbild.)

Erstes Kapitel.

Der Leser macht drei interessante Bekanntschaften.

Ich hatte Gespielen, ich hatte Gefährten.
In den Tagen der Kindheit in der fröhlichen Schulzeit,
All sind sie fort, die alten bekannten Gesichter.

Nach Charles Lamb.

Es war im Spätherbst. Das Feuer, das dem alten Egg-Niggeli sein Abendessen, das heißt, einige derzeit noch rohe Kartoffeln sieden sollte, flackerte prasselnd auf dem baufälligen Herde und bemalte die rußigen Wände der geräumigen Küche mit grellen, phantastisch hin und her tanzenden Streiflichtern. Die Nacht war längst hereingebrochen, draußen sauste der rauhe Wind durch die bereits kahlen Zweige des mächtigen Birnbaumes und wirbelte die abgefallenen, vergilbten Blätter rauschend im Kreise herum. Wir Beide, der Niggeli und ich, saßen zusammen behaglich auf einer hölzernen, wackligen Bank am Feuer, schauten schweigend und sinnend in die Flammen, horchten dem gemüthlichen Brodeln des Wassers zu, oder beobachteten die nebelhaften Gestalten, die der aufsteigende Dampf oben an der geschwärzten Decke formte und bildete. Doch ich muß den Leser vorerst noch etwas näher mit uns Beiden bekannt machen.

Der alte Egg-Niggeli ist eben, oder er war vielmehr der alte Egg-Niggeli; seiner Lebtag habe ich ihn nie anders nennen gehört. Er war damals — und es ist ein gutes Vierteljahrhundert seit dessen — ein siebenzigjähriger Greis, mit schneeweißen Haaren, die ihm, unter dem breitrandigen Hute hervorquellend, in zerzausten Fragmenten ums Gesicht herumhingen. Selbige Haare waren aber so ziemlich das einzige Weiße am ganzen Egg-Niggeli. Der Hut, der sie bedeckte, war vielleicht einmal schwarz gewesen, jetzt aber war das genau nicht mehr zu bestimmen, jedenfalls konnte er denselben, seinem Aussehen nach zu urtheilen, füglich mit sich auf die Welt gebracht haben. Im Uebrigen glich der alte Egg-Niggeli so ziemlich einer Figur von Kaoutschouk. Die Haut seines Gesichtes ähnelte einem frisch gepflügten Acker, so viele Furchen hatte die Zeit in dieses sonst auffallend wohlgeformte Menschenantlitz gegraben; deßwegen paßten auch Hut und Gesicht vortrefflich zusammen; sie bildeten eine recht anschauliche Chronik der Schicksalsunbilden und Gewitterstürme eines

halben oder Dreiviertel-Jahrhunderts. Die Augen aber, die unter den seltsam verbogenen Rändern des Hutes klug und bohrend hervorlugten, glichen an Feuer denjenigen eines Jünglings, wie denn auch der ganze Mann trotz seiner Siebzig an Rüstigkeit und Kraft einem Fünfziger nichts nachgab.

Egg-Niggeli mochte in einem vergilbten Kirchenbuche unter dem Namen Niklaus eingetragen worden sein; daher der zweite Theil seines Namens. Seine Hütte, die armseligste des kleinen Bauerndörfchens, stand an einem einsamen, verlornen Abhange, die „Egg" geheißen, und da noch mehrere Bewohner des Dorfes das Glück hatten, Inhaber des schönen Namens Niggeli zu sein, so nannte man meinen Freund zur Unterscheidung den Egg-Niggeli. Fast hätte ich vergessen es zu sagen, daß der Niggeli gewöhnlich einen durch das Alter schon ziemlich stark berücksichtigten Zwilchkittel von eben so zweifelhafter Farbe wie sein Hut zu tragen pflegte; bei besondern Anlässen trug er auch hohe Gamaschen von gleichem Stoffe. War dieses der Fall, so pflegte man von Niggeli's Hosen nichts zu sehen, da die Schoße des zugeknöpften Kittels und die Gamaschen einander in der Kniegegend berührten. Die Hosen waren aber keineswegs von so elegantem Schnitte, als daß nicht der schönere Theil meiner Leser mir eine nähere Beschreibung derselben gerne erlassen sollte, und meine schönen Leserinnen würden aus einer näher eingehenden Beschreibung der Toilette Egg-Niggeli's schwerlich große Vortheile für die eigene ziehen können

Niggeli war seines Zeichens ein Waffenschmid ohne Arbeit. Als Nebenverdienst betrieb er mit großem Eifer die Hasen- und Fuchsjagd. Auch munkelten die Leute da und dort, er könne noch etwas mehr als Brod essen. Was eigentlich daran wahr, weiß ich nicht genau, habe aber stets die Ueberzeugung gehegt, daß mein Freund mit dem Brod allein oft so ziemlich sich zufrieden gegeben hätte, wenn er's gerade hätte bekommen können. So viel ist indeß sicher: fehlte bei den Bauern in der Umgegend in Stall oder Scheune etwas, waren den Kühen die Euter krankhaft angeschwollen, gaben sie rothe Milch, oder war durch den böswilligen Zauber irgend einer alten Hexe das Butterfaß von einem bösen Dämon besessen, so kamen die Bauern von weit her zum alten Egg-Niggeli gelaufen, und allemal schaffte der wieder Ordnung. War irgendwo was gestohlen worden, so zwang der Niggeli durch seine geheimen Künste den Dieb, das Entwendete schon in der nächsten Nacht fein hübsch an seinen rechtmäßigen Ort hinzulegen. Hie und da pflegte es freilich vorzukommen, daß die Bauern die ihnen bei der geheimniß-

vollen Zauberceremonie vom Niggeli zugetheilte Rolle etwas mangelhaft spielten, und dann das Werk mißglückte. Das focht aber den Niggeli nicht an; hatte er doch sein Bestes gethan; halfs nicht, so waren einzig und allein die Bauern Schuld die an seine Zaubermacht gleichwohl wie an's Evangelium glaubten.

Zum Lohne für die vielen und wichtigen Dienste, die der Niggeli den Bauern und ihren Weibern schon geleistet, hießen ihn diese nicht etwa bloß öffentlich und im geheimen einen Hexenmeister und Teufelsbanner, sondern sie betrachteten ihn allen Ernstes als einen prädestinirten Höllenbraten, machten des Nachts lieber einen großen Umweg, als daß sie an seiner freilich unheimlich genug aussehenden Hütte vorbei gegangen wären und gingen ihm auch am hellen Tage möglichst aus dem Wege, wenn sie seiner Dienste gerade nicht benöthigt waren. Die hoffnungsvollen Sprößlinge der Bauern trieben's noch ärger; sie reckten vor dem alten Jägersmann die Zunge heraus, wenn er ihnen in Wald und Flur begegnete, und thaten ihm unter allerlei unliebsamen Benennungen ihren frommen Abscheu kund. Das Alles aber schien den Niggeli nur sehr wenig zu kümmern; er schritt an der Brut vorbei, ohne auch nur mit den Augen zu zwinkern und überließ es seinem vierfüßigen Jagdgefährten, die boshaften Bursche in die Waden zu kneipen, wenn sie gar zu zudringlich wurden.

Das oberflächliche, äußerliche Bild des Egg-Niggeli, das liebe Leser hättet ihr nun. In kurzen Zügen lasse ich nun auch das meinige folgen. Ich war der Liebling des alten Jägers. Diesen Liebling stellt euch vor als einen urgesunden, rothbackigen, von der Sonne braun geröfteten Taugenichts von etwa zwölf Jahren, dessen eigentlicher Beruf darin bestand, so eine Art Schreckbild für das ganze Dorf zu sein, möglichst viele Zeit auf möglichst angenehme, das heißt nutzlose Weise zu verschlingeln, und der sich rühmen kann, diese Aufgabe mit großer Virtuosität gelöst zu haben. Im Sommer und Herbst wetteiferte ich mit den Sperlingen an Feindseligkeiten gegen Kirschen und Obstbäume, ohne mich vorher ängstlich nach deren rechtmäßigen Eigenthümern zu erkundigen, und im Winter verschonten meine Schneeballen weder die runden Gesichter der Bauernmädchen, noch selbst die ehrwürdige Nase des Dorfschulmeisters. Meine gute Mutter hatte ich früh verloren und mein Vater, ein kleiner Fabrikant, hatte mit andern Dingen zu thun, als sich mit der Erziehung eines so hoffnungsvollen Erben zu befassen. So kam es, daß ich durch keine falsche Erziehungsmethode verderbt werden, und mich von innen heraus entwickeln konnte, wie das einige Deutsch-

land. Leiden mochte mich eigentlich im Dorfe Niemand. Das machte aber doch wohl der pure Neid. Alle Bewohner des Dorfes, mein Vater und der Egg-Niggeli ausgenommen, waren Bauern und zwar meist reiche Bauern. Sie und ihre Buben trugen bloß Kleider von währschaftem, selbstfabrizirtem Halblein; ich dagegen als Fabrikantensohn, war, per se, so eine Art von Herr und stolzirte in Kleidern von Wollentuch umher. Daß dabei die Aermel meines Rockes mir eigentlich bloß bis an die Ellenbogen reichten, und die Schöße zu ohnmächtig waren, ihren Schutz über den ganzen Rücken auszudehnen, daß sie wehmüthig und lahm, wie die Flügel eines gefallenen Cherubs an meinen Schulterblättern herunterbaumelten, das konnte die Mißgunst der herrenfeindlichen Bauern keineswegs beschwichtigen. Selbst meine armen Unaussprechlichen, in denen ich doch zu meiner eigenen schweren Qual, wie in einem Schraubstock stack, und deren Enden sich sicher noch dunkel und mit wehmüthiger Trauer der Zeit erinnern mochten, wo sie noch mit meinen Schuhen in nachbarlichem Verkehr gestanden, vermochten an der gegen mich herrschenden feindseligen Stimmung nichts zu ändern, denn sie waren von vornehmem Tuch und ihre hie und da aufgeplatzten Näthe riefen umsonst die hartgesottenen Gemüther der Bauern um Erbarmen an. Engherzige Seelen! Wahrscheinlich multiziplirten sie mit der Zahl der Löcher in meinen Beinkleidern die Zahl der Kirschen heraus, die ich ihnen im Laufe des Sommers gemaust haben mochte.

Im Dorfe verleideten mir diese Umstände den Umgang mit den Nachbarn; ging ich aber des Sonntags nach der nicht sehr entfernten Stadt, um eine dort wohnende Tante mit meinem Besuche zu beglücken, so spotteten die städtischen Gassenschlingel mein wohlbegründetes Selbstbewußtsein durch Sticheleien auf die mißlungenen Engelsfittige meines tuchenen Röckleins zu Boden.

Zu meinem weitern Mißgeschick mußte ich dem Neid meiner Nachbarn noch damit einen weitern Zielpunkt dadurch darbieten, daß ich in der Dorfschule der eigentliche Hauptahn war und der Bank der Hoffnungsvollsten oben an saß. Wir, der Schulmeister und die Schüler zusammen genommen, bildeten da eine Gesellschaft ächter Know Nothings, und die berüchtigten „Nichtswisser" der vereinigten Staaten Nordamerika's, wären sicherlich gegen uns bloße Lumpenkerle gewesen. So war ich denn so recht eigentlich zu Stadt und Land unmöglich geworden und konnte mit bester Berechtigung ein Menschenfeind werden. Gerade dieses Mißgeschick aber verhalf mir zu einem Freund, dem Egg-Niggeli nämlich. Kein Mensch mochte den Alten recht leiden — mich mochte auch Niemand ausstehen.

Das kettete unsere Herzen zusammen; der alte, mürrische Wilderer und der junge Taugenichts schloßen zusammen den rührendsten Freundschaftsbund, und dieser Bund wurde treulich gehalten bis der alte Jäger seinen letzten Gang antrat, auf Nimmerwiederkehr.

Die dritte Individualität, deren Bekanntschaft ich dem Leser versprochen, will ich nun einigermaßen handelnd dem Leser vorführen. Also, der Egg-Niggeli und ich saßen vor dem Feuer und schauten sinnend in die Flammen. Der alte Jäger blieb lange schweigsam, wie das so seine Art war; wahrscheinlich dachte er etwas und ich gar nichts. Plötzlich tönte ein leises, klagendes Gewimmer durch die rußigen Räume der Küche. Aufschauend, gewahrte ich die lederne Jagdtasche meines Freundes, daraus die Läufe eines erbeuteten Hasen vorwitzig hervorguckten. Dicht daneben lag, wie frierend, zusammengekauert, Waldmann, der treue Waffengefährte und beständige Begleiter meines alten Freundes. Waldmann war ein mürrischer, alter Geselle, schäbig wie der Hut seines Herrn, und von allen Menschen im Dorfe gehaßt und verfolgt, wie dieser, weil er sich gar häufig auf etwas illegalem Wege sein Morgenbrod in den Küchen anderer Leute holen mußte. Hätte der Hund sprechen können, er würde, gleich seinem Herrn, nur sehr wenig Gutes von den Menschen gesagt haben. An seinem Meister und Herrn aber hing der bissige Bursche mit wahrhaft rührender Treue, und diese Anhänglichkeit schien dem Jäger wohlzuthun. Sah man den Egg-Niggeli einmal lächeln, so war es sicher nur dann, wenn Waldmann jede Liebkosung eines Dritten, mit einem drohenden Knurren und einem vorläufigen Vorweisen seiner schon etwas stumpf gewordenen Zähne verdankte.

„'Sgeht doch nichts über die Treue eines Hundes!" unterbrach Egg-Niggeli das Schweigen. „Unter den Menschen habe ich nichts Derartiges gefunden. Soll ich dir erzählen Junge, was der Waldmann heute vollbracht hat?" — Ich horchte hoch auf. „Hatte mich heute wieder einmal die Lust gepackt, ein wenig in dem grünen, luftigen Wald umherzustreifen," begann der alte Jäger; „denn ein paar Franken für ein Häslein konnten meiner Kasse nichts schaden; 's war aber wieder einmal ein verwünschter Tag. Kaum hatte ich meine Büchse geschultert und den Hohlweg betreten, der zum Walde führt, muß mir zu meinem schweren Aerger die Krücken-Liese begegnen, die sich schon ein Bündel Reisig aus dem Walde geholt. 'S ist Aberglaube, Knabe, sonder Zweifel, aber ich wußte, daß ich heute keine gute Jagd haben werde, eben weil mir die alte, bösmäulige Spinne einen freundlichen guten Tag bot. Ich schnurrte daher an

der Alten vorbei, ohne Gruß und Dank, und war entschlossen gleichwohl meinem Kopfe zu folgen und auf die Jagd zu gehen. Fast war's, als sollten meine bösen Vorahnungen zu Schanden werden. Kaum hatte Waldmann den Saum des Waldes betreten und die ersten Gebüsche durchsucht, als er einen Hasen aus seinem Lager aufstöberte und mit lustigem Gebelle hinter dem fliehenden dahinjagte. Unglücklicherweise konnte ich nicht zu Schusse kommen, da das verfolgte Thier in der mir entgegengesetzten Richtung davon rannte. Mir blieb also nichts übrig als ruhig auf dem Anstand zu bleiben und abzuwarten bis der Hase, wie das die Art dieses Gewildes zu sein pflegt, von selbst wieder nach seinem Lagerplatze zurückkehren werde. Eine Weile noch hörte ich Waldmann lustig hinter dem Hasen drein jagen; nach und nach aber verklang sein Gebelle ferner und ferner, bis kein Laut mehr zu hören war. Ein Jäger muß geduldig sein, mein Freund; ich wartete und wartete geduldig, die Büchse zum Anschlagen fertig, das Auge spähend nach den Gebüschen gerichtet, bis die Sonne schon die Mittagshöhe erreicht hatte und ich vor Aerger und Ungeduld so hungrig geworden war, daß ich meine eigenen Finger hätte abbeißen mögen. Umsonst! weder der Hase noch Waldmann ließen mehr etwas von sich sehen noch hören. Na, es waren keine Segenswünsche für die Krückenliese, die ich da in meinen Bart hinein murmelte, als ich endlich alle Hoffnung aufgebend, meine Büchse wieder über die Schulter warf und tiefer in den Wald hineinstolperte. Meinen Willen aber mußte ich durchsetzen, einen Hasen wollte ich haben und hätte ich ihn von den Hörnern des Mondes herunterschießen müssen. Was half's mir aber? Es war nun einmal ein so recht verwünschter Tag. Alles was lebte, schien sich mir zum Aerger in die Erde hinein verkrochen zu haben. Kein Eichhörnchen ließ sein unwilliges Knurren hören; nicht einmal ein nichtsnutziger Nußhäher hatte den tröstenden Einfall mir sein buntes Gefieder zu zeigen. Es war so recht eigentlich zum Verzweifeln. Eine wahre Mordlust hatte sich meiner bemächtigt, und ich weiß nicht was ich alles zusammengeknallt hätte, wäre mir nur etwas vor den Lauf gekommen.

So war's endlich Abend geworden! meine Jagdtasche leer, von Waldmann keine Spur vom Hasen noch weniger, und meine Gallenblase dafür voll bis zum Platzen. Ich mußte nach Hause, denn es wäre purer Unsinn gewesen, länger im Walde zu verweilen. Eben bog ich wieder in den Hohlweg ein, durch den ich Morgens gekommen, da schien es mir, als sehe ich in der Dämmerung etwas langsam gegen mich herankommen. Ohne zu denken, was es nützen möchte,

war der Kolben meiner Büchse blitzschnell an meiner Backe. Da kam's näher und näher, und was war's! der Hase von heute morgen offenbar halb todt vor Ermattung, und wenige Schritte hinter ihm drein, mit weit vorhängender Zunge, mein Waldmann. Du kannst denken, Junge, daß ich nicht säumte meinen Schuß krachen zu lassen, von welchem prächtig getroffen der arme Hase über und über kugelte."

„Komm her, Waldmann! du gutes Thier", rief der Erzähler hier sich selbst unterbrechend, dem Hunde zu. Wimmernd und mühsam erhob sich der Gerufene und kam, bei jedem Tritte einen leisen Schmerzenslaut ausstoßend, zu seinem Herrn. „Schau her, Junge," sagte Egg-Riggeli, sorgsam eine Pfote des Hundes emporhebend, „durchgelaufen, die Haut rein weg an allen vier Pfoten! Wo würde ein Mensch das für seinen Freund thun?"

Gegen dieses Argument ließ sich nicht viel einwenden.

„Ich sollte dich eigentlich verbinden, sagte Egg-Riggeli mit so weicher Stimme, wie ich sie von dem rauhen Alten kaum je gehört, und daß ich's nicht that, ist auch wieder ein Beweis menschlicher Dankbarkeit. Doch nein; du magst die wunden Füße belecken, da heilt's schneller als mit aller Quacksalberei. So, jetzt werden die Kartoffeln wohl weich sein. Mach' jetzt, daß du nach Hause kommst, Junge, sonst ist man deinetwegen zu Hause in Angst und glaubt, es könnte dir hier in meinem Hexenhause irgend ein Unglück begegnet sein. Ich ging mit kurzem „gute Nacht". Egg-Riggeli liebte es nicht, wenn man seinen Winken nicht ohne Widerrede Folge leistete; und dennoch zog ein unerklärlicher Trieb mich stets wieder zu dem alten, mürrischen Jägersmanne hin, bei dem ich die meisten Abende meiner heitern Schulknabenzeit verbrachte.

Die Bacchantinnen.

Lose Gewänder um reizende Glieder,
Würziger Lippen tönende Lieder,
Feuer im Auge der Hebe — im Becher
Feurige Weine, das schmeckte dem Zecher,
Wenn, vom berauschenden Anblick entzückt,
Er in die lieblichsten Träume verloren,
Lustig umtanzet vom Kreise der Horen,
Lächelnd den Becher zum Munde gerückt.

Lockige Götter von Chios und Zante,
Lustige Boten, vom Himmel gesandte!
Daß doch so früh schon ein Lichter euch traumte,
Als noch der Nektar den göttliche schäumte
Damals als Hellas in Blüthe gelebt!
Hättet ihr heute gelebt doch und morgen,
Uns aus den Herzen zu scheuchen die Sorgen,
Mädchen, aus Rausch nur und Blumen gewebt.

Möchte noch heute der Nektar uns schäumen,
Dem ihr entstiegen in dicht'rischen Träumen!
Nimmermehr singen sie was sie empfunden,
Denen ihr duftende Kränze gewunden,
Denen gereicht ihr den Becher umlaubt,
Langst in Homer zu den Schatten geflogen,
Wie auch die Blätter zerstäubet nun liegen,
Die ihr, zum Kranze, der Rebe geraubt.

Alles verschwunden und Alles versunken,
Dem euer strahlendes Auge gewunken!
Ewig doch immer erneut es sich wieder:
Heut noch ertönen bacchantische Lieder,
Heute noch winken uns Liebe und Wein!
Heut noch entzücken die cyprischen Quellen
Doppelt — bestrahlet vom funkelnden, hellen
Auge der Schenkin, wie sonniger Schein!

Einst.

Wir standen an des Gartens Planke,
Bei Sternenschein in stiller Nacht;
An mich gelehnt war deine schlanke
Gestalt in schattenhafter Pracht.
Du schautest träumend auf in's blaue
Lichtmeer, wo Sterne sonnengroß
Herniederblickten auf das graue,
Phantastisch hohe Grafenschloß.

Kein Aug' wie dein's hat je in Minne
Von dort geschaut zum Silbersee,
Und ihm von hoher Mauerzinne
Geklagt ein tief geheimes Weh:
Kein Leib so schön wohl, wie der deine,
Sich grüßend dort herniederbog,
Indeß ein Schiffer an der Leine
Den Kahn an's grüne Ufer zog.

Kein Grafenkind hat dort umwunden
Des Ritters Brust, umstarrt von Erz,
In Liebe so wie du gebunden
An dich des Dichters krankes Herz! —
Und dennoch trübe, holdes Wesen,
Stehst da du mit umflortem Blick,
Als wolltest im Voraus du lesen
In fernen Sternen dein Geschick.

Es zuckt um deinen Mund die Frage:
„Was dann?" — „„Du schauderst? — frage nicht!
Laß deines Leides dumpfe Klage
Hier unterm hellen Sternenlicht.
Hat uns der gold'ne Wahn gelogen,
Bricht auch die Zukunft unser Glück,
Die Stunde hat uns nicht betrogen —
Den Himmel wog der Augenblick!""

Da hat geglänzt ein freudig Leuchten
Auf deiner Stirn, wie Maienstrahl,
Die letzte Perle aus dem feuchten
Gluthaug' entferntest du zumal:
„Ich mag nicht in die Zukunft schauen,
Da ich so selig bin zur Zeit;
Will gold'ne Schlösser für uns bauen,
Der Raum für diese ist so weit!"

An meine Emma.

Zu ihrem sechszehnten Geburtstage.

Im Jugendglanz von sechszehn Jahren,
So trit'st du heute vor mich hin
Mit hellen Augen, braunen Haaren,
Mit frischem Herzen, frohem Sinn;
Wie glänzt dir deines Lebens Morgen,
Wie ist so licht dein Zukunftstraum;
Wie wiegt dein Herz sich, frei von Sorgen,
Wie auf der See sich wiegt der Schaum.

Du möchtest mit den Vög'lein fliegen,
Von Baum zu Baum, von Ast zu Ast,
Dann unter Rosenbäume liegen,
In duftumwob'ner, süßer Rast,
Durch all' dein Denken wehen lassen
Des Jugendglückes lichten Glanz,
Und deiner Zukunft Jahre fassen,
Den Perlen gleich zum Blüthenkranz.

Doch soll, mein Kind, dies Glück verbleiben
Dir immer grün und immer jung
Und stets dir neue Knospen treiben,
Wie in der Morgendämmerung.
So mußt du einer Blume warten
Mit frommem Sinn, mit heißem Müh'n,
Und welkt sie nie in deinem Garten,
Wird ewig deine Jugend blüh'n.

Des Herzens Reinheit heißt die Blume,
Die Wunderblume voller Pracht —
Wahr sie gleich einem Heiligthume,
Denn sie erhellt dir jede Nacht.
Und wie auch fallen deine Loose,
O, sorg', daß wenn ich nicht mehr bin,
Du legen könnest diese Rose
Auf meinen stillen Hügel hin.

H. C. Ott.

Hans Christian Ott wurde den 11. Nov. 1818 in Worb, Kt. Bern, geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Volksschulen durchlaufen und ein Jahr in der welschen Schweiz zugebracht hatte, widmete er sich dem Handel, machte 1818 als Hauptmann den Sonderbundsfeldzug mit und war von April 1848 bis Ende Sept. 1848 Freischaarenhäuptling in der Lombardei. Von Herbst 1848 bis Sommer 1849 stand er als Major in piemontesischen Diensten, und wurde seit seiner Rückkehr, nach verschiedenen Wechselfällen, von 1852—1863 Kopist, Kanzlist und Sekretär für das postalische Bekleidungs- und Transportwesen der Eidgenossenschaft. Im Herbst 1863 resignirte er und wurde im Juni 1864 als Materialverwalter der bernischen Staatsbahn angestellt.

> Erinnerungen Hans des Berner-Milizen. Berlin, 1860.
> Rosen und Dornen. Gedichte und Gerichte, gewachsen auf Bernerboden. Von H. C. Ott. Verfasser der „Erinnerungen Hans des Berner-Milizen." 2 Bde. Bern, 1861. R. F. Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung.

Obschon Ott im Vorwort des zweiten Bandes seiner „Rosen und Dornen" bescheidener Weise sich nicht dazu geboren glaubt, um „an dem rühmlichen Wettlauf bevorzugter Geister nach dem Gipfel des vaterländischen Panasses Theil zu nehmen," so hat er doch in seinen Schriften die angeborne poetische Ader nicht verläugnet. Die „Erinnerungen Hans des Bernermilizen aus dem lombard. sard. Feldzug von 1848" sind nicht etwa eine trockene Wiederauffrischung der Ereignisse jener Zeit, sondern eine lebendige mit trefflichem Humor gewürzte Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers als Haupt der damaligen schweizerischen Freischaar. Mit wirklichem Talent zeichnet Ott Personen und Zustände vor unser inneres Auge und ergötzt durch das Komische der geschilderten Situationen, wie durch das Drastische seines Witzes, so daß sich das Buch wie ein humoristischer Roman liest. Etwas blasser ist die politische Humoreske „Kein Spion und doch ein Spion"; aber auch sie bekundet das glückliche Talent des Verfassers für die komische Darstellung.

Als Lyriker hat Ott im Dialekt des bernischen Emmenthals und in der Schriftsprache gedichtet. Die im Dialekt geschriebenen Stücke sind im Ganzen den schriftdeutschen vorzuziehen; es spiegelt sich in allen die joviale, heitere und kräftige Art „Hans des Berner-

milizen", die indessen bisweilen an Frivolität streift. Ott's beste Dichtung, worin er übrigens das bloße Verbrechen in Gedanken so hart wie das wirklich begangene bestraft werden läßt, ist „D's Gryne im Engstlegrund". In dieser meisterhaften Dichtung die zum Schönsten gehört, was unsere Literatur im Dialekt aufzuweisen hat, bewährt sich Ott als ächter Dichter, während ein großer Theil seiner übrigen Poesien eigentliche Gelegenheitsgedichte sind, die durch ihren naturwüchsigen Witz erheitern und erfreuen, aber keinen Anspruch auf bleibende Beachtung machen können.

D's Gryne im Engstlegrund.

Vom Märit hei.

E Metzgerbursch i jyne schönste Jahre
Mit rothe Backe, schwarze, chruse Haare,
Ghunt spät am Abe ganz allei
Vom Grisbacher-Märit hei.

E' isch no nid lang, so isch sy Aetti g'storbe.
Als arme Ma vergantet und verdorbe,
Und 's Müeti schafft mit großer Noth
Im Taunerdienst für's täglich Brod.

Franz wandlet düster syner Wege
Und isch zerfalle mit der Welt;
Sys jetzig Trachte steit na Geld:
„In üsem Hus ich halt ke Sege!
Da ma me schaffe wie me will,
Um chlyne Lohn, schier gar vergebe,
So heißt's, es gang ja so im Lebe
Blyb du e Chnecht und hab' di still!
Was nützt mir all das Raste, Jage
Für ander Lüte Hosejack?
Me g'hört doch geng zum g'meine Pack.
Ke Stern geit uf — es wott nid tage!
Ja — wenn i für mi selber wär',
De wetti's gly zu Teppi's bringe —

Poz chrüſeli . . . He, Blaß! chunſt her!
Wie ſötte die Feufliber ſpringe!
So wär i einiſt d'ſ Lebe's froh;
Mys Aettis Name chäm zu Ehre,
Dä möcht i g'ſeh, wo mir's wett wehre,
Hans Jörgi's Aenni z'überchо.
Franz wär e Ma — und das e g'machte;
D'r Jörgi hört' mi uf z'verachte,
U mir z'verbiete vor d'r Thür,
I bruch ſy's Meitſchi nümme z'grüeße,
Es tragi nadiſt glych nüt für —
Er heig an=üs verliere müſſe . . .
Das, Nachber Jörgi, das ſitzt hie,
Das Wort vergiſſe=n=i d'r nie!
Für dir dy Hochmueth eis z'vertrybe.
Und glych dys Meitſchi chönne z'wybe,
Wett=i my ewigi Seligkeit
Mit aller himmliſche Herrlichkeit,
Gern zweufach, drüfach la verſchrybe!"
„„Guet, Franz! Die Freud erlebſte bald""
— Rüeft's nebe=n=ihm im Erlewald -
„„ Du bruchſt di nit ſo hert z'verflueche!""
Franz ſtutzt — da ſteit e dunkli G'ſtalt
Grad untereiniſt by=n=ihm zueche.

„Wer da?" ſchreit Franz — „drei Schritt vom Lyb,
Iſch dyr dys Bizli Lebe lieb!"
„„Bis nit ſo hitzig!"" ſeit die G'ſtalt —
„„Du heſch mi g'rüeft — da bin=i halt,
Und we's di mit m'r z'handle freut,
Heſt jez die ſchönſti G'legeheit.
Steck's hübſch i Sack, dy's offe Meſſer,
Zum liebe Veh, da paßt es beſſer!""

Franz luegt dä dienſtbar, g'ſprächig Ma
In allem Laufe ſytwärts a,
Und Schritt für Schritt, ſo wit's ne dunke
Gäb's genug am Bode füürig Funke . . .

Da schüttlet's ne wie Fieberfrost
Sy böse Vorsatz isch verschwunde,
Er denkt syr Jugeb, a sys Hei,
An alli heimelige Stunde,
Die=n=er als brave Bursch verlebt —
Und wie=n=ihm das vor Auge schwebt,
So denkt 'r: I will standhaft blybe,
Will nit mys ewig Theil verschrybe.

„„Was het di jez so stutzig g'macht?““
— Fragt d'ruf sy unbikannt Begleiter —
„„Mir hei stockdunkli Mitternacht,
Verfuler's Holz glänzt geng so heiter . . .
Isch d's Gwüsse guet, so förcht di nit,
I chume ja im noble Schnitt,
Lue — mache=n=i so böji Gattig?
Si zeichne mi i mänger Prattig
Mit Hörner, Gable, Bockfueß, Stiel —
Die Zuebehör isch wäger z'viel!
Denn, wo me Horn und Bockfueß g'seht,
Da hinkt es mit d'r Majestät.
Glaub' nume, Fründ, und glaub' mer's ehrlich:
Die Tüfel si' no anders g'fährlich,
Wo Stiel und Hörner chen verstecke
I schwarze Hose, Hüet und Fräcke.
Was Tugend? Laster? Schnäggetänz!
Vergeltig? Wöscherwyberpflänz!
Wer pfiffig isch — deß Stern wird glänze!
S mueß nach=em ewige Reglement
Sich Guet's und Böses hübsch ergänze,
Wie Prim und Baß bim Instrument —
Es hungere die Dümmere,
Es schwelge ganz die Schlimmere.
Das isch eso — wird ewig sy
Doch Wemi g'seh's bynte=n=y —
Los, Franz! du heisch viel Ungmach,
Schaffsch wie=n=es Vech — blybst arm, verachtet,
Zytlebens unter frömdem Dach,

Und heſt nach Jörgi's Tochter trachtet?
Was meinſt, wie mänge chrumme Bur
Steit für das Freſſe uf d'r Lur?
Des Chnächtli's würd' ſi Jörgi ſchäme,
Lue — Arm und Rych ſchlüft ſelte zäme;
En Andere herzt dy Schatz bis gnue,
Und du mit G'ſundheit, Chraft und Juged
G'heiſt hinte-n-abe mit dyr Tuged,
Und 's Glück ſchlaht vor d'r d'Thüre zue!
Du chönntiſt wüſſe, wenn de wettiſt,
Was du vo dyner Liebſte-n-Art,
Vom Jörg, dem gytige Nimmerſatt,
Als Tochterma z'erwarte hättiſt!""

„Was ſchwirrt," fragt Franz, „geng hert ob üs?"
„„Ho, das ſi nume Fledermüs!""
„Was angſtet und ſcharret my Hund?"
„„Wird Hunger ha; — das iſch d'r Grund . . .
Weiſt no, wo Jörgi's Hus und Schür
Grad na d'r Grudt hei aſah brönne,
Wo z'miz im Schlaf, dür Rauch und Für
Dys Aenni nit hät uſe chönne?
Das het g'chutet — das het g'krachet,
Es het mi 'dücht, wie's dert het 'brönnt,
Das ſyg ſo recht my's Element,
Und 's Herz im Lyb het z'ſelbiſt g'lachet!
D'r Jörg iſch wie-n-e ſturmi Chatz
Da ume g'rönnt, het g'fluchet, 'betet:
I d s Tüfels Name! Löſchet, rettet!
Da chunſt uſem Gade-n-im g'waltige Satz,
Treiſt richtig dy ſchöne, herzliebe Schatz
Halb-nackt im Arm us de Flamme —
Das g'ſeht d'r Jörgi — er ſtampft mit d'm Fueß:
Daß g'rad das Chnächtli ſi rette mueß,
Dä Zufall ſöll Gott verdamme!
Da, Fränzel, heſt Geld für ne Fläſche Wy,
Du chaſt ohni d's Sufe nit ſy,
Und la m'r my Tochter la fahre,

D u hätt'ſt d'r die Müeh chönne ſpare!
So? Meiſter Jörgi, iſt das All's?
Ihr weit mir no d's Almuese ſpende?
Franz ſeit's und ſchlaht ihm d'Batze us de Hände.
Da fallt d'r 's Aenni ume Hals
Und mit ſy'r ſchöne Gloggeſtimm
Beſänftiget's dy Metzgergrimm:
Witt, Fränzi, mym Aetti das Wort verzieh?
D'rfür, o my Liebſte, vergiſſe di nie!"" —

„Säg, Fründ, wie heſt du das erfahre?"
Fragt zornig Franz — „Woſt du mi nare?
D'r Fürsbrunſt b'ſinne mi nume z'guet!
No jeze chochet m'r my's Bluet —
Wär d's Aenni nit, i chönnt dä Jörge
No i ſyr letſte Stund erwörge!
Doch — lueg er no ſo ſtörriſch dry,
Sy Tochter mueß, mueß myni ſy.
D'rum g'hörſt! wer üs zweu zäme bettet,
Und wär' es bloß für d Hochzytnacht,
Dem iſch my's ewig Theil vermacht!
Für's Höchſte ſygi d's Höchſte g'wettet!"

„„Topp, Franz es g'lt: Es Wort — e Ma!
Dy höchſte Wunſch uf dieſer Erde,
Geld und dy Liebſti, ſöll d'r werde!
Du heſt jez no-n-es Stündli z'ga
Zum nächſte Wirthshus; gang de zueche,
Me tanzet dert, 's iſch freji Nacht.
Dert iſch e Händler übernacht.
Dä wird di für 'ne Dienſt erſueche.
Biſt g'ſchyd — ſo führt di das zum Ziel.
D'r Reſt iſch nume Chinderſpiel.
Jez bruchſte lang ke Fürſprech meh,
Bloß nimm die zäme — Franz, ade!""

* * *

D'r Handel iſch g'ſchloſſe — da lachet's im Forſt —
Es bruuſet dür Tanne und Föhre,

Und d'Chutze — si schreie vom nächtliche Horst
Mit de Chräje=n=i grusige Chöre.
Im Dorf schlaht's d'Mitternachtstund —
Wie hület dem Metzger sy Hund . . .
Wo bist, unheimlichi G'stalt?
Verschwunde
Dert unde
Im Wald.

Freie Nacht.

Im nächste Dorf geit Franz zum Leue,
Sitzt dert an erste beste Tisch,
Wo grad e rychе Händler isch.
„La gseh, Herr Wirth! E Fläsch Neue!
Wie spät ma's öppe jeze sy?
„„He,““ seit d'r Händler, „„Eis verby . . .
Gäll, Nachber, hinecht geit es lustig,
Macht di das Tanze nit o g'lustig?
So für ne muntre Metzgerchnecht,
Düecht's mi, das chäm g'rad ebe recht!““
„He,“ meint d'r Franz, „das chunt d'ruf a —
Me muess doch z'erst e Tänzeri ha . . . “
— „„Und das e netti,““ seit d'r Händler,
„„Weist was — si spiele g'rad e Ländler,
Dä tanz i nitt — d'rum wär's am Platz,
Da schryßist dert my liebe Schatz,
Da chunt es g'rad — s' isch Jörgis Aenni,
Du kennst sy Aett, dä gnietig Gränni . . . ““
„Gottwilche Franz! Bis nume rüejig,
Herrjeh, wie isch dy Hand so glüejig —
Hest öppe scho 'ne Walzer g'ha?“
„„Wie channst, o Aenni, mi so plage!
Ja, wär's mit dir, de' wett is wage,
Süst aber fragi nüt d'rna.““
Verschämt chunt's Meitschi an ihn zue.
Das isch für Fränzi Antwort gnue:
Flugs faßt er's um die schlanke Hüfte.
Es düecht ne federlichti Last,

Me g'seht ne's a, es ist ne fast
Sie schwebe zäme-n-i de Lüfte . . .
Si chönne's enander
So b'sunderbar, —
Me findt a d'r Aar
Zwüsche Simme-n-und Kander
Ke's hübscher's Paar.

Und wie sie walze-n-im Takt d'r Musik,
Im Takt d'r Musik,
So wechslet das Päärli e füürige Blick,
E füürige Blick:
„Bist, Aenneli wirkli versproche so ganz?
Und führt di d'r Händler als Brut zum Tanz?"
„„Ach Fränzi, mi Aetti suecht Guet u Geld,
Doch 's Wybe isch no im wyte Feld;
Und gäb i ne nähmi my Liebste, statt dy,
Wetti lieber vo Heimet verstoße sy!""
Sie walze vorby nebem Musikchor,
Da spielt ihm e Geyger die Wys i sy's Ohr:
Ja, spiegle di nume, du guete Franz,
Im Göllerchettelisilberglanz!
Paß lieber schön uf, was d'r Händler macht,
Süst heste verlore,
Du bist erfrore
Um dy guldigi Nacht.
Das weckt ne usem Liebestraum —
Er wird todtbleiche
„Was stoßt d'r uf?"
Fragt's Aenneli druf —
„Farbwechsle isch es böses Zeiche"
„„Nu, wenn i öppis by d'r gilte,""
Seit Franz, — „„so mach en End myr Qual!
Du gsehst er wartet dir im Saal,
Wer darf von üs cho zue d'r chilte?""

„I cha i darf d'r's nit erlaube,
Bis — böse, liebe Ma nit taube!

Lue — schick di dry — es gäb Verdruß,
Du weist, my Aetti wartet duß!
Jez furt, diewyl der Mond no zündet,
Bhüetgott! d'r Hahne het si g'chündet."

* * *

Wie thuet dem Bursch das Herz so weh.
Es will ne fast zerryße:
D'rum trinkt=er geng und geng no meh,
Sy Iversucht z'verbiße!
Der Händler trinkt ihm flyßig na,
Und faht sy's G'spräch vo Neuem a:
„E guete Tropfe ist doch so selte,
Zur G'sundheit All'ne — 's söll ech gelte!
Jez G'spaß bysyts. I ha verno,
D'r Franz kenn Lüt i jedem Chrache,
Wo öppe wär es Schickli z'mache;
Wost diese Morge mit m'r cho?
I sött us Adelbode=n=ine
Dert syg so feißi, bravi Waar,
Du weist i zahle=n=alles baar,
Und öppis gäb's für di z'verdiene."
D'r Metzger b'sinnt si jez nit lang:
„„Guet, Nachber, wenn de Waar witt chaufe,
So isch's mr glych, da=yne z'laufe,
Für 's Löhnli isch m'r gar nit bang!""

Ueber Feld.

Dahi wo us verborgne Schründe
Die wilde Engstle füre chunnt,
Ga jez mit ihr'ne Metzgerhünde
Die Zwe i früejer Morgestund.
Glöggeli lüte, Senne johle.
Lauele in Abgrund trohle,
De Thalwänd na bis Höch a d Flüeh
Weide Geiße, Schaaf und Chüeh.
D'r Mond isch bloß d'r Sunne g'wiche,
Da isch e füechti Gletscherluft

Warm wie d'r Föhn dür 's Thäli g'ſtriche.
Das Alpeg'länd im blaue Duft
Wird nah-di-nah vom Himmelsboge
Mit ſchwarze Wulke-n-überzoge.
D'r Strubel, Albrüt, d'Wantiſlueh,
Si decke-n ihri grüne Weide
Im graue Nebelmantel zue.
Es falle Tropfe, dick und ſchwer,
D'Waar möcht in ihri Stallig yne,
Scho donneret's vo Wytem her,
Und z'trotz 'm Tag, ſo g'ſeht mes ſchyne!
Hu! wie-n-es chracht vo Berg und Thal,
Es fallt — Gott bhüet'is — Strahl uf Strahl!
Wie thuet es chute-n i de Lüfte,
Wie toſet d'Engitle i de Chlüfte!
Zwe Chilchthurmshöch, chum breit wie d'Hand,
Ist in-e gäji Felſewand,
Wo d'Adler ihri Neſter baue,
Mit gnapper Noth es Wygli g'haue.
Da chunt im Sturm d'r Händler daher,
D'r Metzger Franz geit hinter ihm her,
Und uf syr Stirn g'ſeht me's brüete
Wie in ihm d'Lydeſchafte wüethe.
„Was jez ſo-n-es Müpli für Dienſte würd' thue –
Uf ei Schlag zwo Fleuge — und 's Laugne d'rzue –
Was nunnütt no lang
Ueber Wenn oder Wie?"
Da runnt ihm ſi Fürſprech:
„Thue's jez oder nie!"
Da blendet's d'Auge bym helle Tag,
Es chrachet e gwaltige Donnerſchlag,
Da iſch es dem Händler g'ſchwunde —
Vom Wulkeſitz
Trinit ihn der Blitz,
Zerſchmettert lyt er unde!

Im wilde Waſſer iſch ſys Grab,
Es ſpüelt ihm d'Bluet vo de Wunde-n-ab.

Druf chunt trotz Sturm und Rege
Uf lebesgefährliche Wege,
D'r Franz dürabe=n=i Engstlegrund,
Er findt ne grad i sy'r Todesstund:

„I nime=n=Abschied vo der Welt"
Seit no sy Fründ mit schwacher Stimm: —
„Du arme Franz, da sä und nimm
My Gurt mir ab, und b'halt das Geld,
Du chamnst d'rmit es G'schäftli gründe.
Du weist, i stande ganz allei,
U notti sött's mi dunre frei,
We's lachendi Erbe sötte finde.
O, schenk=mer, Herr, es gnädig's End,
Nimm uf my Geist i dyni Händ!"

„„Herrgott!"" seit Franz, „„wie het's m'r 'banget,
Bloß ame Fade isch es g'hanget,
Hätti d'm Tod i d's Handwerk pfuscht!
D'r Donner het mi g'warnt vom Morde,
Gottlob, es liechtet i d'r Brust,
Jez bin=i fe' Verbrecher worde!
So falsch, so schlecht wie=n=i ha denkt,
D'r Herrgott het's zum Beste g'lenkt!""
Jez aber gilt's vor alle Dinge
Dä Lychnam i sy Heimet z'bringe;
Franz luegt ne=n=a zum letzte Mal,
Und uf und furt i d's Frutigthal.
Wie het dä Hund vom Händler g'hüület,
Mit syne Talpe g'scharret, g'wiehlet,
Bald g'sprunge furt, bald zue=n=ihm cho!
Er laht nit lugg mit Weiße, Belle;
Du endlich het's der Zuefall welle,
Drei Flözer hei sy's G'schrei vernoh,
Hei bald daruf dä Händler funde,
Erstarrt, erlöst vo syne Wunde.
Dä Ma — sy Hund — e Blick uf d'Flue,
Dä Strahl — die Manne wüsse g'nue;

Me bringt ne ga Frutige-n-abe,
Dert het me dä Händler begrabe.

* * *

Es taget.

D'r Metzger Franz het jeze Gelb,
Isch nümme zerfalle mit d'r Welt;
Er het vom Meister d'r Abschied g'no,
Isch wieder zue Aettis Güetli cho.
Dem Jörg sy Türgg u Fränzis Blaß,
Die tnybe Fründschaft nit für G'spaß;
Blon zwischem Bur u früechere Chnecht
Will's geng und geng nit hotte recht.
Doch we sy Schatz zum Brunne huscht,
De hämmerets i syr breite Brust —
Und litzt es syni Ermel z'rück,
We's syni liebi Schäätli tränkt
Und singt d'rzue, und Gepse schwänkt
Juheirassa, das isch es Glück!
„Bist hantlig, Franz? Gottwilche!
„Chunst de am Suntig z'Chilche?"
„„ Jopp Aenneli. Doch wenn di g'seh,
Da bini wie verhert;
I denke-n-a kei Psalme meh,
No weniger a Text —
Dy Gang, dy Stimm, dy ganzi Wys,
Das isch mys einzig Paradies!""

* * *

Am Samstig i d'r Abedchüeli
Schlycht Franz zu syner Liebste Hus —
D'r Türgg luegt grad zum Ställi us,
Da warnt ü ne: „Du chäzis Brüeli,
Bis still u häb' m'r gueti Wacht!
We' üser Lüt e Mur vernähme,
We' Jörg u d' Chnechte-n-use chäme,

Herrjeses, säg'! Das gäb' e Nacht!"
„„O Aenni häb' doch keni Sorge —
Du gsehst, d'r Mond isch ja verborge,
Es schlafe wäger alli Lüt,
Es Stündli, zweu, merkt Niemer nüt!""
Druf — über Leitere u Lade
Schlüft Fränzi hübscheli i d's Gade . . .
Doch zwüsche de Bäume — da lachet e G'stalt:
— S'ist wieder die glychi vom Erlewald —
„So, so, my's Bürschli! Willkomme zur Stund
S'isch g'fellig gange=n=im Engstlegrund?
Bist wohlfel cho zum Batzeli —
Jez isch es klar,
So chunt no gar
D'r Appetit zum Schatzeli?
Dir lachet d's Glück
An einem Stück,
Scharmant wie uf d'r Geisle g'chlepft!
Doch we de meinst i syg betroge,
Und Dä dert obe heig verzoge,
De Bürschli, hest di bös verschnäpft!"
Und wieder lachet's i de Bäume,
Und z'miz i syne schönste Träume.
Sy Liebsti luegt ne=n=ängstlich a:
„Du Franz! g'sehst unte dä füürig Ma?
Und g'hörst wie's Heimeli truurig chlagt?
Und wie ei Schatte d'r ander jagt?"
„„Lieb's Schatzi, was i g'seh u g'höre,
Ist, daß i einist by d'r bi;
Ke Schatte söll is hinecht störe,
Und glaub' — dä füürig Ma — bin ih! . .""

Unglück.

Am Morge d'ruf nimmt Franz si zäme,
Will grade Wegs zum Jörge=Bur:
„Und luegt er zechemal so fur,
Er söll si myner nit verschäme!
I zahle dem Brieggi mit Silber und Guld,

Mit Zins und Chöste my's Aetti's Schuld.
De müeßt es afe g'ipäßig gah,
Wett er m'r glych vor d'Sunne nah."

* * *

D'r Jörgi traut dem Geld nit recht:
„Viel Hochmuth füt 'ne Metzgerchnecht'
Wo hätt'r chönne n erbe?
Wer hätt' ihm chönne sterbe?
— Was gilt's, i weiß woher es stammt!
Dä wott mit g'stohl'ne Sache
By mit d'r Groß cho mache?!"
D'ruf geit d'r Jörg uf's Richteramt
D'r Metzger ga verchlage:
„Wenn i my öppis drui verstah,
So lyt mi jubre Tochterma
Bald selber uiem Schrage" —
Am Abe drui, grad wo-n-er schafft,
Da setzt me Franzen i Verhaft;
Me führt ne nachem Schloßthur-n furt,
Sy Wohnig wird erlese.
Da finde ü — des Händler's Gurt;
Sy Lychnam halb verwese,
Wird wieder uiem Chilchhof g'no,
Kennt Franz dä Ma? — Bald isch es scho
Im Dorf zur G'wüßheit worde:
Franz syg ne ga ermorde!
Im Untersuche her u hi
Schlaht Alles zu sym Unglück i.
Er cha ü hundertmal verschwere:
„I bi nit schuldig liebi Herre,
I ha dä Händler nit beraubt!"
S'git bloß en einzigi Seel wo's glaubt . .
Und endlich schließt me ne a d' Chette,
Und Niemer cha das Chnechtli rette —
D'r Richter g'seht Bewysthum g nue:
Es wird ihm d's Todesurthel g'sproche,

D'r Stab wird über Franzen 'broche,
Drei Tag d'ruf geit's d'r Richtstatt zue . .

* * *

Wer wandlet so einzig zur Abedstund
Vom Frutigthal nachem Engstlegrund
Uf schwindlige, g'fährliche Wege?
Es Wybsbild isch es, tanneschlank,
„Gogrüeßdi, Aenni!" Kei „große Dank"
Wotts hinecht de Lüte säge.
Im Herze treit es zweufach's Weh,
Syni Backe sy bleich wie Gletscherschnee —
Jez wirft es e wyßi Rose
Dürabe wo d'Wasser tose . .
Lue, lue! si chunt düre Felseweg,
Steit mitte-n-ufem luftige Steg.
Wo chuum e Flößer si use wagt!
Los doch! Es isch m'r si hület und chlagt,
Thuet d's Gricht und d'r Aetti verflueche . . .
Herrjeses das Wybsbild! So schön, so jung!
Halt, halt da obe! — Da nimmts e Sprung
Mit wild verworfene-n-Arme:
„Grüeßgott, lieb' Fränzi! O Welt ade!"
Teuf unte, da li't sie — wird nimme g'seh —
Gott well si' d'r Seele-n-erbarme! . . .

* * *

We d'r Thau si z'Aabed i d'Thäler senkt,
Und d'r Chüjer am Brunne sys Tschuppli tränkt,
We's nachtet — ke's Glöggeli meh lütet:
De g'hört me-n-e Stimm usem Engstlegrund,
Si briegget und grynt bis d'r Morge chunt . . .
Wer's weiß, was das Gryne bidütet,
Dä b'segnet si lysli, und wünscht d'rzue
D'm Franz u syr Liebste die ewigi Rueh. —

Anathema gegen den neuen Grauen.

Verwünscht seist du, verlockendes Getränke,
Treulos verhängnißvoller Saft,
Der du mir winkst von Hassens Schenke,
Der du des Tartuff heuchlerische Ränke
Vereinst mit Simsons Löwenkraft,
Verwünscht zum fernen, heißen Pfefferlande,
Der du die Sinne schlägst in Sclavenbande.

Sei mir verwünscht, du wandelbare Welle!
Die bald erfrischt und bald verheert;
Zweimal verwünscht, heißblüt'ger Junggeselle,
Du Vorsatzspötter mit der Narrenschelle,
Der lachend mir am Beutel zehrt;
Entfleuch', Tyrann des Geistes, gottgeboren,
Der Feige kühn, und Weise macht zu Thoren.

Du Judastrank, der arglos durst'gen Seele
Von dir, Syrene, hold kredenzt
Im Gartenhäuschen, eh' ich's nur befehle,
O seid verwünscht aus racherfüllter Kehle
Um all' der Stunden, wegen euch geschwänzt!
Denn dein gedenk' ich niemals ohne „Grauen"
Du Schlange du, du — Krone aller Frauen!

O Truggestalt, geh', hebe dich von hinnen
Mit deiner Augen Zauberblick!
Verbirg die Grübchen, die nur Böses sinnen
Will ihn nicht sehn, den Gang von Kaiserinnen,
Sei mir verwünscht, Lockvogelmeisterstück,
Das mich verleitet, Zeit und Interessen
Ja oft des Amtes Pflichten zu vergessen.

Die Tugend siegt Der Bannfluch ist gesprochen:
Entsagung, wandle deine Bahn —
— Doch, denk' ich recht des Herzens reuig Pochen,
Ist das Gelübde schon zum Kreuz gekrochen:

„Lös mir den Bann, o heil'ger Cyprian!"
Und „„Gnade““! rief es aus dem Reich der Geister:
„„Genieße, Mensch! — doch sei der Sinne Meister!““

„Dank, milder Geist!" Dir lieg' ich frisch zu Füßen,
Du Nectar von des Leman's Strand;
Laß mich, verkannter Grauer, dich genießen
So lange deine Wellen perlend fließen,
Und du, Sirene, nimm' den Kelch zur Hand!
Du einz'ges Manna, das hienieden regnet
In dieses Lebens Wüste — sei gesegnet!

Murawieff's Empfang in der Hölle.

Dort unten in dem Schacht der Hölle,
Wie schafft's, wie regt sich's emsig dort'
Der Meisterknecht und Altgeselle
Vernehmen Satans Herrscherwort:
„Heut', Bursche, reget eu're Finger,
Es steht ein großer Tag bevor:
Ein grimmer Held, ein Weltbezwinger
Pocht klirrend schon an unser Thor!
Befehlt dem Oberfeuerwerker:
Die Hölle brenne lichterloh,
Er heize stark und immer stärker,
Er spare nichts — Ich will es so!
Ist euch an Meiner Gunst gelegen,
So schafft Mir dürres Burgerholz,
Auch ein brillanten Feuerregen
Erhöhe Unsers Gastes Stolz.
Er ist aus fürstlichem Geblüte,
Aus vorsündfluthlich edlem Stamm,
D'rum wenn er kommt, so schwenkt die Hüte,
Großmutter mach' das Festprogramm.
Sorgt auch für eine Ehrenwache . . . .
Wählt Nero und Caligula,
Wir brauchen heute Leut' von Fache
Von Sodom und von Gomorrha."

Kaum ist die Festordnung getroffen,
Horch! Säbelschleppen — Sporengeklirr
Und stolz tritt durch die Höhle offen
Murawieff schon spindeldürr:
„Auf Legionen der Verdammten!
Grüßt euern neuen Staatsbeamten"
Und wie er seinen Schnurrbart streicht,
Der Satan scheu zurücke weicht. —
Vor Schreck gelähmt sind seine Glieder
Der Hölle schrecklichem Gebieter,
Und der so manchen Strauß erlebt,
Kommt hier beinah' aus dem Concept:
„Getreuger Herr — seid Uns willkommen!"
— Hebt er zu sprechen bebend an —
„Wir haben Uns viel Müh' genommen
„Euch ehrerbietigst zu empfah'n —
„Nie ist Uns seit zweitausend Jahren
„Solch' hohe Ehre widerfahren'
„Ja — Euro Thaten Herrlichkeit
„Versetzt Uns in Verlegenheit
„Wo ist ein Plätzchen Euer würdig?
„Nicht einmal diese Herren da:
„Haynau, Liber und Attila
„Sind Euer Durchlaucht ebenbürtig;
„Denn wahrlich machten Excellenz
„Den beiden schrecklichen Gewalten,
„Als da sind Krieg und Pestilenz,
„Die hierorts ihre Spielbank halten,
„Verzweifelt starke Konkurrenz.
„Ja all' das Raub- und Mordgesindel
„Und vulgo Auswurf der Natur,
„Sind gegen Euch — verzeiht den Schwindel —
„Beklagenswerthe Stümper nur!
„Drum hört wie Wir von Gottes Gnaden
„Mit Ehren, Würden Euch beladen!
„Beim Himmel ja so muß es sein:
„Ihr Gnaden tritt an *Meine* Stelle
„Ich diene Ihnen als *Geselle*,

„Und reiche die Entlassung ein!
„Aus Gründen der Autorität
„Und angeborner Pietät
„Verschmäh' Ich's, neben Euch, zum Schein
„Bloß Vice-Höllenfürst zu sein.

* * *

Mephisto's grämlich Antlitz war
Von tiefer Rührung übergossen,
Und wunderbar, es sind sogar
Auch Thränen seinem Aug' entflossen:
„Ja, schmerzlich fühl' ich's, Herr der Welt!
„Mephisto's Laufbahn ist verfehlt —
„Was And'res wär aus mir geworden, –
„Hätt'st Du mich nicht bei'm Sündenfall
„Verdammt zur ew'gen Flammenqual:
„So trüg ich Bänder jetzt, und Orden
„Als Rußlands erster General!" –

K. G. J. Sailer.

Karl Georg Jakob Sailer wurde den 10. März 1817 in Wyl, Kt. St. Gallen geboren. Im zehnten Jahre seiner Eltern beraubt, wurde er von seinem Vogte zum geistlichen Stande bestimmt. Nachdem er zwei Jahre das Gymnasium in St. Gallen und drei Jahre die Klosterschule in Einsiedeln besuchte hatte, studirte er in Solothurn Philosophie, in Freiburg (Schweiz) Physik, hernach zwei Jahre Theologie in Solothurn. Da indessen der geistliche Beruf seinem Geschmack nicht zusagte, so verließ er die Theologie und wandte sich (in Freiburg im Breisgau) dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Nach seiner Rückkehr arbeitete er sich unter Dr. Weder in St. Gallen mehrere Jahre praktisch in seinen Beruf ein und kehrte hierauf nach Wyl zurück. In der Folge wurde er Mitglied des Kantonsgerichtes, 1855 Präsident dieses höchsten Tribunals, 1864 Mitglied der Regierung und Landammann. Sailer ist auch seit längerer Zeit

Mitglied des schweizerischen Nationalrathes, in dessen Schoos er schon öfters und mit Erfolg die Gabe einer edlen, schwungvollen Beredsamkeit entfaltet hat.

Klänge von der Thur. Dichterische Versuche eines Wylerbürgers. St Gallen. Druck von der F. D. Kälin'schen Offizin. 1865.
Historische Schriften.

Einen so bescheidenen Titel die epischen Bilder Sailer's auch tragen, und einen so kleinen Umfang sie haben, so gehören sie doch zum Besten, was wir auf dem Gebiete der Epik besitzen. Was ihnen Bedeutung verleiht, ist, daß unser Dichter eine richtige Einsicht hat in das Wesen der epischen Dichtart, daß er eine Fülle neuer, origineller, bisweilen ächt homerischer Bilder entfaltet, daß er seine Sprache kräftig beherrscht und das Wort ebensogut zu Stahl zu härten weiß, als er es anderwärts in sanften ergreifenden Akkorden wie Orgelton und wie mildes Wehen eines schönen Liebesfrühling erklingen und verrauschen läßt. Das Studium der alten epischen Meister hat unserm Dichter eine Sicherheit in der plastischen Darstellung seiner Gestalten gegeben, die wahrhaft erfreut. Aber wenn es die Aufgabe dieser alten Meister war, zu zeigen, wie im Mittelpunkt der ausgebreiteten epischen Stoffwelt die sittliche Welt steht, in der ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit sich vollzieht, so daß einem bei ihrer Lektüre ist, als höre man das Schicksal wie einen breiten, unaussprechlich mächtigen Strom an uns vorüber brausen [1], — so hat Sailer auch darin seine großen Vorbilder verstanden, indem er die ewigen rein menschlichen Grundgefühle, wie sie uns aus der Geschichte entgegentreten, poetisch verklärt und, wo er zur Sage greift, den ethischen Gehalt derselben den Epigonen als schöne und tröstliche Wahrheit, als das aus den romantischen Schlacken gewonnene Gold in naiver Freude erglänzen läßt.

Sailer's Sprache hat etwas Markiges, Bündiges; sie ist ganz der Träger des Geistes geworden und zeigt nirgends Unklarheit und Verschwommenheit. Im Reim hat der Dichter bisweilen schweizerische Verbalformen gebraucht, die er gerne der Schriftsprache einbürgern möchte, womit er indessen schwerlich durchdrungen wird.

Das von uns des geringern Raumes wegen ausgewählte Stück „Bruder Berchthold in Wyl" halten wir keineswegs für Sailers beste Dichtung; vielmehr sind wir geneigt, mit Bezug auf gleichmäßige Durchführung und sorgfältige Behandlung des Stoffes dem Stück „Rudolf von Habsburg in Wyl" den Kranz zu

[1] Vgl. Vischer Aesth. pag. 1273.

ertheilen. Welch edle, ritterliche Gesinnung, welch poetischer Schwung herrscht in dieser ganzen Dichtung! In zweiter Linie stehen „Bruder Berchthold“ und „die erste Messe“. Meisterhaft und ächt episch hat der Dichter in ersterm das Aufbrechen der Volksmassen nach Berchtholds Predigt und ihr Durcheinanderwogen gezeichnet; nachdrücklich und wahr hat er in letzterm den brennenden Schmerz der Schenkin Kunigunde über ihre verlorene Ehre, prächtig den Eindruck der Orgeltöne auf das menschliche Gemüth, rührend im 3. Stück („Zwei Bürger“) die Anhänglichkeit an den heimischen Herd geschildert! Einzelne Stellen, in denen statt des Dichters der Historiker hervortritt, vermögen kaum die Wahrheit und Schönheit dieser Gemälde zu beeinträchtigen. —

Bruder Berchthold in Wyl.

(1255.)

Zu Wyl vom Petersthurme erschallt die Glocke schon,
Es wallet durch die Räume der volle Orgelton;
Gekleidet ist der Priester, geschmückt sind die Altär',
Doch nirgend sind die Beter, die Kirche stehet leer.

Dort auf der freien Wiese, dort unten auf Wilmatt,
Dort steht das Volk der Dörfer, dort steht das Volk der Stadt:
Wenn schon vom Petersthurme die Glocke mahnend schallt,
Und Orgelton gar mächtig durch's Schiff der Kirche wallt.

Ja! auf Wilmatt da woget's, wie wenn die Halme steh'n,
Und sie verschied'ne Winde, bald da, bald dorthin weh'n;
Da woget's und da rauschet's, wie wenn der stürm'sche See
Die Wellenhäupter senket und hebet in die Höh'!

Und nun wird's plötzlich stille, wie wenn die Halme steh'n,
Auch nicht die kleinsten Lüftchen durch ihre Häupter weh'n;
Die tausend Köpfe scheinen nur wie ein glatter See,
Wo keine Welle kräuselnd sich hebet in die Höh'!

Zum Nachbar spricht ein Nachbar jetzt mit gedämpftem Munde,
Mit ausgestrecktem Finger: „Vernehme wahre Kunde!

Der dort ist Bruder Berchthold! der Mönch, wie sich's gebührt!
Der Mann, den Gott mit Gaben der Rede ausgeziert."

„Wohl wandelt er gar ferne aus weitem Baierland,
Von Regensburg der Veste, am blauen Donau-Strand;
Doch weiter als er selber im frommen Herzensdrang
Die Wanderschritte richtet, geht seines Namens Klang."

Der Angesproch'ne lächelt: „Gesegnet sei die Stunde,
Was du mir da eröffnest, ist keine neue Kunde!
Ich hörte Berchthold früher, ich kannte ihn ja schon;
Doch heut' soll ihn auch sehen, mein Mädchen und mein Sohn."

Er spricht's und hebt das Mädchen mit seinem Arm hinauf;
Der Knabe klettert selber empor in raschem Lauf:
„Seht ihr den blassen Priester dort auf erhöhtem Plan?
Das ist der Bruder Berchthold, des armen Volkes Mann."

„Zieh' deine Kappe, Bube! küß', Mädchen ihm die Hand;
Wo ihr ihn immer treffet in unserm armen Land!
Ich selber gebe gerne für ihn mein letztes Blut,
Denn Dieser meint wie Keiner es mit dem Volke gut."

„Wohl halten uns die Herren nicht besser als das Vieh,
Ihr drückend Joch wirft Ochsen und Hüter auf die Knie.
Wer möchte denn noch leben? ließ Berchthold uns nicht hoffen,
Er zeigt uns Gottes Rache und Gottes Himmel offen."

Und wirklich tritt soeben auf den erhöhten Plan
Im Franziskanerkleide ein langer hag'rer Mann:
Nach ihm schaut jedes Antlitz und strahlt vor Freud' und Glück,
Es werden tausend Augen zu einem einz'gen Blick.

Erst überschaut ganz ruhig der Mönch von seiner Höh'
Mit seinem klaren Auge den weiten Menschensee.
So blickt im fernen Süden in warmer stiller Nacht
Der helle Stern des Hundes und hält die Himmelswacht.

So überlugt der Schiffer die weite Wasserbahn
Und legt die kund'gen Hände an's starke Ruder an.
Berchthold nimmt eine Feder mit zartem, weichem Flaum,
Wirft sie an einem Faden in freier Lüfte Raum.

Wohin die Lüfte tragen die zarte Feder fort,
Dorthin kehrt er sein Antlitz, dorthin kehrt er sein Wort!
Aus streckt er seine Rechte, und senket sie dann wieder,
Da setzen alle Hörer sich still im Grase nieder.

Jetzt öffnet er die Lippen, erst tönt es sanft und leise,
Wie schöne Flötentöne und zarte Harfenweise;
Dann aber steigt und schwillt es, wie ferne Donner grollen,
Bis sie mit allen Schrecken ob unsern Häuptern rollen.

Vom Herrendruck sprach Berchthold, sprach von des Volkes Noth,
Sprach von des Himmels Blitzen und dem erzürnten Gott;
Klagt, wie selbst Jesu Kirche, nicht mehr dem Stifter gleich,
Von Prunk und Lüge strotze, als wär' sie Satans Reich.

Flucht eitlem Lippenplappern und fader Formen Ruhm,
Mahnt auf zu Lieb' und Tugend, als einz'gem Christenthum;
Nicht Weihrauch und nicht Kerzen, nicht Fahnen und Altar,
Das wahre Opfer bringen nur reine Herzen dar.

Es ziehen stet und glänzend ihm die Gedanken hin,
Wie Ströme flüß'gen Silbers der Tigelgluth entflieh'n,
In eines Künstlers Werkstatt bereite Formen füllen,
Und bald die schönsten Bilder entzücktem Aug' enthüllen.

Es gleichet seine Stirne dem neubestellten Feld,
In dessen tiefen Furchen sich manches Saatkorn hält,
Doch wenn die Stunde rufet, dann keimen sie zu Tag,
Daß sich der vollen Saaten ein Jeder freuen mag.

Sein Busen gleicht dem Hügel in der Taminaschlucht,
Bei dem so mancher Kranke sich Heil und Rettung sucht,
Dem Hügel, dessen Ritzen ein warmer Strom entquillt
Und tief verborg'ne Kräfte der Oberwelt enthüllt.

O, wohl der größte Herrscher auf diesem Erdenrund
Ist eine edle Seele und ein beredter Mund;
Der Mann braucht keine Schergen und keine dunkle List,
Der durch der Worte Zauber der Geister König ist.

Das Wort ist, das zernichtet, das Wort ist, das errettet,
Bald Leidenschaften fesselt, bald ihre Wuth entkettet,
Bald starren macht das Auge, bald Thränen läßt entweichen,
Der zorngepreßten Herzen, der milden Regung Zeichen.

Sieh! rasch erhebt im Kreise, zwar bleich, doch minniglich,
In lockerm Kleid ein Mädchen und stürzt vor Berchthold sich;
In ihrem Busen woget ein unaussprechlich Sehnen,
Ihr schönes Auge glänzet noch schöner durch die Thränen.

„Was mir," ruft sie, „an Schönheit der Schöpfer hat gespendet
Zu eines Mannes Glücke, hab' Vielen ich verschwendet;
Wie hab' ich Gottes Gabe so jämmerlich entehrt! —
Doch jetzt hat deine Rede mich Besseres gelehrt."

„Trug ich für meine Frevel vor keinem Blicke Scheu,
So offen wie die Sünde, sei offen meine Reu;
Dir Berchthold liege beichtend ich Arme hier zu Füßen,
Die Zukunft rette einzig, Vergang'nes will ich büßen."

Da hebet Bruder Berchthold empor die Sünderin,
Und wendet heitern Blickes sich zu dem Volke hin;
Er ruft mit lauter Stimme: „Wer will das Mädchen traut,
Mit fünfzig Marken Silber zu seiner holden Braut? "

Erschrocken spricht die Schöne: „Wohl diente ich um Gold,
Doch machte mich stets ärmer der Sünde schnöder Sold;
Selbst Du, o Diener Gottes, an Geist und Herz so reich,
Bist doch an ird'schen Gütern dem ärmsten Sklaven gleich."

Es lächelt ihrem Worte gar sanft der fromme Mann:
„Kann ich dir selbst nichts geben, ein and'rer ist, der's kann:
Wer jene Sonne füllte mit ihrem Meer von Gold,
Ist wohl mit fünfzig Marken erneuter Tugend hold."

Es wandert eine Büchse hin durch des Volkes Reih'n,
Was ihn sein Busen mahnte, legt Jeder in sie ein;
Und als sie wieder kehrte zurück in Berchtholb's Hand,
Man auf den letzten Heller die fünfzig Marken fand.

Das Volk erstaunt dem Wunder, es naht ein wack'rer Mann,
Er will aus Berchthold's Händen die Sünderin empfah'n:
„Da hast du Braut und Segen, da sind die fünfzig Mark.
Zur tugendhaften Hausfrau macht sie die Neue stark."

Es zieht durch Jubelreihen nun Bräutigam und Braut,
Doch züchtig senkt die Blicke das Mädchen hold und traut!
Was allzu freie Kleidung den Augen bloßgelegt,
Hält es mit beiden Händen sorgfältig nun verdeckt.

Wie ist sie doch so mächtig die wundervolle Kraft,
Die durch der Seele Schönheit auch die des Leibes schafft,
Wie staunten alle Leute, als in des Mädchens Zügen,
Schien neuerwacht der Frühling im Blumenschmuck zu liegen.

Denn die verhüllten Reize, den keusch gesenkten Blick,
Zahlt nun mit Wucherzinsen das Angesicht zurück;
Es blüht in frischem Zauber auf ihrem Wangenpaar,
Auf ihrer weißen Stirne, was längst entschwunden war.

Es blühet jene Blume, so wunderzart und hehr,
Der Tugend sich're Bürgschaft, der Tugend heil'ge Wehr,
Die Blume, die zu pflegen, ein Engel Wohnsitz nahm
In jedes Menschen Herzen; die Himmelsrose: Scham. —

Doch Berchthold greifet wieder zu seinem Feuerwort,
Und fährt in seinem frommen Bekehrungswerke fort;
Klagt ernst, wie sich gestalte die Zeit und Sitte schlecht,
Wie täglich mehr verschwinde die Treue und das Recht.

„Wohlan, du Räuber!" ruft er, „stopf' deine Gierde satt!
Mit fremden Gütern, Burgen, mit fremdem Dorf und Stadt!
Die Todesstunde klinget, schlepp' nun dein Gut herbei.
Schau' dann, ob auch dort drüben das Recht bestechlich sei!"

„Laß deine arme Seele mit solchem Auswuchs zieh'n,
Sieh', wie des Richters Augen Verdammungsblitze sprüh'n,
Fühl', wie mit einem Schlage die Seele und das Gold,
Hinunter in die Hölle in ew'ge Flammen rollt."

„Rasch wird dein Gold dort schmelzen, o habe ihm doch Dank!
Es bildet fortan ewig den ein'gen Labetrank.
Wie deine Seele lechzet, von Durst durchglühet schreit,
Stets ist zu kühler Lind'rung dein flüssig Gold bereit!"

„O, daß gerade Jene, die Gott so hoch gestellt,
Als Herberg' Leuchte, Warte, als Schutz und Schirm der Welt;
O, daß gerad' der Adel die Treu', das Recht zernichtet,
Er, den sein bloßer Name zu Edelstem verpflichtet."

So sprach er, sprach noch Vieles, that's mit der Meisterkraft,
Die lebensgleiche Bilder aus rohen Steinen schafft,
Zum Meißel ward die Zunge, und jeder Hörer fühlte,
Wie auf des Lasters Rücken des Redner's Peitsche spielte.

So sprach er, und vergebens ertönte nicht sein Wort,
Es hatte sich wie Schrauben in eine Brust gebohrt,
Die Brust des jungen Albert, des Herrn von Sax und Stein,
Gleich mächtig an dem Thurstrom, gleich mächtig an dem Rhein.

Ach, wohl viel edle Keime barg seine kräft'ge Brust,
Ein Erbtheil seiner Mutter und seines Lebens Lust!
Doch hatte um dieselbe die Zeit ihr Eis geschichtet,
Bis Berchtholds Redestrahlen die Kruste rasch zernichtet.

Es gaben viele Schlösser ihm Name, Glanz und Hut,
Doch unter diesen Schlössern fand sich auch unrecht Gut;
Zwar sein war nicht die Raubthat, jedoch die Frucht war sein,
Ein Erbtheil seines Vaters, die Burg zu Wartenstein.

Am Wege wo der Wand'rer die röm'sche Pforte findet,
Wo von Ragaz sich aufwärts der Weg nach Pfäfers windet,
Entlang dann der Tamina zum Dorfe Vättis steigt
Und über Kunkels Sattel sich nach Graubünden neigt;

Wo häufig aus dem Rheinthal die deutschen Heereswogen,
Bald sieg-, bald rachedurstig nach Rom und Mailand zogen,
Zu fruchtlos ew'gen Kämpfen, damit geträumte Ehre
In fremden Streit und Raume des Landes Mark verzehre;

Wo ob dem Weinberg Portels ein Fels sich jäh erhebt,
In jedes Wand'rers Auge die schönste Fernsicht schwebt,
Da baut der Abt von Pfäfers, Herr Konrad von Zwiefalten,
Sich eine kühne Veste für aller Zeiten Walten.

Doch kaum war sie gebauet, ein Mayer eingesetzt,
Als der an Abt und Kloster geschworne Treu' verletzt,
Er läßt nicht Abt nicht Mönche mehr in die Thore ein,
Behaltet als sein Eigen die Veste Wartenstein.

Da schickt in seinem Schmerze nach Sax, dem hohen Haus,
Zu seines Klosters Kastvogt, der Abt um Hilfe aus.
Herr Albert nahet eilig, das Glück in seinen Handen,
Gefangen wird der Mayer und stirbt in seinen Banden.

Jedoch der Abt sehr wenig mit diesem Sieg gewann,
Ihn drückte statt des schwachen nun ein viel stärk'rer Mann:
Denn nimmer kann die Veste Herr Konrad von Zwiefalten,
Aus seines Kastvogts Fingern in seine Hand erhalten.

Sie war zu wohl gelegen an vielbegang'ner Straß',
Man zollte manchen Pfennig für freien sichern Paß;
Sie war zu schön gelegen, gar wohnhaft, fröhlich, weit,
Gewährte ihrem Herren, wie keine, Sicherheit.

So hielt in starken Fäusten Herr Albrecht Wartenstein,
Bis man den Todten legte in seinen Sarg hinein;
Dann zog der junge Albert in dieses feste Haus,
Und mit dem Recht von Pfäfers schien es für immer aus.

Wohl spart der Abt kein Bitten, wohl spart der Abt kein Fleh'n
„Man könn' die klaren Rechte bei Nachtesdunkel seh'n!"
Wohl wußte Albert selber die Veste sei nicht sein,
Wohl rief auch das Gewissen: „Laß ab von Wartenstein!"

Doch folgt er keiner Mahnung, ihn fesselt falsche Scham,
Wie leider sie schon häufig in wack're Herzen kam,
Er fürchtet die Rückgabe befleckt des Vaters Ehre,
Weil darin ein Geständniß des einst'gen Raubes wäre.

Dann fürchtet er Gelächter der altersgleichen Rotte,
Wie tödtet so viel Edles Furcht vor unedlem Spotte;
Dann sieht er gleiche Raubthat umher im Lande weit,
Er scheuet sich, viel besser zu sein als seine Zeit.

So setzt er seinen Zweifel und sein Besitzthum fort,
Bis ihn in Wyl getroffen Berchtholds erschütternd Wort;
Getroffen, wie der Blitzstrahl auf ein Metallstück schlägt,
Und gleich sein fest Gefüge in flüss'ge Tropfen legt;

Getroffen, wie der Spiegel den armen Kranken trifft,
Der lange Zeit erlegen der schwarzen Blattern Gift,
Unwissend der Verwüstung einst in den Spiegel blickt,
Vor dem zerfetzten Bilde in's Innerste erschrickt;

Getroffen, wie das Spornen des Pferdes Weiche ritzt,
Es schnaubt in Wuth und schäumet, sein staunend Auge blitzt,
Es bäumt sich hoch zum Sprunge, und jetzt — mit einem Satz,
Stößt es von sich den alten, erschwingt den neuen Platz.

Herr Albert tritt zu Berchthold und spricht: „O heil'ger Mann!
Es hat dein ernstes Mahnwort mein Auge aufgethan!
Sag' an dem Abt von Pfäfers, die Burg zu Wartenstein,
Sei heute nur mein eigen, doch morgen wieder sein."

„Und diese weit're Gabe leg' ich in deine Hand,
Weil ich noch keine frömm're im ganzen Reiche fand;
Verwende sie zum Besten von meines Vaters Seele,
Daß länger keine Strafe in jener Welt ihn quäle."

So redet er und stille blickt Berchthold Albert an;
Spricht ernst nach langer Prüfung: „Dich kenn' ich, junger Mann!
Verkündet auch kein Wappen mir Name oder Stamm,
Dich zeugt ein Leoparde, und dich gebar ein Lamm!"

„Wie schaut aus deinen Augen, so blau, so hell, so mild,
Der mir einst wohlbekannten, erhab'nen Mutter Bild,
Wie kündet deine Handlung daß ihre fromme Zucht
In ihrem Sohne reifte zur segensreichen Frucht."

„Wie blickt ihr Auge wonnig auf ihren Albert heut',
Wie steigert sich', wär's möglich, selbst ihre Seligkeit;
Wie kündet meine Seele mit klaren Lauten an,
Du hast heut' deinem' Vater den Himmel aufgethan."

So sprach er; hohe Freude entstrahlet Alberts Blick,
Er drücket Berchtholds Hände, zieht sich in's Volk zurück;
Ihm folgt Bewund'rung Aller, er reitet heimatwärts,
Mit jedem Schritt wird froher und sonniger sein Herz.

Doch Bruder Berchthold breitet nun segnend seine Hände
Und ruft: „Ihr frommen Christen, mein Werk ist heut zu Ende
Seid nächsten Sonntag wieder zu Gottes Wort beschieden,
Bis dahin schenke Christus euch Allen Heil und Frieden."

Und jetzo, wie gar häufig bei kalter Winde Reigen
Urplötzlich Nebelwolken dem breiten See entsteigen,
Mit Dunkel rasch die Stätte, die sie gebar, besetzen
So sprang das Volk auf Wilmatt empor von seinen Plätzen.

Sieh, sieben Männer treten mit stolzem Herrensinn,
Geschmückt in Gold und Seide, zu Bruder Berchthold hin;
Sie zieh'n die Federmützen: „Es grüßt dich der Senat,
Es grüßen alle Bürger von Winterthur der Stadt."

„Denn deines mächt'gen Wortes und deines Geistes Ruhm,
Der Ruf des reinen Lebens schallt rings im Land herum;
D'rum senden uns die Bürger, der Adel, der Senat;
Beglück' mit deinem Worte auch Winterthur die Stadt."

Da blicket Bruder Berchthold gar ernst die sieben an
Und spricht: „Wohl große Ehre geschieht mir armem Mann;
Die Gaben, die in Gnaden mir Gott der Herr verlieh,
Nicht bloß zum Lauentande fürwahr erhielt ich sie;"

„Nicht bloß zum Ohrenkitzel, zum Spielwerk müß'ger Zeit,
Für flüchtige Minuten, für morgen oder heut':
Er hat sie mir gegeben, sei auch das Ziel noch fern,
Zum Labsal der Gedrückten, zur Demuth ihrer Herrn!"

„Ihr aber häufet Zölle, laßt nicht die Erde frei,
Beziehet Straßengelder, wie arm der Wand'rer sei,
Legt Ohmgeld auf die Früchte, wovon die Armuth lebt,
Weßhalb so mancher Seufzer zu Gottes Throne schwebt."

„Ihr macht des Herren Schöpfung zu eurem Kammergut,
Ihr preßt aus den Gedrückten den letzten Tropfen Blut:
So lang die frevlen Zölle in eurer Stadt besteh'n,
Wird nie der Armuth Priester durch ihre Thore geh'n."

Die Sieben schwiegen zornig, bis dann der Schultheiß rief:
„Wir haben für die Zölle des Kaisers Hand und Brief;
So lange wir mit ihnen der Bauern Taschen leeren,
Kann man getrost, o Berchthold, die Predigten entbehren."

So sprachen sie im Zorne, in ihrem Stolze Hohn,
Bestiegen ihre Hengste und ritten rasch davon.
Sie ließen Zoll und Ohmgeld gerad' wie vordem sein:
Doch nie zog Bruder Berchthold in ihre Mauern ein.

Nunmehr tritt auch die Masse des Volks des Heimwegs Bahn,
Unförmlich erst, in Klumpen, lawinenartig, an;
Es kreuzen sich die Haufen; dem der nach Norden strebt,
Wallt stirnwärts der entgegen, der sich nach Süden hebt.

Dort will ein and'rer Haufe nach Osten vorwärts dringen,
Muß sich durch dichte Schaaren, die westwärts schreiten, schlingen.
Es herrschet wirr Gedränge, wie wenn des Netzes Maschen
Viel hundert Hechte, Karpfen in einem Zuge haschen.

Da wimmelt's und da zappelt's, aufpeitschen Flossen, Schwänze,
Der ruhigen Gewässer empörte Schaumestänze;
Da ist ein Winden, Drehen, ein tausendfach Gewimmel,
Mit jedem Zug der Fischer wird reger das Getümmel.

So war ein wirr Gewimmel auch auf der Wyler Matte,
Es forscht nach seiner Gattin besorgten Blicks ein Gatte,
Steht auf die Zehenspitzen, läßt ob den Häuptern hin,
Das Aug' nach allen Seiten in rascher Drehung zieh'n.

Und jetzt! — das ist ihr Röcklein, ihr Mieder, ihr Gesicht;
Er sieht sie dort im Haufen, jedoch sie sieht ihn nicht,
Er ruft, ruft nochmals lauter, legt um den Mund die Hände,
Geformt zu einem Sprachrohr, das stärk're Töne sende.

Dann schwenket er die Mütze, gibt längst gewohnte Zeichen,
Nichts scheinet Ohr und Aug' der Trauten zu erreichen;
Mit seiner Stimme mischen sich gar viel' and're Klänge,
Und gar viel Frauennamen erschallen im Gedränge.

Den Knaben sucht ein Vater mit ungeduld'gem Blick,
Dort kehret eine Mutter ganz kummervoll zurück;
Das Mädchen, das noch eben sich an der Schürze hielt,
Ward, wie durch eine Woge, ihr plötzlich weggespült.

Und doch greift immer weiter die Ordnung im Gedränge,
So scheint uns in der Musik ein Wirrwarr oft der Klänge;
Es herrscht ein Fliehen, Suchen; ein Durcheinander tönt,
Bis sich zu vollem Einklang das Feindliche versöhnt.

Obwohl noch stets geschlossen das Volk die Pfade wallt,
Formt sich doch in den Reihen schon mancher Riß und Spalt;
Und immer mehr beginnen zu theilen sich die Massen,
Nach ganz verschied'nen Wegen, nach ganz verschied'nen Straßen.

Dort steigt ein Haufe bergwärts, ein andrer fällt in's Thal,
Der nach dem Fluß zum Bade, der nach der Stadt zum Mahl,
Der eilet auf der Straße, die durch die Felder schleicht,
Wo ihm die reife Aehre bis an die Schulter reicht.

Dort taucht mit frohem Kichern zum Schutz von Tagesschwüle
Ein Trüppchen holder Mädchen in eines Waldes Kühle,
Und sieh', ein Bund von Knaben, als könnten sie ermatten
Gewohntem Strahl der Sonne, sucht rasch den gleichen Schatten.

So fallet immer weiter in Splitter das Gewühl,
Stets kleiner wird der Haufe, stets sicherer sein Ziel,
Schon schallen nahe Dörfer von ihrer Bürger Tritten,
Schon öffnen manche Bauern sich die bescheid'nen Hütten.

So im Sarganserland, wenn sich der Abend naht,
Treibt seine Ziegenheerde der Hirt nach Dorf und Stadt.
Gar lieblich dringt zum Ohr der Glöcklein helles Singen,
Der Ziegen sehnend Mäckern, des Hirtenhornes Klingen.

Erst stürmt die Ziegenheerde in dichtgeschloss'nen Reih'n,
Mit vollgestopften Eutern bei'm Dorfesanfang ein;
Gemess'nen Schritt's die Vordern, jedoch die hint're Schaar
Besteigt der vordern Rücken und dränget immerdar.

Kaum kömmt die erste Hütte, so löst sich schon ein Paar,
Gar wohl des Stalles kundig, ab von der ganzen Schaar;
Links sondern sich fünf and're nach einer hintern Straße,
Rechts drehen drei die Häupter nach einer Seitengasse.

Zwei Ziegen sieht man munter nach einer Treppe eilen,
Um mit den Hausbewohnern den Küchenraum zu theilen;
Sie grüßt der Kinder Jubel, sie tätschelt ihre Hand,
Sie führt der Hausfrau Streicheln nach dem gewohnten Stand.

So löset sich der Knäuel der Heerde nach und nach,
Bald hat jedwede Ziege erreicht ihr heimisch Dach.
So löste sich die Volksschaar, man wünscht sich gute Ruh',
Man drücket sich die Hände und kehrt der Hütte zu.

Doch diese sendet kräuselnd ein Räuchlein in die Luft,
Der Küchenthür entwallet ein wohlbekannter Duft,
Der Duft der Sonntagssuppe, schon stehet sie bereit,
Doch anderes noch rüstet die wack're Hausfrau heut

Es prasselt gierig Feuer; mit zwanzig Zungen lechzt
Es nach der reinen Butter, die in der Pfanne ächzt;
Jetzt aber läßt die Hausfrau viel Mehl und Eier mischen
Und durch den Kuchenmodel auf heiße Butter zischen.

Denn solch' ein Tag kehrt selten, es ist ein Jubeltag,
Zu dessen Feier Küche und Keller spenden mag.
Dann, während sich am Tisch der Napf und Teller leert,
Erzählt der Heimgekehrte, was er geseh'n, gehört:

„Ja Frau, das ist ein Redner, der war die Reise werth,
So lang' du den nicht höreſt, hast du noch nichts gehört;
Der kennet Gott und Kirche und wahres Christenthum,
Und kehrt dem harten Sünder das Herz im Leibe um."

„Das ist kein Zehntenpfarrer, der nur die Bauern schindet,
Der hat den Adelichen gehörig heimgezündet,
Der hat den Winterthurern die Erbsen arg zerlesen,
So daß sie einmal wissen, was sie schon längst gewesen."

„Sieh'! eine Stimme hat er, sie klingelt wie ein Glas,
Sie mähet die Gemüther, wie meine Sense Gras,
Es hat ein junger Ritter sich auf dem Platz bekehrt,
Und für des Vaters Unrecht Genugthuung gewährt."

So sprach des Hauses Vorstand, schlug auf den Tisch mit Kraft
Griff dann nach dem Halbmäßig, wo ihm der Länglersaft
Goldgelb wie Rheinwein prangte, trank sichtlich mit Behagen,
Doch ließen ihn nicht ruhen der Frau und Kinder Fragen,

Sie hören ihn zu gerne, wie sehr auch schmeckt das Essen,
Sie scheinen ob der Kunde es manchmal zu vergessen:
Der Rest, den sein Gedächtniß gerettet von Wilmatt,
Speist immer noch die Seelen der Hausbewohner satt.

Die gleiche Sprache tönet in Hütte, Schloß und Haus,
Tönt an jedwedem Tische, belebet Mahl und Schmaus:
Wer auf Wilmatt gewesen, zu seinem Herde kehrt,
Erzählt den Hausgenossen, was er geseh'n, gehört.

So kehrt die fleiß'ge Biene, die frühe ausgeflogen,
Den Tag hindurch die Säfte der Blüthen eingesogen,
Des Abends schwer beladen zur strohbedeckten Zelle
Und leget Wachs und Honig an die bereite Stelle.

So wie der Wind den Saamen den Staubgefäßen raubt
Mit raschem Kuß und weiter mit seiner Beute schnaubt,
Sie auf die Blüthenkapsel entfernter Pflanzen senkt,
So werden ferne Herzen mit Perchthold's Wort getränkt.

Noch lange winkte Perchthold, bis ihn der Schöpfer rief,
Zu Regensburg im Kloster er sanft und fromm entschlief;
Doch damit niemals schwinde des edlen Mannes Spur,
Hat alles treu verzeichnet der Mönch von Winterthur.[1]

P. C. Planta.

Peter Conradin Planta ist den 24. Sept. 1815 in Zernetz, (Engadin Kt. Graubünden,) geboren, erhielt den ersten Elementarunterricht von seiner Mutter, besuchte von 1825–28 das damalige Institut des Pfr. Wetzel in Silvaplana (Engadin), sodann 1828 bis 34 die Kantonsschule in Chur, 1834—35 die Thomasschule in Leipzig, studirte 1835–36 Philosophica auf der Universität Leipzig, 1836—38 die Rechtswissenschaft in Heidelberg und arbeitete 1839 und 1840 im Liquidationsbureau der sog. Konfiska in Sondrio.[2]

Im Herbst 1843 siedelte Planta nach Chur über und redigirte hier mit kurzen Unterbrechungen bis 1865 drei Zeitungen die sich einander unter verschiedenen Namen „Freier Rhätier", „Alpenbote", „Wochenzeitung" folgten, war 1845 bis 1848 Stadtschreiber in Chur, 1849 Präsident des Stadtgerichtes, 1850 Mitglied der Regierung und von dort an in verschiedenen öffentlichen Beamtungen, dermalen seit 12 Jahren Präsident des Obergerichtes, in welcher Eigenschaft und als Verfasser eines staatsphilosophischen Werkes („die Wissenschaft des Staates") und des „bündnerischen Privatrechtes" mit Kommentar er im Jahr 1862 von der Zürcher Universität mit dem Dok-

[1]) Vitoduranus.

[2]) Kurz nach dem Abfall des Veltlins von dem Freistaat der 3 Bünde hatte nämlich das Revolutionscomité des Veltlins den 20. Okt. 1797 sämmtliches im Veltlin, Cleven und Bormio befindliche bündnerische Privateigenthum konfiszirt; im Jahr 1831 bewilligte die österreichische Regierung den bündner Kommissirten, jenes Vermögen, so weit es noch ausfindig und nachweisbar war, zurückzufordern und eben dieses war die Aufgabe jenes Bureau

tordiplom beehrt wurde. Seit Jahren ist Planta auch ein thätiges und geachtetes Mitglied des schweizerischen Ständerathes. —

Der rhätische Aristokrat. Ein bündnerisches Charakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von P. C. Planta. Chur, Druck und Verlag von Friedrich Wassali. 1849.

Hans Waldmann Ein historisches Trauerspiel von P. C. Planta. (Zuerst erschienen in der illustrirten Zeitschrift „die Schweiz" 1861.)

Rhätische Parteigänger. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von P. C. Planta. Frick, F. A. Stocker'sche Verlagshandlung, 1864.

Das erste und letzte der genannten poetischen Werke Planta's sind der interessanten Geschichte Graubündens entnommen. Und zwar ist der „rhätische Aristokrat", wie der Verfasser im Vorwort sagt, aus zahlreichen Briefschaften und Protokollen locker zusammengearbeitet. Das Stück hat eben deshalb und weil der Dichter bemüht war, im Wesen und der Entwicklung dieser Familiengeschichte getreu „die Natur zu kopiren", auch nur eine kulturhistorische Bedeutung. Das historische Trauerspiel „Rhätische Parteigänger", das in Rhätien, in Meran (Tyrol) und in Tirano (Veltlin) in den Jahren 1618 bis 1621 spielt und den Bruderkampf der von Spanien und Oesterreich einerseits und von Frankreich und Venedig anderseits gegeneinander aufgehetzten Katholiken und Protestanten, den Mord der Protestanten in Tirano u. s. w. zum Gegenstande hat, enthält zu viel geschichtliche Elemente und zu wenig spannendes, dramatisches Leben. Der Dialog ist öfters zu rhetorisch und nicht selten auch zu lyrisch; nur der vierte Akt, worin der Mord in Tirano zur Darstellung kommt, macht hievon großentheils eine Ausnahme. Hier ist Handlung, und auch der Dialog erhebt sich bisweilen zu jener straffen Gedrungenheit des poetischen Bildes, worin Shakespeare so groß ist. Z. B. pag. 146.

„Erfinderisch wie ein Dichter ist der Mord:
Bald löst vom Lebensbaum wollüstig langsam
Er einen grünen Zweig ab um den andern,
Bald, — wenn die Zeit nach vieler Arbeit geizt —
Durchhaut mit einem Streich er seine Wurzel,
Bald ist's die Kugel, bald der Stahl, womit
Er grinsend in des Lebens Kammern dringt:
Und von der Brück' empfängt der Adda Strom
In rauschender Empörung Leich' um Leiche."

Im Ganzen hat der Dichter mit Glück in der Darstellung seiner Charaktere das Gesetz des Kontrastes berücksichtigt. So sind Jenatsch und Toutsch, Pompejus und Rudolf Planta gut kontrastirende

Figuren, nur hat der ehrgeizige Rudolf Planta dem Fanatiker und pfiffigen Staatsmann Pompejus gegenüber zu wenig Bestimmtheit in der Zeichnung, wie denn überhaupt die Leidenschaften, als Motive der Thaten dieser Menschen, zu wenig in den Vordergrund treten. Die Liebe Daniel's zu Lisa hat im Stück einen ganz idyllischen Charakter und steht außerhalb des dramatischen Causalnexus; denn Daniel könnte auch anderswie aus dem Gefängniß befreit werden; ihre unwidersprochene schließliche Heirath ist eine Thatsache, welche dem Charakter der beiden Planta absolut widerspricht. Gerade aus der versuchten Verhinderung dieser Vermählung wären dem Dichter offenbar die schönsten retardirenden Momente erwachsen und auch Margaretha, Rudolfs Gattin, hätte dann vielleicht Gelegenheit gefunden, aus ihrer passiven Sentimentalität herauszutreten.

Aehnliches ist von „Hans Waldmann" zu sagen. Der Dichter hat seinen Stoff mit großer historischer Treue entwickelt, aber gerade dadurch ihm den poetischen Duft und dramatischen Werth geraubt. Die vielen Bearbeitungen dieses Gegenstandes (wenn wir nicht irren, so sind deren über dreißig) deuten darauf hin, daß eine große Anziehungskraft darin liegt. In der That ist Hans Waldmann auch der bedeutendste und großartigste dramatische Stoff, den die Schweiz aufzuweisen hat. Die kleinlichen Verhältnisse sind durch Waldmann's gewaltige Natur, durch seine im Kampf mit dem Patriziat errungene Stellung, wie durch die welthistorische Wichtigkeit der burgundischen Kriege, welche zu dem Gemälde den bedeutenden Hintergrund liefern, entfernt. Die Geschichte Waldmann's ist auch im Ganzen so gründlich erforscht, daß man über die historischen Ursachen seines Falls nicht im Unklaren sein kann. Allein diese historischen Motive sind nicht immer poetische, (so z. B. ist das massenhafte Todtschlagen der Hunde bei den Landleuten wohl eine Triebfeder für Waldmann's Sturz, aber kein Grund, deßwegen Hunde selbst auf die Bühne zu bringen); eben diese Verwechslung aber kommt in den meisten Bearbeitungen vor; die Verfasser haben keinen Blick für das Wesentliche, was doch im Drama so nothwendig ist; das dramatische Interesse erstickt in der Fülle des geschichtlichen Stoffes und in einer episch-breiten, spannungslosen Darlegung der oft mit Ungeschick herausgehobenen Motive.

Dies sind im Allgemeinen auch die Hauptfehler von Planta's „Hans Waldmann". Es würde zu weit führen, dem Stück in's Einzelne zu folgen, obschon wir dazu alle nöthigen Vorarbeiten gemacht haben. Bemerken wir bloß noch, daß dasselbe der höhern dramatischen Technik entbehrt; daß der 2. Akt eine reine Episode ist,

die ohne dem Ganzen Abbruch zu thun, ganz herausgenommen werden kann; daß der Dichter das Motiv der Frauenliebe, welches im Schicksal Waldmann's als ein Hauptfaktor auftritt, schon im Anfang wieder hat fallen lassen, und sich dadurch eines der schönsten und wirksamsten dramatischen Hebel beraubt hat; daß seine Volksscenen, auch wenn sie gut wären, zu breit angelegt sind, und daß es dem Stück im Ganzen an Charakterzeichnung, namentlich aber an psychologischer Tiefe in Darstellung der Leidenschaften fehlt.

Daß diese Fehler nicht in mangelnder poetischer Begabung des Verfassers, sondern vielmehr einzig nur in dem Mangel an ästhetischer Bildung wurzeln, beweisen die folgenden trefflichen Abschnitte, die wir dem „Hans Waldmann" entheben und von denen namentlich die Szene zwischen Waldmann's und dem Weibe Frischhans Theilings ergreifend und voll ächt dramatischen Lebens ist. —

Aus „Hans Waldmann."

Zweiter Akt.

(Die Einsiedelei des Bruders Klaus von der Flüe. Letzterer segnet eine kniende Menge.)

Klaus.

Habt Ruh' in Gott die Gottesruh' ist gleich
Der Waldesstille, doch die Leidenschaften
Sind wilden Thieren gleich, die brüllend umgehn.
Ihr Jünglinge, habt Ruh' in Gott und meidet
Den Streit, denn der wühlt eure Seele auf
Wie den Waldstättersee der heiße Föhn;
Den Streit nur für das theure Vaterland
Sollt ihr nicht flieh'n, denn der braust fromm und kräftig,
Wie unter euch die Ranft, durch das Gemüth;
Und ihr Jungfrau'n habt Ruh' in Gott! ihr seid
Der Sonnenschein der Welt, doch eu're Unruh'
Ist gleich dem Nebel, der die Sonne deckt.
Ihr Greise auch, habt Ruh' in euerem Gott!
Die Welt ist euch nur ein entlaubter Baum,
An den die Art man schon gelegt und bald
Bleibt euch nichts mehr als Gott und seine Ruh'!
So geht in Gott nun, meine Kinder, Amen. —

(Nachdem die Menge aufgestanden und zum Theile dem Bruder Klaus andächtig die Hand küssend sich verlaufen, tritt Ritter Ulrich hervor und nähert sich dem Einsiedler.)

Ulrich.

Ehrwürd'ger Bruder, auf ein Wort! wenns euch
Gefällig ist.

Klaus.

Was wünscht ihr Herr, von mir?

Ulrich.

Daß ihr mir saget, wie ich es beginne,
Euch gleich zu sein.

Klaus.

Befremdlich ist die Frage!
Laßt ohne Haß die Welt und liebet Gott
In frommer Einfalt und in Heiterkeit,
Dann seid ihr besser als ich bin. Doch sagt,
Wer seid ihr denn, der mich so seltsam angeht?

Ulrich.

Ich ward im Schwabenland als Edelmann
Geboren und erhielt, als Christ getauft,
Den Namen Ulrich. Was als Glück man preist,
Davon ward meine Wiege früh umstellt;
Was man Entbehrung nennt, blieb mir verborgen,
Mein Sinn ward fröhlich im Genusse dessen,
Was mannigfaltig uns das Leben bietet.
In Waffen und in Minne wohl erprobt,
An Schwänken reich beim heitern Becherklang,
Ward ich an Fürstenhöfen gern gelitten.
Sorglos legt' ich mein Haupt auf weichen Flaum
Und hüllte meinen Leib in Sammt und Gold.
Ich sah der Herren Länder viel' und speiste
Mein ruheloses Herz mit Abenteuern.
So lernt' ich Manches, nur mich selbst nicht kennen,
Ergötzte mich an allem Tand, nur nicht
Am Born der nie versiegt. Und als der Rausch
Vorüber war, erwacht' ich ohne Gott.
Ich schauderte und dankte ihm gerührt,
Daß er mir Frist gelassen ihn zu suchen.
Da hört' ich eines Tags von euch wie ihr
Tief im Gebirg als heil'ger Gottesmann —

Klaus.

Als sünd'ger Mensch, der, gleich wie ihr, Gott sucht —
Und weiter nichts, Herr Ulrich.

Ulrich.

In Betrachtung
Des Göttlichen eu'r Leben einsam schließend,
Den Aufruhr des Gemüths, wie Keiner sonst,
Zu stillen wißt. So eilt' ich her zu seh'n,
Ob ihr als Schüler mich nicht wollt verschmäh'n.
Laßt Anderes euch verschweigen, denn mich drängts,
Mich vor der Welt und vor mir selbst zu bergen.

Klaus.

Ihr wolltet gleich wie ich, Einsiedler werden?

Ulrich.

In eurer Näh', wenn ihr's dem Fremdling gönnt,
Mir eine Zelle bau'n, nach eurem Leben
Das meine regeln und von Zeit zu Zeit
Die Speise eures heil'gen Worts genießen.

Klaus.

Mein Wort ist nichts, als was mir aus des Herzens
Verborg'nem Drang und schlichter Einfalt quillt,
Und was damit ich wirke, dank' ich Gott,
Der auch den hellen Quell dem dunkeln Grund,
Der Erd' entlockt. Doch habt ihr auch bedacht,
Was ein Einsiedler ist?

Ulrich.

Ich hab's bedacht.

Klaus.

Wenn in der tiefsten Falte eures Herzens
Noch etwas in die Welt euch zieht: so geht!
Denn besser gar nicht als halb entsagen.
Ich weiß, wie süß sie ist, einmal gekostet:
Wie schmeichelt sie mit weichem Odem sich
An unsre Brust, wie breitet ihre Reize sie
So üppig vor uns aus, uns zu betäuben.
Bedenk't, daß ihr mit heut' vom Lande stoßt,
Das Heimat euch und alle Kurzweil bot,

Daß bei lebend'gem Leib ihr sterben müßt,
Um dem allein, den ihr nicht seht, zu leben.

Ulrich.

Das Land von dem ich stoße, kenn' ich wohl
Es bietet nichts, woran mein Herz noch hängt.

Klaus
(öffnet seine Zelle).

Seht her! Ein Stein des Hauptes Ruhekissen,
Ein Brett als Lager — das ist mein Besitz
Wird solche Armuth euch zu hart nicht fallen?

Ulrich.

Auf Gott vertrau' ich und auf euer Beispiel.
Doch Eines sagt mir noch: die Sage geht,
Daß aller Leibesspeis' ihr euch entwöhnt.

Klaus.

Mit Gottes Gnad' und mit Beharrlichkeit
Ist so gering, was mir das Leben fristet,
Daß and're Körper es wohl nicht ernährte.
Doch halt' euch dieß nicht ab, des Leibes Nothdurft
Mit Mäßigkeit auch fürder zu genügen.

Ulrich.

Ihr wollt mir also Vater, Lehrer sein?

Klaus.

Ein Bruder, wenn ihr wünscht. Doch Eines noch:
Wenn Pflichten auf euch, sei's als Vater, Sohn
Und Gatte, sei's als Bürger ruh'n, so geht
Und reinigt von der Schuld erst eu'r Gewissen,
Denn nur die Seele die entlastet ist,
Strebt in der Einsamkeit nach Gott empor;
Der Born des innern Menschen fließt nur lauter,
Wenn wir im Frieden von der Welt geschieden.

Ulrich.

Nicht Eltern hab' ich mehr, noch war ich Gatte.
Was ich besaß das theilt' ich mit der Kirche
Und mit den Armen, für mich selbst nicht mehr
Als was die strengste Nothdurft heischt, bewahrend.
So bin ich meines Willens eigner Herr.

Klaus.

Nun denn, wenn Gottes Stimme aus euch spricht,
So mögt ihr's wagen. Und ergeht es euch
Wie mir, so wird dieß wilde Thal euch bald
So freundlich wie die eig'ne Heimat dünken.

Ulrich.

So lebt denn wohl für heute. Morgen früh,
Eh' der Gebirge Spitzen in das Gold
Der Sonne tauchen, treff' ich wieder euch,
Um an der Stell', die ihr mir weist, ein Haus
Zu bau'n, das, ob auch wenig Spannen breit,
Doch größ're Freiheit mir verspricht als ich
In meines Schlosses weiten Hallen fand.

(ab.)

Klaus

(allein).

Er scheint mir von der Eitelkeit der Welt
Gesättigt und gereift für's stille Reich
Des Geistes. Zwar läßt Gott sich im Gewühl
Der Menschen und im lauten Marktgeschrei
Des Lebens auch erkennen; und wohl dem,
Der in dem Vaterhaus in's milde Aug'
Der Mutter blickte, und die Jugend froh
Genoß bei den Geschwistern und Gespielen;
Der an der Seite eines edlen Weibes
Sich Blüth' um Blüthe in der Kinderschaar
Erschließen und des treuen Fleißes Lohn
Im Felde reifen sieht. Und wohl auch Dem,
Der an des Vaterlandes Ehre baut
Und, glücklicher als an dem Hochzeitsmorgen,
Die kühne Brust dem Feind entgegenträgt
Zum herrlich schönen Siege oder Tod!
Und die Erinnerung an all dieß Glück,
Was mir die Seele freudig einst erregte,
Preßt mir noch jetzt der Wehmuth Thränen aus.
Doch innen wird's nicht still, so lang die Welt
An jeder Faser unsers Geistes zerrt.
Denn nicht verträgt der Andacht Gottesflamme
Den herben Luftzug menschlichen Getriebes:

Ihr muß, soll sie nicht gar erlöschen, seitwärts
An wohlgeschützter Stell' gewartet werden.
So bin schon manches Jahr ich hier, mir selbst
Und Gott zurückgestellt, der jeden Morgen,
Wann vor die Zell' ich trete und hinaus
Auf der Gebirge Wunder blicke, größer
Und jeden Abend, wann mein Haupt zur Ruh'
Sich niederlegt, vertrauter mir erscheint.
So rück' ich, dünkt mir Stuf' um Stuf' ihm näher,
Bis eines Tags ich leis' hinüberschwebe,
Dem Wölkchen gleich, das einsam oft des Abends
An jener Kuppe hängt und plötzlich dann,
Man weiß nicht wie, im unbegrenzten Raum
Des Himmels sich verliert.

(Pfarrer Imgrund tritt ein.)

Imgrund.

Gegrüßt sei, Bruder.
Tief in Gedanken wieder, wie ich sehe!

Klaus.

So viel ein ausgetrocknet Hirn es kann.
Doch was führt euch, mein Freund, so spät zu mir?

Imgrund.

Gewichtig'res als je geschah, so lange
Der Bund besteht.

Klaus.

Wie meint ihr das?

Imgrund.

Ihr wißt,
Die Eidgenossen tagen jetzt in Stans.

Klaus.

Darüber, hört' ich, reiflich zu verhandeln;
Wie die Burgund'sche Beute zu vertheilen
Und ob die Städte Solothurn und Freiburg
In unser Bündniß aufzunehmen.

Imgrund.

Richtig!
Und wegen des Vertrages, den mit diesen
Die Städte Zürich, Bern, Luzern geschlossen.

Klaus.

Und noch sind sie darüber nicht geeinigt?

Imgrund.

Drei Tage ward verhandelt, ob die Beute
Auf die von jedem Ort gestellten Krieger,
Ob auf die Orte zu vertheilen sei.

Klaus.

Nach Köpfen das Erbeutete, nach Orten
Erobertes — so hieltens unsre Väter.

Imgrund.

Die Länder, jetzt der Städte Uebermacht
Schon fürchtend, weigern sich, der Städte Zahl
Durch Solothurn und Freiburg noch zu mehren.

Klaus.

In Granson und in Murten halfen sie
Der Schweizer Freiheit von dem Tod erretten.

Imgrund.

Die Einigung, die unter sich die Städte
Errichtet, sei, behaupten unsre Länder,
Entgegen den beschwornen alten Bünden.

Klaus.

Die alt beschwornen Bünde sind der Grund
Der Eidgenossenschaft. Sie seien heilig!

Imgrund.

Hört weiter denn: Je länger sie rathschlagten,
Nur um so herber wurden die Gemüther,
Die bald wie Stein und Stahl sich heftig rieben.
Und heute tagte man, so schien es, nur
Daß klar des Risses Tiefe sich erweise,
Der unheilbar die Eidgenossen scheidet:
So wenig war von billigem Abwägen
Und freundlicher Handreichung zu gewahren,
So sehr verhärtete sich jeder Bote
Im Trotze seines Sinns, den schärfsten Stachel
Hervorgekehrt, den Bruder zu verletzen.

Klaus.

So schütze Gott der Eidgenossen Bund!

Imgrund.

Zu spät kommt euer Wunsch — Der Bund ist hin.

Klaus.

Der Bund nicht mehr — wie soll ich das versteh'n?
Wohl sind die Eidgenossen tief entzweit,
Doch ist es nur ein Bruderzwist: der Bund —

Imgrund.

Ist nicht mehr, wenn nicht ihr — Doch laßt mich enden.
Der Flamme gleich, die Haus um Haus verzehrt,
Erfaßte jetzt mit steigender Gewalt
Des blinden Streites Hitze die Gesandten
Und unser Bundesbrief der Jedem sonst
Einfältig fast erschien, er ward urplötzlich
Ein dunkles Räthsel schier, so stritt man sich
Ob jeder Satzung' Meinung und Verstand.

Klaus.

Was nützen selbst wohl aufgesetzte Briefe,
Wenn in den Herzen nicht die Bünde stehen?

Imgrund.

Und aus den Herzen waren sie schon lang',
Als zornentflammt vorhin die Tagherrn alle
Der Reihe nach den Bundeseid abschworen
Und ohne Gruß und Handschlag sich verließen.

Klaus.

Weh' mir! so muß am Rand des Grabes ich
Den letzten Tag der Eidgenossen sehn'!

Imgrund.

Noch nicht, mit Gottes Hülf' sollt ihr es wenden.

Klaus.

Ich?

Imgrund.

Ihr. Dahin zielt mein Besuch. Herr Waldmann,
Der an der Tagsatzung den Vorsitz führte
Und in sonst sieggewohnter Redekraft
Umsonst das Aeußerste zu hindern suchte,
Läßt, Bruder, euch durch mich eindringlich bitten,
Ihr möchtet durch eu'r Wort, das wie kein and'res

In den Waldstätten wiegt, mit Gottes Beistand
Dem Einsturz unsers theuern Bundes wehren.

Klaus.

Wie? Was dem mächt'gen Waldmann nicht gelang,
Das sollte mir, dem armen Klausner, glücken?

Imgrund.

Auf eu'r Erscheinen zählend, ließ Herr Waldmann
Die Boten noch zu einer Sitzung bitten,
Gewicht'ge Eröffnung verheißend.
Und wahrlich, Keiner sonst hätt' ihre Eile.
Die fast als wilde Flucht erschien, gehemmt.
Beim Vaterland und Allem, was euch theuer,
Beschwört euch Waldmann: — Könnt ihr euch entziehn?

Klaus.

Noch nie entzog ich mich dem Vaterland;
Doch woher nähme ich die Wissenschaft
Zu so erhabenem Beruf?

Imgrund.

Von Gott!

Klaus

(nach einer Pause).

Mit Gott will ich es wagen! Eilt voraus
Und kündiget den Tagherrn an, es wünsche
Der Bruder Klaus ein Wort noch vorzubringen.
Indeß erfleh' ich mir vom Vater oben
Was mir an Licht und Kraft zum Werk gebricht,
Daß willig sich der Boten Herzen öffnen.

Imgrund.

Habt Dank, Freund, in des Vaterlandes Namen,
Wie leicht wird mich die Botschaft heimwärts tragen!

Klaus.

Vereinigt eu'r Gebet denn mit dem meinen.

Imgrund

(im Abgang begriffen, sich umkehrend).

Doch wißt,
Herr Waldmann läßt geheim euch bitten!

(ab.)

Klaus
(allein.)

O Gott! wenn je ich in den langen Jahren,
Die einsam ich in stiller Waldesschlucht
Nur dich zu suchen und zu ehren lebte,
Mich deiner Huld erfreut: so hör' mich jetzt,
Da Tod und Leben meines Vaterland's
So nah', wie Heut' und Morgen sich berühren
O gieb dem blöden Aug' den Blick des Adlers,
Der Seelen feinste Fugen zu erkennen,
Und gieß' mir jetzt, für eine Stunde nur,
In diese kalten Adern Jugendfeuer
Und in des Feuer Gleichmuth; laß die Zunge
Der Jahre Zahl, die sie beschwert, vergessen,
Und gieb den Worten, die am rauhen Abhang
Des Greisenalters kaum sich schleppen, Flügel,
Daß nicht sie, trägen Bettlern gleich, zu spät
Um Eintritt an verschloss'ne Herzen pochen.
O laß mich als geschwätz'gen Knaben nicht
Da steh'n und machtlos todte Wänd' erschüttern —
Fürwahr, dieß bleiche Haar will sich nicht schicken
Zu Kinderspott! — Nein, deiner Macht, die einst
Den Keim der Freiheit in die Thäler senkte,
Laß heut' mich Träger und Vollführer sein,
Daß, gleich dem Lenz, der über Gräber streicht,
Ich neu den Frühling ew'ger Eintracht schaffe.
Dann magst du dieß unnütz' Gefäß zerbrechen
Sein Tagwerk hat der alte Klaus vollbracht!

Aus dem „dritten Akt."

Waldmann
(allein, auf den Boden stampfend).

Verflucht, daß er Recht hat! — Und doch muß Theilig,
Ob er des großen Münsters Thurm wär,' fallen.

(Ein Rathsdiener tritt ein).

Rathsdiener.

Ein Weib, das euch zu sprechen draußen harrt.

Waldmann.

Ein Weib! Hab' an den Männern schon zu viel.
Ich bin beschäftigt, bin nicht aufgelegt.

Rathsdiener.

Sie sagt, sie bleibe, bis ihr sie gehört,
Sie liegt inständigst um Zulassung an,
Ist aufgelöst in Thränen.

Waldmann.

Weiberthränen!
Als ob das etwas so Besond'res wäre!
Und deiner Rührung willen mag sie kommen. —
Doch, daß sie kurz sich faßt! —

(Rathsdiener ab).

Waldmann.

Was mag das geben? —
Ein Weib in Staatsgeschäften macht mir banger
Als vor der Front ein Feind.

(Gertrud Theilig tritt ein).

Gertrud

(sich Waldmann zu Füßen werfend).

Barmherzigkeit,
Herr Bürgermeister, o Barmherzigkeit!

Waldmann.

Was soll das? — Stehet auf! — Ihr seid doch nicht —

Gertrud.

Des unglückselig'gen Frischhans Theilig Weib!
Wo gäb' es jetzt, so weit der Himmel spannt,
Ein zweites, das so tiefes Elend euch
Zu Füßen trostlos legte! — O Herr Waldmann —

Waldmann.

Wenn das es ist, könnt' ihr die Müh' euch sparen:
Die Sach' ist abgethan.

Gertrud.

Wie, abgethan?
Sie ist es nicht, so lang' mein Mann noch lebt,
Und ihr, Herr Waldmann, Bürgermeister seid.

Waldmann.

Wer sagt euch das? Der Rath hat ihn verurtheilt.

Gertrud.

Wer wüßte nicht, daß Waldmann hier regiert?
So laßt die Thränen, eu're Füße netzend,
Fürsprecher sein des innig theuren Gatten,
Wie sie's für euch im Himmel werden sein,
Daß hier und dort euch Heil und Segen kröne.

Waldmann.

Steht auf, Frau — ihr versteht das nicht — steht auf.

Gertrud.

Wie, nicht versteh'n, Herr Waldmann, nicht versteh'n,
Daß schmählich mein geliebter Mann soll sterben,
Daß morgen ich zur Wittw' und meine Kinder
Zu Waisen werden? O daß ihr, Herr Waldmann,
Das Loos der Wittwen und der Waisen kennetet?
Und brauch' ich mehr als dieses zu versteh'n,
Um in Verzweiflung auf den Knien zu bitten:
Schenkt den Beschützer mir, den Gatten wieder!

Waldmann.

Den Frevel büßt er nach Gesetz und Recht.

Gertrud.

Doch nicht nach seines Herzens tiefstem Grund,
Der still Bewund'rung eurer Thaten barg.
Wie soll das Herz für jedes Thun der Zunge,
Die unbewacht sich leicht verirret, haften?
Kein Sterblicher bestünd' ein solch' Gericht!
Und so erhört mich jetzt, ich fühl' es ja,
Eu'r Herz, ob auch die Worte es verleugnen.

Waldmann.

Wer gibt ein Recht euch, Weib, mich so zu deuten?

Gertrud.

Eu'r eignes Aug', aus dem nicht düstrer Tod,
Nein, helle Milde und Vergebung blickt.

Waldmann.

Steht auf, steht auf — ich will es überlegen,

Gertrud.

Nein, sprecht es denn erst aus, das theure Wort,

Das alsogleich fünf Menschen Leben gibt
Und euch vor ihnen gleich macht einem Gott.
O wenn an eurer Stelle ich jetzt säße,
Wie leicht entglitte mir das Wort „Vergebung,"
Das Wort, wonach in seiner letzten Stunde
Der Christ, den ew'gen Frieden hoffend' lechzt!
O Herr, dieß theure Wort, das euch nichts kostet
Als einen Athemzug und so viel gibt,
Wie könnt ihr's einen Augenblick nur hemmen,
Da es schon ungeduldig auf der Zunge
Euch schwebt' um Auslaß bittend, freud'ge Rettung
Und namenloses Heil mir zu verkünden!
O laßt mich ohne diese Botschaft nicht
Nach Hause zieh'n zu meinen lieben Kleinen,
Die angstbeklommen die Minuten zählen,
Die Leben ihnen bringen oder Tod.
Daß ihr doch Kinder hättet, mitzufühlen
Ach! all die Bitterkeit des Wiedersehns,
Das meldet: „euren Vater schaut ihr nimmer!"
Und wenn den Gatten, Vater ihr uns gebt,
Froh werden sollt ihr deß noch manchesmal;
Denn laut, daß jeder Berg es wiederhallt,
Soll am Waldstättersee eu'r Preis erschallen.
Wie werden alle Frau'n, die um den Gatten
In sorgenschwerem Kummer je gebangt,
Für euch Gebete heiß gen Himmel senden,
Und alle Kinder, wenn nur „Vater" lallend,
Die zarten Hände für eu'r Wohlsein falten!—
Und endlich denkt, Herr Waldmann, noch an Irnis—

Waldmann
(aufspringend).

Laßt ab! Es kann nicht sein.

(ab.)

Gertrud.

Mein Gott, er geht!
Es kann nicht sein!—Hört' ich auch richtig?—Irnis—
Ja dieses Wort ist's, o ich Unglückselige!
Das dich, mein Frischhans, sicherm Tode weiht!
Daß mein Gedächtniß nie dieß Wort gefaßt
Und meine Zunge nie den Laut gelernt!
Was sag' ich! — Gäb' mein Gatte dieses Wort

Wohl an sein Leben hin? — Er thät' es nicht.
Denn dieser Name birgt — das sagt' er oft —
Sein schönstes, bestes, sein unsterblich' Theil!
Irnis und Frischhans Theilig sind Zwillinge,
Die nur verbunden nennt des Volkes Mund.
Und hätt' ich nun des Gatten Werth und Stolz
Gesenkten Blickes feig verleugnen sollen?
Wie hätt' ich ihm dann noch begegnen dürfen?
Verzeih' mir, armer Frischhans, denn das Wort,
Das, ob auch arglos, dich und mich wird tödten. —
Dir aber, Unmensch, dir, sei Frischhans Theilig,
Wenn lang er schon in kühler Erde ruht,
Ein grauenhaft Gespenst, das dich vom Schlafe
Aufrüttelt und ruhlos im Wachen treibt!
Es heiße Frischhans Theilig jeder Unfall,
Der deine Wege kreuzt, und Frischhans Theilig
Der Abgrund, der dich schreckhaft einst verschlingt!
O Gott! erbarme meiner Kinder dich!

(ab).

A. Roth.

Dr. Abraham Roth stammt aus Keßwyl, Kt. Thurgau, am Bodensee und wurde den 22. Februar 1823 in Märstetten Kt. Thurgau geboren. Da seine Eltern früh starben, kam er mit 7 Jahren zu seiner Großmutter nach Oberutzwyl, im Toggenburg, war hier wie der Vogel im Hanfsamen, daher in der Schule hinten drein, übrigens schon damals schwerhörig. Mit 8 Jahren wurde er, um eine strengere Erziehung zu erhalten, der Familie des hochverdienten Dekans Wirth in St. Gallen übergeben, besuchte hier das Gymnasium bis 1842, musizirte viel und machte Verse (unter Andern auch zwei Dramen, die seither, wegen ihrer Reminiscenzen aus Schiller, in's Feuer wanderten).

Ostern 1842 ging Roth nach Bonn, studirte dort Institutionen und Pandekten und die Schönheit des Rheinlandes. Im Herbste 1843 besuchte er die Universität Berlin, woselbst er hauptsächlich Philosophie, Geschichte und Staatsrecht trieb und bis 1845 verblieb.

Während allen Universitätsferien machte Roth Reisen durch beinahe ganz Deutschland, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen. 1845—46 wandert er durch die Provence über Algier, Languedoc nach Paris, wo er bis im Frühling 1847 sich aufhält. Nach seiner Rückkehr übernimmt er in Frauenfeld die Redaktion der „Thurgauerzeitung", legt dieselbe 1849 nieder und geht nach Zürich, wo er die Herausgabe des „Bund" vorbereitet. Im Frühjahr 1851 siedelt er nach Bern über, wo er bis 1864 den „Bund" redigirt, am Schluß des nämlichen Jahres von diesem Journal zurücktritt und von 1865 an die „Sonntagspost" begründet, das beste wöchentlich-erscheinende Journal der Schweiz, das über die trefflichsten in- und ausländischen geistigen Kräfte zu verfügen hat. —

Roth kann nach seinen bisherigen Veröffentlichungen nicht als spezifischer Dichter aufgeführt werden. Seine Schriften, namentlich die „Gletscherfahrten" im Berneroberlande und seine „Finsteraarhornfahrt" entfalten jedoch so frische, tief poetische Schilderungen und während seiner journalistischen Thätigkeit hat er so häufig Proben einer höchst gewandten Darstellungsgabe und eines geläuterten Geschmackes gegeben, daß ihm eine Stelle in der Reihe unserer poetischen Schriftsteller gebührt. Große Objektivität, gemüthlicher Humor und ein frischer, seelischer Hauch, der uns wie Bergluft anweht, zeichnen seine Arbeiten aus. In der Finsteraarhornfahrt hat er unter dem Titel „'s schön Anneli" ein liebliches Märchen eingeflochten, dessen Schluß nur in der Komposition einer andern Wendung bedarf, um als hervorragendes Produkt zu gelten. Wir können es des Raumes wegen nicht abdrucken, und ziehen vor, die vortreffliche Schilderung der Aussicht auf dem Gipfel des Finsteraarhorns aufzunehmen.

Aus der „Finsteraarhornfahrt."

Dem, der noch nie mit eigenen Augen solche Herrlichkeit genossen, einen Begriff von derselben zu geben ist rein unmöglich. Wenigstens ich kann mich nur annähernd mit Vergleichungen behelfen. Redet dem Norddeutschen, der noch keine Berge gesehen, vom Rigi: ihr braucht nicht Redner zu sein, euer nur schon von der Erinnerung trunkener Blick weckt großartige Bilder im Hörenden auf, und wenn dieser erst selbst so glücklich ist, an einem hellen Nachmittag den ewig schönen Weg von Weggis nach Rigikulm zu gehen,

dann verscheucht die nackte, größere Wirklichkeit alle seine noch so kühn geträumten Gebilde der Phantasie und sie verflüchtigen mit den Nebeln des See's in matte Phantome. Laßt ihn vom Rigi zum Faulhorn steigen oder zum noch preiswürdigeren Schwarzhorn, zum Sidelhorn oder Titlis: da wird er inskünftig den Rigi als einen allerliebsten hoffnungsvollen kleinen Jungen lieben, in den Letztgenannten aber die Symbole der bewußten Jugend finden, die den Idealen nahesteht und sehnsüchtig zu ihnen hinaufstrebt, hoffend, sie eines Tages erreichen zu können. Führet ihn von da auf den Piz Languard: und er trifft den gemachten Mann, der festen Blicks sein Leben und seine Zeit überschaut. Mehr kann man einem richtigen Menschen nicht zumuthen. Wohlan, nun laßt es ihm schließlich gelingen, sich zu uns auf den Gipfel des Finsteraarhorns zu erheben, in demselben Sonnenschein, in derselben, föhnklaren Luft: und er steht vor einem Herrscher, einem Helden, der nicht allein sich selbst und seine Zeit in der Hand hat, sondern einem Jahrhundert den Stempel des Genies aufdrückt. Wer vom Flachlande her kommt und zum ersten Mal unsere hübschen und mit Recht berühmten Vorberge besteigt, wird ungleich weniger erstaunen, als derjenige stutzt, der die Aussichten der Vorberge kennt, sich danach die Wirkung der höchsten Alpengipfel glaubt vorstellen zu können und eines Tages wirklich auf einem solchen steht. Es ergeht ihm dann wie jenem Weisen der am Ende eines von genialem Denken erfüllten Lebens das Geständniß ablegte, das Ergebniß alles seines Wissens sei, daß er nichts wisse. Ganz eben so begreiflich unbegreiflich ist die Wirkung des Ungeheuern, das der Gipfel des Finsteraarhorns weist, ist das Bewußtsein, über Alles, Alles hin zu schauen, was die Menge als kühn, groß und erhaben preist, und dabei doch dem Kleinsten noch nahe zu bleiben, wie jenen 10,000 Fuß tief unten in der Mittagsonne glänzenden Häuschen des Grindelwaldthales.

Sehr wohl! — höre ich erwidern — da man vom Straßburger Münster und vom Dom in Mailand zugleich das Finsteraarhorn sieht, so muß umgekehrt der König der Berner Alpen auch die Kapitalen des Elsaßes und der Lombardie beherrschen, und ein gut Stück Land über beide hinaus, und Alles, was dazwischen liegt, ja Alles, was in die Peripherie dieses gewaltigen Durchmessers fällt, mit einziger Ausnahme dessen, was die noch höhere Kette der penninischen Alpen gegen Piemont hin verdeckt. Gewiß, etwas Kolossaleres, etwas Majestätischeres läßt sich nicht leicht denken, und diese Ungeheuerlichkeit mag an und für sich schon ein Genuß sein. Ich begreife den mächtigen Eindruck, oder wenigstens ahne ich ihn. Allein — —

Was, allein?

Allein es muß doch eigentlich ein endloses Nichts sein, gewissermassen ein idealisirtes Chaos, wo Groß und Klein in einander schwimmt, alle Verhältnisse sich verrücken, die Form verflacht, die Farbe erlischt und nur eine unübersehbare Masse daliegt wie willenlose Sclaven im Staube zu den Füßen ihres erhabenen Gebieters.

Halt, Grübler! da habe ich dich am rechten Fleck. Erinnere dich, daß unser Held ein Schweizer ist, ein Berner gar. Da läuft es natürlich ohne gehöriges Selbstbewußtsein nicht ab, und sogar ein wenig Stolz mag hingehen; allein gedeihen und herrschen kann hier nur der Gleiche unter Gleichen. Und gerade das ist's, was dem Finsteraarhorn seine schönsten Zauber verleiht. Es herrscht eine wunderbare Fülle in diesen Ausblicken, das Viele aber sammelt sich wieder in drei kolossalen Gruppen, deren jede für sich allein die ganze Finsteraarhornfahrt werth wäre.

Sieh' da! 5000, vielleicht 6000 Fuß schnurgerade zu unsern Füßen spreizt sich der Finsteraarhorngletscher. Links kommt er von der Strahleck herab als ein mächtiger meergrüner Strom, seine Wogen baden den Fuß des Horns und drohen ihn zu unterwühlen; doch das wuchtige Eis prallt ohnmächtig ab am Granit und flüchtet in strömendem Bogen von dannen. Lange schwarze Gufferlinien folgen der krystallisirten Fluth und vollenden die Täuschung, daß man meint, der Gletscher woge und rausche und werde drüben hinter dem nächsten Berg als ein zweiter Niagara zerstäuben. Fort! weg den Blick! er verwirrt dir den Sinn und reißt dich hinab mit geheimnißvoller Gewalt! — Schau', wie am jenseitigen Ufer sich eine kecke Bergwand erhebt und in der wunderbar schlanken Pyramide des Schreckhorns ausgipfelt. Wir sehen hinunter auf die zierlich weiße Krone, die seine dunkle Gestalt schmückt, über sie hinüber zum Wetterhorn, und über das Wetterhorn hinaus in die weite nördliche Welt. Ja wohl, hier verschwindet der Blick im horizontlosen All, wo selbst Jura und Vogesen und Schwarzwald sich verflachen wie zertretener Kies auf der Heerstraße. Der Blick eilt zurück zum schauerlich schönen Abgrunde des Gletschers und bleibt, selbst starrend, an das starrende Wunder gebannt. Doch auch diesmal weile nicht zu lang bei dem Bilde, es liegt eine verrätherische Schwindelkraft darin, wie auf hochgehender See im Anstaunen der Wogen, die an die Schiffsplanken schlagen; und wie wollten wir von unserer luftigen Felsenscheibe wieder heil zur Niederwelt zurückgelangen, wenn uns die Sinne verließen und dem Leibe ihren Beistand verweigerten?

Am Ende kostet es auch keine sonderliche Ueberwindung, vom

Grausig-Großen zum Feierlich-Erhabenen überzugehen; und diesen Gegensatz bietet im Vergleich zur nördlichen Aussicht der Blick nach Westen und Süden und nach alle der Herrlichkeit, welche diese zwei Radien einschließen. Da zeigt sich zunächst, wieder hart zu unsern Füßen, der große weiße Kessel des Viescher Gletschers. Dann folgen wir dem Viescher Grat bis zum Mönch hin und sehen, wie der Grat rechts die Firne des untern Grindelwaldgletschers entsendet, links aber dem gewaltigen Circus des Aletschgletschers zur nördlichen Grenze dient. Noch weiter rechts steht beinah' isolirt der Eiger hinter dem Gletscher, und die Starrheit dieses Berges wird nur dadurch gemildert, daß unmittelbar neben ihm aus fernem grünem Grunde das Dorf Grindelwald herauflugt. Links vom Viescher Grat in gemessener Entfernung: die Jungfrau und ihre Kette, die ihr von Mürren aus so lebhaft bewundert. An alle Kulme und an alle Sättel dieses mächtigen Halbkreises hinauf strebt der Aletschgletscher mit ungeheuerer Wucht, er erdrückt die Sättel, ja manchmal selbst die Bergspitzen, und wenn es ihm nicht gelingt, auch die gefeiertsten Gipfel in der eisigen Masse zu begraben, so reißt er doch unerbittlich Allen den Zauber der Unnahbarkeit und überragender Hoheit vom Haupte. Er ist ein höchst demokratischer Kerl, dieser Aletsch, wie er mit den Majestäten Mönch und Jungfrau umspringt, wie er sie zwingt, recht buchstäblich bis an den Hals im Volke zu stecken. Und was dabei das Schönste: die Gesammtheit verliert nichts dabei; im Gegentheil. Es ist nicht nur eine merkwürdige Abwechslung, hier einmal, statt die hochgebornen Gipfel über die Gletscher, umgekehrt die hochwogende Gletscherfluth über die Gipfel herrschen zu sehen; es ist zugleich ein imposanteres Schauspiel, weil eine die einzelnen Berge weit überragende Masse in Thätigkeit tritt und das schimmernde Weiß dieses Firnmeeres sich in entzückende Harmonie setzt mit dem schwarzblauen Himmel. Nur Einer ist, der, am südwestlichen Saume des Firnes, noch pompöse dasteht und durch seine hochstrebende weiße Gipfelpyramide verräth, daß er sich einzig vor dem Finsteraarhorn beugt: das Aletschhorn. Doch auch von diesem weg fliegt das Auge mit Vorliebe wieder zur tonangebenden Macht dieser Region zurück. Nicht durch die Größe allein packt der Aletschfirn den Beschauer, und durch sein herrliches Weiß, es liegt zugleich eine wunderbar erhabene Ruhe in ihm, und er dämpft recht eigentlich die Leidenschaft, die eben noch der reißende Strom des Finsteraargletschers erweckte. Und wie großartig, bald hätt' ich gesagt, wie überirdisch muß diese Ruhe erscheinen, wenn man bedenkt, daß von den vielen Bergen und Gräten, welche den Aletsch einfassen, eine geradezu zahllose Menge einzelner

Firne und Gletscher zu seiner Sohle hinabstürzen. Kleinere Reviere, wie der Wetterkessel am Fuße des Wetterhorns, werden durch einen solchen von allen Seiten erfolgenden Ansturm mächtig aufgerührt gleich einem brodelnden Gischt; der Aletsch aber saugt Alles auf, wie der Bergsee die tobenden Wasserfälle, und er begräbt selbst den wildesten Firnsturz unter seinem ruhigen Plan.

Und nun schweifet einen Augenblick über Viescher und Aletsch-Gletscher hinaus in die Weite. Da schließt das Bild nicht, wie im Norden, mit leerer Fläche und unbegrenztem Horizont, wo Himmel und Erde in einander aufgehen, sondern wir beherrschen in einem Blicke die gesammte Südgrenze des Wallis und noch mehr dazu: die langgestreckte Kette, die mächtigste unsers Erdtheils, vom St. Gotthard zum Monte Rosa und vom Monte Rosa bis zum Montblanc. Und doch — werdet ihr's glauben? — überwältigt auch dieser kolossale Anblick nicht mehr, er bildet nur einen wundervollen Rahmen zum Aletsch und seinem nähern Bergkranze, der immer und immer wieder die Sinne gefangen nimmt durch strahlende Pracht und majestätische Ruhe.

Während ich in diese Betrachtungen versunken war, that der Menk seine Pflicht. Er wußte, was man einem wackern Berge nach seiner Besiegung schuldig ist: er hatte in seiner Wammstasche eine währhafte Flasche mitgebracht, um sie auf das Wohl des Horns zu kredenzen, und war nun mit der Entkorkung beschäftigt. Jakob hatte den Auftrag, das Wahrzeichen der Ersteigung, das rothe Fahnentuch, an einen Alpstock zu befestigen, und Kaspar, der Chef, that einen prüfenden Blick in das Steinmannli, das auf dem höchsten Punkt der Spitze, die an zwei Seiten des Mannli auf unebenem Grund uns Allen zugleich nur spärlich Platz gestattete, errichtet ist. Die aus losem Schiefer, wie ihn der Gipfel des Finsteraarhorns reichlich aufweist, thurmartig aufgebaute Mauer zeigte, nachdem man einige Steine gelüftet, in ihrem Bauche mehrere Flaschen. Bis auf eine aber waren sie sämmtlich an die Steine angefroren, weßhalb wir sie unangetastet ließen. Die eine lose aber wurde geöffnet, und wir fanden darin die Karte eines englischen Reverend. Dann notirte ich auf ein Blatt Papier auch unsere Besteigung, worauf der Prophet und das Weltkind in traulicher Eintracht zum Flaschenhals hineinschlüpften, um schon vier Tage nachher von drei Engländern in Begleitung des renommirten Führers Melchior Anderegg von Meiringen wieder an's Tageslicht gezogen zu werden.

Nachdem die Flasche versorgt und sorgfältig zugemauert war, handelte es sich um das Aufpflanzen der Fahne. Dies bildete einen

etwas schwierigen Casus. Ihr natürlichster Platz war die Spitze des Steinmannli's, und hier wäre sie leicht zu errichten gewesen; nun wurde aber diese Spitze von der vorhin erwähnten Schneewechte überragt, und zwar bösartiger Weise just in der Richtung der Grimsel, wo wir die Weisung hinterlassen hatten, uns an diesem Nachmittag aufzupassen, um durch Entdeckung unserer Fahne die Besteigung zu constatiren. Hätten wir das Tuch auf die Mauer gepflanzt, dann würde es in der Grimsel nicht gesehen worden sein. Es blieb somit für unsern Zweck keine andere Stelle übrig, als die Höhe der Wechte. Aber die Wechte war eben eine Wechte, d. h. ein horizontal am senkrechten Felsen hangender Schnee, von dem man nicht wissen konnte, ob er seinen Mann trage; und diese angeflochtene Masse hing über einem Abgrunde von vielen tausend Fuß. — Pah! Hatte nicht ein Jahr vorher auf dem Wetterhorn der Menk unsere Fahne auf einem gleich gefährlichen Punkt aufgepflanzt? warum sollte es jetzt schlechter gehen? So dachte Kaspar, besann sich nicht lange, reichte seinen Brüdern das Ende des um seinen Leib geschlungenen Seiles, schwang sich behend, die Fahne in der Hand, auf die Mauer, kroch von einer Spitze weg behutsam, sehr behutsam, in den Abgrund hinaus, auf die höchste Wölbung der Wechte und steckte die Stange mit kräftigem Stoß tief, bis an's Tuch, in den Schnee hinein. Dann kroch er eben so sachte wieder rücklings zur Mauer zurück und nahm von dieser einen jauchzenden Sprung auf das sichere Felsenpostament. Vier Tage später hat Anderegg die Fahne von der gleichen Stelle weggehoben und auf die Mauer verpflanzt.

Das rothe Tüchlein knatterte so muthwillig in der Luft als wollte es von dannen fliegen, und seine warme Farbe nahm sich recht eidgenössisch aus auf dem blanken Schnee. Allein nun mußten auch meine Blicke wieder mit in die Weite schweifen, und sie eilten in die eine überaus großartige Welt hinaus. Zu Füßen gen Südosten lag jener namenlose Gletscher, den wir gestern in der Abenddämmerung überschritten und der Gipfel des Oberaarhorns schaute sehnsüchtig zu uns herauf. Beides beschäftigte uns nicht lange, wir waren bereits durch die westliche Aussicht verwöhnt; mehr zog die Welt hin, die sich nach Osten und Südosten in die Ferne dehnte. Auch die Reviere des Triftgletschers und der Gotthardsstock mit ihren Ausstrahlungen hielten die Aufmerksamkeit nur eine kurze Weile fest; denn hinter der nordsüdlichen Linie, welche die Thäler der Reuß und des Tessins beschreiben, begann ein eigentlich grenzenloses Meer von Bergen, Bergketten und Berggruppen, verschneite und unverschneite, und es gehörte ein förmliches Studium dazu, um nur einen Anhalts-

punkt zu finden, der in das Gewühl einen topographischen Sinn brachte. Ich glaube, wenn dieses Meer von Bergen ein vollkommenes Chaos bliebe, so müßte sein Anblick schon ein wunderbarer Genuß sein, einzig und allein durch die über jeden auch noch so großen hergebrachten Maßstab weit hinaus reichenden Proportionen, wo kein einzelner Berg mehr etwas gilt, mag er lange seine 10,000 und 11,000 Fuß übersteigen, wo selbst ganze bedeutende Bergketten mit Mühe aus den Tausenden von Gräten und Quergräten hervorgesucht werden müssen. Man ist aber vollends bezaubert, wenn man bei näherem Betrachten auch hier wahrhaft schöne Motive mitspielen sieht, die dem unermeßlichen Ganzen Gliederung verleihen und mit der Gliederung den großartigen Effekt verdoppeln. Gleichsam wie in göttlichem Uebermuth hingeschleudert, um als strahlende Leuchtthürme aus dem Gewoge emporzuragen, sind in starken Zwischenräumen hintereinander schimmernde Firnstöcke aufgepflanzt, Saule unter dem Volke der Philister: erst die Gruppe des Piz Valrhein in Graubünden, deren Gletscherquellen zu gleicher Zeit der Nordsee und der Adria zuströmen; dann der Berninastock, der Herr des Veltlin's und des Oberengadin's, wo der Inn seinen Lauf zum fernen Eurin beginnt; endlich links hinter ihm, nach Norden abweichend, der schlanke Ortoles und die Oetzthaler Ferner in Tyrol, und rechts noch viel weiter zurück, nach breitem leerem Raume, in dessen Tiefe die lombardische Ebene und das Becken des Gardasee's liegen muß, eine im Horizont halb verschwimmende Kette, wohl dieselbe die das südliche Tyrol vom Venetianischen trennt. Während nach Norden hin die Gesichtslinie bald zusammenschrumpfte, weil das Flachland keine Anhaltspunkte bot, kann hier gegen Südosten das Auge, so weit nur die Rundung der Erde es gestattet, dem Raum in fabelhafte Fernen folgen, weil es Alpen sind und aus der unzählbaren Masse des niedern Volkes jene befirnten und isolirten Gestalten als Merkzeichen der enormen Distanzen auftauchen. Sie reißen den Blick und mit dem Blicke die Phantasie des Schauenden überwältigend hin. Wie diese Fernen an's Unermeßliche grenzen, so ist maßlos auch das entzückte Staunen des Glücklichen, der einen solchen Tag erlebt.

Eine halbe Stunde lang dreht' ich mich oft und oft im Kreise, von einer Gruppe zur andern: vom Finsteraargletscher zum Aletschfirn, vom Aletschfirn zum Ausblicke nach Südosten, und vom Südosten zum Finsteraargletscher zurück. Die Luft hauchte uns so köstlich warmfrisch an, daß wir es ohne alle Beschwer einige Stunden ausgehalten hätten. Leider war es uns aber nicht vergönnt, diese Zeit auszudauern. Jetzt nämlich begann Kaspar's Wetterkunde einen

kleinen Triumph zu feiern. Man erinnere sich, daß mein Führer auf diesen Tag eine Krisis vorausgesagt hatte, und eben zu dieser Stunde trat sie ein. Jener lange Wolkenzug, der während des Vormittags über den Walliser Alpen geschwebt, doch ohne uns deren Kulme zu verdecken, war bereits in Bewegung gerathen und trieb, vom Südwest gestoßen, mit Macht den Berner Alpen zu. Vor sich her sandten die Wolken einen feuchten Nebelwind. In spätestens einer Stunde mußten sie uns erreicht haben. Kaspar befahl beim Anblicke dieser Erscheinung den Rückzug, damit, falls es eine Weile arg werden sollte, wir uns an einer deckenden Felsenwand befänden und nicht allen Winden des kommenden Sturmes preisgegeben wären. Man begreift, wie sehr es schmerzen mußte, so bald von den Wundern des Finsteraarhorns zu scheiden, doch durften wir dem Himmel unmöglich zürnen, der uns die schöne, die über alle Beschreibung schöne halbe Stunde gegönnt, während welcher wenigstens das Größte in festen, klaren Zügen sich dem Gedächtniß einprägen konnte.

Die Rückkletterung ging in gleicher Weise und gleich geräuschlos vor sich, wie das Aufsteigen; nur daß man diesmal beständig alle Abgründe im Gesicht hatte und deshalb doppelt sattelfest in der Schwindellosigkeit sein mußte. Nach drei Viertelstunden, um $^3/_4 2$ Uhr standen wir neuerdings auf dem Hugisattel, nahmen das hier gelassene Gepäck zu Handen und eilten spornstreich, so gut es immer der über Mittag stark erweichte Schnee gestattete, den Hochfirn hinab. Rascher und rascher kam aber auch das Wetter uns entgegen. Schon war das Aletschhorn von den Wolken in Besitz genommen und ein Regenwind blies mit Macht über den Viescher Gletscher zum Finsteraarhorn herüber. Es dauerte nicht lange, so war auch dieses unseren Augen entrückt und wir bekamen einen Regenschauer in's Gesicht, der uns überall willkommener gewesen wäre, als auf dem verschneiten Eise. Doch der Regen hielt nur kurze Zeit an, ein Windstoß machte dem blauen Himmel wieder Luft und trieb die Nebel über alle Sättel nach Norden hinaus, um -- gleich darauf aus Südwesten ein Schneegestöber heranzuschleppen. D'rauf noch einmal die Sonne, und in der Folge ein beständiger Wechsel von Sonne, Regen und Schneegestöber während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um zur Tiefe des Viescher Gletschers zurück zu gelangen, nämlich bis $4^1/_4$ Uhr. Dann klärte sich Alles bleibend wieder auf und war womöglich noch schöner als zuvor. Firne und Felsen erschienen wie blank gewaschen, und die ebenfalls frisch gebadete Sonne verlieh dem gesammten Revier einen glanzvollen Ton.

Heinrich Weber.

Heinrich Weber wurde den 6. Juni 1821 in Zürich geboren, empfing dort seine Bildung und bestand, nachdem er nicht ohne langes Schwanken Theologie studirt hatte, 1845 die Staatsprüfung. Nach einer mehrmonatlichen Reise durch Deutschland funktionirte er in verschiedenen Gemeinden des Kantons Zürich, zuletzt (und noch heute) seit Jan. 1862 als Pfarrer in Höngg. Durch die Griechen und das Mittelhochdeutsche tief angeregt, unternahm er eigene dichterische Arbeiten, von denen einzelne noch ungedruckt sind. Gegenwärtig beschäftigen ihn meistens Geschichte und Hymnologie.

Der Albis. Ein beschreibendes Gedicht in Herametern. Zürich, 1842.

Die Schlacht bei Laupen. Epische Dichtung in neun Gesängen. 1853, Steiner'sche Buchhandlung in Winterthur.

Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen. Friedrich Schultheß, Zürich, 1861.

Heinrich Weber's Dichtungen sind zunächst ihren Stoffen nach achtungswerth. Es spricht sich in ihnen zugleich ein hohes, edles Wesen, eine feierliche Würde, vaterländische Gesinnung und in den religiösen Gedichten bis auf einen gewissen Punkt auch ein von den Fesseln des strengen Dogmatismus befreiter christlicher Glaube aus. Dennoch geben dieselben von großen und wesentlichen Mängeln Zeugniß: von Mangel an schöpferischer Phantasie überhaupt, von Mangel an tieferer Einsicht in das Wesen der epischen Dichtart insbesondere und von einer Ueberschätzung der Form, und speziell des Reimes, welche das innere Leben einer poetischen Schöpfung eher zu erdrücken als zu ersetzen geeignet ist. Sehen wir von dem in Herametern abgefaßten Jugendgedicht „der Albis", das als rein beschreibendes Gedicht nur einen sekundären Werth haben kann, ab, so beweist die zehn Jahre später geschriebene „Schlacht bei Laupen" unsere oben ausgesprochene Ansicht. Das Ganze ist, einige Stellen abgerechnet, wenig mehr als gereimte Prosa, wobei die ersten acht, dem Schlachtgesang vorangehenden Gesänge von ermüdender historischer Breite. Der Dichter bricht nicht nur nirgends zur Darstellung des Individuellen hindurch; der geharnischte Geist seines Stoffes ergreift ihn nur in zarten Innervationen; kaum vermag sich der Gedanke und die poetische Anschauung aus der Quaderbrust seines Nibelungenversbau's aufzuschwingen; das ganze Gemälde, das einer künstlerischen Gruppirung des Stoffes entbehrt, ist statt mit dem

Eisengriffel, wie es einer solchen Zeit geziemt, mit blassem Silberstift gezeichnet. Was den Styl des Stückes betrifft, so ist unser Dichter sehr arm an poetischen Bildern und Figuren; er hat das Bestreben, Rückert und Platen in ihrer Reimfertigkeit nachzuahmen, aber seine Reime sind häufig gesucht, und arten in unschönen Klingklang aus, wenn er zwei männliche an die Stelle eines weiblichen treten läßt (z. B. dehnt sich — lehnt sich, schaart sich — paart sich, emporsteigt — Flor zeigt, lauter — schaut er, Brustwehr — Kampflust mehr u. s. w.) Auch die allzuhäufige Nachsetzung des Epithetons hinter das Hauptwort (des Reimes wegen) ist unschön und bei unserm Dichter zur Manier ausgeartet. Wir werden nicht stark irren, wenn wir sagen die „Schlacht bei Laupen" sei ein Produkt der Langweile, wie sie denn auch wieder Gähnen erzeugt.

Wenn unser Dichter in dem besprochenen Epos beweist, daß es ihm an innern Anschauungen gebricht, so sind ihm diese in den „Liedern eines Suchenden" in so weit schon von vorneherein gegeben, als er sich in seinen geistlichen Gedichten vorzugsweise an die biblische Erzählung oder an die biblische Sentenz hält. Sie verrathen zwar einen etwas schulmäßig-hymnologischen Charakter, sind darum meistens zu lang und nicht frei vom Gemachten und Gesuchten; aber da der Verfasser diesen Stoff innerlich durchgelebt und so zu einem realen Eigenthum gemacht hat, so vermag er demselben auch mehr natürliche Wärme und Innigkeit einzuhauchen. Heinrich Weber hat in verschiedenen Zeitschriften noch andere lyrische Gedichte aufzuweisen, die sämmtlich eine edle Gesinnung und zartes Gefühl verrathen, aber meist auch an der gerügten Blässe einer farb- und poesielosen Didaktik leiden.

Der Dom der Freiheit.

Vision aus dem 7. Gesang der „Schlacht bei Laupen".

Wie der Granit der Alpen tief in des Erdballs Schwellen
Unerschüttert wurzelt, kein Sturm mag ihn zerschellen;
So mächtig steht gefüget des Baues tiefster Grund,
Ja fester noch, es wanket und stürzet eher das Erdenrund.

Der Felsen ist die Ordnung, durch keine Macht ersetzlich,
Und das Gesetz das klare, heilig unverletzlich,
Das ew'ge Wort von oben, das in der Brust erschallt,
Und das Gebot, das selber der Geist sich gab mit Allgewalt.

Es weist empor, verkündet der Menschheit hohe Würde,
Den Sinn erhellt es, hebet hinweg des Staubes Bürde;
Die Ein Gott hehr geschaffen, umschlingt Ein göttlich Band,
Gleich sind sie alle, tragen in sich der Freiheit Unterpfand.

Auf Felsengrund wie steiget so herrlich das Gebäude,
Der Gottheit Preis und Ehre, der Menschen Lust und Freude!
Dem Grunde gleich gewaltig strebt es empor, gefügt
Aus Gold dem nie getrübten und aus Demant der nimmer trügt.

Das Gold, das ist die Treue mit schlichtem Biedersinne,
Der Glaube, der am Worte festhält in Bruderminne.
Der Demant unzerbrüchlich bis in Unendlichkeit,
Der Gleichheit Grund entwachsen — nie wankende Gerechtigkeit.

Zum heil'gen Tempel wölben die Wände sich, getragen
Von schlanken Säulenmasten, die wundersam entragen
Dem festen Grund, wie Palmen die Zweige rings gedehnt,
Wie sich zur klaren Bläue die freie Seele jubelnd sehnt.

Die Säulen sind die Helden, die muthvoll überschwenglich
Für Freiheit schon gerungen, sie glänzen unvergänglich,
Und füllen die Brust des Jünglings mit Heldensinn, hinauf,
Hinauf zu lichten Höhen geht ahnungsvoll der rasche Lauf.

Der Wölbung Pracht, die Weite, kein menschlich Aug' ermißt sie,
Der hohen Kuppel Wunder — kein Sinn, kein Herz vergißt sie,
Das sie geschaut. Heil, Jüngling, wenn du den Tempel weißt,
Wenn deinem Geist gewiesen sein Heiligthum der Freiheit Geist!

Du sahst die mächt'gen Bogen der Fenster, unerreichbar
Dem Auge fast, dem Spiegel der blauen Seen vergleichbar;
Die Scheiben hell erstrahlend vom glänzendsten Kristall,
Rein wie des Thaues Perle, und silbern wie am Wasserfall.

Und mitten in der Wölbung, wo an der Kuppel sich einen
Die Palmenzweige, will herrlich des Himmels Azur scheinen,
Und durch die Kuppel nieder und durch die Fenster bahnt
Den Weg sich Glanz und Helle, wie nie ein sterblich Aug' sie ahnt.

Die Sonne strahlt am Himmel, ein unermeßlich Lichtmeer
Durchflammt die Tempelhallen, das ist kein irdisch Licht mehr,
Das ist der Freiheit Sonne, dem Himmel selbst entflammt,
Die jede Nacht durchflimmert und siegreich ewig sprüht und flammt'

Hinein in blaue Lüfte, weit über Wolkenschichten,
Fern über der niedern Thäler Nebeldunst den dichten
Taucht auf der Thurm voll Hoheit und hehrster Majestät,
Bis zu dem Azurzelte, vom Hauch der Gottheit mild umweht.

Wie schlank der Bau, wie herrlich, ein Werk erhabner Pracht voll,
Und wundersam gewaltig und überird'scher Macht voll!
Vom gold'nen Kreuze blitzet der Freiheit ew'ger Stern,
Die Zinne blicket weit hin nach Reichen unermeßlich fern.

Es hallen süße Stimmen her aus des Tempels Räumen,
Sanft wie die Lüfte kosen in linden Morgenträumen,
Und wie der Gießbach rauschet und Lawinendonner braust,
So hallen all' die Weisen, und wie der Sturm durch Berge saus't.

Der Freiheit Festgesänge frohlocken und erklingen,
Im tausendfachen Chore die Welten zu durchdringen;
Sie preisen hoch das Eden, das Freiheit segnend schuf,
Und feurigen Dranges mahnet zu Kampf und Sieg der Lieder Ruf.

Ein heil'ger Priester schreitet hervor, hehr die Gestaltung,
Noch Jünglingsmuth im Blicke, wie würdig des Greisen Haltung!
Aus höherer Welt ein Bote, so steht er' am Altar,
Hell prangt das Kreuz, das weiße, auf langem purpurnem Talar.

Wohl schaut' er alte Zeiten vorüberzieh'n, noch nah'n ihm
Der Tage viel; unsterblich scheint wohl die Lebensbahn ihm.
Der Priester ist die Liebe, die Gottes Geist entfloß,
Der Freiheit Tempel heiligt, mit ew'gem Band ihr Werk umschloß.

Vom Orgelklang gerufen und von der Glocken Zungen
Zum Fest kommt die Gemeine, von Andacht tief durchdrungen.
Voran des Domes Gründer, ein greis ehrwürdig Paar,
Und folgt in langen Zügen der Enkel und des Volkes Schaar.

So innig fest umschlungen vereint die Edeln Ein Sinn,
Es blüht der Greis noch kräftig; sein Name heißt Gemeinsinn;
Und Eintracht ist die Gattin, so zart an ihn geschmiegt,
Wie unzertrennlich am Ulmbaum die Rebe die gold'nen Früchte wiegt.

Hochheilig ist die Feier und jeglich Herz durchdringt sie,
Der Freien festliche Weise mächtigen Schall's erklingt sie;
Der Priester ruft, so gräbt sich des Ew'gen Wort nur ein,
Zum ächten Dienst der Freiheit entflammt er, ganz sich ihr zu weih'n:

Kennst du das Opfer? Bring' es im hohen Heiligthume!
Dein Herz und all dein Leben, ja bring' es ihr zum Ruhme!
Dein Ringen sei die Freiheit, dein Lieben sei nur sie!
In ihrem Tempel stimmst du in ihrer Helden Harmonie.

Aus den „Liedern eines Suchenden."

Widmung.

Vorüberfloh'n der Jugend heit're Tage,
Der Lenz entschwand, er glänzte bräutlich schön.
Die Welle braust, Gewölk umflicht die Höh'n,
Schon beben sie vom wucht'gen Wetterschlage.

Entblättert steht der Kindheit liebe Sage.
Ist's darum Zeit zu leerem Angstgestöhn?
Stimm' lieber ein in's muth'ge Kampfgetön'!
Erring' dir Antwort auf so manche Frage.

Ein Bild flammt durch die Welt, ich kann's nicht lassen!
In heil'gem Wahrheitsernst', o Seele, forsch'!
Die Sonne, nein, fürwahr! kann nicht erblassen,
Die Hülle sinkt nur, irdisch arm und morsch.
Sei Weg mir, sei mir Wahrheit, sei mir Leben,
Weih' mich zu einem Schosse grüner Reben.

Im Herbste.

Bald legt auch dieser Tag sich hin zur Ruh',
Die Sonne grüßt mit ihrem letzten Lächeln.
Des Herbstes feuchte Lüfte mich umfächeln
Und tragen mir das falbe Laub hier zu.
Was flüsterst du, o Hauch? Fast wie Gebet
Klingt mir dein leises Rauschen durch die Zweige.
Dich heb' ich auf, o Blatt, mir zugeweht,
Daß deinem Wort' ich lausch' und ernst mich neige.

Fern weicht die Erde von der Sonnennäh',
Daß matter nur die Strahlen niederleuchten,
Und aus des Riedes düsterm Grund, dem feuchten,
Aufsteigen Nebel wie vom Sturm so jäh.
Wo du, o Herz, den Sonnenpfad verlorst,
Nah'n aus der Tief' unheimlich finstre Dünste;
Nur wo die wahre Sonne du erkorst,
Zerreißest du das Netz der falschen Künste.

Im Wipfel hoch saß saftig grün das Blatt,
Gewiegt im Sonnenglanz von lust'gen Winden,
Sah zu dem Wolkenzug, dem pfeilgeschwinden,
Dem Vogelsange lauscht' es nimmer satt.
Es glänzte von der Früchte Gold umspielt,
Bis alle schieden; spärlich nur noch rannen
Des Stammes edle Säfte, nimmer hielt
Das Leben, und die Pracht zog all' von dannen.

Vermagst du, mein Gemüth, das schlichte Wort,
Das Lüft' und Laub dir hauchen, recht zu deuten?
Klingt's nicht wie fernes, ahnungsreiches Läuten,
Das längst verklungen noch hallt fort und fort?
O mächt'ger Herold Gottes, ernster Herbst,
Laß in mir deine Klänge wiederhallen,
Im feuchten Hauch, im Laub, das du entfärbst,
Mir deine Stimm' als Gottes Stimme schallen!

Des Tages Schwinden mahnt an schnelle Flucht,
In der das Leben rasch vorübereilet;
Wohl schmerzet sie, doch deutst du auch, was heilet,
Erst prangte ja die Trift voll gold'ner Frucht.
Wird, der sie reifen ließ, mit ihr vergeh'n,
Kann er auch sterben wie das Blatt, das fahle?
Und fliehet seines Odems warmes Weh'n,
Weil kalte Nebel schwarz umziehn die Thale?

Wie Traumgebilde schweben sie heran
Die Nebelflöre, hüllen Feld und Matten
In räthselhafte, ahnungsvolle Schatten.
Ob keine Hand den Schleier lüften kann?
Du kannst es, Herz, folgst du dem Gotteszug,
Der Sehnsuchtsträume schickt, daß er sie deute;
O wage nur den kühnen Glaubensflug,
Dir winkt ein Port und in ihr Siegesbeute.

Neu blüht das Leben, ob's auch jetzt erstarb.
Glaub' an die Zukunft! Zage nicht, an welche?
Es reifen immer neue Blüthenkelche;
Was fahl erstarb, glänzt wieder rosenfarb.
Gen Süden eilt der Vögel Wanderschaar,
Sie grüßen wieder die verlaß'nen Nester
Im frischen Lenz. Getrost! Auf immerdar
Blüht jener Mai, trau' nur, hoff' immer fester!

Der Zug nach oben.

Es weht ein Hauch durch alle Zeiten,
So lang ein Herz voll Leben schlägt,
Es sind zu weit ihm keine Weiten,
Daß er nicht jede Seele trägt.
Wie einst der Geist auf Wassern schwebte,
So schwebt er hehr vom Himmelszelt,
Und seit der Herr auf Erden lebte,
Erglänzt er leuchtend aller Welt.

Er bringt ins Herz des Staubgebornen,
Weckt ihn für eine neue Welt,
Und kündigt dem in Schuld Verlornen
Die Liebe, die ihn aufrecht hält.
Dem Aermsten streut er Sonnenblicke,
Daß ihm der Sorge Nacht entweicht,
Gießt Trost auf schmerzende Geschicke,
Die Wange flammt, sonst gramgebleicht.

Da drückt zu schwer nun keine Bürde,
Es beugt zu hart hinfür kein Joch,
Durch ihn erglänzt des Menschen Würde
Im tiefsten Dunkel himmlisch doch.
Die Last sogar hilft nun dir steigen,
Du liebst sie, und du bittest drum,
Der rauhe Pfad wird Freudenreigen'
Und lauter Heil, und schien so krumm!

Das ist der Zug, der in den Schachten
Der Seele wohnt so wundersam,
Der Strahl, der nie ganz läßt umnachten
Dein Herz, wenn Schuld es drückt und Scham,
Von Gottes Geist ein Kindeserbe,
Dein Siegel, daß du Gott entstammt,
Und daß dein schwaches Sein nicht sterbe,
Ob von sich selber auch verdammt.

Das ist der Trieb, des heißen Sehnens
Nach Wahrheit forscht und Gotteslicht,
Den Dunst zu bannen todten Wähnens,
Bis Morgenglanz durch Nebel bricht.
Er kann nicht ruh'n, er kann's nicht lassen,
Er muß, ihn drängt der heil'ge Zug
Wie tiefes Heimweh, aus dem blassen
Gesichte blitzt der mächt'ge Flug.

O Kraft, der sonst nichts zu vergleichen,
Allmächtig starker Gottestrieb,
Der Leben schafft im Feld der Leichen,

Das Leben, das auf ewig blieb!
Dir will, dir will ich ganz mich geben;
O ziehe, dränge, heb' empor;
Im Erdenstreit lehr' mich entschweben
Zum Quell des Siegs, zum höhern Chor!

Ostergruß.

Ostern, Ostern, liebes Herz, Ostern ist gekommen!
Heb' dein Auge himmelwärts, Leben ist entglommen,
Leben in der weiten Welt, grünes, duft'ges Leben,
Leben hoch vom Himmelszelt, freudig hehres Streben!

Ostern, Ostern, schönste Zeit jedem Erdgebornen,
O du machst das Herz so weit jedem Gotterkornen!
Mit dem Stein, der von der Gruft einst ward weggewälzet,
Strömt herein der Frühlingsduft, Angst und Sorge schmelzet.

Alle Thränen sind versiegt, die der Schmerz geweinet,
Weil er fromm an den sich schmiegt, der mit Gott ihn einet.
Wohl ein andrer Thränenquell springt, der Wonnenzähren
Tiefer Brunnen, rein und hell, hoch den Herrn zu ehren.

Ja, dem neuen Lebenshauch gib dich hin, o Seele,
Daß er mit dem schwanken Strauch innig sich vermähle!
Welch ein Strahlentag beginnt, welch ein freudig Ringen!
Welch ein Paradies gewinnt, wen er mag durchdringen!

Leben, das den tiefsten Keim schöpft aus Gottes Fülle,
Das sich droben weiß daheim, nicht in armer Hülle
Und doch in ihr Gottes Bild hegt und Heilandskräfte,
Daß an solchen Demantschild Sünde nie sich hefte.

Eingetaucht in Gottes Wort, von ihm geistdurchdrungen,
Steht es mannlich, streitet fort rings von Sünd' umrungen,
Steht, und beugt sich vor dem Herrn, vor dem gnadenreichen,
Glaubt und hofft, der Morgenstern kann ja nimmer bleichen.

Aus der Gruft von Sünd' und Angst gehst du, Seele, siegend.
Sag' es dir: Durch ihn errangst du den Sieg, und schmiegend
Dich mit frommer Lieb' an ihn mußt du auferstehen
Dorthin, wo nicht Nebel zieh'n, Gotteslüfte wehen.

Ostern, Ostern, Lebenspfand, Lebensquell und Eden!
Lösche nicht, du Liebesbrand, in der Selbstsucht Fehden!
Halte mich, du Lebenshort, laß mich stark dich halten!
Aufwärts, aufwärts fort und fort, neu, nicht mehr die Alten!

Aufwärts nach den lichten Höh'n, wo der Vater stillet
Jeden Seufzers leis' Gestöhn, wo sein Balsam quillet!
Neu an Glauben, der dem Herrn Alles übergibet,
Neu strahlt auch der Hoffnung Stern dem, der herzlich liebet.

Warte nur!

Warte nur!
Gottes ist die rechte Uhr!
Ungeduld mußt du bezähmen,
Kannst von deinem Gott nichts nehmen,
Er nur weiß die rechte Zeit:
Wache stets und sei bereit! Warte nur!

Warte nur!
Schau' hinaus in Feld und Flur!
Sieh', der Landmann streut den Samen,
Harrt der Ernt' in Gottes Namen:
Der das Saatkorn ihm verliehn,
Wird auch groß die Ernte ziehn. Warte nur!

Warte nur!
Ueberall des Ew'gen Spur!
Sieh', das Saatfeld bangt in Wettern,
Stürme rauschen, Blitze schmettern;
Ob die Hoffnung zagend sinkt,
Doch zur Zeit die Sichel blinkt. Warte nur!

Warte nur!
Lenkest du denn die Natur?
Willst du ihm die Wege sagen,
Der die ew'gen Berge ragen,
Der die Sterne glänzen hieß
Und das Gräschen nie verließ! Warte nur!

Warte nur!
Hörst du nicht des Höchsten Schwur?
Berge weichen, Hügel wanken,
Ewig stehn des Herrn Gedanken,
Ewig seine Gütigkeit.
Aber er nur weiß die Zeit. Warte nur!

Das Gebet.

Schwing' auf des Gebetes Flügeln,
Meine Seele, dich empor
Nach den hellsten Sonnenhügeln,
Zu der Geister reinem Chor!
Wie belebst du, wie erhebst du,
Geist von oben, im Gebet,
Gießest Gluten, Himmelsfluten,
Wo dein Gottesodem weht.

Säh' ich nicht im Weltgebäude
Dich, o Gott, doch fühlt' ich dich,
Wenn in heißer Sehnsucht Freude
Streckt nach dir die Seele sich,
Wenn sie fragend, bang oft zagend
Ruft nach dir, dem starken Hort,
Und dem Rufer von dem Ufer
Sel'gen Friedens schallt dein Wort.

O da fühl' ich, Antwort beut mir
Nimmer bloß der eig'ne Geist,
Nein, das Herz mit Wonn' erneut mir
Dein, dein Wort, das wonnig speist.

Ja, jetzt kenn' ich, ja, jetzt nenn' ich
Meinen Vater dich und Herrn,
Weiß, du kennst mich, weiß, du nennst mich
Mit dem Kindesnamen gern.

Wie da blüht ein wonnig Eden,
Wo der Seele du dich zeigst,
Wo zu deinem Kinde jeden
Augenblick du niedersteigst!
In dir leben, in dir streben,
Nur in dir, du stets in mir:
Ich kann ahnen nur die Bahnen,
Doch der Beter schaut schon hier!

Betend schaut das Herz, was nimmer
Sonst es hofft' im schweren Traum,
Und in der Verklärung Schimmer
Strahlt ihm neu der Lebensbaum;
Was verloren schien, geboren
Ist's ihm neu in reinster Pracht:
Ostermorgen, Ostermorgen,
Golden bist du aufgewacht!

Wem denn würd' er nicht erwachen,
Der ihm hell entgegenblickt?
Will die Sorge Gluthen fachen,
Heil, wer unter Gott sich schickt!
Nacht der Erden, hell wirst werden,
Heller als das Sonnenlicht,
Gläub'ges Flehen wird verwehen
Nebelflor und Wolkenschicht.

In des armen Lebens Drucke
Bete nur, ein hoffend Kind,
O die Fessel wird zum Schmucke,
Sturm und Angst ein Geisteswind.
Freiheit blühet, Leben sprühet,
Wo das Aug' nur Gräber sah,
Wie sich's heitert und erweitert,
Ja, das Himmelreich ist da!

Fleug' auf des Gebetes Schwingen
Himmelan den Geistesflug,
Laß nicht ab mit Fleh'n und Ringen,
Bis gestillt der Sehnsucht Zug.
Von den grauen Erdenauen
Schau zu Gott und flehe nur,
Nimmer schweigt er, herrlich zeigt er
Seiner Liebe Segensflur.

Fr. H. Ofer.

Friedrich Heinrich Ofer wurde den 29. Februar 1820 in Basel geboren. Er verlor früh seine Mutter, eine geborne Schneider aus Berlin; auch der Vater starb schon im Mai 1835. Ofer besuchte vom 6. Lebensjahre an die Gemeindeschule, bis 1835 das Gymnasium, hierauf drei Jahre das Pädagogium und endlich von 1838 an die Hochschule seiner Vaterstadt, woselbst er 1842 das Studium der Theologie beendigte und die Ordination erhielt. Hierauf brachte er zur Erweiterung seiner Studien noch ein Jahr in Berlin zu, besuchte später die Städte Leipzig, Dresden, Prag, Wien, München, Nürnberg und deren Kunstschätze. In die Heimat zurückgekehrt besorgte er zuerst das Vikariat der Gemeinde Diegten, Kt. Baselland, seit 1845 die Pfarrei Waldenburg am Fuße des obern Hauenstein in einem engen von Felsen umschlossenen Thale, und wurde den 19. Sept. 1866 zum Prediger an der Strafanstalt in Basel gewählt. Der Tod seines ältesten Mädchens 1854 und seiner ersten Gattin 1857 waren für ihn bittere Schicksalsschläge, die er in seinen „Kreuz- und Trostliedern" mit tiefer, aber leider nur selten mit poetischer Erregung widerspiegelt.

Kreuz- und Trostlieder von Friedrich Ofer. Zweite sehr vermehrte Auflage, mit Angabe der Compositionen. Wiesbaden. Julius Niedner, Verlagshandlung. 1865.

Weltliche Gedichte, in vielen Musenalmanachen und Zeitschriften des In- und Auslandes.

Ofer hat ein schönes musikalisch-lyrisches Talent und verräth auch einen durch Lektüre ziemlich geläuterten Geschmack. Um so mehr ist sich zu verwundern, daß unser Dichter, der manches hübsche

Naturlied geschrieben hat, sich als höchstes Ideal die musikalische Komposition seiner Lieder vorstellt, darauf hin arbeitet und dadurch nicht bloß in den „Kreuz- und Trostliedern" sondern auch in den weltlichen Dichtungen sehr häufig aus der ächtlyrischen Stimmung zur bloßen rhythmischen Tändelei, zum leeren Singsang, zum Stoßseufzer und zum wirklichen „Schnadahüpfel'n" herabsteigt. Ueber hundert Komponisten haben in wenig Jahren Ofer's zeitliche und weltliche Lieder komponirt und auf Flügeln des Gesanges sein Lob verkündet; die Kritik will ihm diesen ungesuchten Ruhm nicht verkürzen, aber dazu doch bemerken, daß die Anerkennung der Musiker zu keiner Zeit ein Diplom für die Unsterblichkeit eines Dichters gewesen ist. Die guten Lieder Ofer's zeichnen sich durch Frische, Unmittelbarkeit und zarte Stimmung vortheilhaft aus; auch hat der Dichter wirklich ein ganz besonderes Geschick, den Anforderungen der musikalischen Komposition in Sprache und Rhythmus gerecht zu werden.

Frühlingsahnung.

Ein Windstoß kommt herangebraust,
Von wannen? von wannen?
Horch wie er durch die Wipfel saust
Der Tannen, der Tannen!
Ein schriller Laut nur! — still ist's wieder,
Und rieselnd fällt der Reif hernieder.
Was war's, was war's mein liebes Thal?
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden,
Bald sausen und brausen die Stürme mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Ein Lichtstrahl flammt am Himmel hell,
Von wannen? von wannen?
Sieh', wie die Wipfel glühn zur Stell
Der Tannen, der Tannen!
Ein jäher Schein nur! — dunkel wieder
Und trübe schaut der Himmel nieder.
Was war's, was war's mein liebes Thal?

Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden,
Bald leuchtet und flammet die Sonne mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Der Schnee floh auf den Bergen schon
Von dannen, von dannen,
Tiefschwarz dem Winter sprechen Hohn
Die Tannen, die Tannen.
Noch wenig Zeit nur! — Vogellieder
Erschallen froh und freudig wieder.
Glück auf, Glück auf, mein liebes Thal!
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden.
Bald rauschen und schäumen die Bäche mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Thauwind, lustiger Geselle.

Thauwind, lustiger Geselle,
Grüß' dich Gott viel tausend Mal!
Gleich entspringt des Liedes Quelle,
Fährst du brausend durch das Thal!

Hei! wie jauchzt der kecke Junge:
Mit dem Winter ist's nun aus!
Stürmt ihm nach in muth'gem Sprunge,
Jagt ihn grad zum Land hinaus!

Auf der Au die Blümlein alle,
Alle Vöglein in dem Hain
Sind erwacht vom Jubelschalle,
Stimmen in den Jubel ein.

Hättst uns längst schon wandern müssen,
Winter du, mit Spott und Hohn!
Kühner Sieger, laß dich grüßen
Mit der Freude hellstem Ton!

Nun fangen die Weiden zu blühen an.

Nun fangen die Weiden zu blühen an,
Jauchze, mein Herz!
Schon zwitschert ein Vögelein dann und wann,
Jauchze, mein Herz!
Und ist's auch der holde Frühling noch nicht
Mit dem schönen Grün und den Blüthen licht,
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all seiner Lust und Pracht,
Jauchze nur, jauchze, jauchze mein Herz!

Weiß rauschen die Bächlein herab in's Thal,
Jauchze, mein Herz!
Viel muthiger lacht schon der Sonne Strahl,
Jauchze, mein Herz!
Und liegt auch noch in den Furchen der Schnee,
Und thäte der Reif dem Frühling noch weh,
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all seiner Lust und Pracht,
Jauchze, nur, jauchze, jauchze mein Herz!

Fürwahr, schon spürt' ich ein Lüftchen lau,
Jauchze, mein Herz!
Am Borde gar nicket ein Blümchen schlau,
Jauchze, mein Herz!
Und schwimmt auch noch auf den Seeen das Eis,
Und wartet der Frühling noch kluger Weis',
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all seiner Lust und Pracht,
Jauchze nur, jauchze, jauchze, mein Herz!

Rausche, rausche, froher Bach!

Rausche, rausche, froher Bach,
Küsse die Blumen am Ufer wach!
O wie werden sie dir's danken,
Hold zu dir sie niederschwanken,
Und in deinen Wellen licht
Lachend spiegeln ihr Angesicht!

Horch o horch, mit lautem Ton
Grüßet dich freudig die Amsel schon,
Schau, wie ist's an deinen Borden
Ueberall schon grün geworden,
Gelt, nun läßt's dir keine Ruh',
Frischer, muntrer Geselle du!

Ach wie freuen Busch und Baum
Sich auf den wonnigen Sommertraum,
O wie werden sie sich neigen
Froh zu dir mit ihren Zweigen,
Erlen, Weiden allzumal
In dem lustigen Wiesenthal!

Rausche, rausche, froher Bach,
Bald ist der schlummernde Frühling wach!
Rasch auf deinen schönen Wegen
Zieh dem Lieblichen entgegen,
Bis im Maien, dankerfreut,
Ganz mit Blüthen er dich bestreut!

Frühlingsanfang.

Der Schnee ist vergangen, der Winter ist weg,
Hervor, ihr Blumen, hervor!
Märzglöckchen und Veilchen im Dornengeheg,
Masliebchen und Primeln am Wiesensteg,
Hervor, ihr Blumen, hervor!

Der Himmel lächelt hernieder so blau,
Heraus, ihr Knospen, heraus!
Die Lüfte wehen so lieblich und lau,
Und drunten am Bache grünet die Au,
Heraus, ihr Knospen, heraus!

Der Frühling will kommen gar bald, gar bald,
Heran, ihr Vögel heran!
Kommt, singet ihm, daß es schallt und hallt,
Und bauet das Nest im lustigen Wald,
Heran, ihr Vögel, heran!

Auf! freue dich mit, du Menschenkind,
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!
Heraus aus dem Haus geschwind, geschwind,
Und sing mit dem fröhlichen Merzenwind:
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!

Sonntagsfrühe.

Sabbatsstille fließt zur Erde
Leise mit dem Morgenthau,
Wie mit lächelnder Geberde
Schaut der Himmel auf die Au.

Von den lichten Blüthenzweigen
Wehn die Düfte heilend lind,
Thaugeschmückt die Halme neigen
Wie zum Beten sich im Wind.

Schüchtern nur die Vöglein tauschen
Ihren ersten Frühgesang,
Und so ernst die Bäume rauschen
Zu der Morgenglocken Klang. —

Sieh' auch mich, auch mich verlanget,
Herr, nach deiner Sabbatsruh!
Wie die Frühlingswelt erpranget,
Prang' in meinem Herzen du!

Und die Seligkeit, der Friede,
Der die Seele mir durchweht,
Steig' empor in meinem Liede,
Dir ein angenehm Gebet!

Waldlied

O Wald o Wald,
Wie ewig schön bist du!
Ist es dein Grün,
Ist es dein heimlich Dunkel?
Dein buntes Blühn,
Das irre Sonnefunkel?
Daß ich auf's neu stets freudetrunken
In deinen Zauber steh' versunken.
Wer mag es sagen,
Wer's je erfragen?
Nur singen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!
Ist es dein Duft,
Ist's deiner Büsche Wallen?
Die kühle Luft,
Sind's deine hohen Hallen?
Daß es mich immer, immer wieder
Zu dir, Geliebter, zieht hernieder.
Wer mag es sagen,
Wer's je erfragen?
Nur singen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!
Ist's dein Gesang,

Ist's deiner Tannen Sausen?
Dein Klagen bang,
Der alten Eichen Brausen?
Daß Heimweh bald mich will erfassen,
Mußt' ich, o Trauter, dich verlassen.
Wer mag es sagen
Wer's je erfragen?
Nur singen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!
Ist's Majestät,
Ist's heimisch trautes Wesen,
Was dich durchweht,
Dich macht so auserlesen?
Daß jauchzend dich des Sängers Lieder
Lobpreisen immer, immer wieder!
Wer mag es sagen,
Wer's je erfragen?
Nur singen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig schön bist du!

Waldfrieden.

O wie muß dir sein,
Trautlieb Waldvöglein!
Auf den schlanken Tannen droben
Ungestört den Herrn zu loben.
Könnt' auch ich so glücklich sein!

O wie muß dir sein,
Hellklar Waldbächlein!
Mit melodisch süßem Singen
Ungeseh'n durch's Moos zu klingen,
Könnt' auch ich so glücklich sein!

O wie muß dir sein,
Frischroth Waldblümlein!
Heimlich still im Grün zu glühen,
Schmerzenslos dann zu verblühen!
Könnt auch ich so glücklich sein!

Abendlied.

Nun schlafen die Vöglein im Neste,
Nun schlummern die Blüthen am Strauch,
Und unter dem Himmel die Weste,
Horch, horch! sie ruhen nun auch.

Nur droben da wachen die Sterne,
Und singen ihr ewiges Lied,
Das, hallend aus endloser Ferne,
Leis über die Erde noch zieht.

Und der da von Anbeginn lenket
Das ganze schimmernde Heer,
Auch deiner liebend gedenket,
Du giltst ihm ja noch viel mehr.

Der segnet die Vöglein und Blüthen,
Und leitet der Winde Hauch,
Der wird auch dich wohl behüten,
So ruh' im Frieden nun auch!

Sommermondnacht.

Schaut der Mond so lachend nieder,
Weil die Erde nun so schön?
Oder lacht hinauf die Erde
Zu dem Glanz der Himmelshöhn?

Schweigt im Baum das laue Lüftchen,
Weil der Amsel Lied erklang?
Oder preist die hehre Stille
Hold des Vogels Nachtgesang?

Duften lieblicher die Rosen,
Weil der Thau herniedersinkt?
Oder sinkt er in die Kelche,
Weil der Rose Pracht ihm winkt?

Rauscht der Brunnen so melodisch,
Weil ihn trat der Mondenstrahl?
Oder hat der Mondschein lächelnd
Seinen Freund gesucht im Thal?

Ach, schlägt dir mein Herz entgegen,
Sommermondnacht, traute du?
Oder bringst du friedestrahlend
Selber freundlich mir die Ruh? —

Eins ist Erd' und Himmel worden,
Eins nur Glanz und Duft und Klang,
Und vereint hallt all die Wonne
Durch die Mondnacht im Gesang.

Herbstfäden.

An Bäumen und Gestäuden
Sind schon die Blätter falb;
Ade, ihr tausend Freuden,
Bald wintert's allenhalb.

Und mit dem Sommer ziehen
Die Elfen aus dem Wald,
Dem Nebel zu entfliehen,
Der herwallt trüb und kalt.

Am Waldessaum sie halten
Zum Abschied frohen Tanz.

Sahst du die Duftgestalten
Noch nie im Mondenglanz?

Oft bleibt am Busche hangen
Ihr Schleier wundersein,
Früh Morgens siehst du prangen
Die Fäden im Sonnenschein.

Das letzte Blatt.

Sterbensmatt
Harrt am Baum das letzte Blatt;
Mitleidsvoll der Andern Lust und Weh
Decket längst der tiefe, tiefe Schnee.

Voller Pein
Blieb zurück es ganz allein;
Und es seufzt: O könnt' auch ich doch ruhn,
Ach, was soll ich einsam hier noch thun!

Rings um mich
Still die Welt so schauerlich!
Und mich mahnt der Wintersonne Glanz
Nur noch mehr, wie ich verlassen ganz!

Todeshauch!
Komm, gedenke meiner auch!
Lebe wohl, du holdes Frühlingswehn,
Mag ein neu Geschlecht den Lenz denn sehn!

Und vom Baum
Sinkt das Blatt als wie im Traum,
Leise wie ein letzter Odemzug, —
Bald verweht's der Sturm in wildem Flug.

Ständchen.

Wie die Blüthen träumen im Frühlingshauch,
Träume, du Holde, träume du auch!
Dunkel ist die laue Nacht,
Doch heller meine Liebe lacht
Heller, als alle Sterne dir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume süß von mir!

Wie der Mond jetzt flimmert durch Wolken mild,
Lächle dich an des Liebsten Bild!
Erd' und Himmel verschwinden sacht,
Wie Traum und Leben, o Wunderpracht!
Eins auch, Geliebte, sind ewig wir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume süß von mir!

Wie der Flieder rauscht an der Gartenwand,
Rauschen die Engel durch's stille Land.
Schlumm're sanft, sie halten Wacht,
Schlumm're sanft die ganze Nacht!
Bis das Frührot lacht in die Augen dir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume süß von mir!

Silbernes Bächlein im tiefen Thal.

Silbernes Bächlein im tiefen Thal,
Grüße dich Gott viel tausendmal!
Ei, was soll dein Blitzen mich fragen?
Ei, was will dein Rauschen mir sagen?
Willst du mich mahnen an sie?
Weißt ja, nie vergeß' ich sie, nie!
Bächlein, und müßte versiegen dein Quell,
Meine Liebe, meine Liebe bleibt frisch doch und hell!

Leuchtendes Blümlein am Rande du,
Lache mir nur so schelmisch zu!
Ei, was will dein Schimmern mich fragen?
Ei, was will dein Nicken mir sagen?
Willst du mich mahnen an sie, an sie?
Weißt ja, nie vergeß' ich sie, nie!
Blümlein, wie bald ist dein Schimmer dahin,
Aber treu doch, aber treu doch bleibt ewig mein Sinn!

Wallender Busch in dem kühlen Grund,
Mach' mir mein frohes Herz nicht wund!
Ei, was will dein Säuseln mich fragen?
Ei, was will dein Grün wohl mir sagen?
Willst du mich mahnen an sie, an sie?
Weißt ja, nie vergeß' ich sie, nie!
Fallen, mein Busch auch die Blätter dir ab,
Meine Liebe, sie grünt noch wohl über dem Grab!

Wie die wilde Ros' im Wald.

Wie die wilde Ros' im Wald
Blühe, Mägdlein, blühe!
Ach, die Sorgen kommen bald,
Und der Kummer fühe!
Blüh'! — noch weht der Morgenwind!
Blühe, blühe, glücklich Kind!

Blüh'! — In grüner Einsamkeit
Ahnt es nicht die Rose,
Wie sie leuchtet weit und breit
Aus dem zarten Moose.
Blühe, blühe, selig blind,
Blüh' noch lange, holdes Kind!

Wie die wilde Ros' im Wald
Blühe, Mägdlein, blühe!
Ach, die Sorgen kommen bald,

Und der Kummer frühe!
Blüh'! — es welken so geschwind,
Ros' und Jugend liebes Kind!

Die Traube.

In die Wüste Syriens zog Makarius
Fromm als Eremit mit andern Brüdern;
Jeder in besondrer Klause diente,
Von dem Andern unweit, seinem Gotte
Mit Betrachtung, mit Gebet und Fasten;
Jenen hatten sie erkürt zum Abte.
Eines Tages, als ein böses Fieber
In den Zellen hauste, trat der Siedler
Einer zu Makarius mit den Worten:
„Diese Traube fand ich, wohl die erste,
Die dies Jahr gereifet, mög' des Knechtes
Arme Gabe nicht mein Herr verschmähen!"
Sprach's, und ließ die schönste Traube gleiten
In des Abtes Hand und ging von dannen.
Doch zur nächsten Klause schritt Makarius
Eilig drin ein Bruder an dem Fieber
Krank lag, bot zur Labung das Geschenk ihm.
Einen Kränkern noch der Kranke wußte,
Hob sich mühsam von dem harten Bette,
Gab die süße Frucht dem Bruder huldvoll
Doch auch Dieser wollte sie nicht kosten,
Trug sie fort in eine andere Klause,
Seines Bruders Fieberdurst zu lindern.
Der auch gönnt sich nimmermehr die Gabe,
Und so wanderte die süße Traube
Bis zum allerletzten Siedler mälig.
Zu Makarius aber schleppt sich Dieser,
Spricht mit schwacher Stimme, sich verbeugend:
„Billiglich gebühret meinem Herren
Vor den Andern diese Erstlingsgabe!"
Und es rollten in den Bart des Abtes
Thränen ob der Brüder heil'ger Lieb.

Frau Käthe's List.

Der Luther in schweren Nöthen war,
Versunken in Kleinmuth ganz und gar,
Der Teufel wollt' den kühnen Glauben
Voll arger List dem Helden rauben.

Der sonst so froh die Gnade pries,
Und alle Welt zum Kreuze wies,
Wie Jakob rang mit seinem Gotte:
Ihm ward sein Glaube, ach! zum Spotte.

Verzagen will er an seinem Herrn;
Und in das Dunkel fällt kein Stern,
Ob tröstet ihn, ob zürnt Frau Käthe,
Und um ihn weinet im Gebete.

Vergebens! Fort mit Weh und Ach
Sitzt Luther trostlos im Gemach,
Den langen Tag verstimmt und müßig
Und gar des Betens überdrüssig.

Da räth sein Weib ihm: „Aus dem Haus
In Gottes Welt zieh' doch hinaus;
Vielleicht mag dir das Reisen frommen,
Dem bösen Geiste zu entkommen".

Der Doktor wandert zagend fort,
Doch mit sein Grimm von Ort zu Ort;
Kommt heim, du lieber Gott, noch trüber:
Die Wolken gehen nicht vorüber.

Und als er in die Stube tritt
Mit finstrer Stirn und müdem Schritt,
Vor Schrecken thät er jach erblassen,
Und mag vor Beben kaum sich fassen.

Denn Käthe, sieh', im schwarzen Kleid
Am Fenster sitzt mit bitterm Leid,
Das Thränentüchlein in den Händen
Thät sie sich grüßend gen ihm wenden.

Um Gott, lieb' Weib, was ist geschehn,
Daß ich dich muß in Trauer sehn?
Sag' an, wem gilt dein banges Klagen,
Liegt ein's der Kinder auf dem Schragen?"

Fein lächelnd, Käthe drauf begann:
„Weißt du's noch nicht, mein guter Mann?
Der Herrgott ward zu Grab getragen,
Er starb gar schnell vor wenig Tagen".

Da wich mit Eins des Doktor's Gram,
Und schluchzend rief er aus voll Scham:
„Vergib' mir, Herr, die arge Sünde,
Und deine Gnad' mir wieder künde!"

„Ei ja! noch lebt der alte Gott,
Und macht des Teufels List zu Spott:
Hab' Käthe Dank, daß deine Treue
Den Glauben mir geschenkt auf's neue!"

Und unverweilt stimmt seinem Herrn
Ein Lied er freudig an zu Ehr'n,
Und in sein Herz zieht mit dem Liede
In reichem Strom der alte Friede.

Aus den „Kreuz- und Trostliedern".

I.

Aus der lauten, bunten Welt
In die Stille, in die Stille!
Ruht sich's wie im Himmelszelt
In der Stille, in der Stille

Weinst um deine Sünde du,
In die Stille, in die Stille!
Gnade sagt dein Herr dir zu
In der Stille, in der Stille.

Trägst nach Weisheit du Begehr,
In die Stille, in die Stille!
Reich von oben fließt sie her
In der Stille, in der Stille.

Haben Menschen dich verfehrt,
In die Stille, in die Stille!
Lieb' und Demuth wiederkehrt
In der Stille, in der Stille.

Ach, mit aller deiner Pein
In die Stille, in die Stille!
Heil und Frieden kommt allein
In der Stille, in der Stille.

2.

Bitter ist des Leides Wurzel,
Doch wie treibt sie edle Blüthen,
Wie will Gottes Huld und Gnade
Deine Trauer dir vergüten!

In dem Herzen, gramzerrissen,
Sprossen Sanftmuth auf und Milde;
Lieben lernst du erst im Weinen,
Lieben nach des Heilands Bilde.

Zieht sich durch dein ganzes Leben
Unauslöschlich heil'ge Wehmuth,
Aller Brüder letzter gerne
Wirst du werden voller Demuth.

Unterm Kreuze, gottgelassen,
Lernst die Erde du verachten,
Lernest nach dem Himmel richten
All dein Sinnen und dein Trachten.

Dr. Jakob Frei.

Jakob Frei wurde den 13. Mai 1824 im aargauischen Dorfe Gontenschwyl geboren. Seine Eltern waren schlichte Landleute, aber die Mutter, obwohl sie erst in ihrem 45. Jahr schreiben lernte, voll feinen und eigenthümlichen Geistes. Frei empfing auf dem Gymnasium in Aarau durch den bekannten Germanisten Rochholz die bestimmende Richtung zu geschichtsphilosophischen und philologischen Studien. Er bezog die Universität Tübingen, wo er namentlich auch Vischer hörte, machte einen längern Aufenthalt in München und in Zürich, ging noch einmal nach Tübingen und übernahm nach der Rückkehr von der Universität (1850) die Redaktion des „Schweizerboten" in Aarau. Von seiner Gemeinde in den Großen Rath und von diesem sofort zu seinem Sekretär und zum Mitglied wichtiger Kommissionen gewählt, hielt Frei zunächst den Staatsdienst für den natürlichsten Weg zu einer seinen Studien entsprechenden Carrière; aber gerade der rasch gewährte, volle Einblick in das Triebwerk der Staatsmaschine schreckte ihn bald gründlich ab. Er übernahm von 1856—1861 die Redaktion der „Bernerzeitung"; 1861 siedelte er nach Basel über, von wo er 1865 wieder nach Bern zurückkehrte. Seit 20 Jahren hat Frei mit entschiedenem Glück das Gebiet der Novellistik betreten; seine unter dem Pseudonym „J. Reif" in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienenen Dichtungen wurden von ihm erst in den letzten Jahren gesammelt herausgegeben.

Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frei. 2 Bde. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1858.

Die Waise von Holligen. Basel, bei Krüll, 1862.

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimat von Jakob Frei. 2 Bde. Aarau, Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer. 1864.

Neben Gottfried Keller ist Jakob Frei wohl der gediegenste Novellist, den die Schweiz besitzt. Er steht dem erstgenannten Dichter an urwüchsigem Phantasiegehalt und plastischer Kraft nach; aber er übertrifft ihn an schöner Menschlichkeit, an Seele, an historischem Sinn, an künstlerischer Technik und bisweilen selbst in jenem maßvollen, knappen Styl, der uns gerade in dem, was er verschweigt, den Meister offenbart.

Frei's Novellen und Dorfgeschichten zeichnen sich im Ganzen aus durch eine feine und tiefe Charakteristik, durch kernhafte Gesinnung, durch Einfachheit und Wahrheit der Erfindung, durch maß- und taktvolle Verwendung der Stoffe, durch Sauberkeit und Wärme der Ausführung, sowie endlich durch eine musterhafte Beherrschung der Sprache. Der Dichter entwirft oft in einem kleinem Rahmen ergreifende und bisweilen erschütternde Seelengemälde. Etwas Pathologisches hängt ihm insofern an, als er nicht selten über seine Schöpfungen den trüben Schleier der Wehmuth wirft, wie zum Zeichen, daß sein Herz traure über die Herbe des Geschicks, das seine Feder schildert; aber dieser düstere Ton, wo er in die Stimmung des ganzen Gemäldes eingeht, erhöht oft nur noch die Wahrheit des Bildes, wie die Göttergestalten der alten griechischen Meister, deren Antlitz auch ein wehmüthig ernster Zug leise umschwimmt (als trauerten sie über das allmächtige Schicksal, dem selbst die Götter unterworfen sind) gerade durch diesen sanften Ernst den Sterblichen heilig und verehrungswürdig erschienen.

Ueber die „Schweizerbilder" äußert sich eine kompetente Feder in Nr. 39 der Liter. Mittheilungen der St. Galler-Blätter von 1864 folgendermaßen:

„Wir bekennen unsere Antipathie gegen „gemischte Waarenlager", in denen die edelsten Kunstgebilde aus ächtem Feingold gleiches Recht mit den bronzenen Quincaillerien und Nippes haben; besonders wenn der Besitzer vollauf genug haben würde, falls er seine Auslage nur ein wenig beschränken möchte. Wir konnten diesen Gedanken bei der Lektüre vorliegender Erzählungen durchaus nicht los werden. Einzelne derselben sind wirkliche Kunstwerke von ganz ungewöhnlicher Bedeutung, mehrere offenbar nur novellistisch eingekleidete Einfälle, deren Unzulänglichkeit an Inhalt allerdings mit einer virtuosen Erzählungstechnik ziemlich glücklich verläugnet, aber nicht thatsächlich überwunden wird. Seltsam, oder vielmehr richtiger, recht natürlich, daß diesen Einmischungen der Sammlung auch der schweizerische Heimatboden durchaus keine Nothwendigkeit, dagegen eine Uebertreibung bestimmter Gemüthsprobleme gemeinschaftlich ist; man

könnte an eine Damenfeder glauben. Wir denken dabei zunächst an die drei letzten Stücke des ersten Bandes, theilweise auch an „Ein verhängnißvolles Vaterwort“. Weit bedeutsamer schon sind die Erzählungen mit historischer Grundlage, unter denen jene „Aus schlimmen Tagen“ und „Das erfüllte Versprechen“ hervorragen, wenn uns auch in letzterer etwas starke Zumuthungen gestellt werden. Dagegen liefert der Verfasser wahrhafte Meisterwerke, wo er, im wirklichen Hochgebirgsleben stehend, die vorhandenen sozialen Verhältnisse zur Grundlage nimmt, die Naturereignisse als Staffage und ihre Wechselwirkungen mit dem Menschenleben als Ausgangspunkte seiner „Erzählungen aus der Heimat“ benutzt. Hier ist er in seiner Heimat durch und durch, hier ist er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menschenart und Menschenherzen ganz, hier entfaltet sich die Seelenzeichnung zu bewundernswerther Kraft, hier gewinnt selbst der Styl eine tadellose Vollendung. Mehr romantischen Tones tritt mit diesen großen Vorzügen „Das Schwerterbe“ auf; psychologisch ist „Das Vaterhaus“ ein Kabinetsstück; doch das Vollendetste: „Der Alpenwald“. Mit dieser Dorfgeschichte, — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literarischen Genre's zu gebrauchen, — steht Jakob Frei auf vollkommen gleicher Höhe mit den gefeiertsten Koryphäen dieser Richtung.“ —

Ueber den kleinen historischen Roman „Die Waise von Holligen“ hat sich Frei selber in der kurzen Vorrede zu diesem Werke ausgesprochen. Trotz dem derselbe nicht aus einem Guß entstanden ist, und somit Mängel in der Komposition verräth, gibt er doch ein frisches und lebendiges Bild von der Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft während den Stürmen der französischen Revolution und bekundet überall, in der psychologischen Charakteristik wie in der äußern Schilderung die bereits erwähnten hohen Vorzüge unsers Dichters. —

Kindersegen.

Der wackere und reiche Obermüller trug an Sonn- wie Werktagen ein graues oder hellblaues Kleid, wie es auch sonst bei seinen Gewerbsgenossen landesbräuchlich, den Kopf im Sommer mit einem breiträndigen Strohhute, im Winter mit einer schwarzgrau gestrickten Wollenmütze bedeckt; nur wenn der Mann ein gewisses Anliegen zum

Pfarrer rief, kam er am Freitag oder Samstag im braunen Tuchrocke, den sonst unbequemen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, gar stattlich das Dorf herabgeschritten. Seit seiner Verheirathung hatte sich dieser Aufzug schon so oft wiederholt, daß die Leute bereits wußten, was damit gemeint war. Sie fragten deßhalb einander sogleich: „Ist's ein Prinz oder eine Prinzeß? . . . Der Obermüller will, scheint's, am Sonntag wieder einmal taufen lassen." Von den nähern Bekannten, besonders von seinen Jugendkameraden, hatte der kindergesegnete Vater manche Neckerei auszuhalten über die jährlich sich vergrößernde Reihe lebendiger Orgelpfeifen, die er in seiner Mühle aufstelle, und wie die Späße eben lauteten. Der Obermüller pflegte darauf heiter zu antworten: „Laßt's nur gut sein; so ein Kind ist der beste Riegel vor ein Thürchen, durch das der Teufel in's Haus schlüpfen möchte; es sind aber viele Riegel nöthig, wenn all diese Teufelsthürchen festgemacht werden sollen." — Es gab wohl Wenige, die über den tiefern Sinn dieser Worte nachdachten; die Leute sagten eben: „Nun freilich, dem thut's Nichts . . . . er hat's und vermag's."

Ebenso Wenige mochten den Sinn ihrer eigenen Worte bedenken oder überlegen, wie mit dieser Rede und Antwort ein oft so traurig endender Widerstreit der reinsten innern Menschenverhältnisse mit den äußern besprochen war. Eine Begebenheit, die sich im Dorfe selbst zugetragen, wäre geeignet gewesen, hierüber Aufschluß zu geben, wenn die Leute den geheimen Ursachen derselben näher nachgeforscht hätten. — —

Zu unterst im Dorfe wohnte in einem kleinen, etwas seitwärts der Straße gelegenen Häuschen der Zimmermann Joseph, oder wie die Leute in ihrer Redebequemlichkeit sagten, der Zimmer-Sepp. Derselbe war ein rüstiger und in seinem Handwerke geschickter Arbeiter. Wohl zehn volle Jahre hatte er in der Fremde zugebracht und war erst auf den Bericht heimgekommen, daß sein alter Vater auf dem Todtenbette liege. Das ganze Erbe, das ihm zufiel, bestand in dem alten Häuschen und einem kleinen Baumgarten. Gleichwohl sah manche Tochter im Dorfe mit unverhehltem Wohlgefallen auf den hübschen jungen Zimmermann, der sich durch ein fast herrscheliges, ihm so wohl anstehendes Wesen unter den unbeholfenern Bauernsöhnen vortheilhaft auszeichnete. Sepp schien diese ihm geschenkte Aufmerksamkeit wenig zu beachten, und sobald er das baufällige väterliche Haus etwas ausgebessert, ging er einstmal nach Zürich, einen alten Meister zu besuchen, wie er sagte. Aber schon am nächsten Sonntag wurde sein wahrer Reisezweck kundbar. Der junge Zimmermann

wurde zu Aller Erstaunen und manchem geheimen Verdrusse mit der Regula Zollinger aus dem Kanton Zürich von der Kanzel verkündigt. —

Die „Fremde" mußte sich im Dorfe in den ersten Tagen scheel ansehen lassen. So Eine, die ihr ganzes Brautfuder in einer Magdkiste hergebracht, hätte Sepp in der Nähe bekommen und sich die Reisekosten ersparen können, wurde hier und da geurtheilt; auch der in der Gegend ungewohnte Name der jungen Frau mußte gehörig Spießruthen laufen. Gewiß wäre das Zimmer-Regele noch spitziger durchgehechelt worden, wär' es nicht gar ein so verständiges, freundliches und hübsches Frauchen gewesen. So aber war's nicht möglich, ihm böse zu sein, zumal es bald bewies, daß ihm trotz seines langen Dienstes in der Stadt weder Karst noch Rechen unbekannte Dinge waren. Regele anerbot sich schon in den ersten Tagen nach seiner Herkunft den Nachbarn zur Aushülfe in den eben beginnenden Sommerarbeiten, und wer dieses Anerbieten einmal angenommen, suchte daran festzuhalten, bis der Herbst eingebracht war. Jetzt aber nach Beendigung der Landarbeit bewies Regele, daß es auch in seinem Stadtdienste Etwas gelernt hatte. Wer eine saubere Wasche halten und das Schadhafte zierlich ausbessern lassen wollte, nahm Regele in Anspruch; wo eine rechte Kindstaufe oder Hochzeit ausgerichtet werden sollte, da mußte das Zimmer-Regele dabei sein; selbst die junge Löwenwirthin, die doch fast ein ganzes Vierteljahr in der Stadt die Kocherei gelernt, verschmähte bei wichtigen Anlässen weder dessen Rath noch thätige Beihülfe.

So kam es, daß die junge Frau manchen Tag auswärts auf der Arbeit war, während Sepp daheimbleiben mußte; die Landarbeit verstand er nicht, und auf seinem Handwerke gab es eben auch nicht fortwährend Verdienst. Jetzt erst fand er neue Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu sein; denn es würde ihm, da er seinen Arbeitslohn oft noch lange ausstehen lassen mußte, manchmal schwer geworden sein, den baaren Batzen zum Abendschoppen aufzubringen, wenn nicht Regele stets bereitwillig mit seinem eigenen Verdienstbeutelchen beigesprungen wäre. Und Sepp mußte seinen Abendschoppen trinken. Das war er ja seit seiner Lehrzeit die vielen, vielen Jahre her gewohnt gewesen, und unterließ er's einmal, so war gewiß die ganze Nacht an keinen rechten Schlaf zu denken. Regele selbst wendete gegen diese Gewohnheit nie viel ein; es mochte dem lieben Manne von Herzen eine kleine Erholung gönnen, zumal Sepp wirklich kein Trinker war und mit seinem Schoppen vorlieb nahm. Vielleicht regte sich auch noch ein kleiner Stolz bei der jungen Frau; wenigstens

hörte sie es gewiß nicht ungerne, daß die Löwenwirthin sagte, seit der Sepp heimgekommen, sei das Wirthen eine rechte Freude. Er wisse so vielerlei und so verständig zu erzählen, daß die Andern selbst darüber vernünftiger würden und ihre Narrenpossen bleiben ließen. Gleichwohl hätte Regele den Mann manchmal gerne daheim behalten, da besonders in der einsamen Abendstunde ein verborgenes Heimweh mit verstärkter Gewalt hervorbrechen wollte.

Einmal als Sepp scherzend um einen Batzen bat, den es mit den andern bei ihm auf Zins anlegen könne, sagte es, sein Beutelchen ziehend: „Ja, aber Sepp, denk', wenn wir einmal Kinder haben, und ich nicht mehr so verdienen kann, wo willst du dann einen andern Zinsherrn such n?" — Der fast wehmüthige Ton, mit dem Regele diese Worte sprach, traf das richtige Ziel. Sepp zögerte einen Augenblick, bevor er das dargebotene Geld nahm, dann aber sagte er: „Ei was, kümmere du dich darum nicht; bis dahin bin ich auch bekannter geworden in der Umgegend und werde größere Kundschaft haben."

Sepp glaubte wohl selbst aufrichtig an diesen Trost; dennoch ging er den Weg nach dem Löwen hinüber nachdenklicher, als es sonst in seiner Art war. Einmal stand er still und machte plötzlich ein paar Schritte rückwärts; dann kehrte er wieder um und sagte vor sich hin: „Das wird schon noch Zeit haben, um das Besserwerden abwarten zu können; aber freilich . . ." — Der stille Wandler nahm die Mütze ab, als ob ihm dieselbe trotz des kalten Schneewindes zu warm mache. Darauf schüttelte er mit dem Kopfe und fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Es vergingen nur wenige Wochen, der Winter schickte immer noch rauhe Tage mit Schneegestöber und Regen über das Land, da sagte Regele eines Morgens: „Wärst du nicht auch im Stande, eine Wiege zu machen, da du jetzt keine andere Arbeit hast?" — „Je nachdem, es kommt darauf an, für wen sie wäre," meinte Sepp; „so ganz schreinermäßig kann ich's freilich nicht." — Regele legte sein Gesicht an die Brust des Mannes und sagte leise: „Sie wird's schon thun . . . . sie soll auch blos für uns selbst sein." — Sepp hob den Kopf der jungen Frau rasch in die Höhe und schaute ihr fragend in die Augen. Regele nickte mit erröthendem Schweigen Ja.

Der junge Zimmermann ging nachdenklich in seine kleine Werkstatt und suchte da unter seinem geringen Holzvorrathe herum; dann fing er an, emsig zu sägen und zu hobeln, ohne den ganzen Vormittag ein einziges Mal nach der Stube zu gehen. Als Regele herauskam, um ihn zum Mittagessen zu rufen, und die wacker vorgeschrit-

tene Arbeit bemerkte, hing es sich um den Hals des lieben Mannes, ihn heftig auf Lippen und Augen küssend. — „Ach was," sagte Sepp abwehrend, „laß die Possen, wir haben jetzt Ernsthafteres zu thun." — Regele zog die Arme zurück, ihm verwundert in's Gesicht schauend. Sepp konnte diesen wehmüthig stummen Blick nicht ertragen; er bückte sich erröthend nieder, einen in die Späne gefallenen Nagel zu suchen.

Der Sommer kam und brachte Zimmermannsarbeit die Fülle; aber dieselbe lag drüben über'm Berge, wo ein neues Schulhaus gebaut wurde. So kam Sepp während der ganzen Woche blos über den Sonntag nach Hause, und Regele, das der Landarbeit bald nicht mehr nachgehen konnte, hatte nun Zeit genug, die einsamen Tage und Nächte seinen Hoffnungen oder trüben Gedanken nachzuhängen. Sepp war die wenige Zeit, die er zu Hause war, freundlich wie sonst; aber es kam seinem jungen Weibe oft vor, als ob sein Thun nicht so recht aus dem Herzen fließe, als ob er sich manchmal zwingen müsse, fröhlich zu erscheinen und die freundlichen Worte nur wie aus alter Erinnerung hersage. Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihr Auge gelüftet, ein feines Gefühl und sieht tiefer in die Geheimnisse der Herzen, als selbst der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu suchen. Sepp empfand wohl auch, daß Regele seine geheimen Gedanken, die immer wieder über ihn kamen, errathen habe, wußte er doch gar wohl, was es bedeute, wenn ihn die junge Frau so still mit feuchten Augen und einem wehmüthigen Lächeln um die Lippen anschaute; aber er scheute sich darum nur um so mehr, über die Zukunft Gespräche zu führen. In solchen Augenblicken stand er manchmal auf faßte das bekümmerte Weib in seine Arme und flüsterte: „Sei nur zufrieden und bring mir ein wackeres Büblein . . . . ein Zimmermännchen." — Regele betete manche nächtliche Stunde, daß der Wunsch seines Mannes in Erfüllung gehen möchte; aber je näher die schwere Zeit herannahte, um so bekümmerter mußte es über das Leben sinnen, das unter seinem Herzen lag, und manchmal war es jetzt selbst froh, daß Sepp jede traulichere Zwiesprache zu vermeiden suchte. Es war an einem trüben Herbstnachmittage, die Zimmerleute packten eben ihr Handwerksgeschirr zusammen um nun den völligen Ausbau des neuen Schulhauses andern Gewerken zu überlassen; dieser letzte Abend des gemeinschaftlichen Beisammenseins sollte noch einem fröhlichen Trunke geweiht werden. Da kam den Berg herüber ein Bote und meldete Sepp, er möchte doch heim kommen, seine Frau habe ihm Zwillinge geboren, zwei allerliebste Mädchen. Sepp starrte den Boten mit weit-

geöffneten Augen an, bis dieser seine Nachricht wiederholte, die nun auch von den neugierig herzugekommenen Mitarbeitern gehört wurde. Das gab sogleich manchen neckischen Glückwunsch über den reichen Kindersegen, ohne daß Sepp eine Antwort zu geben vermochte. Der Bauführer, ein verständiger Mann, der die Verlegenheit des überraschten Vaters wohl anders deutete: sagte: „Geh nur gleich heim, Sepp, ich will dir da deine Sache schon besorgen und nachbringen lassen.“ — Sepp fuhr mit der Hand über die Augen und erwiderte rasch: „Nein, nein, dazu ist's immer noch Zeit; ich will auch noch bei'm Abschiede sein.“ — Der Baumeister sah ihn nachdenklich an und sagte: „Nun, wie du meinst; ich glaubte eben, es müßt' dir pressiren, heim zu kommen.“

Es war bereits Mitternacht, als Sepp, einer der Letzten, die das laute Gelag verlassen, den Berg hinüberging; aber je näher er der Heimat kam, um so langsamer wurden seine Schritte; es war ihm, als ob er mit jedem Tritte vorwärts in eine tiefere Sorgenfluth hineinträte, die sich wie ein anschwellender Strom seinem Gang entgegenstaute. Der Winter stand vor der Thüre, die Arbeit, die er für denselben aufgeschoben, war gering, und nun? — „Vier Mäuler auf einmal und nur noch zwei Hände zur Arbeit,“ sagte er bitter vor sich hin. Vor dem Hause, aus dem ein schwaches Lichtlein dämmerte, blieb er horchend stehen; drinnen war's still, nur dann und wann ein feines, kurzes Wimmern. Bei diesem Tone kam über das bisher streitende Herz plötzlich eine beklemmende Bangigkeit. Sepp schaute sich hastig um, wie wenn er einen geheimen Beobachter befürchte und trat dann rasch durch die Thüre.

In der kleinen Küche saß beim niedergebrannten Lichte eine alte Nachbarin in festem Schlafe, mit dem Kopf hin- und hernickend. Sepp ging leise an ihr vorbei in die schwach erhellte Stube. „Bist du es,“ fragte Regele mit wehmüthig matter Stimme, eine bleiche Hand aus dem Bette entgegenstreckend, „bist du da Joseph? . . . Ich habe eine schreckliche Angst um dich ausgestanden.“ — „War nicht nöthig“, versetzte Sepp aufathmend, indem er beim Niederlegen seines Handwerksgeschirres einen kurzen Blick nach der Wiege hinüberwarf . . . „wie geht's dir? — „Gottlob, nun gut, da du da bist,“ erwiderte die junge Mutter, „aber sieh auch dort!“ — Sepp ergriff zögernd das kleine Licht und trat langsam an die Wiege heran. Da lagen unter der Decke hervor hart neben einander mit geschlossenen Augenlidchen zwei kleine Engelsköpfchen, von schneeweißen Käppchen umrahmt. Sie sahen sich so ähnlich wie zwei Eier, und doch war nicht zu bestimmen, ob aus den kleinen Gesichtchen mehr das Antlitz

der Mutter oder die zierlich verkleinerten Züge des Vaters herausschauten; bald schien es mehr das Eine, bald das Andere zu sein. Dem Beschauenden quoll allmälig eine ungeahnte süße Gewalt an's Herz heran. Mit zitternder Hand stellte er das Licht nieder und beugte sich auf die kleinen Schläfer herab. „Nit, nit," rief die Mutter leise, „wecke sie nicht." Sepp kehrte sich um und drückte sein Gesicht auf die bleiche Stirn der Wöchnerin. „Ich war wüst und böse," flüsterte er hastig, „ich weiß selbst nicht, wie es kam; aber nicht wahr, du verzeihst mir, Regele?" — „Ach ja, gerne," antwortete sie mit wehmüthiger Freude, den Arm um den Hals des herabgebeugten Mannes legend; „du bist ja jetzt der Vater zweier unschuldiger, hülfloser Kinder und Gott wird weiter helfen." —

Erst jetzt zeigte sich's recht, in welchem Grade Regele Neigung und Liebe erworben hatte. Von allen Seiten her kamen nähere und entferntere Nachbarinnen mit Rathschlägen und freundlichen Gaben, die Küche und Keller des Zimmerhäuschens reichlicher ausstatteten, als dies jemals der Fall gewesen. Diese Beschenkungen machten aber auf Sepp noch einen andern Eindruck als den freundlicher und vorsorglicher Nachbarlichkeit. Es kam ihm vor, Regele und die Kleinen müßten Mangel leiden. „Was mögen die Nachbarn von mir gedacht haben," sagte Sepp zu sich selbst, „wenn ich jeden Abend in's Wirthshaus ging und sie nun doch meinen, sie müßten Frau und Kindern jede Kleinigkeit in's Haus tragen?" Vielleicht that der junge Vater den Leuten Unrecht; aber gleichwohl, er blieb fortan Abends daheim; den Tag hindurch lag er mit stillem Fleiße den Arbeiten ob, die er auf den Winter verspart hatte, oder besorgte mit Emsigkeit die neu hinzukommenden Aufträge. Nach vollbrachtem Tagewerk spielte er mit den Kleinen, die bald mit jedem Tage eine andere Kunstfertigkeit entwickelten. Bald war's ein feines Lächeln, das um die kleinen Mäulchen zu spielen anfing, bald ein drolliges Zappeln der kleinen Aermchen, die der Mutterbrust entgegenstrampelten, dann wieder ein verwunderliches Krähen, das die Freudigkeit des erwachenden Menschenlebens verrieth, und wie alle die rührenden Dinge sich zeigen, die tausend Mal dagewesen, dem liebenden Auge immer wieder neu erscheinen.

Die junge Mutter, der die stille Umwandlung ihres Mannes nicht entgehen konnte, vergalt dieselbe, ohne darüber Worte zu machen, mit erneuter und verdoppelter Zärtlichkeit; der dunkle Schatten, der seit einiger Zeit das Gemüth zu umhüllen gedroht, mußte vor dem leuchtenden Blick vertrauensvoller Liebe und hoffender Hingebung schnell dahinschwinden. „Das ist der göttliche Segen, der auf un-

fern Kindern ruht," dachte das freudige Regele; „hab' ich mir doch selbst nie vorstellen können, wie es um ein Mutterherz bestellt ist, bis ich's nun an mir erfahren." Die doppelt beglückte Mutter kannte keine Sorge mehr als die, es könnte ihr eines der liebebringenden Kinder entrissen werden. Leider mußte diese nur als flüchtige Vorstellung vorüberfliehende Sorge bald eine dauernde Wohnstatt in dem kleinen Zimmerhäuschen finden, und ach, eine Sorge kommt ja so selten allein gegangen! —

Der Winter war noch lange nicht zu Ende, als das eine der Kinder in Wachsthum und Munterkeit schon auffallend hinter dem andern zurückzubleiben anfing. Bald dann lag es am Tage still und bleich, wie ein wächsernes Engelbildchen; aber wie die Dämmerung anbrach, fing es an, leise zu wimmern und konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden, oder es wurde auf dem Arme umhergetragen. Sepp unterzog sich dieser nächtlichen Mühe anfänglich bereitwillig, indem er das bekümmerte Regele ablöste; aber bald wurde er unwirsch und meinte, das seien nur Wunderlichkeiten von dem Kleinen. Er sprach es dann wohl mit einem lauten, heftigen Worte an, worauf das Kind nur mit einem kläglichen Wimmern Antwort gab. Regele ängstigte sich darüber, heimlich befürchtend, der Vater möchte dem Kinde einmal im Zorne ein Leids thun; so saß es dann Nächte lang allein in der Stube, das leise wimmernde Kind mit sanftem Begütigen im Arme haltend. Sepp lag daneben festschlafend im Bette, oder wenn er geweckt wurde, hatte er bald auch unfreundliche Worte für die bange Sorgenwacht, mit der die Mutter das arme Kind hütete.

Wer einmal die Reinheit des Herzens verloren, dem eigennützigen, bösen Gedanken Raum gegeben, der fällt wieder in seine Gewalt zurück, sobald die opferfordernde That an ihn herantreten will; die Segnungen, die ihm ein gütiges Geschick zugedacht, verschwinden, wie der silberschimmernde Sternhimmel vor der Nacht des heraufziehenden Gewitters.

Bald blieb Sepp noch lange nach eingebrochenem Abend, auch wenn er keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, draußen in seiner Werkstatt. Da lehnte er brütend und sinnend an der Hobelbank, während die Mutter in der Stube einsam bei den Kindern saß. Er dachte an vergangene Zeiten, da ihm diese Feierabendstunden in sorgenloser, vergnüglicher Ruhe verflossen — und jetzt? — Warum mußte auch gerade dieses Unheil über mich kommen, sprach es in ihm; wär's nicht genug gewesen, wenn mir zu Theil geworden, was Andern eben auch zu Theil wird? Ein Kind, nun ja, frisch und

gesund heranwachsend, bis es vielleicht ein zweites hätte warten und hüten können; aber jetzt zu Alledem das Eine noch krank, vielleicht ein hülfloser Krüppel sein Leben lang — wär's nicht besser der Himmel würd' es bald zu sich nehmen? - Sepp's Gedanken verweilten mit fast froher Hoffnung bei dieser Vorstellung und er suchte sich in der Finsterniß seinen Tabak, um eine Pfeife anzuzünden; aber die Düte war leer, und mit einer plötzlichen Verbitterung sagte der Mann laut vor sich hin: „Wie viele Franken hat der kleine Serbling schon gekostet, und jetzt hab' ich nicht einmal mehr ein einziges Blättchen Rauchtabak." Mit der kalten Pfeife im Munde setzte er sich auf einen Haufen Hobelspäne und fing an zu berechnen, wie manche verdrießliche und sorgenvolle Stunde er sich schon hätte ersparen oder erheitern können, einzig mit dem Gelde, das der Arzt bekommen. „Aber so kann's auch nicht immer gehen, da ginge ich ja zu Grund," sagte Sepp, nach einer Weile rasch aufstehend; er drückte die Mütze tiefer in's Gesicht und ging hinten um das Haus herum nach dem Wege, der zum Löwen führt.

In der Stube brannte noch kein Licht und Sepp blieb horchend stehen, ob Regele vielleicht eingeschlafen sei; aber das eine der Kinder pappelte laut mit schläfriger Stimme, das andere wimmerte leise, während die Mutter in wehmüthigem Tone ein Schlafliedchen sang. Sepp horchte eine Weile, dann sagte er, die Hand an die Stirn legend, vor sich hin: „Es geht doch nicht und wer weiß, wer drüben im Löwen ist und seine Glossen über mich machen könnt." Er kehrte langsam nach der Werkstatt zurück und ging von da nach der Stube hinüber.

„Warum hast du noch kein Licht angezündet?" fragte er hereintretend. — „Ach," antwortete Regele traurig, „ich wollte warten, bis du kämst; es wird mir allemal so bang, wenn ich das Kind beim Lichte ansehen muß, es sieht dabei viel elender und bleicher aus als am Tage — gerade als käm' es aus dem Grabe." — „Wenn's nur schon dort wär'," sagte Sepp, mehr auf seine eigenen Gedanken als auf die Worte seines Weibes antwortend. — „Was sagst du," fragte Regele heftig mit erschreckter Stimme, „was hast du gesagt, Joseph?" — „Ach, ich meinte blos," erwiderte der Vater verlegen, „ich meinte nur, das Kind daure mich, daß es so leiden müsse." Ein mattes, halbersticktes Wimmern unterbrach das Gespräch eine Weile, dann sagte Regele: „Ich hab' auch kein rechtes Zutrauen zu dem Doktor mehr und ich meine, du solltest morgen zu einem andern gehen, in die Stadt." — „Zu einem andern und in die Stadt? fragte Sepp gedehnt; „ja, du hast gut reden, aber wer soll's bezah-

len, wenn du Nichts verdienst und ich nur so Wenig?" — „Ach Gott", antwortete Regele seufzend, „so viel werden wir doch zusammenbringen können, ich will ja etwa ein Kleid verkaufen." Das Kind, als wüßt' es von der tiefen Kümmerniß der armen Mutter, fing an, kläglicher zu wimmern; der Vater aber ging der Thüre zu und sagte: „Besser wär's doch für uns Alle, es könnte sterben, so ist mir das Leben selbst verleidet." Er zog die Thüre heftig zu und ging in die Nacht hinaus.

Das Wimmern wurde allmälig leiser und endlich verstummte es. Regele legte das stille Kind auf das Bettchen, um ein Licht anzuzünden. Es meinte, dasselbe sei eingeschlafen; aber die Aeuglein standen unbeweglich halb geöffnet, ohne daß die kleinen Lidchen dem Lichte entgegenzuckten. Regele legte, von tödtlicher Angst ergriffen, seine Hand auf die kleine Brust; sie war still, von keinem Athemzuge mehr bewegt. Das Licht entfiel der zitternden Hand auf den Boden, und mit dem Schmerzensrufe: „Heiliger Gott, es ist todt," sank die Mutter auf die kleine Leiche nieder. —

Als Sepp nach geraumer Weile in die finstere Stube zurückkam und schweigend ein Licht anzündete, erhob sich Regele langsam, und mit ausgestreckter Hand auf die Leiche deutend, die neben dem ruhig schlummernden Schwesterchen lag, flüsterte es: „Siehst du, Joseph, dein Wunsch ist schnell in Erfüllung gegangen." — —

Regele ging ohne ein weiteres Wort der Klage zu Bette. Am folgenden Tage nähte es ein feines, schneeweißes Todtenhemdchen und flocht aus den Blumen seines aufbewahrten Brautkränzchens ein Krönlein auf den kleinen Sarg. Auch als dieser hinausgetragen wurde, folgte die Mutter still, ohne Klagen und Weinen, daß die Nachbarn sich wunderten, wie das Zimmer-Regele den Tod seines Kindes, das es doch so sehr geliebt habe, so gelassen ertragen könne.

Es folgten nun stille Tage in dem Zimmerhäuschen. Regele saß stundenlang schweigend da, das noch gebliebene Kind auf dem Schooße, und Sepp wagte nicht, die drückende Stille zu unterbrechen. Mit unruhiger Sehnsucht zählte er Stunde und Tage, bis ihm der anbrechende Frühling wieder drüben über'm Berge Arbeit brachte. —

Diese zeitweilige Trennung gewährte auch dem tieferschütterten Gemüthe Regele's Ruhe und Besänftigung. Anfänglich konnte es sich des Gedankens nicht erwehren, daß der unnatürliche Wunsch des Vaters eine geheimnißvolle Ursache für den Tod des Kindes geworden sei, und diese Vorstellung erweckte der armen Mutter jedes Mal ein fröstelndes Grauen, wenn Sepp nur in die Nähe trat. Jetzt in der stillen Vereinsamung löste sich diese dumpfe Qual in

eine mildere Trauer, die endlich auch das süße Labsal der Thränen brachte, das der erste gewaltsame Schmerz versagt hatte. In der wehmüthigen Erinnerung an das früh entschwundene junge Leben schloß sich das Mutterherz mit verdoppelter Liebeskraft an das noch zurückgebliebene an. —

Auch Sepp mußte mitten im Geräusch seiner Arbeit oft an sein verlornes Kind denken; aber diese Gedanken nahmen im Herzen des Vaters einen andern Weg als in demjenigen der einsamen Mutter. Die wehmüthigen Regungen, die bei der Erinnerung an die kleine, schöngeschmückte Leiche emportauchen wollten, wurden in den frohen Feierabendstunden bald zur Ruhe gebracht. Wenn Sepp seinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan, sagte er oft zu sich selbst: einen Schoppen mag's nun schon noch erleiden; wär's nicht so gegangen, müßt' ich's dem Apotheker geben, und — ich habe ja lang genug gefastet. So holte der Mann reichlich nach, was er meinte versäumt zu haben. Regele förderte ihn auf seinen schlimmen Wegen, ohne davon zu wissen, da es selten Etwas von Sepp's Verdienst verlangte. Es hatte sich einen neuen Erwerb geschaffen; während das Auge mit ängstlicher Sorgfalt das Kleine hütete, flocht der geschickte Finger zierliche Strohbänder. Um so leichter konnte nun der unglückselige Vater die Unschädlichkeit seiner Verschwendung auf Rechnung des todten Kindes setzen. —

Im Anfange des Herbstes, als Sepp an einem Samstag Abend nach Hause kam, saß Regele mit verweinten Augen neben dem Bette, in dem das bisher so muntere und blühende Mädchen mit bleichem Gesichtchen lag, von Zeit zu Zeit die kleinen Lippen zu einem kurzen, leisen Wimmern öffnend. Regele ging dem Manne mit verhülltem Gesichte entgegen, während es schluchzend mit der rückwärts ausgestreckten Hand auf das Bett deutete. Der Vater betrachtete das kranke Kind eine Weile aufmerksam, dann sagte er: „Siehst du, das hat mich schon beim Tode des andern getröstet, die Kinder haben einen geheimen Fehler mit auf die Welt gebracht." — Regele ließ das Tuch langsam von den verweinten Augen sinken. „Und das hätte dich getröstet, Joseph?" fragte es mit gepreßter Stimme. — Der Mann konnte den durchdringenden und doch angstvollen Blick nicht ertragen, mit dem sein Weib ihn anschaute. Er trat an das Fenster, das Gesicht gegen die Scheiben drückend. „Nun ja," sagte er, „ich meinte wenigstens, die vielen Kosten sollte man sparen, da sie doch nichts helfen könnten." — Regele setzte sich wieder neben das Bett des Kindes und erwiderte: „Du solltest wenigstens nicht lügen, Joseph, wenn du von einem Todten so sprichst." — Sepp

kehrte sich rasch um und wollte diesen unerwarteten Vorwurf mit einer trotzigen Antwort zurückweisen; aber als er das plötzlich veränderte Antlitz seiner Frau erblickte, die ihn ruhig, mit stillen, festen Augen ansah, schlug er die seinigen nieder und ging langsam der Thüre zu. — „Nein, bleib' da," bat Regele, während die Thränen wieder auf seine bleichen Wangen fielen, „wir wollen jetzt nicht hadern, Joseph; aber versprich mir, die nächste Woche nicht über den Berg zu gehen und bei mir und dem Kinde zu bleiben." — „Das kann nicht sein", erwiderte Sepp nach einigem Besinnen; denk' nur an die vielen Kosten, die jetzt wieder kommen werden." — „Aber ich habe so Angst, das Kind könnt' plötzlich sterben," sagte Regele leise. — „So schnell geht das nicht," meinte Sepp, die Thüre öffnend, „und wenn's etwa schlimmer werden sollte, so kannst du mir ja Bericht machen."

Regele schwieg. Es nahm das alte Gebetbuch zur Hand, um Hülfe bei Dem zu suchen, der allein das einsame kämpfende Herz zu trösten vermag.

Sepp ging zuerst durch die Dämmerung die Wiesen abwärts, dann lenkte er nach der Straße hinüber. „Ich werde nun doch den langen Winter wieder traurig genug zubringen müssen," schloß er den Widerstreit seiner Gedanken, als er an den Löwen hinantrat.—

Der letzte Tag der folgenden Woche war bereits zur Hälfte verflossen und Sepp hatte noch keinen Bericht von daheim erhalten. Jetzt bangte ihm vor der abendlichen Heimkehr. Da kam schon um die Mittagszeit eine Nachbarin mit der Meldung, er solle gleich heimkommen, es stehe schlimmer mit dem Kinde. Sepp machte sich mit der Botin schweigend auf den Weg; eine drückende Bangigkeit band ihm die Zunge, er wagte keine einzige Frage zu thun. Droben auf dem Berge sagte seine Begleiterin: „Du mußt es doch erfahren, Sepp; das Kind ist schon gestern gestorben; aber Regele wollte durchaus nicht zugeben, daß man dir sogleich Bericht mache." Sepp blieb erschrocken stehen. „Warum hat es das nicht zugeben wollen?" fragte er nach einigem Besinnen mit einem scheuen Blick auf seine Nachbarin; „was hat es gesagt?" — „Ich weiß Nichts," gab die Frau zur Antwort, „obgleich mich's selbst gewundert hat. Aber schrecklich hat Regele gethan, den ganzen Tag und die Nacht hindurch hat es das todte Kind nicht aus den Armen gelassen und dabei gejammert und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Heut ist es ganz still und ruhig geworden."

Als Sepp in die Stube trat, schrack er zusammen über dem Anblick seines jungen Weibes. Es war, als ob Regele in der einen

Woche um viele Jahre gealtert hätte. Es saß still neben dem Bette, das weiße Todtenkleidchen nähend; aber die braunglänzenden Augen lagen erloschen hinter den verweinten Lidern und aus dem todtenbleichen Gesichte schien der letzte Blutstropfen entflohen zu sein. Sepp wagte keine Frage über den Tod des Kindes. Er zog das Haupt der armen Mutter bewegt an seine Brust und sagte leise: „Tröste dich, gutes Regele, wir sind ja noch jung und was wir verloren, kann uns wieder geschenkt werden." — Regele schüttelte langsam mit dem Kopfe. „Nein, Joseph, was verloren ist, kommt nicht mehr zurück. Aber geh' du jetzt," fügte es wehmüthig hinzu, und mache dem Kinde sein letztes Ruhebettchen."

Regele blieb die ganze Nacht neben dem Särglein sitzen, in das am Abend die kleine Leiche gelegt worden war. Alles Zureden Sepp's, es solle sich doch ein wenig niederlegen, war fruchtlos. „Laß mich, Joseph," sagte es „ich kann jetzt dann wohl lange Ruhe haben." — Aus den noch übrig gebliebenen Blumen seines Brautkranzes flocht es das Todtenkränzchen und legte die Rose, die Sepp als Bräutigam am Hute getragen, in die wie zum Gebete zusammengefalteten Todtenhändchen. „So geht das letzte Freudenzeichen mit dir in's Grab," flüsterte die Mutter, des Kindes bleiche Lippen und die geschlossenen Aeuglein küssend, „das Leid allein darf zurückbleiben."

Als die einsamen Eltern von dem kleinen Grabe zurückkamen, setzte sich die Mutter neben die Kiste, in der sie ihre Habseligkeiten hergebracht und fing an, darin herumzukramen. „Was willst du da machen, Regele?" fragte Sepp. — „Ich möchte nur die kleinen Kleidchen zusammenlegen, zum Andenken, Joseph."

Am Montag Morgen sagte Sepp: „Ich will heute bei dir bleiben, Regele ich mag doch nicht recht an die Arbeit gehen." — „Nein, nein " antwortete dieses, „geh' du deinem Verdienste nach, ich möcht' auch lieber allein sein." — „Dann komm' ich Abends nach Haus," meinte Sepp. — „Wie du willst, sagte Regele wehmüthig, aber jetzt geh', Joseph." Es reichte ihm die Hand und küßte ihn; Sepp ging.

Als er am Abend heimkam, war die Hausthüre verschlossen. Regele wird zu einer Nachbarin gegangen sein, dachte er und fand den Schlüssel in dem gewohnten Winkelchen hinter der Schwelle, wo er früher für das Eine oder Andere in solchen Fällen verborgen worden war. Sobald Sepp in der Stube ein Licht angezündet, bemerkte er, daß Regele's Kiste nicht mehr an ihrem Platze stand. Auf dem Tische lag ein kleines Papier, das er hastig auseinanderfaltete. Mit

mühsamer Hand standen folgende Worte darauf geschrieben: „Lebe wohl, Joseph, ich gehe wieder heim zu meiner alten guten Herrschaft. Glaube mir, es ist besser so. Ich habe dich lieb gehabt und Gott weiß es, ich werde dich nie vergessen können; aber wo der Segen unschuldiger Kinder an den Eltern verloren geht, da könnten diese nur noch in Sünde beisammen bleiben. Besser ist's auch, du suchst michnicht; es würde nichts nützen, — wenn du mich auch zwingen wolltest, wieder zu dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joseph." —

Sepp stand lange Zeit unbeweglich in das Licht starrend. Dann zog er seine Sonntagskleider an und wanderte, das Haus verschließend, in die Nacht hinaus.

Erst nach mehreren Tagen kam er wieder in's Dorf zurück, und bald darauf hieß es, er habe dem Schreiner Michele sein Heimwesen verkauft. Die Nachbarn wunderten sich und fragten; aber Sepp war wortkarg und sagte blos: ich will noch einmal auf die Wanderschaft.

Sobald er das Geld für sein Häuschen empfangen, ist er, das alte Felleisen auf dem Rücken, aber nicht mehr das frohe Gewissen in der Brust, das Thal hinabgewandert. Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfters fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Last der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher. –

Die Freiämter Deputirten und General Massena.

Die Freiämtler sind von jeher gewesen, wofür sie mit Recht heute noch gelten, nämlich ein spekulatives, kluges Völklein, das sich in günstigen Zeitumständen auf seinen Vortheil versteht, in schlimmen aber den Schaden zu wenden weiß. Wie dieses Völklein heutzutage aus leerem Stroh blanke Dukaten prägt und seine unansehnlichen Bauernhäuser in wahre Paläste umwandelt, ist weltbekannt — sind ja die Wohlener Strohbänder und Schnürchen eine theure und gesuchte Waare selbst jenseits der Meere. Weniger bekannt ist, welche Bewandtniß es mit dem Schadenwenden und Salviren in schlimmen Zeiten hat. Oder wer weiß z. B., wie sich die Freiämtler im Kriege zwischen den katholischen Orten und Bern von 1712 durchhalfen? — Damals kalkulirten die Katholischen: die Freiämtler sind, als unsere Glaubensgenossen, auch unsere natürlichen Vorposten gegen das reformirte Bernbiet; wir müssen uns daher ihrer Treue und Wachsamkeit versichern. Zu diesem Zwecke schickten sie eine ansehnliche De-

putatschaft in's Freiamt, welche die Leute über ihre wichtige Aufgabe aufklären und sie in Eid und Pflicht nehmen sollte. Die Ausgeschossenen des Ländchens hörten die Botschaft der gnädigen Herren und Obern von Luzern mit geziemendem Ernste an und zogen sich dann zurück zu gemeinsamer Berathung. Nachdem sie das Für und Gegen geprüft und abgewogen, traten sie wieder vor die hohe Gesandtschaft der fünf Orte und ihr Obmann erklärte im Namen Aller laut und feierlich: „Wenn die Berner chömmit, so schüßit mir nit; wenn sie aber nit chömmit, so wend mer Standare halte." Die gnädigen Herren von Luzern hatten gut auf eine andere Antwort dringen; die Freiämtler behaupteten, daß sie ihres Landes Wohl und Weh richtig in's Auge gefaßt, und dabei blieb es. —

Die diplomatische Klugheit, die diesen Beschluß diktirt, ist keineswegs mit dem Geschlechte von 1712 ausgestorben, sondern hat sich unverkümmert auf Söhne und Enkel fortgeerbt. Das zeigte sich beinahe ein Jahrhundert später im Jahre 1799.

Damals sah es betrübt und bedenklich aus im Vaterlande und es war wohl nöthig, daß der gemeine Mann oft mehr Klugheit zeigte, als Diejenigen, die ihm zu Regenten gesetzt waren. Die eigentlichen Regenten indessen waren die Franzosen oder ihre im Lande kommandirenden Generale, und die einheimischen Herren, welche blos dem Namen nach regierten, konnten selbst zusehen, daß sie nicht irgendwo am unrechten Orte ein mißbeliebiges Wörtlein sprachen, oder am rechten einen Bückling vergaßen. Schlimmer wurde es noch, als der Franzos selbst nicht mehr alleiniger Regent blieb und vom Bodensee her Oesterreicher und Russen heranrückten, die an der Regierung des unglücklichen Landes ebenfalls ihr Theil haben wollten. Die Franzosen mußten sich vor dem mächtigen Anpralle des Gegners zurückziehen, und so standen bald auf dem rechten Ufer des Wallensee's, die Linth, den Zürichsee, die Limmat und Aare herab die Oesterreicher und Russen, die Söhne der großen Nation auf dem andern Ufer. In der Stadt Zürich eilten die Kosacken auf ihren flinken Rößlein die steile Münstertreppe auf und nieder und streckten Kalmüken ihre Lanzenspitzen nach den Fenstern empor, in der Meinung, man solle ihnen ein Stück Brod daran stecken, während die französischen Grenadiere auf der Höhe des Uetliberges singend und kauderwelschend um das Wachtfeuer saßen, an dem sie ein „requirirtes" Schaf brieten.

Dem französischen Obergeneral Massena, der damals im Städtchen Bremgarten sein Hauptquartier hatte, gefiel indessen das Schweizerländchen viel zu gut, als daß er Willens gewesen wäre, dasselbe

mit dem Oesterreicher und Russen zu theilen; auch war er nicht der Mann, der einen empfangenen Schlag lange unerwidert gelassen hätte. Man konnte daher diesseits des Uetlberges bald merken, daß es sich um die Vorbereitungen zu einer großen Entscheidungsschlacht handle. Von Genf und andern französischen Grenzorten zogen auf allen Straßen zahlreiche Hülfsschaaren zu dem an der untern Aare und zwischen Reuß und Limmat liegenden fränkischen Heere heran, freilich meistens blutjunge, bartlose Leute, die noch nie Pulver gerochen und nun marschirend auf den Straßen und den großen Dorfplätzen einexerzirt wurden; aber trotz Unerfahrenheit und Jugend waren sie voller Zuversicht, da Massena, der Liebling der Siegesgöttin, wie ihn Bonaparte genannt, an der Spitze des Heeres stand. Nach der Mitte des Septembers sah man auch große Wagenzüge, mit Schiffen beladen, gegen das Freiamt zuführen, die an der Aare aufwärts bis an den Bieler- und Neuenburgersee zusammengesucht worden waren. Ueber dem ganzen Lande lagen Angst und bange Erwartung.

Einer dieser mit Schiffen beladenen Wagenzüge machte Halt in dem kleinen Freiämtler Dorfe Bünzen, das etwa zwei Stunden von Bremgarten, dem damaligen französischen Hauptquartiere, entfernt, an der Bünz liegt, einem ziemlich großen Bache, der zur Regenzeit oft mächtig anzuschwellen vermag. Die Pontons wurden abgeladen, in den Bach gebracht und da an großen Pflöcken festgebunden. Die Bünzener betrachteten das Schauspiel mit erschrockener Verwunderung. So lange die Bünz das Thal herabfloß, hatte ihr Wasser noch nie ein Schifflein gesehen, außer etwa, es hätte sich ein erfinderischer Junge ein solches aus Tachschindeln zum Spielzeuge erbaut; was sollten nun plötzlich die zahlreichen und großen Fahrzeuge zu bedeuten haben? — Diese Frage beantwortete den geängstigten Dorfbewohnern der alte Nachtwächter, der Holländer-Steffen, der mehr als zwanzig Jahre in holländischen Diensten verlebt hatte und daher seinen Namen trug. „Was das heißen soll," sagte er ernst, mille tonnerre — die Franzesen wollen eine Schiffbrücke über die Bünz schlagen, weil sie daherum eine Schlacht zu liefern gedenken. Parbleu — da bin ich schon mehr dabei gewesen. Die Schiffbrücken schlägt man zum Avanciren und Retiriren; aber drum herum geht's immer am blutigsten her. Mille tonnerre, das muß ich am besten wissen."

Diese Auskunft des alten Kriegsmannes verbreitete im Dörfchen Jammer und unsägliche Bestürzung. Wußten doch die Alten, wenn auch nur vom Hörensagen, noch genug zu erzählen, wie es damals hergegangen, als die Ländler und Berner vor neunzig Jahren

drüben auf der Langeten sich geschlagen hatten. Die flüchtigen Katholischen konnten sich nicht über die angeschwollene Bünz retten und mußten ihren Rückweg durch das Dörfchen nehmen; aber die welschen Berner Dragoner folgten ihnen auf dem Fuße und hieben nieder, was sie mit den langen Pallaschen erreichen konnten. Als einige der Flüchtigen, hinter Häusern versteckt, hervorschossen, stand in wenigen Augenblicken das halbe Dörfchen in Flammen, und als der Kampf vorbeigetobt war, lag neben den rauchenden Feuerstätten mancher Bünzener in dem festen Schlafe, von dem Keiner wieder aufwacht. Barmherziger Himmel – wie sollt' es nun erst werden, wenn sich da Franzosen und wilde Russen herumschlugen? — Der junge Kaplan suchte zwar den Wehklagenden nach Kräften Trost einzureden. Eine Schlacht werde hier sicherlich nicht geschlagen, sondern da, wo sich die Feinde gegenüberstünden, also drüben im Limmatthale, etwa bei Zürich, oder vielleicht auch drunten an der Aare bei Windisch, und die Schiffe würden schon wieder aus der Bünz verschwinden, wenn es an der Zeit sei. Aber der gute Mann kam übel an mit seiner Weisheit. Was der Bücherwurm von solchen Dingen verstehen sollte, brummte der Holländer-Steffen, in seinem militärischen Ehrgefühl verletzt, und die heulenden Weiber sekundirten ihm nach Kräften. Der Kaplan habe gut reden, schrien sie, er müsse weder wegen Vieh noch Kind Kummer tragen und könne den Staub von den Füßen schütteln, wenn es zum Fehlen gehe. — Die Männer waren gleichfalls dieser Meinung, und selbst der alte Schulmeister, das herkömmliche Orakel des Dorfes, gab seine Ansicht dahin ab: die Langeten habe es in sich. Es sei nun schon zweimal auf derselben geschlagen worden, und was sich gezweiet, werde sich dritten müssen. — Gott möge sich der armen Unschuldigen erbarmen!

Es ist immer ein großes Glück, wenn der Hirte von unerschrockener Klugheit bleibt, wo der Wolf mit schreckenvoller Verwirrung in die Heerde fährt. Das konnten jetzt auch die Bünzener erfahren, die einen klugen und umsichtigen Gemeindevorsteher hatten. War dieser der reichste Mann im Dorfe, so war er auch der Gescheidteste, wie sich das von selber versteht, und hieß nicht umsonst Peterli Wohlrath. Er ließ daher noch am selben Abend die Bürgerversammlung einberufen, um die ernste Lage des Vaterlandes in gemeinsame Berathung zu ziehen. Die bloße Einladung zu dieser Versammlung, die der Holländer-Steffen kraft seines Amtes im Dorfe herumtrug, war hinreichend, in manchem bekümmerten Herzen ein Lichtlein des Trostes aufzustecken. Es ging wie eine Ahnung durch die bangen Gemüther, der würdige Ortsvorsteher möchte einen Weg entdeckt haben, der aus der drohenden Noth zur Rettung führe.

Und diese Ahnung sollte auch nicht getäuscht werden. Peterli Wohlrath sprach zu den versammelten Bürgern, zwischen die sich ängstliche Weiber und Kinder hereingedrängt hatten, mit beweglichen Worten von der Gefahr, die dem Dorfe drohe. Mit allen Sachverständigen sei er selbst der Meinung, daß eine große Schlacht bevorstehe und dieselbe hier in Bünzen geschlagen würde, wie leider die in der Bünz befindlichen Schiffe zur Genüge bewiesen. In diesem traurigen Falle sei nur zu gewiß zu erwarten, daß kein Stein des Dorfes auf dem andern bleiben werde.

Diese aus so klugem und offiziellem Munde kommende Bestätigung der schon herrschenden Befürchtungen konnte natürlich ihren Eindruck nicht verfehlen; aber als wohlberechnender Redner machte Peterli Wohlrath eine lange Pause, um seine Worte in ihrer ganzen Wirkung austönen zu lassen. Die Versammlung erscholl von Jammer und Wehklage, bis endlich eine Stimme rief: „Jesus Maria, Herr Ammann, Ihr werdet doch das Unglück nicht geschehen lassen."

Der also Angerufene erhob langsam das Haupt und begann wieder in bedächtigem Tone: „Ja, das allerdings ist auch meine Meinung, wir dürfen das Unglück nicht geschehen lassen; aber wie es verhindern, ist eine andere inhaltsschwere Frage." — Der Redner machte abermals eine Pause. Alle Köpfe streckten sich neugierig und erwartungsvoll empor und durch die ganze Versammlung summte es: „Ja — wie ist das zu machen!" — „Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben," fuhr der würdige Vorsteher nach einer Pause fort — „wir schicken eine Deputatz an den Obergeneral und ersuchen ihn, seine Schlacht an einem andern Orte zu schlagen. Das ist meine Meinung." — Die hoch emporgereckten Köpfe sanken wieder zurück, um sich gegenseitig mit staunender Bewunderung anzuschauen.

Ja, das war es; — mit einem einzigen Worte war das Errettungsmittel genannt, so klar und einfach, und doch war's vorher Keinem eingefallen. Nach dem ersten Schweigen der Verwunderung über die eigene Einfalt und der Bewunderung der ortsvorsteherischen Weisheit machte sich das dankbare Gefühl in einem lauten und allgemeinen Beifallrufen Luft und nach wenigen Minuten waren der Ammann und der alte Schulmeister mit der Ehre beauftragt, dem General Massena den nöthigen Staatsbesuch zu machen. —

In der ersten Dämmerung des folgenden Morgens war vor dem Hause Peterli Wohlraths schon das ganze Dorf versammelt, um den beiden Ehrengesandten noch die letzten Glückwünsche mit auf den Weg zu geben, und diese schritten denn auch bald im vollen

Bewußtsein ihrer Würde und hehen Aufgabe auf der Straße nach Bremgarten hin. Der Ammann trug in einem Tuchsacke zwei sehr respektable Schinken, die bisher vor den Luchsaugen der Requisition gerettet worden waren, über die Schulter, während der Schulmeister in einem saubern Wattsäcklein ein Quantum der auserlesensten gedörrten Birnenschnitze nachbündelte. Das waren wie man sich noch allzuwohl aus den kaum vergangenen Landvogtszeiten erinnerte, sehr probate Mittel zur Erreichung hoher Staatszwecke. Die weitern Mittel jedoch zu dem diesmal beabsichtigten Ziele machten den beiden Männern mit jedem Schritte vorwärts größeres Kopfzerbrechen, und kaum eine Viertelstunde außerhalb des Dorfes war der sonst ehrgeizige Ammann schon halbwegs bereit, dem Schulmeister die Ehre des Sprechers vor dem Obergeneral mit allen Folgen abzutreten. Der Schulmeister sträubte sich mit der seiner Stellung angemessenen Bescheidenheit dagegen, und die beiden Gesandten verwiesen immer lauter darüber hin und her, bis sie durch rasche hinter ihnen herkommende Schritte unterbrochen wurden. Ihr anfängliches Erschrecken war jedoch überflüssig gewesen. Es war nur der Holländer-Stöffel, des Holländer-Steffen zwölf- bis vierzehnjähriger Sprößling, der aus dem dämmernden Nebel heraustrat. „Was thust du schon da draußen?“ fragte der Schulmeister, seinen Dreiröhrenhut fester andrückend, den Knaben.

„Nichts für ungut,“ antwortete dieser mit einem hellen Aufleuchten der klugen braunen Augen, „ich möchte mit euch nach Bremgarten — ich möcht' den Obergeneral einmal sehen.“

„Was, du Hudelbub?“ rief der erste Ehrengesandte ärgerlich, „pack' dich auf der Stell' wieder heim, wenn du nicht da von dieser Kirschensuppe zum Imbiß willst.“ Dabei hob er auf eine eben nicht einladende Weise seinen knotigen Marktstecken empor. Der Knabe wich rasch einige Schritte zurück und besann sich einen Augenblick. „Hört,“ sagte er dann unterwürfig, „laßt mich nur mitgehen, Herr Ammann; ich will Euch bis Bremgarten den schweren Sack tragen und dann kann ich ja etwa auf der Brücke warten, bis der General einmal vorbeireitet.“

Dieser allerdings annehmbare Antrag stimmte den Stolz des Dorffürsten schon etwas gnädiger und der zweite Ehrengesandte kam dieser Gefühlsänderung rasch zu Hülfe. Derselbe hatte nämlich alsbald überlegt, daß ihn die Anwesenheit des Knaben von dem bereits unbequemen Gespräche über die Sprecherwürde befreien könnte, und er sagte deshalb: „Wer weiß, Herr Ammann, der Bube hat ein flinkes Maul und von den Soldaten schon allerlei welsche Bro-

cken aufgeschnappt; vielleicht könnt' er uns bei den Posten oder sonst dienlich sein. Auf der Straße kann er ja immer mitgehen."

Der erste Ehrengesandte fand gegen dieses Argument keine stichhaltige Einwendung. Nachdem er seinen Quersack von der Schulter genommen und denselben dem Knaben aufgehalst hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, voran mit bedächtigen Schritten und noch bedenklichern Gesichtern die beiden Männer, die Dreiröhrenhüte trotz des kühlen Herbstmorgens oft von der Stirne nehmend; hintendrein leichtfüßig der Junge, der trotz des schweren Quersackes nicht unterlassen konnte, seinem frohen Muthe dann und wann durch einen Seitensprung Luft zu machen.

Der Tag war kaum vollständig angebrochen, als die wunderliche Gesandtschaft aus dem Walde hervor gegen Bremgarten herabzog. Der Morgennebel lag noch fest auf den Krümmungen der Reuß zusammengegürtet, kaum von den ersten Sonnenstrahlen übergossen, oder spielte in leichtern Wölklein um die Thürme und Spitzgiebel des alten Klosterstädtchens; aber in den engen Straßen desselben rauschte und toste schon ein Leben, als ob da nie an eine Nachtruhe gedacht worden wäre. Ueber die hölzerne Reußbrücke sprengten zu und ab rothbuschige Reiter, daß das alte Fugenwerk bis in den Grund des Wassers hinab erdröhnte; weiterhin in der Straße wimmelte bärenmütziges Fußvolk durch einander, und vor dem Gasthofe zum Hirschen gar, wo der Obergeneral wohnte, summte es wie ein Bienenschwarm. Heransprengende Reiter ließen ihre dampfenden Rosse einfach auf der Straße stehen und eilten, unbekümmert um die Thiere, die steinernen Stufen hinan, die zur Hauptthüre führten; aus dieser hingegen kamen ebenso eilfertig andere bärtige Gesichter in prächtigen Uniformen, die sich auf das nächste beste Rößlein warfen und davongaloppirten. Unsere Gesandten, die sich mühsam bis hieher durchgearbeitet, standen mit ihren Hüten in der Hand angstvoll in dem Gewirre, jeden Augenblick in Gefahr, von einem Hufe getreten oder überritten zu werden, ohne zu wissen, an wen sie sich in diesem welschenden Haufen um Rath und Beistand wenden sollten. Kein Mensch mochte sie nur eines Blickes würdigen, mit wie bangfragendem Gesichte sie auch an Diesem oder Jenem emporschauten. „Ihr werdet sehen," sagte der Schulmeister leise zu seinem Mitgesandten, „die Schlacht geht schon diesen Morgen an und wenn wir heimkommen, ist Alles vorüber — daß Gott erbarm'." — „Das könnt' wohl sein," erwiderte der Ammann, den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirne wischend; „wenn wir nur bei'm General wären — die Red' wollt' ich am

Ende selbst halten." — „Ja, aber der Kerl da droben an der Thür läßt uns sicherlich nicht hinein," seufzte der Schulmeister, „mir ist's, ich seh' noch Blut an seinem langen Säbel." — „Das mein' ich auch," gab der Ammann kläglich zurück — „aber wie es immer geh', Ihr seid mir vor der Gemeinde Zeuge, daß ich meine Pflicht gethan habe — Schulmeister."

In diesem Augenblick ließ Stöffele, der bisher ruhig hinter den beiden Gesandten gestanden, seinen Zwerchsack auf den Boden fallen und drängte sich mit einem lauten „Der Kapitän, der Kapitän, der so lange im Dorfe gewesen ist" — der Treppe zu. Die beiden Männer schauten ihrem bisher ganz vergessenen Begleiter verwundert nach, der in flinkem Sprunge droben an der Thüre neben einem jungen, hochgewachsenen Offiziere stand. Ihr Erstaunen wurde nicht vermindert, als sie sahen, wie Stöffele den Militär frisch anredete und nach wenigen Worten von diesem lächelnd an dem grimmig aussehenden Posten vorüber in's Haus geführt wurde.

„Das ist ein Teufelsbub," brachte endlich der erste Gesandte stoßweise hervor, „am Ende macht der die ganze Gesandtschaft allein ab."

„Wenn's nur hilft," meinte der Schulmeister zaghaft, „mir wär's einerlei."

Der Ammann, dessen Ehrgeiz sich bei dem Gedanken, so schmählich um den Erfolg seiner Rathschläge betrogen zu werden, wieder zu regen anfing, würde sich wahrscheinlich mit der Demuth seines Kollegen nicht einverstanden erklärt haben; aber während er in rathloser Verwirrung noch hin und her dachte, erschien auch Stöffele in Begleit des Offiziers schon wieder unter der Hausthüre. Mit leuchtenden Augen kam er die Treppe herabgesprungen und rief seinen Begleitern zu: „Kommt, kommt schnell, der Obergeneral hat jetzt einen Augenblick Zeit und will euch anhören." Der unter der Thüre stehen gebliebene Offiziere machte ebenfalls eine rasch heranwinkende Handbewegung. Der erste Gesandte faßte seinen Zwerchsack in beide Hände, der zweite stieß einige unverständliche Worte hervor, die wie ein klagender Anlauf zu einem Gebete klangen, und dann ging's wie im Traume die Stufen hinan, an dem wildaussehenden Posten vorüber den Gang entlang, bis der Offizier eine Thüre öffnete und seine Begleiter halb hineinschiebend mit tiefer Stimme sagte: „Der Obergeneral."

Das Wort klang wie ein dröhnender Glockenschlag an die von innerer Aufregung und dem eben durchlebten Waffengetöse betäubten Ohren; aber den Abgesandten wurde doch alsbald leichter zu Muthe,

als sie die Augen aufschlugen und sich in einer von frühern Markt- und Kirchweihtagen her wohlbekannten Stube befanden. Wie oft hatten sie in jener Ecke mit fröhlichen Bekannten einen Schoppen getrunken oder waren in jüngern Jahren durch diese Thüre mit schäkernden Mädchen nach der Tanzstube hinübergegangen! Freilich sah der Raum jetzt etwas verändert aus; statt der schönen Heiligenbilder, die ehemals an den Wänden hingen, waren da nun große Papiere festgenagelt, auf denen sich allerlei schwarze oder buntbemalte Striche wunderlich genug durch einander kreuzten, auf dem Tische lagen ebenfalls große Papierhaufen, und auf dem kleinen Tische, der unter dem Spiegel stand, blinkten neben einigen Pistolen sogar Säbelklingen hervor. Aber gleichwohl war's den beiden Männern wie auf einen Schlag leichter um's Herz geworden, sie befanden sich auf wohlbekanntem Boden, der fest unter ihren Füßen stand. Und der Obergeneral selbst — anderswo hätten sie's keinem Menschen geglaubt, daß das der gefürchtete Massena wäre, bei dessen bloßem Namen die trotzigsten Soldaten mit unwillkürlichem Respekte an die Mütze langten. Sie hatten ihn die letzte Zeit über wohl schon etwa gesehen; aber immer nur von einer Schaar hoher Offiziere oder den gefürchteten rothen Husaren umgeben, deren wallende Roßhaarschweife noch lange sichtbar durch die Staubwolke flatterten, die sich in ihrem wilden Begleite über die Straße dahinwälzte. Jetzt stand hinter dem papierbedeckten Tische ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann, ohne Bart noch Kopfbedeckung, in einen weiten Schlafrock gehüllt. Unser Kaplan hat einen schönern, mußten Ammann und Schulmeister beim ersten Anblick denken. Als er auf die tiefen Bücklinge der Eingetretenen mit einem leichten Kopfnicken gegrüßt, warf er seine Augen nach Stöffele. Er griff nach einem Teller, auf dem die prächtigsten Aepfel und Birnen lagen, hob ein Stück in der rechten Hand empor und rief: „Nun, kleiner Schelm, kannst du das fangen?" Damit warf er eine Birne in hohem Bogen über den Tisch herüber und richtig — Stöffele hatte sie wie eine flinke Katze mit den Händen aufgefangen. Der General lachte, nahm eine andere Birne, that einen herzhaften Biß darein und nickte dem Jungen zu: „Sie sind gut, probier's nur."

Diese unerwartete Aufnahme half dem Muthe der Abgeordneten vollends auf die Füße und der Ammann machte dem Schulmeister bereits durch einen wohlgemuthen Rippenstoß bemerklich, daß er auch seine Rede wieder vollständig im Reinen habe, als der General, eine zweite Birne ergreifend, sagte: „Nun, ihr guten Leute, was wollt ihr von mir?"

Diese Ansprache brachte den gesandtschaftlichen Redner in einige Verwirrung; sie paßte so ganz und gar nicht zu dem Kunstwerke, das er sich in Gedanken zusammengesetzt, und er nahte sich daher seinem Nebenmanne mit einem etwas höflichern Ellbogengruße als vorhin. Es war nur die dringende Bitte um das Zuflüstern einiger passender Anfangsworte. Aber der Schulmeister, dem der Muth ebenfalls gewachsen, und der sich durch die Frage des Generals in keinem Concepte gestört fand, mißverstand diese Bitte; er begann sich deshalb unter leisem Räuspern die Hände zu reiben und hob alsdann selbsten an: „Herr Oberster und General, Herr Obergeneral vielmehr — es handelt sich von wegen der vorhabenden Schlacht und der Schiffbruck —"

Bei diesem gelungenen Anfange blieb die Rede plötzlich stecken und der Redner stolperte entsetzt über sein Schnitzsäcklein zurück, das er in anfänglichem Eifer zwischen die Füße gestellt hatte. Es war sich just auch nicht zu wundern; und der Ammann und selbst der kecke Stöffele sahen erschreckt nach dem General hinüber. Denn kaum hatte der Schulmeister mit nachdrücklicher Betonung das Wort „Schiffbruck" ausgesprochen, als des Feldherrn bisher so freundliches Gesicht wie eine vom Blitze durchfurchte, dunkle Wetterwolke aufleuchtete und er mit einem lauten Sacredieu einen weiten Sprung in die Stube that.

„Was weißt du von einer Schiffbrücke," rief er, hart an den Schulmeister herantretend, „wo soll es eine solche geben? wer hat dir davon gesagt — Mann?"

Aber der so barsch Gefragte war nicht im Stande, eine Antwort zu geben; er deutete, einen kleinen Schritt nach dem andern zurückweichend, nur mit dem Finger auf seinen Amtsgenossen.

„Nun?" — fragte der General, sein Gesicht hastig dem Amtmann zuwendend.

Dieser mochte empfinden, daß der entscheidende Augenblick gekommen war; aber da ihm seine Rede nun vollends verloren gegangen, erhob er ebenfalls die Hand und brachte, auf Stöffele deutend, mühsam die Worte hervor: „Der Vater des Jungen hat's gesagt — der weiß es am Besten." Ueber das Gesicht des Feldherrn glitt wieder ein Lächeln, als er einen Augenblick die erschrockenen Männer betrachtet. Dann kehrte er sich zu Stöffele und fragte: „Nun, Kleiner, was hat dein Vater gesagt — was weißt du von einer Schiffbrücke?"

Der Kleine erhob den schwarzen Krauskopf, dem Feldherrn frisch in's Gesicht schauend. „Ja, seht, Herr General, die Sache ist

so. Gestern haben Eure Soldaten mächtig große Schiffe zu uns nach Bünzen gebracht und sie dann in der Bünz festgebunden; da sagte mein Vater, Ihr wolltet da über den Bach eine Schiffbrücke schlagen und dabei dem Russen eine Schlacht liefern, wobei unser ganzes Dorf verbrannt und zusammengeschossen werde."

„Und deshalb sollen wir den gnädigen Herrn General im Namen unserer Gemeinde um Gottes und der Heiligen Barmherzigkeit willen bitten, die Schlacht an einem andern Orte zu schlagen," fiel der erste Gesandte mit kläglicher Stimme ein.

Der General warf einen raschen Blick auf die an der Wand hängende Karte und brach dann in ein schallendes Gelächter aus; dabei fuhr er mit beiden Händen dem Knaben nach dem Kopfe und krabbelte mit den Fingern kosend in den krausen Haaren herum. Aber plötzlich hielt er wieder inne und schien einen Augenblick in ernstes Nachdenken verloren.

„Was ist dein Vater, Kleiner?" fragte er alsdann Stöffele in das Gesicht schauend.

„Er ist Nachtwächter daheim," erwiderte der Knabe.

„So, so; hast du noch mehr Geschwister?"

„Noch sechs, Herr General."

„Sieben also; aber wie viel Kühe habt ihr im Stalle?"

„Oh," fiel der erste Gesandte, der über der Heiterkeit des Feldherrn sein Fahrwasser wiedergefunden hatte, räuspernd ein, „das sind die ärmsten Leute in unserm Dorfe; sie haben nur zwei Ziegen und müssen wohl manchmal von der Gemeinde unterstützt werden."

„Wie viel Stück Vieh besitzt denn Ihr?" fragte der General nach dem Sprecher blickend.

„Je nachdem," erwiderte Peterli Wohlrath, indem er sich ein wenig hob, „fünfzehn bis zwanzig — unterschiedlich."

„Warum ist denn der Vater des Kleinen da so arm? Taugt er nichts?"

Der zweite Gesandte hielt diese Gelegenheit passend, sich in der Gunst des Feldherrn wieder rehabilitiren zu können. Er sagte daher, mit einem Bückling beginnend: „Das just nicht, gnädiger Herr Obergeneral; er war über zwanzig Jahre Soldat in Holland, und die alten Soldaten sind immer arme Schlucker."

Der Feldherr wendete sich mit einem scharfen Blinzeln seiner dunkeln Augen wieder dem Knaben zu. „So, Kleiner," sagte er, ihm mit der Hand über die braune Wange streichelnd, „du bist ein Soldatenkind -- hab' ich mir's doch gleich gedacht. Aber sag', möchtest du nicht auch ein Soldat werden?"

Stöffele schüttelte mit dem Kopfe. „Nein, Herr General, ich möchte ein Doktor werden."

„So, ein Doktor – und warum denn das?"

„Ja, seht, Herr General," erwiderte der Knabe, seine braunen Augen aufschlagend, „als im Sommer so viele verwundete Soldaten die Straße nach Lenzburg hinabgeführt wurden und sie manchmal so elend nach einem Doktor schrien, da hab' ich mir gedacht, das wär' doch das Schönste, ein Doktor zu sein, um den armen Leuten helfen zu können."

Der General legte die Hand an die Stirn und begann in langen Schritten die Stube auf und nieder zu gehen. Plötzlich blieb er vor den erwartungsvollen Abgeordneten stehen und sagte mit ernstem Gesichte: „Was euer Anliegen betrifft, da ist schwer zu helfen. Allerdings sind die Vorbereitungen mitten in euerm Dorfe zu einer Schiffbrücke getroffen, um daselbst eine Schlacht zu schlagen. Am Besten, ihr zieht sogleich mit Weib und Kind weg; ist die Schlacht vorbei und das Dorf zusammengeschossen, so könnt ihr dann ein neues aufbauen."

Diese mit eiskaltem Ernst gesprochenen Worte fielen wie ein Donnerschlag auf die bereits erstarkenden Hoffnungen der Abgeordneten. Der Schulmeister stieß einen tiefen Seufzer aus, während der Ammann sich mechanisch niederbückte, um seinen Zwerchsack zu öffnen. Der General, der die Absicht dieser Bewegung errathen mochte, machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr nach einem dumpfen Schweigen wieder fort: „Ihr dauert mich, aber meine Pflicht ist streng. Es gäbe vielleicht ein einziges Hülfsmittel. Eure Gemeinde bezahlt mir 3000 Kronen an die Kosten, die ich bereits zur Herschaffung der Schiffe nach Bünzen gehabt; aber wohlverstanden, freiwillig und nicht als Kontribution. Dann will ich sehen, wie ich's vor der Regierung verantworte und ein anderes Schlachtfeld aufsuchen. Bis heute Abend muß ich jedoch Geld oder gute Gülten in Händen haben."

Die Abgeordneten hatten diesen Vorschlag mit athemloser Angst angehört. Mit demselben war ihnen die schwerste Lage vom Herzen genommen; aber Peterli Wohlrath begriff sogleich, daß es sich nun darum handle, die minderschwere noch möglichst zu erleichtern. Seinen Zwerchsack wagte er nicht mehr aufzuheben; dagegen fing er mit etwas kläglicher Stimme an: „Dreitausend Kronen für eine arme Gemeinde —"

Der General zog eine große goldene Uhr hervor und ließ sie durch einen Fingerdruck anschlagen. „Es ist jetzt 9 Uhr," sagte er streng. „Bis Abends 6 Uhr habt ihr Zeit. Nachher ist's zu spät."

Er zog an einer Klingel und sogleich trat ein Offizier herein. „Zwei Grenadiere begleiteten diese Leute nach Bünzen, um bald möglichst Rapport zu erstatten.“ Der Offizier öffnete die Thüre, und die Gesandten standen wieder ebenso rasch draußen auf der Straße, als sie hereingetreten waren. Stöffele kam erst einige Augenblicke hintendrein gesprungen. „Seht, das hat mir der brave General für meinen Vater gegeben,“ rief er, seinen Begleitern die nur leise geöffnete Hand entgegenstreckend, zwischen deren kleinen Fingern ein glänzendes Goldstück hervorblinkte. Alsbald traten zwei Grenadiere heran, und marsch ging's über die Brücke hinaus die Straße nach Bünzen zu. —

Die daheimgebliebenen Bünzener, die den Vormittag in banger Erwartung durchlebt hatten, saßen noch nicht beim Mittagessen, als der Holländer-Steffen den sofortigen Zusammentritt der Gemeinde durch einen Hornruf im Dorfe herum verkündigte, wie dies in dringendsten Fällen bisweilen zu geschehen pflegte. Die Männer liefen spornstreichs dem Gemeindehause zu, und noch war in manchem Topfe nicht fertig gekocht, als sie den bangen Frauen die Nachricht heimbrachten: „Gottlob, nun wird hier nicht geschlagen — wir haben uns um 3000 Kronen von dem Unglücke losgekauft. Ja, der Peterli Wohlrath ist doch ein Mann — wenn wir den nicht hätten!“ —

Waren die Bünzener prompt, so war's General Massena nicht minder. Kaum hatte sich die Sonne auf den Wald geneigt, zog von einer Husarenabtheilung begleitet ein langer Wagenzug in's Dorf. Die Schiffe wurden wieder aus der Bünz gehoben, aufgeladen, und fort ging es auf der Straße nach Bremgarten.

Die Dorfbewohner schickten sich zu einem ruhigern Schlafe an, als die vergangene Nacht; aber noch lagen sie in tiefen Träumen als sie von einem tosenden Donner aufgeschreckt wurden, der über den Bremgartner Berg herüberscholl. Er dauerte in ununterbrochener Heftigkeit den ganzen Morgen fort, und am Nachmittage hieß es, die Franzosen hätten in der Nacht drüben bei Dietikon eine Schiffbrücke über die Limmat geschlagen und die Russen dort und bei Zürich angegriffen. Das ganze Dorf war freudig und bewundernd einverstanden, als Peterli Wohlrath mit nachdenklichem Gesichte sagte: „Was der Massena für ein Mann ist! handkehrum verlegt er die Schlacht von der Bünz mehr als vier Stunden weit über den Berg weg an die Limmat hinüber. Aber wer ist schuld daran?“

Nachdem diese Schlacht den ganzen Tag gedauert und noch am folgenden Morgen ferner Kanonendonner über den Berg her

grollte, kam gegen Abend der Bericht, die Russen seien total auf's Haupt geschlagen, die Franzosen verfolgen sie auf der Straße nach Eglisau und Schaffhausen hin und der General habe sein Quartier bereits wieder in Zürich aufgeschlagen.

Jetzt hintendrein, da alle Gefahr vorüber war, stellten sich allmälig mehrere Bürger auf die Seite des Kaplans, der fortwährend behauptete: Massena habe nie daran gedacht, weder über die Bünz eine Schiffbrücke zu bauen, noch hier eine Schlacht zu schlagen, aus dem einfachen Grunde, weil hier keine Feinde gewesen wären, sondern blos drüben an der Limmat. Die Schiffe seien auch nur in die Bünz gebracht worden, damit sie nach dem langen Landtransport wieder wasserdicht und für den Gebrauch tauglich werden. Diese Ansicht gewann sogar die Oberhand, als man vernahm, daß schon mehrere Tage vor dem Bünzener Schrecken der ganzen Reuß entlang, von Dietwyl bis nach Mellingen hinunter solche Schiffstransporte angelangt und in's Wasser gestoßen, aber fast zu gleicher Zeit wie in Bünzen wieder abgeholt worden waren.

Das Alles jedoch focht am wenigsten den Holländer-Steffen an, obwohl ihm auch mancher Seitenhieb über seine militärische Prophezeihung zugemünzt wurde. Wenige Tage nach der Schlacht war er mit Stöffele vor das Statthalteramt nach Bremgarten zitirt und ihm dort unter einem mit Freudenthränen und sattsamen **mille tonnerres** gewürzten Erstaunen tausend blanke Kronen eingehändigt worden, „als ein Geschenk des Obergenerals Massena." Eine weitere Eröffnung ging dahin, von demselben General seien dem bekannten und geschätzten Doktor Weißenbach in Bremgarten zweitausend Kronen übergeben worden, der sich dagegen verpflichtet und versprochen, für Stöffele's Heranbildung zum Arzte zu sorgen. Was der Doktor nun vor der Hand beabsichtige, das könnten Vater und Söhnchen bei ihm selbst in Erfahrung bringen.

Das geschah denn auch. Stöffele zog gleich am folgenden Tage nach Bremgarten um dort zunächst die Lateinschule zu besuchen. —

Der zum tüchtigen Arzte ausgebildete junge Mann fand später im russischen und sächsischen Feldzuge noch übervolle Gelegenheit, dem Wunsche nachzuleben, der einst die Seele des Knaben beim Anblicke um Hülfe flehender Verwundeter erfüllt und erschüttert hatte, da er nach kaum beendigten Studien als Feldarzt bei den schweizerisch französischen Auxiliartruppen eingetreten war. Nach der Auflösung oder Umwandlung dieser Truppen beim Sturze Napoleons in bourbonische Regimenter begab er sich auf Reisen, pflegte aber, nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück-

gekehrt, die hier mitgetheilte Begebenheit seiner Jugendgeschichte vor den reichen Erfahrungen seiner Männerjahre am liebsten zu erzählen. Dem General Massena hat er ein dankbares Andenken fortbewahrt, doch schloß er gewöhnlich: „Ja, der verstand das Geldmachen, gab sich aber dabei selten so feine Mühe, wie bei den Bünzener Ehrengesandten; davon könnte noch Mancher erzählen im Schweizerlande und anderwärts."

Konrad Meyer.

Konrad Meyer wurde den 3. Sept. 1824 in dem zürcherischen Dorfe Winkel bei Bülach geboren. Er besuchte 1836—1839 die Sekundarschule, trat dann als Kanzlist des Statthalters seines Bezirkes in's Beamtenleben, war 1851—1859 Gemeindspräsident und Gemeindschreiber seiner Heimatgemeinde, fungirte 1859—1862 als Bezirksrichter und siedelte im Frühjahr 1862 nach Zürich über, wo ihm die Hauptagentur der schweizerischen Mobiliar-Versicherungsgesellschaft übertragen wurde. In seiner poetischen Thätigkeit wurde er namentlich durch Salomon Tobler angeregt und durch seinen Freund Rob. Weber gefördert.

Gedichte in schweizerischer Mundart. Zürich, bei Schultheß 1844. Neue Ausgabe, Basel, bei Hauswirth 1860.
Geistliche Lieder. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich. 1847. bei Sal. Höhr.
Jubellieder. Zürich, 1848, Meyer u. Zeller.
Die Jungfrau von Orleans. Romantisches Heldenlied. Zürich, bei S. Höhr, 1854.
Lieder der Armuth. Zürich, bei S. Höhr 1656.
Zerstreute Gedichte. Volkswirthschaftliche Schriften.

Konrad Meyer ist einer unserer liebenswürdigsten und begabtesten Dichter. Er hat zwar keinen langen Bildungsgang durchgemacht; im Gegentheil, Alles was er geworden, verdankt er dem Selbststudium und der mit Enthusiasmus betriebenen Lektüre großer Meister. Seine tiefpoetische Natur, von Haus aus mit einem religiösen Gefühl von seltener Reinheit und Tiefe verschwistert, hatte in früheren Jahren eine fast somnambule Feinheit und Zartheit der Intuition wie der Perception; man fühlt dies noch seinen lebhaften Schilderungen der Visionen in der „Jungfrau" an, während dieser Zustand in einzelnen seiner „geistlichen Lieder" beinahe als

etwas Krankhaftes durchschimmert. Zeigte Meyer schon in den alemannischen Gedichten ein liebliches Talent, so hat er in den „geistlichen Liedern", den „Jubelliedern" und namentlich in den „Liedern der Armuth" die tiefsten Herzenslaute eines ächt frommen Gemüthes in einer vollendeten Form wiedergegeben, so daß diese Erzeugnisse zu dem Besten gehören, was die neuere religiöse Lyrik geschaffen. Nirgends gereimte Dogmatik, überall der ächte, ursprüngliche Geist des Christenthums mit seinem milden und zugleich wahren Troste, überall ein freundliches Auge für die schöne Gottesnatur, überall ein Herz für das Unglück und für die Armuth. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die guten Lieder Konrad Meyer's z. B. das überaus schöne „Er hilft auch dir", „Landmann's Abendlied", „Das Goldland", das herrliche „Trost der Armuth" u. A. in ihrer einfachen, schlichten und herzinnigen Weise an die kostbarsten Perlen im Schatze der Kirchenlieder aller Zeiten erinnern. Auch in seinen „Jubelliedern", in denen das Verhältniß zu Natur und Welt mehr hervortritt, hat unser Dichter an der Quelle der ächten Poesie geschöpft.

Wir haben schon auf die Wahlverwandtschaft zwischen Meyer's Natur und dem Gegenstand seines romantischen Heldenliedes „Die Jungfrau von Orleans" hingedeutet. Jedenfalls ist es das beste religiöse Epos, das von einem Schweizer geschrieben wurde. Meyer hat seinen schönen Stoff nicht nur mit großer Vorliebe, sondern auch mit Geschick in der Komposition behandelt; wenn er häufig allegorische Figuren und Visionen einführt, so thut er dieses in der Art jener alten Meister, welche keine leere, hohltönende Gestalten aufstellen, sondern in diesem Falle immer ächte Personifikationen geben, die noch ein wirkliches poetisches Leben in sich tragen. Die Sprache dieses Heldenliedes ist oft von überraschender Zartheit und von großem Wohllaut; die Hauptsache aber ist, daß unser Dichter die weit verbreitete Auffassung der „Jungfrau" als eines „schwärmerisch begeisterten Mädchens, welches mit flatternder Fahne, feuersprühendem Auge und wallenden Locken für Gott und Vaterland blindlings und tollkühn in den Feind hineinsprengt und Alles vor sich niedermacht", aufgegeben und ihr Bild durch die geschichtliche Wahrheit von falschem Pathos und widernatürlichen Verwicklungen gereinigt hat. Das einfache Bauernmädchen von Dom Remy ist allerdings nicht jene Jungfrau von Orleans, welche im Momente, wo es gilt, das Vaterland zu retten, über Männerliebe sentimentalisirt, dabei das unweibliche Gelübde ablegt, keinem Feinde das Leben zu schenken, welche dann mit einem schönen Ritter girrt, mit einem

schwarzen Gespenst sich herumtreibt, namentlich aber, welche zentnerschwere Ketten zerreißt. Das Große, zugleich Beschämende und Ermuthigende, welches in dem Wesen des Mädchens von Orleans liegt, ist gerade das, daß sie Mensch war, wie wir, daß sie deßhalb so wenig als wir Ketten wie Spinngewebe zu zerreißen vermochte, aber daß sie als Mensch eben ganz unendlich gut und rein war, was uns berechtigt, sie für eine der großartigsten Erscheinungen im ganzen Gebiete der Weltgeschichte zu halten."[1] In diesem Sinne hat Meyer seinen Gegenstand erfaßt und behandelt und es ist nicht zu läugnen, daß er, der selber einst auf stiller Flur die Schafe gehütet, das ew'ge Recht der frommen Schäferin kräftig gewahrt und „ein Troubadour voll Glaub' und süßen Dranges" es in seinem Gedicht auch poetisch zurückerobert hat. —

Aus den „Geistlichen Liedern".

Allgütiger! du bist mir lieb!

Allgütiger! du mir lieb!
Das darf ich fröhlich sagen,
Und dich zu haben, gieb, o gieb
Mir Muth in allen Tagen.

Zieh' ich hinaus in die Natur,
Weht mir dein Geist entgegen;
Zieh' ich hinaus in Wald und Flur:
Du bist auf allen Wegen.

Seh' ich nur so ein Röslein da,
Muß Thränen ich vergießen;
Der Herr ist nah, der Herr ist nah,
Ich muß ihn freundlich grüßen.

[1] Oeffentlicher Vortrag von Dr. Hans Locher „über den Schlaf und die Träume, das Nachtwandeln und die Visionen", gehalten in Zürich, den 16. Dez. 1852.

Und wenn ich auf dem Hügel bin,
Die Hände stumm gefaltet
So zieht es mich zum Geiste hin,
Der über Alles waltet.

Erhebung.

Gottes Kinder wir! Gottes Kinder wir!
Er hat Gnade uns gegeben,
Und ein ewig selig Leben.
O, wie dank' ich dir! o, wie dank' ich dir!

Herz, sei unverzagt! Herz, sei unverzagt!
Wenn sie dich auch fliehen, hassen,
Sollst du doch von Gott nicht lassen.
Gutes frisch gewagt! Gutes frisch gewagt!

Lebe du dem Herrn! lebe du dem Herrn!
Denen, die ihn kindlich lieben,
Ist er niemals ausgeblieben,
Ist er ja nicht fern, ist er ja nicht fern.

Nach dem stillen Land, nach dem stillen Land
Locken mich der Sehnsucht Saiten,
Walle, walle! dich wird leiten
Gottes Vaterhand, Gottes Vaterhand.

Nach der Ewigkeit, nach der Ewigkeit,
Nach der Heimat aller Weisen
Die den Herrn und Heiland preisen.
Sei du stets bereit, sei du stets bereit.

O mein holder Stern! o mein holder Stern!
Leuchte, leuchte, geh' nicht unter;
Denn ich folge frisch und munter
Ja, ich komme gern, ja, ich komme gern!

Wir sind in Gottes Garten.

Wir sind in Gottes Garten
Die Blumen aller Arten,
Die Blumen blau und roth;
Wir glänzen und wir prangen,
Wir duften und umfangen
So bald den kalten Tod.

Wir blühen und verwelken;
Wie Rosen und wie Nelken,
Und wissen nichts von Leid;
Wir wollen uns erkühnen,
Und liegen schon im Grünen,
Dort bei der Trauerneid'.

Wir hoffen und wir ahnen,
Und wie die Tulipanen
Zieht uns der Gärtner aus,
Und legt uns in die Vase,
Da ist's uns wohl und base,
Im stillen Todtenhaus.

Wir sind in Gottes Garten
Die Röslein, und erwarten
Die liebe Frühlingszeit,
Wo wir von Neuem blühen,
Und dann zum Vater ziehen,
Zur steten Seligkeit.

Der Herr ist meine Freude.

Der Herr ist meine Freude
Mein Trost das ganze Jahr,
Und was ich auch erleide,
Ist heilsam immerdar;

Und was mir auch begegnet . .
Es ist der Herr, der segnet
Mich wieder wunderbar.

Der Herr ist mein Begleiter
Durch dieses Pilgerthal;
Ich walle froh und heiter,
Still betend tausendmal;
Ich walle mit Verlangen,
Den Heiland zu umfangen
Beim heil'gen Abendmahl.

Der Herr ist mein Berather
Bei jeder guten That.
Ach, wie der liebe Vater
So mild und freundlich naht!
Wir sind, wir sind sein eigen!
Ich will mich vor ihm neigen,
Wir sind die Himmelssaat.

Der Herr ist meine Freude,
Mein Tröster und mein Stab,
Er wischt im Flammenkleide
Mir alle Thränen ab.
Dann tönen aus die Lieder,
Und sterbend leg ich nieder
Die Harfe in das Grab.

Aus den „Jubelliedern".

Abend.

Abendglocken, Vesperklang!
Durch die Thäler Lobgesang;
Schlaft im Frieden, gute Nacht!
Gottes Sternlein und erwacht

Und der Vogel fliegt zur Ruh.
Blümlein drückt die Augen zu;
Und ein Pilger, schwach und müd,
Singt sein letztes Abendlied.

Abendglocken, Vesperklang!
Lauschen könnt' ich Stunden lang,
Hört es auf im stillen Ort,
Läutet es im Herzen fort

Nachtlied.

Wer schleicht das Thal entlang, der dich nicht heilig nennt
O stille Nacht, mit deinem Trauerschleier.
Empfange mich zur ernsten Abendfeier!
Mein Licht ist Gott, mein Betbuch ist das Firmament.

Mein Betbuch liegt am Himmel offen, hell und klar,
In goldnen Zügen Trost für alle Wesen
Ja! drinnen haben unsre Väter schon gelesen,
O schönnes Betbuch auf dem Ewigkeitsaltar!

Hier spielt der Bronnen laut und drüben tost das Wuhr
In dumpfem Baß das Lied der Geisterstunde;
Der volle Mond beschaut des Thales Runde,
Und küßt die Quell' und wiegt die Blumen auf der Flur.

Kein Vogel singt — denn geht der Mensch zur Ruh',
Verstummt die Schöpfung, eilt in's Nest die Taube,
Die Schwalb' in's Haus, der Stieglitz in die Laube
Drückt auch die Tulpe sittsam ihre Aeuglein zu.

Gegrüßt! o Nacht, mit deinem Strahlendiadem
Mit deiner Stille, deinem heil'gen Prangen;
Gegrüßt! wie würdig warst du zu empfangen
Den Mittler einst, den Gottessohn in Bethlehem.

Mädchens Abschied.

O väterlich Haus!
Muß ziehen hinaus,
Des Bräutigams Hütte zu suchen.
O Buchen,
Wo froh ich als Mägdlein gespielt,
Wo jung ich getanzt und mein Müthchen gekühlt
O Hügel und Matten,
Muß folgen dem Gatten!

Fast kann ich nicht fort
Soll lassen den Ort,
Wo schaukelnd die Wiege gestanden.
Hinschwanden
Die Tage der Jugend im Flug,
Wo fromm ich gesungen am Mädchen und Pflug
Geheuet, geschnitten,
Zur Schule geschritten. —

Ach Vater, ich geh.
Lieb' Mutter, ade!
Nie, nie soll die Zukunft uns scheiden
In Freuden
Und Leiden beschirme uns, Gott,
Behüte uns gnädig vor Trübsal und Noth
Beschütz' und erhalte
Die Heimat, die alte!

An Gott.

Ja Dir, ja Dir sei jubelnd mein Lied geweiht,
Dir, Vater unser, Heiligster, Ewiger!
Nur Du, nur Du, o Herr des Himmels,
Mächtiger König der Welt, bist würdig

Des hohen Lob's und Preises der Sterblichen
O heilig, heilig, heilig, Allwaltender!
Zu Dir erheb' ich mich in heißer,
Heißer Verehrung und kindlich glaubend

Zu Dir, zu Dir, Herr, bet' ich aus Herzensgrund,
Du bist mein Hort o Weltenregierender!
Nur Du, nur Du! kein Mensch auf Erden
Wage, zu nennen sich majestätisch.

Nur Du, nur Du bist groß und allmächtig! Auf!
Bekennt ihn jauchzend, Himmel und Erde! Auf!
Erhaben, groß und herrlich bist Du,
Gott der Lebendigen und der Todten.

Allwissender, Allweiser, Unendlicher!
O Geber alles Guten, Herr Zebaoth!
O sieh! ich nah' mit goldner Harfe,
Brennenden Herzens, verehrend, liebend,

Lobpreisend Dich mit himmelanrauschenden
Gesängen; töne machtvoll, mein Saitenspiel!
Nur Du, Herr, bist des Ruhmes würdig,
Würdig des schallenden Lobes aller

Erschaff'nen, Du bist einzig der Göttliche,
Der Hohe! Preis und Ehre, Anbetung Dir!
Nur Du bist Gott, nur Du bist König,
König der Könige, Vater Aller.

Ausflug.

Hinaus! hinaus! Schon lacht die Morgenhelle
Schon spannt der Tag die Sonnenrosse ein,
Läßt Betzeit läuten in der Dorfkapelle,
Und weckt zum Sang die Lustigen im Hain.
Hinaus! hinaus! Hold bietet dir die Quelle
Ein Gläschen Himmelstropfen, klar und rein.
O Morgenstund', wie kann in deinen Armen
Das Menschenkind gesunden und erwarmen!

Gesang! Gesang! Musik auf allen Zweigen
Ein Sängerfest, von Gott dem Herrn geführt,
Das ist der Sphärenklang der Schöpfung Reigen
Wenn Alles jubelt, Alles musizirt.
O Seele, auf! wer möchte ruhen, schweigen?
Hat dich der Amsel Loblied nicht gerührt?
Ein jeder Baum hat seine Minnesänger,
O Seele, auf! was willst du feiern länger?

Vereinige dein Lied mit diesen Weisen,
Ja folge, Herz! der frommen Lerche nur.
Das schönste Singen ist, den Herrn zu preisen,
Denn ihm allein ist Hügel, Wald und Flur;
Denn ihm allein, dem Guten und Allweisen,
Gebührt das Halleluja der Natur,
Das Hohelied der Herrlichkeit und Ehre,
Das Dreimalheilig aller Engelchöre.

O Poesie! vom Himmelreich gekommen,
Des Paradieses Schlüssel in der Hand,
Sei uns zum Frühlingsfeste hoch willkommen!
Ruf' auf zum Tanz, zum Reigen Stadt und Land.
Spring auf, spring auf, du Menschenbrust, beklommen,
Ihr Sänger spielt! die Harfen von der Wand!
O Poesie! wie süß! o Jauchzen, Singen!
Im Liede will ich auf zu Gott mich schwingen!

Allmächtiger, wie schön ist deine Erde!
Mit jedem Schritte muß ich danken dir!
Dies Veilchen da heilt jegliche Beschwerde,
Vor Freude hüpft das Herz im Leibe mir.
Wer ist denn Schäfer dieser Blumenheerde?
Der gute Vater droben! Dort und hier
Weiß er, was er geschaffen, zu erhalten;
O Wirken groß o weises, weises Walten!

Die Glockenblume fesselt mich vor Allen.
Zur Kirche ladet sie das fromme Herz.
Wie schön ist es, wenn rings im Thal erschallen

Die Sonntagsglocken, gläubig allerwärts
Die Gotteskinder in die Tempel wallen.
Zwar wohnt Gott nicht im Haus von Stein und Erz
Doch zur Anbetung und zum Preisen, Loben,
Hat es der fromme Christensinn erhoben.

O Tulipane in dem Sternenkranze,
Du Erde! blühend, voll von Gottes Hauch;
Ja wohl doch liegt gen Himmel jede Pflanze,
Gen Himmel strebt das Kind der Scholle auch.
Und sonnt die Kunst sich nicht im hohen Glanze
Der Christusliebe, ist sie Dunst und Rauch.
Gen Himmel wogt die christliche Gemeine,
Gen Himmel auch die Kunst, in's Göttlichreine.

Ich gehe weiter durch die Blüthenhalle,
Schon ist die gelbe Kettenblum' verdorrt,
Schön steht sie da mit ihrem weißen Balle, —
Ich blase drein, wie stieben fort und fort
Die leichten Flocken; diese Sterne alle
Versäen sich im weiten Kreise dort,
Um einst in tausend neuen Exemplaren
Des Frühlings Wunderkraft zu offenbaren.

So werden einst die Sonnen auch zerfahren,
Und die Planeten rauchend untergehen!
Die Sterne, die des Himmels Festschmuck waren
Sie werden sich wie Blüthenstaub versäen;
Von jedem, jedem zieh'n dann Geisterschaaren
Zur Ewigkeit, zum süßen Wiedersehen.
O neuer Frühling dann für alle Seelen!
Wer kann, o Schöpfer, deine Macht erzählen?

Klopstocks Denkmal in Quedlinburg.

Da ist's mir wohl, an diesem heil'gen Orte;
O Quedlinburg, empfange meinen Dank!
Du hast verstanden dieses Sängers Worte,

Der wie ein Seraph zu den Todten sank.
Willkommen nun, du schönste Dichterpforte!
Da nahm ich sinnend hin auf diese Bank
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Am Pindus bin ich auf und ab gegangen
Hab' aufgewühlt so manches Römergrab;
Wo Tasso litt, wo Dante's Saiten klangen,
Ich zog dahin an meinem Dichterstab;
Wo Young gewacht, wo Milton, Byron sangen,
Fromm deckte ich der Dichtung Blumen ab, —
O Wundersprache, die mein Ohr vernommen,
Doch nie der Seele zur Ruhe gekommen.

Nur hier, nur hier kann Ruh' ich einmal finden
O Quedlinburg! dein Klopstock heilt mein Herz;
Da kann es Lust in Gottes Lob empfinden,
Da kann es jauchzend schlagen himmelwärts.
Da kann es sich mit Jesu eng verbinden,
Getrost erdulden jeden Erdenschmerz.
O Geist, der du den Gottsohn hast besungen,
Wie ist dein Lied durch alle Welt erklungen!

Ja deine Harfe tönte noch erhaben!
Prophetenwort ist wahre Poesie.
Der Dichtung Flammen sind des Himmels Gaben,
Die löschen in der Brust des Sängers nie,
Des Dichters Geist kann sich in Gott nur laben,
Zu lieben ihn, in Licht und Harmonie,
Zu lieben ihn, ist seine Freude, Wonne,
Die Wahrheit seine Rose, seine Sonne.

O Klopstock! größter Sänger aller Zeiten,
Bei deinem Denkmal muß ich weinend stehn:
O könnt ich dich in jenen Ewigkeiten
Bei Jakob und Jesajas wiedersehn! —

O Geist des Herrn, berühre meine Saiten!
Auf, Nachtigallen! nach des Himmels Höh'n!
Anbetung, Liebe sei die Kunst auf Erden
Und Poesie soll Lob der Gottheit werden.

Wonne des Landlebens.

Kein frommer Sinn kann grünen in den Städten.
Das Land nur ist der stillen Andacht hold;
Es heiligt uns mit seinen Blumenbeeten,
Mit seinem Morgen-, seinem Abendgold.
O Land! o Land! sei feurig mir gepriesen!
Du Freudenau! von Himmelsduft umweht.
O welch ein Kranz von tausend Paradiesen,
Laut offenbarend Gottes Majestät.

O Land! o Land! wie bist du mir so theuer!
Wald, Hügel, Berge jauchzen, Fluß und Teich,
Die Blumen schaaren sich zur Gottesfeier,
Ihr Morgengruß heißt: Friede sei mit Euch!
Ein Heilig, Heilig! ist das Lied der Lieder,
Das aus dem Chor der Kreaturen schallt,
Und alle Engel fallen jauchzend nieder,
Wenn dieser Ruf im Himmel wiederhallt.

Hier ist das Buch der Schöpfung aufgeschlagen -
Herbei! wer Wunderdinge lesen will.
Ein herrlich Buch, es stund zu allen Tagen
Der Mensch erstaunt bei diesen Bildern still.
Die Blätter um! dies Buch, es hat kein Ende,
Die Blätter wachsen wie das grüne Gras;
O, daß ich doch des Buches Schlüssel fände!
Todt ist der Mensch, eh' er den Titel las.

O Land! o Land! du hast mir Gott gegeben
Du hast in seine Nähe mich geführt,
Du hast beseliget mein ganzes Leben,
Da jedes Saitenspiel meine Seele rührt.

Was ist dies Drängen und dies sanfte Schwellen,
Wenn mir die Lerche jubelnd Antwort gibt?
Wenn ich den Himmel seh' im Schooß der Quellen,
Den ich seit Kindeszeit so heiß geliebt? –

O Land! o Land! Du kannst mir Alles schenken:
Ein jeder Hügel ist ein Heiligthum,
Ein jeder Strauch ein Gottesangedenken,
Ein jeder Stern ein Evangelium.
O Land! o Land! du hast mich auferzogen,
Will ewig auch dein frommer Hirte sein,
Du hast geschenkt mir einen Wiegenbogen,
O schenke mir auch einen Todtenschrein –

Aus den „Liedern der Armuth".

Er hilft auch Dir.

Was willst du, Herz, dich grämen?
Auf Gott stell' deine Sach'.
Sanft wird er von dir nehmen
Der Leiden Ungemach.
Er schützt zu seiner Freude
Das Blümlein auf der Heide,
Er hilft auch Dir.

Was willst du, Herz, verzagen
In hoffnungsloser Pein?
Gott wird dir nichts versagen,
Sind deine Bitten rein.
Er nährt den Wurm im Staube,
Das Vöglein in der Laube,
Er hilft auch Dir.

Was willst du, Herz, dich quälen?
Der Herr mag jeden Schmerz,
Dein Heil mag du nicht fehlen,

Eil' an sein Vaterherz.
Er schirmet in der Wiege
Des Kindleins fromme Züge,
Er hilft auch Dir.

Was willst du, Herz, noch grollen
Verzagt und glaubensleer?
Durch unsers Herren Wollen
Steht jauchzend auf das Meer;
Er führt in dunkler Ferne
Die gold'ne Schaar der Sterne,
Er hilft auch Dir.

Landmann's Abendlied.

Der Abend ist gekommen,
Nun find' ich süße Rast,
Mein Herz hat aufgenommen
Den Herrn als hohen Gast.
Gestillt ist mein Verlangen,
Ich bin, o Gott, bei Dir,
Und hab' ich mich vergangen —
Verzeih' in Gnaden mir!

Ich und die Meinen haben
Auch heute uns erfrischt;
Wie du mit milden Gaben
So unerschöpflich bist!
Es quillet aller Enden
Obst, Korn und güldner Wein;
Wer mag bei solchen Spenden
Nicht kindlich dankbar sein!

Ich will mich niederlegen,
Die Engel halten Wacht;
Sie schütten Heil und Segen
Auf mich in jeder Nacht.

Ruht aus, ihr müden Glieder,
Erquicke, Seele, dich;
Ihr Augen, fallet nieder,
Herr Gott, beschütze mich!

Das Goldland.

Mich lockt noch nicht der Schätze Fülle
Weit übers Meer an gold'nen Strand,
Nein, ruhn soll meine ird'sche Hülle
In deinem Schoos, mein Vaterland.
Mich führt nicht irr' des Reichthums Glänzen,
Und zieht Ihr aus mit Sang und Tänzen:
Mein Goldland such' ich in dem Herrn!

O Glück, o Glück zur weiten Reise!
Gott schirm' Euch wohl auf salz'ger Fluth:
Und tritt zu Euch das Heimweh leise,
Faßt, fern der Heimat, frischen Muth.
Sucht Euer Heil im Gold der Erden, —
Laßt hinter Euch Noth und Beschwerden,
Mein Goldland such' ich in dem Herrn!

Hier quillt der ächte Freudenbronnen,
Hier fließt der einz'ge Trost der Zeit,
Hier wächst im milden Strahl der Sonnen
Das Blümchen der Zufriedenheit.
Kein Weh und keiner Feinde Tücke
Ziehn nach dem Westland meine Blicke,
Mein Goldland such' ich in dem Herrn!

Da ist es grün bei Frost und Dürre,
Da ziert ein ew'ger Mai die Flur,
Da geht der Waller niemals irre,
Froh folgt er des Allgütigen Spur.
Kein Mißgeschick mag ihn ermüden,
Er ruft, im ärmsten Stand zufrieden:
Mein Goldland such' ich in dem Herrn!

O leb' ich nur in seiner Gnade,
O bin ich nur sein treues Kind,
So wird der krumme Weg gerade
Mir, und der Gram entflieht geschwind.
Grollt, Wand'rer, mit dem Herrn verwegen,
Drängt nach des Schiffes schwanken Stegen —
Mein Goldland such' ich in dem Herrn!

Hier ist der Liebe Meer zu finden,
Hell, ohne Riff, voll Perlen rein,
O diesen Reichthum zu ergründen
Ist aller Weisheit Macht zu klein.
Treib' Euch der Golddurst ewig weiter —
Ich bleib' im Land und jauchze heiter:
Mein Goldland hab' ich in dem Herrn:

Trost der Armuth.

Die Armuth ist der Tugend Grund
Und der Propheten Wiege,
Ward je ein Heil der Erden kund,
Drang je ein Licht zum Siege:
Es kam aus ihr, —
Und nicht von dir,
Der Weltlust Pracht und stolze Lüge!

O nicht im weiten Königsschloß,
Nicht in der gold'nen Halle
O nein, das Glück der Welt entsproß
Blutarm, im dunkeln Stalle;
Da liegt es froh.
Das Kind, auf Stroh,
Arm und so wunderreich für Alle.

Kein hoher Fürst, ein armer Mann
Küßt dich mit Vaterfreude,
Dich führt zum Tempel kein Gespann,
Dich schmückt kein Kleid von Seide,

Doch bist du gleich
An Gnaden reich,
Maria's Trost und Augenweide.

D'rum zog dann auch am liebsten ein
Der Heiland bei den Niedern,
Um mit dem süßen Himmelswein
Ihr Hoffen zu erwiedern;
Nicht im Palast
Sitzt er zu Gast,
Er ruht am Zoll bei armen Brüdern.

O freu' dich d'rum der Armuth Sohn,
Und sieh' des Heilands Wallen,
Er spricht noch heut dem Mammon Hohn
Und tröst den Armen Allen,
Noch fort und fort
Muß laut sein Wort:
„Verkaufe, was du hast" erschallen.

Und siehst du Brüder, reich und stolz,
In Gold und Purpur prangen, —
Halt ein, halt ein des Neides Bolz,
Der Herr ist arm gegangen.
Ihm folge froh,
Dann liegst auf Stroh
Du weich und reich und ohne Bangen.

Aus der „Jungfrau von Orleans".

(Anfang des letzten Gesanges.)

O schöner Lenz! im Jubelruf willkommen!
O Gruß der Blumenschaar aus voller Brust!
Kaum ist der Sonne erster Strahl entglommen,
Erglüht Lothringens Volk in Festes Lust.
Lätare! schallt es wie aus Einem Munde,
Die Glocken tragen's fröhlich in die Runde,
In Haus und Flur, am Brunnen, am Altare,
Allüberall ertönt der Ruf: Lätare!

Dort auf der Höh', am grünen Hain der Eichen,
Steht der Liebfrauen schimmernde Kapelle;
Der Küster läutet schon das erste Zeichen
Zum frohen, längst ersehnten Fest der Quelle.
Dort fließt ein Bronnen, Gicht und Fieber weichen,
Taucht der Geplagte in des Wassers Helle;
Denn Sagen melden, daß ein Engel leise
Die Schmerzen tilg' auf unsichtbare Weise.

Ein selt'ner Baum mit hochgewölbten Aesten,
Ein Sproß uralter Zeit, steht nah' dem Bronnen.
Hier spielt und tanzt die Jugend bei den Festen;
Zu bald nur ist der wonnige Tanz zerronnen!
Leichtfüß'ge Feen und zartgehörnte Meister
Lustwandeln hier zur dunkeln Stund' der Geister;
Dann wagt kein Sterblicher sich mehr hinaus,
Man flieht und schließt mit „Walle Gott" sein Haus.

Lätare! aber ruft der Priester heute,
Lätare! hallt das festliche Geläute.
Lothringens Mädchen, ehrt den jungen Mai,
Hüpft mit dem ersten Veilchenstrauß herbei!
Ringsum erscheint mit blumigen Gehängen
Der stürmetrotz'ge Feenbaum geziert;
In losem Scherz, mit Jauchzen und Gesängen,
Wird dann des Maien's Bild herumgeführt.

Sieh', eine Puppe ist's von Waldeszweigen,
Von Blüthen, die erstehn im jungen Lenze,
Von Erstlingsfrüchten, die dem Landmann eigen,
Und Bänder schmücken das Gebild und Kränze;
Schalmei'n ertönen. Schon beginnt der Reigen
Um Quell und Baum. Es wechseln Spiel und Tänze,
Ganz Domremy versammelt sich im Freien,
Der Väter heil'ge Bräuche zu erneuen.

Seht an der Kleinen sel'ges Hüpfen, Springen.
Der Mädchen Tanz in unschuldsvoller Frische.
Die Knaben werfen Bolze, rennen, schwingen,

Und treiben Jagd und Kriegsluft im Gebüsche.
Und zu des Festes freudigem Gelingen
Füllt der Baron mit Kuchen Bank und Tische.
Trommeten schmettern, Alles dringt herbei
Zum frohsten Mal, zum schallenden Juhei!

Jakob von Arc nur bleibt in stiller Hütte,
Und Isabell, die gute Mutter ringt
Die Hände, fleh'nd: „Hör', Ewiger, meine Bitte,
Die sich aus glüh'ndem Herzen zu dir schwingt:
Mein Kind erlöse aus der Mörder Mitte,
Eh' sich das Feuer um ihr Leben schlingt.
So früh soll Frankreichs Retterin erblassen?
Laß mich für sie den Todeskelch erfassen!"

„Den schweren Traum — wie könnt ich ihn vergessen?
Des Blitzes Knäuel lag in meinem Schoos —
Das Kind wuchs auf zur Freude mir indessen,
Wir ahnten nicht ihr wunderseltsam Loos.
Ich hielt sie an zu dem, was ziemt den Frauen,
Sie saß beim Spinnen, sang auf grünen Auen
Ihr Schäferlied, sie half der Ernte Last
Auf Wagen binden in der Sonne Glast."

„Beschämet hat sie uns im Dienst des Herrn,
Hier schien sie mir ein übersinnlich Wesen.
Sie mied der Jugend Lärm und Poltern gern,
Und nie entglitt ein Wörtchen ihr vom Bösen.
Die Vöglein flogen aus des Waldes Grün,
Sang sie ein Lied, auf ihre Hände hin.
Und hatte sie des Tages Müh'n vollbracht,
Saß sie bei Kranken oft die ganze Nacht."

„Auf einmal flieht sie dann des Weibes Schaffen
Geheim, und eilt zum rauhen Spiel der Waffen,
Zum männermordenden, blutrunknen Krieg.
Manch inniger Seufzer mir zum Himmel stieg;
Wie konnt' ich's hindern? Rinnet, Mutterzähren!

*

Mußt' ich zu solchem Leid mein Kind gebären?"
So klagt die Mutter und schaut todesbang
Gen Rouen, nach der Sonne Untergang.

Indessen siegt der König aller Enden,
Von Compiegne entflieht des Feindes Heer.
Wird Karl der Jungfrau keine Hülfe senden?
Erhebt kein Tapferer für sie den Speer?
Auf, edler König, rüste zum Turnei!
Komm mit dem Troß der Reisigen herbei!
Vergebens! denn die Großen dieser Erden,
Sie werden nie der Armen Ritter werden.

Gefesselt führt man sie zu den Verhören,
Die Ruthe dräut, die Folter steht bereit.
Sie muß Entehrung, Lüge, Läuterung hören,
Und ihrer Sendung Größe wird entweiht.
Die Leidenschaft, die wuthentbrannte Dirne
Zeichnet mit Blut an ihre Heldenstirne:
„Des Todes bist du, Hexe, Ketzerin,
Dich werfen wir in's ew'ge Feuer hin!"

Johanna sieht in ihren Todesqualen
Den heil'gen Michael herniederstrahlen;
Verhüllt dem finstern Aug' der rohen Wacht,
Erscheint der Engel in des Himmels Pracht.
Und Geisterfrauen folgen, ernst und stille,
Dem Mächtigen. In reicher Flammenhülle,
Als Abglanz Gottes, steht der Bote hier;
Er grüßt die Schäferin und spricht zu ihr:

„Johanna, traure nicht, es naht die Stunde,
Die dich der kalten Mörderhand entführt.
Und warst du untreu auch dem Gottesbunde,
Du hast dein Haupt mit ewigem Ruhm geziert.
Der Sonne Goldmeer ist nicht ohne Flecken,
Dank und Verehrung wird dein Grab bedecken;
Ein rosiger Faden ist dein Lebenslauf,
Und Frankreich stellt dir Ehrensäulen auf."

„Komm mit im Traum, ich will dich froh erheitern
Mit Sonnenglanz und Sphärenharmonien;
Wir steigen auf den goldnen Sternenleitern
Zur Ewigkeit, zum Kreis der Selgen hin!
Da schmerzt kein sündhaft Fallen mehr, da scheitern
Die Menschen nimmer, hell und ewig glühn
Die Auserwählten, wie die Sonn' am Tage,
Kein Kummer trübet sie und keine Klage."

„Zum Monde reisen wir. Da leuchten Höhen
Kreisförmig, wie der Erdball keine beut.
Der Mond hat nie die große Fluth gesehen,
Da siehst du kein Gewässer weit und breit.
Kein Donner rollt, kein Blitz entflammt die Nacht,
Und nie erscheint der sieben Farben Pracht;
Es lacht der Himmel immer klar und rein
Den Geistern hier im göttlichen Verein."

„Ringebenen durchziehn des Mondes Fläche,
In runder Schale glänzt das schönste Thal;
Und sprudeln weder Quellen hier noch Bäche,
Gleicht doch die Landschaft einem Zaubersaal.
Entleuchtet der Wohner auf des Randes Höhen,
Wie kann er Wunder, Herrlichkeiten sehen!
Dort schwebt der Erdenball in stiller Nacht
Dreizehn Mal größer als der Mond Euch lacht."

„Zur Sonne reisen wir, zum Feuerballe,
Zum großen, lebensvollen Geistermeer!
Fixsterne und Planeten nährt sie alle,
Und geht vor größern Sonnen noch einher.
Goldstädte prangen hier mit Sapphirhallen,
Auf hunderttausend Meilen wiederhallen
Der Engel Chöre, keine Saite bringt
So süß in's Ohr, wie hier ein Lied erklingt."

Ab einem Hügel schallt ein Hosianna,
Und Feuerflammen sprühen in das Thal.
„Weltweise sind dies, gottesklar, Johanna,"

Versetzt der Führer, „und dies Feuermal
Bedeutet ihres Geistes Ueberschäumen.
Sieh Plato, Sokrates in diesen Räumen,
Arnold von Brescia, der in Flammengluth
Bekundet seinen hohen Glaubensmuth."

„Hier siehst du leuchten Hieronymus
Von Prag, von seinen schwarzen Wunden rein.
Zu seiner Linken glänzt Johannes Hus,
Der auch ertrug des Feuerbettes Pein.
Ihm war der Tod ein himmlischer Genuß,
Wie stund er auf dem glüh'nden Stoß so rein!
Dem Schwane glich er auf des Sees Spiegel.
Wer hemmt dereinst des kühnen Adlers Flügel?"

„Und eine Jungfrau will ich dir benennen
Aus Roma's Land, kein schöner's Bild man sah.
Im heißen Wasser mußte die verbrennen,
Ihr heil'ger Name ist Cäcilia.
Sie fand der Orgel wunderbare Klänge,
Und schuf begeistert hehre Lobgesänge.
Doch schrecklich traf sie d'rum der Heiden Groll,
„„Zum Martertod!"" ihr wilder Ruf erscholl."

Zum Jupiter führt Michael die Maid.
Sechs Jahre mißt der Tag an seinem Pol;
Mit dunklen Streifen ist bedeckt sein Kleid,
Und fern und klein erscheint dem Auge Sol.
Vier Monde strahlen aber licht am Himmel,
Hier schaut der Geist ein neues Sterngewimmel,
Und andre Herrlichkeiten gehen auf,
Verschwunden ist dem Aug' der Erde Lauf.

Zum Fürstplaneten heben sich die Beiden,
Zum riesigen Saturn. In welcher Pracht
Kann sich voll Ehrfurcht der Beschauer weiden?
Sechs Monde sind zum Wechselspiel erwacht.
Zwei Flammengürtel an dem Himmelsbogen

Als glänzende Ringwelten aufgezogen.
Verstumme, Mensch! Im Glanz des neuen Lichts
Sinkt, Tellus, deine Schönheit in ein Nichts.

„Hier ruhn im Frieden Jünglinge, Jungfrauen,
Die früh dem kalten Erdenschooß entronnen,
Sie tragen Lorbeern auf geweihten Auen,
Und preisen Gott im Licht der Geistersonnen.
Auch du, Johanna, wirst dies Land erschauen,
Du hast der Tugend Lilienkranz gewonnen.
Schon winkt der Richter hin auf Flammenwegen
Eilst du dem Land der Seligkeit entgegen."

„Doch klage nicht den Allbarmherzigen an,
Und nenne grausam nicht den Gott der Liebe.
Dem Weltgesetze bist du unterthan,
Und wie der Tag bald heiter und bald trübe,
So wechseln mit dem Lichte Nacht und Wahn.
Oft unterliegt der Geist dem niedern Triebe
Der Finsterniß, und ganze Völker werden
Wahrheitsverlassen, grimme Tigerheerden."

„Warum läßt Gott den Märtyrer verbrennen?
Kann ihn nicht retten seine Vaterhand?
Das ewige Gesetz will ich dir nennen,
Das, unentwegt, umschließet Meer und Land.
Der Panther muß den Wüstensand durchrennen,
Die Gemse springt ab hohem Alpenrand;
Der Wallfisch flieht den Sand und sucht die Meere,
Der rauhe Stein folgt dem Gesetz der Schwere."

„Lebendig zieht vom seltnen Pflanzenthier
Zum Menschen auf ein Gottesfaden sich.
Kein Mißklang und kein Uebermaß ist hier,
Der Winter weicht dem Maien jugendlich;
Es springt empor verwelkte Blüthenzier,
Und Osterluft umsäuselt wonnig dich.
Nichts hemmt und stört den wundergleichen
Gang der Natur in drei gewalt'gen Reichen."

„Und ob der Tod den Knochenfuß auch setze
Auf Alles, was da lebt und grünt und blüht,
Es wanken nicht die ewigen Gesetze,
Jahrtausende der Sonnenhimmel glüht.
Daß er die Kommenden wie uns, ergötze;
Der Storch, der nach des Nils Gewässern zieht,
Die Möve, die das Schiff umflattert, rege,
Sturmkündend: alle kennen ihre Wege."

„Das blaue Meer, das trotzig sich empört,
Der Hagel, der das Waizenfeld zerstört,
Das reiche, goldene: sie folgen nur
Dem Riesengang allwirkender Natur.
Und auch der Mensch, ihr letztgeborner Sohn,
Muß beugen sich vor ihrem Eisenthron.
Erliegt im Kampf das Gute, muß das Schlimme,
Kraft seiner Schwere, es umfahn im Grimme."

„So bluteten die Märtyrer, so bluten
Noch heute Wahrheitszeugen, fromm und rein.
Wohl könnte Gott erretten diese Guten,
Entreißen sie dem Schwert, der Flammenpein;
Doch ob der Mensch sich grausam auch zerfetze,
Er ändert nicht das ewige Gesetze,
Das Welt und Geist umschließt; er ändert nie
Für Menschen nur der Schöpfung Harmonie."

„Wohl sendet er Propheten, Glaubensboten,
Doch nicht im himmlischen, im ird'schen Kleid;
Die wecken auf zum Licht die Geistigtodten,
Und führen mit der Finsterniß den Streit.
Sie, die der Wahrheit Feuerstrom verbreiten,
Und in des Herzens tiefste Falten leiten,
Scheu'n nicht den Tod auf blutigem Schaffot,
Ihr Geist erstarkt, je mehr die Hölle droht."

„Einst wird gerecht der Zukunft Stimmen schallen,
Von Leidenschaft, von Neidesflammen rein.
Wenn des Jahrhunderts Schranken sind gefallen,

Wird dir ein König Fest und Denkmal weihn
Und mag der Zweifel auch dein Werk erniedern,
Der Witz mit frechem Spott dein Herz entweihn,
Du lebst als Heldin fort in stolzen Liedern,
Und wirst der Hirten Ruhm und Freude sein."

Noch höher steigt der Engel mit der Reinen.
Hier fliegen Erden, die der Mensch nicht kennt.
„Den Uran siehst du, den Neptun erscheinen,
Noch größre Wandler glühn am Firmament.
Nichts wissen ihre Geister von dem kleinen
Streitvollen Balle, den ihr Erde nennt!
Nichts wissen sie von euch, ihr Menschenkinder,
Fallet in Demuth nieder, stolze Sünder."

Der Engel breitet seine Flügel aus,
Im Thurm erwacht Johanna mit Entzücken.
„O süßer Traum! ich sah mein Vaterhaus,
Wie muß der Tod, mich Leidende, beglücken!"
Den Wasserkrug faßt ihre magre Hand
Geängstiget von heißem Fieberbrand.
Ein Scherge tritt mit seinem Stab herein
Und schlägt das labende Geschirr entzwei.

O Rouen, o Rouen! tilge diese Schmach!
Sie rüsten auf das harte Todesbette,
Kein Mitleid wird in deinen Richtern wach,
Schon droht der Pfeil mit seiner langen Kette.
Die zarte Knospe wollen sie zerdrücken,
Und eine Blume, lieblich prangend, knicken.
O traure, Genius der Tapferkeit!
Johanna wird dem Flammentod geweiht.

Aus den „mundartlichen Gedichten."

De Heuet.

„Liseli, chumm denn bi Zite, nüd daß mer uf's Esse müend bblange!"
Rüeft d'r Aetti mit Nachdruck, er will mit dem Heiri ge mähe.

„Hüt mueß d' Sägese flüüge; will's Gott wemmer Sitägigs mache;
's ist en himmlische Heuet, das Wetter so troche und b'ständig;
Grad wie Rose schmöckt 's Heu, das wird dene Loben an g'falle "
Seit's, und holt es Stifeli Brenz, und Brot und Ziger bringt d' Muetter.
Druf heißt's: Uf und devo! ge mähe i d' Chnobelwies abe.
D' Sägese uf d'r Achsle, und 's Fuetterfaß stattli am Rieme,
Ziehnd's vu danne die Manne, i heitre Gspräche vom Wetter.

Drü isch es, wäger erst drü, und Alles grüntet zum Mähe!
Wie de Tag a de Himmel stoßt, heißt's: „Uf e Gott's Name!"
Und i alli Chammere bringt dem Aetti sis Mahne;
Ghäftig schloht er si Sunst a d' Thüre: „Stönd uf e Gott's Name!"
Und sin Sturmmarsch bigleit't mit Ernst dem Güggel si Tagwacht.
Nei! 's ist Alles scho lebig im Dorf! Dert gyret e Stallthür,
Nueser tribt mer zum Brunne die Stier' und die lustige Chalber.
Aber wie isch en Gschmack — es chüechled indesse die Fraue,
Um die flißige Mäder mit gruehrigem Backwerk z' erfreue.
's git en liebliche Tag, keis Wülchli gseht mer am Himmel.
Aber Frau Sunne: wie stahts? Häst nonig usgschlafe? Du Holdi!
Woll! bim Wetter es grath, scho ribt si d'Auge und wäscht si
Tüchtig im Bodesee obe mit Wasser und chöstlicher Seife.
Mach di hübsch, Frau Sonne, du herrlichi Fürstin vum Heuet:
Stille, just leit se si a, en Rock mit guldene Säume
Treit si zum Heuet, und silberni Schueh, wie Christall e so luter.
Gendmer Achtig, si chunnt, wie git's e Heitri am Himmel!
Ihri Meitli sind das, sie springed vorus, mit Gisänge,
Stiged hübschli uf d'Matte mit lüchtede Gableu und Rechen;
's ist e Lust und e Freud. Hee! chömmed und helfed is heue'
„Stille! d'Frau Meisteri chunnt!" versetzed die fründliche Chinde,
„Ueber die Schwizerberg dei, wie druckt si dem Rigi nüd d' Auge!"
Tusig! si chunnt, willkumme, du tapferi Fürstin vum Heuet!
Gschaued was d'Sunne vermag! Wen gsehtmer uf Wege und Stege
Ile und springe mit Gableu und Rechen, mit Chrüegen und Zeine?
Heuer und Heuere, Gschaare a Gschaare, mit fründliche Worte
Lueg, wie springed die Lüt, was gist, was häst, uf die Wise.
Fuchse ghört mer durumme, und 's Liseli singt vor em anne;
's ist mit dem Heiri e Brunt, de hilft dem Aetti bim Heuet.

Bi der Wise ist d Lise, si händ scho d' Hälfti erobret,
Und wie lit das Gras i mächtige Mahde a Mahoe.
Schmale hät's wie Soldate und Sperbüsch zum Ergötze.
Frisch dehinter her, ihr Chinde, verrüehred die Hüf:
Ueberall glich, wie ne Wähe sott's si; denn trocknet s je prächtig'
Lueged d' Wisen us, wie isches e Rute und Raste,
Und wie hauet die Mäder das durtegi Gras ni de Bode!
Haued die Sägese nümme, so gohts an en Wetze und Dängle,
Haue mueß es mit Gwalt, und d' Schärhüse müend si etgelte;
Die vertaubed die Mäder und tribet s zu mächtige Flüeche.
Nu dem Heui haut's prächtig, will d' Lise im fründliche Iser
Eine herrliche Mahde so gstink und artig verspreitlet.
Immerhi mueß er au wetze, just nimmt er de Wetzstei und seget:
Wetzis nit, so haut es nit! und es haut wieder besser.
's Liseli meint bin ihm selber, (und lacht) es ghöri es Glöggli –
Wetzis nit, so haut es nit! und es lüti i d' Chille,
Meint, de Vikari chömm scho, und legne d' Händ inenandre.
Wetzis nit, so haut es nit! und es haut wieder besser!
Rüüni düslet derther, mer mag's scho gspüre am Rugge,
's gaht as Schöchli verthue, mer nimmts und verschlinggets mit Freude.
Nei wie stigt nüd die Hitz, das Gras am Schatte würd s dorre,
Herrliche Fürstin vum Heuet, wie hilfst du wacker dem Buursma!
Sind die Schöchli vertha, so lit mer au liebliche Schatte,
Oder nimmt z' Rüni, wie se si ghört, denn d' Heuere dürsted.
's hät es Brünneli da, so chlar i silberner Wiege,
Und es lachet ein a, und winkt: „Hee, chromed es Schöppli,
Guete Neue das hani, er wird i erireue, i weißes'"
Wie ne Wallfahrt gaht's vu Meitlene, Manne und Buebe.
Gelled, ihr Chinde, er dürsted, seit's Brünneli, chömmed und schöpfed,
's ist au Wetter derno, so prächtig zum Heue und gheerig.
Alli Chrägli macht 's Brünneli voll, und es lächlet: „Hee chömmed
Mich, es chostet nüt, e wohlfeili Wirtheni bin i.
's ist mi eigetli Freud, de brave Landlüte z' diene'"
Husch' zum Chehre ihr Heuer iez mögeders wieder verlide;
Weidli die Garle i d Händ, und chehred das Füeterli umme.
's Grüen, das legedmer obli, daß d' Sunne das ordeli brätlet
„Warted nueit ü, warted ihr Chrüttli, i willi's scho zeige'"
Und mit gsundem Herze mueß s Chrüttli verwelke und sterbe,
Und wie gaht's mit Chehre, es ist wie annere Mustrig'

Und mer schwätzt und ist lustig. De Heiri fräglet sis Lisi!
Kennst au 's Heuerliedli? — „„Hä frili! was wetti's nüd kenne!““
„Wer im Heuet nit gablet — „„chan ordeli 's Schwitze erspare!““
„Nüd e so, tunig, was seist? für d' Landlüt ist 's Schwitze e Badkur.
„Wer im Heuet nit gablet“ — „„chunnt bi Blattere-n über!““
„Nüd e so, meisterlos Chind, de fürchst ja selber bi Arbet — “
„Wer im Heuet nit gablet“ — „„dem isches im Schatten am wöhlste!““
Nüd eso! nüd eso! allewil schöner; du Schlimmi! iez los'mer:

„Wer im Heuet nit gablet,
Und in der Ernd nit zablet,
Und im Herbst nit früh ufstaht,
Der lueg wie's ihm im Winter gaht!“

Und mer schwätzt und ist lustig. Und wommer denn später hi lueget,
Gsehtmer es Wülchli ufstah, so wiß und so g'fährlicher Gattig,
Alles erschrickt, und mer meint, es chönnti das Heu no verwäsche.
Bhüetis Trüli, 's git keine, seit einzig de Heiri; vor Nacht gwüß
Nüd, das werded'r gseh die Wulche sind z'troche und d'Schwalme
Flüged no höch — und just sind's fertig mit Chehren und Rechen.
Zwölfi isch es, und Zit zum Esse. Voruse wird gspise,
Under de Birebaum sitzet's an chüelede Schatte, und's Müetti
Packt die gringlete Chüechli us: „Da nehmed und essed!“
Alli hungred wie d'Dröscher, und dürstet, chumm chammer da lösche.
Aber, bim dunstig, wie schmuckt si d'Sunne verstohle i d'Wulche!
„Heiri, was meinst, ischi müed? si wott si es bitzli verberge;
Furt mit em Esse, thüend z'sämme, und fechted, i hole de Wage!
Lueged es chunnt es Wetter; wie hämmer is selli vergasset!“
Seit der Aetti, und uf und devu, de Wage ge hole.
Schüli schwarzer's am Lägre,[1] es git e subri Wösch ab!
Was nu Bei hät, mueß helfe, das ist es Fechte und Springe;
Lueged, wie schwarbets das Heu zu Zatten und mächtige Hüfe,
Ladhüfe git's wie Berg, mer cha's nüd zähle wie mänge.
Heiri, was meinst, sind d'Wulche no z'troche? „Mer chamm halt nüd säge.
's ist mer iez selber, es chömm e tüchtige Netzete, oder?“
„„A biwahri, seit d'Lise, es chunnt nüd z'regne bis 's tröpflet!““
„Hüo! alli Vieri! ihr Sackers Breme, wie thüender!“

[1]) Berg im Westen.

Potz! der Aetti chunnt mit em grüen agstrichene Wage,
Schon de Wisbaum druf obe, de grädist wommer chann lude.
Jezed laded, ihr Lüte, se chömmeder hei vor em Rege.
U egeh[*] will der Aetti, und gwüß ganz Ladhüte nimmt er,
Rüehrt's dem Heiri i d'Aerm, de chann denn meisterli lade.
Und es fangt a chute, und schröckliche Strime erschined.
Gut iez zablet die Heuer. Nu hurtig uf's Fuder de Wisbaum,
D' Wellesailer dra ghenkt und um d' Welle um bunde, denn nehmed
D' Wellebengel und tribed wacker, daß 's chroset und giret;
Abe g'rechet die Stengel, und Alles i d'Blache-n ie bunde.
Denn heißt's: Hüo! harö' und furt ist das Fuder, wie pfiise.
Glückli chömmed's no hei. Wie mit Gelte schütt's abe vum Himmel.
Lueged de Bach lauft a, wie Leim se trüeb und se gschumig.
„Chömmed iez ie! seit der Aetti, mer wend grad z' Abig neh dinne,
Chömmed, mer möged iez scho, Gott Lob und Dank für das Fueder."

Gespräch über den besten Stand.

Bartli.

(den Karstbaum unter's Kinn gestellt).

'S gaht wieder Eine d' Landstraß uf,
Lueg, Meieli, wer ist nüd das?
Er treit en Huet und chunnt ganz schwarz;
Ach min Gott! d' Herre händ's doch guet,
Si chönned nu spaziere, und mir müend
Bei schaffe ohni Underbruch, vum Viere
Bis z' Nacht um Zehni; d' Herre händ's am beste.

Meieli.

Es ist de Heer, er gahd denkwol ge Zürri,
Das ist all Mittwuche si Reis;
Denn bringt de guet Heer Gschenk hei für die Arme.
Denk nu, de Herrestand hät au sie Chrüz.
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd allimyl.

[*]) U-egeh, Uiegeh, hinaufgeben.

Der Pfarrer.

Es hät's doch Niemer besser als de Buur,
Er chan im Freie 's Gschäft verrichte,
I Gottes wunderherrlicher Natur.
Er lebt für sich und ist a Niemer bunde
I well gwüß hüt no mit dem Völkli tunsche.
De Landwirth ist ja auh en Diener Gottes,
Der Eine baut, der Ander git de Sege.

Bartli.

De Doktor chunnt bei niem Rößli.
Dä hät's doch guet, dä wird nüd müd wie mir,
Er cha no rüte, 's Roß zieht us wie wild.
A Haber fehlt's em ebe nüd;
Hät recht, er schlaht's nu wieder uf de Kunte.

Meieli.

Gu Doktor hät's au schwer, du Joggel!
Und mueß parat si Tag und Nacht,
Bi Wind und Wetter, ich vergunn ems nüd.
„Verehr' den Arzt, so hast du ihn bei Nöthen",
Seit d' Schrift, und das ist wahr, das sollmer thue.
Seh, Bartli, hack' au, lueg nüd allwyl!

Der Doktor.

Es hät's doch Niemer besser als de Buur,
Er mueß nu springe öppe i der Grund,
Im Heuet und bim Lewatthole,
Sust hätt er's ruhig, und zur Winterszit
Da chann er uf em Ofe herrli schnarchle,
Und selig wird er ohne Staatserame.
Gu Dokter mueß 's ganz Jahr sin Brüef erfülle,
Dem Chrankne z' helfe ist si Freud, Hü! Rößli.

Bartli.

Jetz chunnt e Jumpfer im e Schattehuet,
Die gahd aufhöfeli denn
Und gherrsch; die hät en dunders wiite Rock,
Und denn so Schlengge dra, und d' Aerm

Sind wie Rundöle. Die händ's guet,
Die Herrewiber, weder Charst no Haue.
No Gülleschlieft nehmed die i d' Händ;
Die lismed nu und tribed Fugelfuhr.

Meieli.

Ach jägmer nüt, si händ au ihri Chlage.
Eeh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Die Jumpfer.

Die Puure händs doch guet, denn gaht en Mensch
D' Straß ui, so lönd si Alles fahre,
D' Zelg us und us streckt Alles d' Chöpf,
Sie chönned nümme höre luege,
Die Gwunderchaze, ja die händs doch guet.
I meine d' Chopfarbeit sei allweg meh,
Und mänge Herr sitzt au im Schweiß am Pult.
Mueß messe, zeichne, schriibe, kalkuliere,
Und Tag und Nacht, 's Jahr us und i
I Sorge stah, denn meint mer, er thüe nüt;
Und strenger hätt er's als de Bur!

Bartli.

Dert chunnt 's Statthalters Schriber — dä hät's guet!
Dä cha de ganz Tag i der Stube si,
Er spürt kei Chälti und kei Sunnehitz!
Er hät en liechte Pflug, sis Federli,
Und Herrechoft; — ja d' Schriber händs doch guet.

Meieli.

Si müend defür au igspert si,
Und händ kei Loh schier und kei Meisterrecht. —
Eeh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl.

Der Schreiber.

Es hät's doch Niemer besser als de Bur,
Er schaft für sich, er ist en wahre Junker,
Sis Aecherli trüeht i der Nacht bim Schlafe.
Da jägmer Eine nüt, dur d' Handarbeit

Chunt Eine witter als dur Chopfastrengig.
Si wends nüd ha, die dummen Gsel, daß
En Schriber schweri Arbet heb, si meined
Mer chönni nu da sitze und spaziere,
I wett i wär en Bur, denn chönnti au
De Charst so under's Chinni nelle, d' Lüt
Usschänzele: „dä hät's au guet."

Bartli.

De Bode ist doch hert. Dei chunnt
E ganzi Schuel; en Lehrer hät's doch guet,
Denn mit usrechtem Buggel chauner's Brod
Verdiene, i sechs Stunde ist er gräch,
Und mir händ siebezeh im hohe Summer.

Meieli.

Und ich wett lieber Chüehirt si als Lehrer. -
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Der Lehrer.

Ihr Chinde schaued da 's Feld uf und abe,
Wie froh und freudig werched d'Burelüt.
Si händ's doch herrli i dem Garte Gottes,
I wett gwüß au, i hett es Burehösli.
En Bur mueß nüd drü Jahr is Seminar,
Er nimmt nu d' Geißle und cha chlöpfe,
Er bracht kei Unterricht und keini Bücher,
Und d' Chleider alli chauner selber pflanze.
Seh, Buebe, lupfed Kappe, Alles lueget!

Bartli.

Dert chunnt de Chrämer us em Sterneberg,
Er treit sis Räf no wie en Junge;
Die händ's au guet; die Chrämer müend
Nüd werche, nei, sie chönned nu spaziere,
Und denn verdieneds währli Geld wie Stei.

Meieli.

Ach, d' Chrämer müend au viel verlüüre. -
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Der Chrämer.

Wie macht das Näf so heiß, es hät's denn doch
Ken Mensch so guet, so herrli wie de Bur.
Er chann doch eistig i sim Dörfli si,
Und Alles wachst em, was er esse mueß:
Milch hätt er selber, Brot und Anke au
Und Fleisch und Oel und Zuegmüeß aller Arte,
Und ich mueß Alles chaufe, 's langt nüd us;
I bi so arm fast wie ne Chillemuus.

Bartli.

D' Post chunnt, die händ's au guet, wo chönned fahre.
Si hät ganz voll, die Rößli müend au springe!
Es ist doch unglich ustheilt uf der Welt.

Meieli.

Du Nar, das ist zu alle Zite gli. —
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Der Kondukteur.

Das ebig Sitze und das ebig Fahre
I Staub und Rege macht ein halbe Iahm.
Da händ's die Burelüt denn allweg besser,
Da blibt mer gsund, da hät mer au Biwegig
Und chlari Luft; i wett i wär en Bur,
So wäri nüd so a d' Minute bunde
Als Staubverschlucker und Stygisse-Löser.

Bartli.

Die vornehm Jumpfer chunnt scho wieder zruck,
Si ist gwüß nu bis Dokters obe gli.
Die händ's au guet, die Herrelüt!
Und mir müend hacke da, bis 's Her;
Sim gwaggled. Lueg iez au das Schirmli a,
's hät Busle dra wie am e Flügegarn.

Meieli.

So werded mir bis Peter Paul nüd fertig.
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Die Jumpfer.

Wie luegeb's iez dert wieder, grad
Wie d' Nare, Alt und Jung und Groß und Chli,
Und macheb denn Bimerkige und lacheb.
's ist würkli recht schinierli uf em Land.
Si thüend schier d' Häls verdrehe; nei!
Es ist au gar, si luegeb d' Auge=n us
Und gigeleb, als wär i e fremds Thier.
Si luegeb uf zum zweite, dritte Mal.
Die Bure händ's doch guet, si händ der Zyt
So umme z' gaffe, will's mer schine!
Bi Gott, i stahne Alle da zur Eschau,
He nu — se lueget, und ich luege au!

Bartli.

Jez wemmer z' Nüni neh, chumm Frau, schenk i!
Zur strengen Arbet ghört es Gläsli Wi.

Rob. Weber.

Robert Weber von Rüti, Kt. Zürich, wurde den 5. August 1824 in der Rosenstadt Rapperswyl am Zürichsee, dem Heimatort seiner mit Kräften des Geistes und des Gemüthes reich ausgestatteten Mutter, geboren. Beide Eltern thaten für die Erziehung ihres ältesten Sohnes soviel sie konnten. Derselbe besuchte die dortigen niedern und höhern Schulen (letztere eine Art Progymnasium), kam im Herbst 1840 an das obere Gymnasium in Zürich und ging im Frühjahr 1843 an die dortige Hochschule über, an welcher er während vier Jahren Philologie, Geschichte, Philosophie, (Naturphilosophie bei Oken) und Theologie studirte. Einen Lehrstuhl für Aesthetik und Literaturgeschichte gab es damals in Zürich nicht; um so mehr drängte es Weber, die Universität Tübingen zu besuchen, wo der berühmte Aesthetiker Vischer lehrte, was ihm durch die Lösung einer theologischen Preisfrage in lateinischer Sprache[1]

[1]) „Modus, quo evangelium Johannis veteris testamenti locis uti solet, ex omnibus exemplis demonstretur, et cum ceterorum evangeliorum ratione comparetur".

gelang, indem dieselbe von der Fakultät gekrönt wurde und dem Verfasser auf Empfehlung seiner Lehrer Ferd. Hitzig und Alexander Schweizer von Staatswegen das Reisestipendium in's Ausland eintrug.

Nach empfangener Ordination bezog Weber im Frühling 1847 die Universität Tübingen, wo er seine philosophischen und theologischen Studien bei Reif, Baur, u. A. erweiterte, vor Allem aber die Vorlesungen Vischer's über Aesthetik, Literatur- und Kunstgeschichte u. s. w. anhörte, wodurch er erst eine höhere Anschauung von der Kunst und ihrem Verhältniß zu Religion und Philosophie erhielt. Nachdem der Schluß der Universität, in Folge des Ausbruchs der Revolution von 1848, erfolgt war, kehrte Weber in seine Heimat zurück, wirkte zwölf Jahre lang im zürcherischen Kirchendienst als Pfarrer von Rifferswyl und später einer äußern Gemeinde der Stadt Zürich, resignirte 1860 freiwillig und siedelte nach Bern über, wo er von 1860—1864 die Redaktion der „Bernerzeitung" besorgte. Nach seinem Rücktritt von dem genannten Journal beschäftigte er sich als Privatgelehrter hauptsächlich mit literarischen und kritischen Arbeiten, seit anderthalb Jahren vorzugsweise mit der Herausgabe „der Nationalliteratur der deutschen Schweiz."

Gedichte von Rob. Weber. Zürich, bei Zürcher u. Furrer, 1848. — Zweite (stark vermehrte, mit zwei Stahlvignetten gezierte) Ausgabe, Meyer u. Zeller, 1857 — Dritte (vermehrte und verminderte) Ausgabe, Stocker'sche Verlagshandlung in Frick. 1863. —

Neue Gedichte von Rob Weber. Leipzig bei Herbig, Zürich, bei Orell Füßli u. Comp., F. A. Stocker'sche Verlagshandlung in Frick. 1860. Zweite Auflage. Ebendaselbst.

Die poetischen Bücher des alten Testamentes. Neu aus der Grundsprache des Hebräischen, im Versmaß des Originals verdeutscht und nach dem jetzigen Stande der historisch-exegetischen Wissenschaft in Einleitungen und fortlaufenden Erklärungen ausgelegt von Robert Weber. Stuttgart, C. P. Scheitlin, 1852—1858. (Zu den Verlag der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen übergegangen).

Novellen, Erzählungen und Gedichte von Rob. Weber. 2 Bändchen. Bern. 1861.

Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographischen und kritischen Einleitungen von Robert Weber. Glarus Verlagsbuchhandlung von J. Vogel, 1866 - 1867. 3 Bde.

Theologische und andere Schriften.

Winter.

Trüb ist das Land.
Den Himmel umfängt
Ein dichter Nebel,
Zur Rechten und Linken
Starren die Hügel
Grau empor.
Finster blicket
Der weiße Wald
Im Eisespanzer
Zum Weiher nieder,
Der, grünen Auges,
Durch die Krystallwand
Die Welt anglotzt,
Die kahlen Eichen,
Den nackten Strauch
Und den faulen Strunk
Des Weidenbaumes.
Still ist die Luft;
Einsames Schweigen
Decket die weiße
Pfadlose Wüste.

Am Bache hin,
Kalt und gefühllos,
Den Hut im Genick,
Trabet langsam
Der Müller zur Stadt,
Des stettischen Kleppers
Störrischer Laune
Den Zügel gönnend.
Begraben stehen
Die Meilenzeiger
Im tiefen Schnee;
Der Wegeweiser
Erfüllt umsonst

Die traurige Pflicht,
Die erfrorene Hand
Weit hinaus
In den Nebel streckend.

Im Frühling.

Bist du es wieder, süßes Leben,
Bist du es wieder, schöne Zeit,
Wo Licht und Duft im Wonnebeben
Ein sonnigwarmes Lied erneut?

Ich stürze mich mit frischen Sinnen
In dieses Meer von Glanz und Lust;
Die Wogen tragen mich von hinnen,
Sie spülen sanft mir um die Brust.

Und aus des Herzens weichen Schollen
Mit nie erschöpfter Lebenskraft
Steigt neue Lieb' und neues Wollen
Und legt den Geist in süße Haft.

Was einst geschmerzt, ist längst zerronnen
Im linden, warmen Frühlingsstrahl,
Die Jugend ist zurückgewonnen,
Sie strömt in mich aus Berg und Thal!

So sitz' ich an der Brunnenstube
Der quellenden Unendlichkeit,
Es rieselt frisch zur kühlen Grube,
Es wird das Herz so weit, so weit!

Neuer Lenz.

Holder Friede, stille Lust,
Wogt ihr wieder durch die Brust?
Weinen möcht' ich, niedersinken,

Wenn im Säuselspiel der Luft,
In des Abends gold'nem Duft
Blüthenbäume mailich winken.

Mit der Wolke möcht' ich flieh'n,
In die blaue Ferne zieh'n!
Mit der Lerche möcht' ich singen,
Auf beglücktem Wanderzug
Mit der Sehnsucht raschem Flug
In den hellen Aether dringen!

Feuer, das am Firmament,
Das in jedem Busche brennt;
Stilles Lächeln, hingeschrieben
In des Auges sanfte Gluth,
In des Herzens volle Fluth, —
Warum sollt' ich euch nicht lieben?

Mein Herz ist im Blühen.

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Licht,
Im wonnigen Liebesmai;
Verstummet, Klagen, in meinem Gedicht,
Wenn der Himmel herabsieht mit heiter'm Gesicht,
Ertöne die frohe Schalmei!

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Glück,
O seliger Frühlingstag!
Gelöst ist des Winters erstarrender Blick,
Es kehret der Lenz und die Liebe zurück
Und die Amsel flötet im Hag!

Mein Herz ist im Blühen, mein Herz ist im Duft,
O heiliger Kindestraum!
Ich schwinge mich über die bläuliche Kluft,
Ich trinke des Aethers sonnige Luft
Am unendlichen Himmelssaum!

Sonnenuntergang.

Der heiße Tag hat ausgeblüht,
Die Fürstin steigt von ihrem Throne
Und legt, von Purpur überglüht,
Jetzt ab die diamant'ne Krone.

Sie geht; es trägt das Abendroth
Ihr des Gewandes farb'ge Schleppe,
Sie eilt zu sterben, jenseits loht
Ihr Glanz schon heimlich ob der Steppe.

Ein Goldnetz wirft sie um das Haar
Am schwarzen Rand des Sarkophages;
Fern schifft der Mond her, silberklar,
Und weint der Mutter nach des Tages.

Ein lodernd Ilion an Pracht
Brennt ihre Wolkenstadt zusammen;
Der Himmel trauert, und die Nacht
Erblaßt ob diesen blut'gen Flammen.

Herbstabend

am Zürichsee.

So lieb' ich euch, ihr schönen Tage,
An Farbe reich und sonn'gem Duft,
Wenn noch in eisumstarrter Kluft
Der Winter schläft mit seiner Plage.

Des Südens warmer Odem hauchet
Im heitergrünen Aethermeer
Der Wolken Segel vor sich her,
Indeß der Pol von Nebel rauchet.

Ein Mückentanz wogt auf dem Strahle,
Der rothbraun alle Wipfel saumt,
Und, wo ein Herz vom Tode traumt,
Es sanft erhellt zum letzten Male.

Wie eine weiche Hand uns greifet,
Kömmt mir des Abends laner Gruß,
Wenn er mit seinem gold'nen Kuß
Das tiefe Grün der Wiese streifet.

Es glänzt der See; die Berge glimmern
Im sammetgrauen Lichtgewand,
Und ob des Felsens zack'ger Wand
Des Mondes junge Hörner flimmern.

Herbst.

1861.

O du weiter blauer Himmel
Ob des Herbstes letzten Tagen,
Wie erquikest du die Welt!
Jetzt, wo schon die Vögel reisen
Und der Hain ertönt von Klagen
Wölbst du freundlich noch dein Zelt!

Noch einmal hast du das Auge
Aufgethan, das sonnig klare,
Lächelst alte Liebe wach;
Und der Wald, der rothgefärbte,
Und die grüne Fluth der Aare
Lächeln, Freundlicher, dir nach.

Des Gebirges schwarze Schatten
Streifest du mit lichten Säumen,
Glühst das Moos der Quelle an;
Die Gedanken, die bereiften,
Schmilzest du zu Frühlingsträumen,
Zauberer im Sonnenkahn!

Welke Zweige trinken Leben,
Kühe weiden, läuten wieder,
Schlürfen aus dem Strom dein Licht;

Und der braune Hirtenknabe
Jodelt seine alten Lieder,
Seinen Reigen fromm und schlicht.

Wieder seh' ich zwischen Bäumen
Buntes Volk in's Weite dringen,
Sich zu sonnen noch ein Mal,
Eh' von seinen Felsenschlössern
Auf des Nordes rauhen Schwingen
König Winter steigt in's Thal.

Wirst du morgen dich verhüllen?
O, bevor die Nebel spinnen
Unf'rer Berge fahl Gewand,
Laß ein wenig noch mich laben,
An vergang'ne Tage sinnen
Vor der Hütte gold'nen Wand!

An die Natur

bei ihrem Ersterben.

Von allem Glück, das ich bei dir genossen,
Ist die Erinnerung so frisch und klar;
O schöne Zeit' Mit raschen Flügelrossen
Entflohest du, mit aufgelöstem Haar,
Verweinten Auges dich von Gräbern hebend,
Verwelkt, verblüht, ein Geist im Winde schwebend!

Der Schönheit Diadem, die duft'ge Myrthe,
Die deine Schläfe trug im gold'nen Mai,
Sie grünt nicht mehr; die einst so fröhlich schwirrte,
Der Liebe Turteltaube flog vorbei
Der öden Hütte, d'ran der Herbststurm rüttelt,
Der jetzt den Wald mit feuchter Schwinge schüttelt.

Ein traumhaft Leuchten fliegt ob fernen Matten,
Ein letztes mildes Lächeln steigt herein
Auf diese Welt voll Trümmer und voll Schatten

Und schleicht und spielt durch den entfärbten Hain, —
Ein stummer Blick, ein letzter Trostgedanke,
Dem die erstarrte Lippe ward zur Schranke!

O fahler Schimmer, kahler Saum der Berge,
Du Wolkenmeer, zur grauen Fluth geballt,
Ob euch schifft jetzt der Tod, der bleiche Ferge,
Der niemals stirbt und nie wird matt und alt!
Nie reißt sein Segel; in den sichern Hafen
Bringt er die Wand'rer all', und legt sie schlafen.

Das Vaterland.

Wo geht der Weg zum freien Land?
Vorbei an hoher Felsenwand,
Wo sich der Aar zum Himmel hebt
Und über blauen Tiefen schwebt!
Die Heerde graset still empor,
Der Strom schäumt durch's granit'ne Thor:
O sei gegrüßt, mein Vaterland,
Vom Rhein bis an den Rhonestrand!

Wohin, wohin, du Menschenkind,
Im Sommerwehen süß und lind?
Steig' auf zum grünen Alpenhang,
Ist dir's da unten schwer und bang!
Dort breitet sich die Freiheit aus,
Dort steht ihr erstes Mutterhaus;
Die Firnen glühen, Brand an Brand, —
Wie ist es schön, das Vaterland!

Der ew'gen Jugend Rosenschein,
Wie leuchtest du so frisch herein
Und hebst die Seele aus dem Thal
Und küssest sie im Abendstrahl!
O lob're, freier Mannesmuth,
Glüh' auf, wie unsrer Alpen Gluth,
Und sei geschirmt, o Vaterland,
Durch deiner Söhne starke Hand!

Empor.

Sieh! wie steiget aus dem Thale,
Der Fremdling aus dem fernen Land,
Wie er dem heitern Himmelssaale
Sich nahet an des Abgrunds Rand!
Er athmet leicht und mit Behagen
Der Alpenkräuter würz'gen Hauch,
Er muß nicht um Erlaubniß fragen,
S'ist hie zu Land ein alter Brauch.

Zurück im Thal sind ihm geblieben
Der Unmuth und der finst're Groll,
Er lernt auf Bergen wieder lieben,
Wovon ihm einst die Seele schwoll!
Das ist ein Läuten, Jubeln, Klingen,
Wie in der schönen Jugendzeit,
Wo uns der Lenz mit Rosenschwingen
Von jedem Harme schnell befreit.

O Menschenherz, wie ist dein Hassen
So schnell im Sonnenschein verzehrt,
Wie kannst du liebend wieder fassen,
Was du mit Schmerzen lang entbehrt!
Siehst du den stolzen Adler fliegen?
Er dringet zu des Lichtes Quell,
Dort wo des Himmels Grenzen liegen,
Wird uns die Welt erst klar und hell!

Hinauf, hinauf in's Reich der Lüfte,
Wo Lauterkeit und Sonnenschein,
Hinaus, hinauf, des Thales Klüfte
Sind enge, wie ein Todtenschrein!
Es lebt in uns ein stilles Hoffen,
Dem unser liebster Wunsch vertraut,
Wo wir den Frieden angetroffen,
Da sei die Hütte uns erbaut!

Und ihr, die ihr mit finstern Blicken
Die Burg der Freiheit euch beseht,
Der ihr nie werdet Beifall nicken,
Weil ihr im feuchten Thale steht:
Verflucht sei dieses Truges Binde,
Die euch der Wahn um's Auge legt,
Daß eures Herzens starre Rinde
Ihr himmlisch Wort nicht mehr bewegt!

Nicht höret ihr die Brunnen quellen
Urkräftig aus der Berge Grund,
Die Ströme nicht, die wasserhellen,
Erbrausen in vereintem Bund, —
Wer diese Wunder will erfassen,
Er muß, den Gott in seiner Brust,
Die kalte Niederung verlassen
Und steigen zu des Berges Lust!

An die Freunde.

Freunde, noch schlagen in unsern Zeiten
Stolze Herzen der Poesie,
Denn sie verrauschet im Menschen nie,
Was an ihm mag vorübergleiten.
Drum kränzt mit Laub der Dichtung Becher,
Schenkt aus den sonnengebornen Wein,
Er glühet von Sorgen uns rein,
Es lebe der Wein, es lebe der Wein!

Freude sei unser seliger Glaube,
Grün umflicht sie das Leben ganz,
Ja, nur droben im Aetherglanz
Fliegt der Begeist'rung himmlische Taube!
Vorüber schwebet die flüchtige Stunde,
Der Schönheit opfert, dem ros'gen Traum,
Hoch perlet im Glase der Schaum,
Es lebe der Traum, es lebe der Traum!

Freunde noch pochen in unsern Tagen
Starke Pulse dem freien Wort,
Denn es lebt in den Enkeln fort
Der biedern Väter Wagen und Schlagen.
Erhebt in die Nacht die blinkenden Becher,
Erhebet die völkerbefreiende That,
Der Zukunft schwellende Saat.
Es lebe die That, es lebe die That!

Gib mir ein Zeichen deiner Huld.

Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Daß in der Einsamkeit die Seele,
Verzehrt von banger Ungeduld,
Sich nicht mit einem Schatten quäle!

Gib einen Kuß von deinem Mund,
Vom vollen Becher deiner Lippen,
Daß ich mich einmal nur gesund
Am Feuerwein des Himmels nippe!

Gib mir das Band von deiner Brust,
Das lustig flattert zwischen Rosen,
Daß es mich mahne, stets in Lust
Den Schmerz bei dir hinweg zu kosen.

Gib mir das Tuch aus deiner Hand,
Mit dem du scheidend oft gewinken,
Wenn an des Berges dunklem Rand
Der alte Mond hinabgesunken;

Ich will verhüllen das Gesicht
In dieses Schleiers weiche Falten
Und, ob das Herz in Klagen bricht,
In keiner deiner Liebe alten!

Liebesfeier.

Ob mich die Welt mit ihrer Sorge quält,
Ob meine Thräne rinnt dem Bächlein gleich,
Das, kaum geboren in der Wüste Reich,
Auch schon erstirbt, dem heißen Sand vermählt:
Ein Plätzchen doch, ein grünes, ist noch mein,
Ein stiller Grund, wo ich des Tages Last
Verdämmern seh' in süßer Abendrast,
So oft die Schatten schleichen durch den Hain.

Dem Sohn der Steppe gleich ich dann, der fern
Den Karavanenstraßen heimwärts drängt,
Und traumesschwer hin zur Oase sprengt,
Wo aufflammt seiner Sehnsucht schöner Stern.
O laue Nacht! Ein duftig Mährchen blüht
An deinem Busen; Goldgewölk verraucht
An dunkler Bergwand, und ein Odem haucht
Mich an wie Mastix, der im Becken glüht!

Es ist die Zeit, wo ich das müde Haupt
An deine Brust darf schmiegen, holdes Reh, —
So schwinde denn, der Erde dunkles Weh,
Ein Herz ist mein, das an den Himmel glaubt!
Ein Herz, ein Herz! Ein Quell im Wüstensand!
O süßes Weib, zum Lied wird unser Leid,
Die Klage ruht, entflohen ist der Neid,
Und uns umweht ein königlich Gewand!

Mit Genien schweben wir in's Abendroth;
Die Welt liegt tief in Rosengluth getaucht,
Von einem milden Lächeln überhaucht
Genießest du mit mir der Götter Brot!
Nicht irdisch mehr ist dieses heitre Loos,
Da heil'ges Purpurnaß im Becher blinkt,
Davon der Geist in Himmelsträume sinkt
Und ruhet in des Glückes weichem Schoos!

Herbſtlied.

Ueber die Haide
Pfeift der Wind:
„Reiter, reite
Geſchwind, geſchwind!“

Schwere Nebel
Hängen herein,
Rings iſt's öde,
Kein Vögelein.

Gelbe Blätter
Fallen zuhauf,
Sitzt doch nirgends
Ein Blüthlein drauf.

Einſam und traurig
Schläft's in der Bruſt,
Träumet vom Frühling
Und ſeiner Luſt.

Ueber der Haide
Trommelt der Wind,
Reiter, reite
Geſchwind, geſchwind!

Prieſterinnen der Veſta.

Verdammt hier in des Tempels feuchtem Schweigen
Die Hut zu halten über gold'ne Flammen,
Die auf des Oeles Silberſchaalen ſchwammen,
Seit Menſchenſchritte hier zu opfern neigen;

Verflucht zu lauſchen dem freudloſen Reigen,
Den Nacht und Tag lautlos begeh'n zuſammen,
Entfliehen wir der Welt, der wir entſtammen,
Und mögen nur verhüllt dem Volk uns zeigen.

Doch während einsam wir die Lichter hüten
Und blank vom Ruß die heil'gen Ampeln scheuern,
Verzehrt die Lohe unsers Leibes Blüthen.

Die Flamme schlug hervor aus hundert Feuern,
Griff nahrungslos an's Herz, bis wir verglühten,
Die wir das Oel im Tempel stets erneuern.

Auf der Haide.

Mild weht es an, wenn auf der Haide
In's Ohr tönt ferner Glocken Klang,
Der Geist der Nacht im Nebelkleide
Ringsum hereinschwebt, wehmuthbang!
Es geht der Hirt mit seiner Heerde
Noch durch das dämmerlichte Thal,
Sein Blick mit stiller Lustgeberde
Ruht auf der Lämmer gold'nen Zahl.

Da hört er weither über'm Walde,
Der feierlich versunken steht.
Der Glocken Laut, von Bergeshalde
Bis in das nied're Land verweht.
Die Heerde ruht; er läßt sich nieder
Zu seinen Schafen auf die Flur,
Indeß im Westen sein Gefieder
Ein Engel schlägt in den Azur.

Aus einer Geisterstadt im Aether,
Von Gold und Jaspis aufgebaut,
Trägt er die Lieder sel'ger Beter
In's Thal, wo schon der Abend graut.
Es lauscht der Hirt des Erzes Zungen,
Es glüht der trunk'ne Sinn empor,
Zu wilder Andacht aufgeschwungen
Erflieget er des Himmels Thor.

Und wie des Abends letzte Röthe
Hindämmernd stirbt im fahlen Strahl
Liegt er, versöhnet im Gebete,
Am Thron des Ew'gen, los der Qual!
Was einsam da die Seele denket?
Kein Weiser hat es je erfaßt.
Wie sich der Gott herniedersenket,
Der ewig liebet, der nicht haßt!

Nachtruhe im Wald.

Verschollen sind des Waidmann's kecke Lieder;
Das arme Wild, erschöpft vom blut'gen Tanz
Keucht auf und schauert denn vom Himmel wieder
Quillt ruhig in den Tann des Mondes Glanz!
Von ferne lockt noch schwach und immer schwächer
Das Jägerhorn den Spürhund aus dem Moor,
Drag haucht der Sumpf aus seinem finstern Becher
Den Nebelsee in's graue Land empor.

Hei, gellten die Hörner da im grünen Revière,
Hei, hirschte da munter jeder Waidgenoß,
Die Hunde hingen an dem gehetzten Thiere,
Und weiß vom Schaume stund das edle Roß,
Bis heimgewandt in siegesfrohem Glühen,
Mit Scherz und Lust und lautem Jagdhalloh
Erzählend von des Tages heißen Mühen
Der rauhe Troß aus Berg und Wald entfloh.

Der Hirsch, der an des Baches Rand getrunken,
Und in dem Wasser sah sein stolz Geweih
Vom Blute roth ist er in's Gras gesunken,
Getroffen von dem mörderischen Blei
Des Jägers klares Aug' erloich; im Rohre
Verendete der Eber, und das Reh
Den sonn'gen Blick umhüllt vom Todesflore,
Gab werbend Kunde von dem letzten Weh!

Nun ist es still; es geht durch alle Schlüfte
Ein dunkles Träumen, webt um Baum und Strauch
Erquickt steht auf der Halm und Harzesdüfte
Ergießen weithin den balsam'schen Hauch!
Mit ihrem weißen, zartgewob'nen Leibe
Beginnen Geister jetzt den luft'gen Tanz,
Sie schweben in dem Strahl der Mondesscheibe
Am Himmel auf und ab im blassen Glanz

Zum nahen Bach, der Wunde Brand zu kühlen,
Schleppt langsam sich das angeschoss'ne Wild
Und hört der Welle Rieseln mit Gefühlen,
Die dumpf zwar sind, doch froh und dankesmild!
Es schlürft die Fluth, es badet sich im Weiher
Und tiefer holt es Odem aus der Brust
Zu dieser Zeit der alten Mittnachtfeier,
Wo zag der Schmerz sich gattet mit der Lust.

Schleicht jetzt vielleicht auf schwarzumbüschten Pfaden
Ein Mensch auch hin mit scheuem Diebestritt
Und härmt sich, ungeseh'n, ob allem Schaden,
Den er im Waldgestrüpp des Lebens litt?
Mir ist, als hör' ich solche Stimmen flüstern
Von Millionen, die dem Glück vertraut,
Als hör' ich sie verworren aus dem Düstern
Erheben diesen bittern Klagelaut:

„Einst war mein Herz die schöne Waldeswiese,
Darüber stets ein blauer Himmel lag:
Da stieg herauf ein ungeschlachter Riese
Und jagte frech darinnen Tag um Tag!
Er schoß aus hoher Luft die weißen Tauben
Der Ideale mir, erwürgte mir die Schaar
Der frommen Lämmer, die sich mußt' es glauben)
Mein einzig Gut in dieser Oede war!

Vom Herzen riß der Tod mir die Vertrauten,
Verfinsterte den gold'nen Horizont,
Wo Genien sonst mir jene Schlösser bauten,

An deren Glanz ich mich zu freu'n gewohnt!
Ich irr' allein des Nachts mit blut'ger Wunde
Und weiß nicht, wann der grimme Jägersmann
Den Bogen auf mich anschlägt, und die Hunde
Von Neuem jagen durch den alten Tann "

So klagt's im Wald des Lebens, doch inzwischen
Fällt Schlummer auf die Qual der Kreatur;
Die leichten Träume huschen auf und wischen
Den Trauerflor vom Busen der Natur!
Der Morgen wirft empor des Lichtes Garben,
Froh ist der Wald im Himmelsglanz erwacht,
Er prangt und duftet in den schönsten Farben
Und in den Jubel leis zerrinnt die Nacht!

Welt und Herz.

Als der Morgen meines Lebens
Singend einst vom Berg sich hob,
Und ein Heer von Lerchen schmetternd
Aus den grünen Saaten stob;
Als ich noch, ein munt'rer Bube,
Sommervögel fing am Hag
Und, entrückt der engen Stube,
Draußen unter Blumen lag:
O, wie war die Welt so hell,
Und das Herz ein laut'rer Quell!

Als sich noch die treue Mutter
Sorgend über's Bettlein bog,
Aus des Schlummers weichen Armen
Küssend an das Herz mich zog;
Als sie so den kleinen Loren
Mit dem Waschbad überfiel
Und ihn mit den ersten Hosen
Stellt' an seiner Träume Ziel:
O wie war die Welt so hell,
Und das Herz ein laut'rer Quell!

Viele Lenze sah ich kommen,
Wald und Wiese wurden grün,
Viele Sommer sah' ich gehen,
Schwarz im Wetterschein verglüh'n;
Doch zu allen diesen Stunden,
Die im Wechsel rauschten fort,
Hab' ich Eines tief empfunden,
Ein lebendig Gotteswort:
Daß die Welt uns klar und hell,
Wenn das Herz ein lauterer Quell'

Silvesterglocken.

1862.

An meinen Freund L. V.

Wir schritten auf beschneitem Wege,
Die Dämm'rung wob den grauen Flor,
Der warme Hauch des Tages fror
Zu Duft und silberte die Häge.

Wir trugen zwei gequälte Herzen
Still in die Winternacht hinein,
Für sich trug Jeder sie allein
Die ungenannten, dunklen Schmerzen.

Ein Föhrenschlag, der lang sich streckte,
Zog schwarz zur Linken mit uns hin,
Der Forst war unser eig'ner Sinn,
Den tief ein kalter Nebel deckte.

Zur Rechten aber flog am Saume
Der Berge noch ein Rosenlicht
Und spielt uns lächelnd um's Gesicht,
Gleich einem gold'nen Jugendtraume.

Und plötzlich aus des Dorfes Ferne
Schlug jetzt ein Glockensang an's Ohr,
Der durch die graue Nacht empor
Uns tröstlich hob, gleich einem Sterne.

Weit aus der stillen Gedenkkammer
Voll Dämmerung und Winterschmerz
Floh sehnsuchtsheiß das müde Herz
Aus dieser Zeit voll Trug und Jammer.

Da fühlten wir uns glücklich wieder
Und nahmen fürbas unsern Lauf,
Im Busen aber wachten auf
Des neuen Jahres Morgenlieder!

Die Nacht.

Verzage nicht, wenn tiefer Kummer,
Wenn Gram und Weh in's Herz dir schlich,
Es kommt die Nacht mit ihrem Schlummer
Und ihre Huld erquicket dich;
Sei still, mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Was wähnst du bange dich verlassen,
Wenn dir kein edles Herz mehr schlägt,
Wenn, die dich lieben sollten, hassen,
Von der Verläumdung Macht erregt?
Sei still mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Der Menschen Hoffnungen zerfallen,
Was grämst du dich daß sie erbleicht?
Und müssen ungehört verhallen
Die Klagen, die den Fels erweicht, —
Sei still, mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Ja deine Thränen, deine Sorgen
Hüllt sie in ihren Schleier ein:
Ihr folgt ein neuer, goldner Morgen,
Hin ist der Wehmuth trübe Pein!
Sei still, mein Herz, es kommt die Ruh'
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Weltkugeln.

Aus der Seife weißem Schaum
Ruft uns eines Knaben Macht;
Doch wir sind ein farb'ger Traum,
Monddurchglühte Nebelpracht.
Alles Schlechte, alles Gift
Ist aus uns herausgeschafft;
Doch kein Gras wächst auf der Trift
Und kein Brod, kein Rebensaft.
Auch der Mensch hat keinen Raum,
Ungeboren bleibt der Narr, —
Wir sind eines Traumes Traum,
Spekulativ, wenn auch bizarr.

Die neue Atlantis.

Festgruß an den internationalen Kongreß für soziale Wissenschaften. 1865.

Kolumbus steht am Steuer der Pinasse,
Die Monden lang die Oede schon durchschifft;
Um ihn her grollen, schwer ergrimmt von Hasse,
Die Meuterer, die sein Wort wie Donner trifft:
„Nach Westen hin! Wenn ich die Zeichen fasse,
Die ihr im blinden Aufruhr nicht begrifft,
Sind es drei Tage noch, bis uns're Kiele
Die Bahn vollendet zum ersehnten Ziele!"

Sie beugen sich, Hispaniens stolze Söhne,
Und höhnen, der auf schwarzen Flügeln naht
Den Sturm und seine wilden Schauertöne
Mit des Gehorsams rascher Siegesthat.
Und sieh', aus Finsterniß zur Morgenschöne
Trat jenes Land, um das ihr Glaube bat;
Sie springen auf, sie stürzen ihm zu Füßen,
Den sie als Halbgott jetzt mit Thränen grüßen! —

Seit jener Fahrt warf in der Völker Träume
Die Freiheit ihren ersten Fackelglanz;
Die glühende Bacchantin schürzt die Säume

Des Purpurkleides hoch zum luft'gen Tanz,
Der Geist erwacht, des Wahnes nun're Räume
Empfangen scheu das Licht: ein Feuerkranz
Von leuchtenden Gedanken hellt die Pfade
Und zeigt den Weg durch brandende Gestade

Bald wird der Sterne Uhrwerk aufgeschlossen
Von jenem Zauberer, der Tag um Tag
Am Bruch der Kette hämmert unverdrossen,
Drin eine Weltenwoche er gefesselt lag!
Er redet mit den Wolken; mit den Rossen
Des Sturms ist er vertraut; den heißen Schlag
Stumpft er der glüh'nden Donnerkeile
Und, wandernd, fliegt er mit des Windes Eile.

Wo der Kometen Kern in Rauch vernebelt,
Bis wo der Erdgeist grausam in die Nacht
Die Kinder einer Schöpfung hingefäbelt,
Und sie gebannt hält in der Tiefe Schacht;
Wo fern am Pol der Frost den Bären knebelt,
Bis wo der Tod ob der Sahara wacht. —
Zur letzten Zone ist der Mensch gedrungen,
Hat ein Geheimniß kühn ihr abgerungen!

Nur in das Herz, nur in das eig'ne Leben
Warf er zu spät fast den geschärften Blick;
Sich selbst ein Fremdling, feind dem rüst'gen Streben
Bot er dem Zufall schimpflich das Genick
Und nannte, was er träg sich selbst gegeben,
Ein in den Sternen thronendes Geschick.
Der Arme, — schaal ward ihm die Welt und eitel,
Die Jahre bleichten schnell den lock'gen Scheitel!

Denn noch verhüllt lag hinter einem Schleier
Von zarten Wolken jenes schöne Land,
Das uns're Sehnsucht grüßt, und dem stets freier
Die Brust entgegenpocht vom alten Strand,
Die Welt des Menschen, — töne, stolze Leier,

Das hohe Wort bis zu des Negers Land:
Glückselige Atlantis! Ohne Rassen
Späh'n wir nach dir von unsrer Schiffe Masten!

Wohl fällt auch durch die schwärzeste der Zeiten
Mitleidig in die Seele noch ein Strahl,
Sie aus dem Wald der Täuschung zu geleiten,
Wie trüb er sei, wie dämmerig und fahl;
Allein des Menschen Feinde, sie bereiten
Ihm ewig Schmerz und Streit und Hungerqual:
Die Ordnung der Gesellschaft zu bekriegen
Besteht ein Heer von hunderttausend Lügen!

Drum seid gegrüßt, die ihr, von grauen Wogen
Des falschen Meers getragen, Wege sucht
Der Menschenwelt! Am höchsten Himmelsbogen
Sei gastlich Euch Helvetien eine Bucht!
Werft Anker hin! die Segel eingezogen!
Erzählt Euch in dem Schirm der Alpenschlucht,
Wie weit ihr schon von Hause weggekommen,
Und was der kühnen Fahrt mag weiter frommen!

Und scheidet ihr von unsrer grünen Küste,
So leite Euch Columbus guter Stern;
Kein Traum trieb fort ihn durch die Wasserwüste
Und hielt den Muthigen der Heimat fern:
Es war ein Gott, der ihm die Stirne küßte
Und dieser Schaale gab den süßen Kern, —
Er traute dem Kompaß und seinen Zahlen,
Und wird als Held Euch vor zum Siege strahlen!

Liederphantasien.

Aus „Torquato Tasso's Nächten"

Wie träge schleicht die Zeit! Unfruchtbar waltet
Mein Geist ob diesem Nebel von Gedanken,
Der rauchend wogt, den keine Kraft gestaltet!

Ein Chaos gähnt mich an, in stolzem Schwanken
Steigt es und sinkt und fällt zurück in's Leere —
Schon strebt ein and'res sich emporzuranken.

Wer bin ich, der ich diese Wand'lung nähre?
Das Mark der Kraft versiegt in Fiebergluthen,
Und, ach, mein Haupt ist voll von dumpfer Schwere.

Erinn'rung schäumet auf aus wilden Fluthen:
Klorinde fliegt, ich sehe Gottfried stürmen,
Das Banner weht, — und seine Helden bluten! —

Dann seh' ich jäh sich ein Gebirge thürmen,
Velletri's Berge, wo Rinaldo's Bande
Die Höhle theilt mit riesigen Gewürmen.

Von einem Felsstück mißt im Prunkgewande
Der schmucke Räuber seines Reiches Marken
Und bricht, ein Blitz, herab dann in die Lande!

Jetzt wieder schwelg' ich tief in dunklen Parken
Und winde mich hindurch bis zum Gestade,
An das die Schiffer legen ihre Barken.

Mir kommt die Lust, daß ich im Meere bade!
Ich störe seine Goldfluth auf zum Tanze,
Und plötzlich sink' ich auf des Abgrunds Pfade.

Ha sieh', dort naht ein Bild von höherm Glanze
'S ist Sonntag, Flammen schießt der silberklare,
Erhab'ne Sol von heit'rer Himmelsschanze.

Es ist die Zeit, die selig wunderbare,
Wo die Natur den Frühling neugeboren,
Und alle Schöpfung singt ein froh „Lätare!"

Ein Fest ist ganz Ferrara, Glocken hallen,
Und ihre Glanzfluth steiget in die Lüfte,
Ein Geistermeer drin uns're Seufzer wallen!

O meiner Jugend frische Waldesdüfte!
Von Hain zu Hain fühl' ich euch schmeichelnd wehen,
Ein Hauch des Friedens spielt um alle Grüfte!

Dich, Giambattista, seh' ich bei mir stehen.
Du lobst „Aminta"; neidlos im Gemüthe
Hast du den Schäfer dir zum Freund ersehen.

Was gafft das Volk, was schwenken sie die Hüte?
Du spottest: „Ach, ein Wunder gibt's zu schauen,
Nach Belriguardo zieht des Hofes Blüthe"

Ferrara's Hof? ruf' ich mit finstern Brauen?
Sie nah'n, — ein Roß vom edlen Berberstamme
Trägt meinen Herrn, den Abgott aller Frauen.

Und neben ihm ein Weib, — was zuckt du, Flamme,
Mir aus der Brust? — ein Weib, der Schönheit Sonne.
Ihr Zelter schreitet gleich dem frommen Lamme.

In diesem Auge welche Himmelswonne!
Sophronien's Majestät, Armiden's Feuer
Dem schwärmerischen Blick vermählt der Nonne!

Wo find' ich meiner Leidenschaft ein Steuer?
Dies dunkle Haar, der königliche Nacken,
Ihr himmlisch Lächeln macht sie mir so theuer!

Vorüber sind sie! — Doch den Widerhacken
Ließ sie zurück im namenlosen Sehnen,
Das wie das Gold quillt aus des Lebens Schlacken!

Wo bist du, Giambattista? — Fließet, Thränen,
Torquato träumet nur in wilden Bildern,
Und Giambattista sah' im Geh'n ich gähnen, —
O, würd' ein Gott mir diese Flamme mildern!

Hagar.

Er ließ das dunkle Auge sinken,
Der hohe Emir Abraham,
Als er von Ismael dem Knaben
Und seiner Mutter Abschied nahm.
Den Wasserschlauch hob er empor
Auf Hagar's glänzend braunen Nacken,
Gab ihr drei Brode, frischgebacken,
Und stieß sie aus des Hauses Thor.

Und eilend zogen fort die Armen,
Wie er mit Kummer es gebot,
Denn Sarah kennet kein Erbarmen,
Ihr Haß glimmt düster, wie der Tod:
„Treib' diese Fremde aus dem Zelt,
Der Sohn der Magd soll mir nicht erben;
Mag er die Steppe sich erwerben,
Wo hungrig noch der Schakal bellt!"

Nach dem versunk'nen Paradiese,
Wo Loth gehauset ehemor,
Zieht von des Jordans grüner Wiese
Das Weib, dem einst Jehovah schwor:
„Dem Sohn wird sein ein rauher Held;
Ein Schwert der Wüste soll er wohnen
Im Ost, in sonnverbrannten Zonen,
Und jagen durch Gebirg und Feld."

Vorbei den traurigen Gestaden,
Die Rauch umhüllt und dicke Luft,
Steigt sie auf jähen Felsenpfaden
Durch der Basalte schaur'ge Kluft
Herab zur Wüste Versaba;
Ihr nackter Fuß hemmt nicht die Schritte,
Bis er in grauer Wildniß Mitte
Den Weg im Sand erlöschen sah.

Scheu weicht das Leben hier zur Seite
Ein Ginsterstrauch verloren ragt
In dieser Steppen öder Breite,
Daran der bitt're Hunger nagt
Kein Vogel singt, kein Brunnen rauscht
Lebendig auf aus Felsgesteinen,
Nie sieht man hier die Wolken weinen,
Der Tod nur schleichet hier und lauscht.

Die Sonne flackt im gelben Osten
Wie eine Leichenfackel auf,
Brennt ihres Hauses gold'ne Pfosten
Zu schwarzem Staub im feur'gen Lauf:
Sie flammt der Steppe Boden an
Und röstet der Gebirge Glieder
Und Wanderzüge wirft sie nieder,
Die schon des Baches Grün ersah'n.

Erschöpft ruht Hagar hier im Sande.
Das Brod ist aus, der Schlauch ist leer,
Und tödtlich schießt vom Himmelsrande
Der Mittag seine Pfeile her.
„Ist's denn umsonst, daß ich gebar?
Soll er hier schauerlich verderben
Den Gott mir gab als einen Erben,
Und ist Jehovah's Wort nicht wahr?"

An einen Felsblock hingesunken,
Des schwarzer Strauch nicht Schatten beut,
Der heißer noch der Hitze Funken,
Der Esse gleich, um sich verstreut,
Legt sich die Mutter auf ihr Kind
Und streitet mit der Sonne Walten,
Sein fliehend Leben aufzuhalten,
So lang ihr selbst noch Kräfte sind.

Sie herzt, sie küßt den welken Sprossen,
Der ihr voll Wehmuth Auge blickt,
Und jetzt, vom Mutterarm umschlossen,

Als sagt' er „Wasser", sterbend nickt:
Da fährt empor ihr glühend Haupt,
Um das des Wahnsinns Flügel rauschen:
„Ich kann nicht seinem Sterben lauschen,
Nicht sehen, wie der Tod ihn raubt!"

Zur Seite wankt sie, fällt zu Erde
Und schüttet ihren Jammer aus;
Es jagt in wilder Schmerzgeberde
Verzweiflung durch der Seele Haus;
Der Quell der Thränen ist versiegt,
Der Wangen dunkle Rosen bleichen,
Sie fühlt den Tod herüberschleichen,
Der schon den Knaben eingewiegt.

Halb schlummernd sucht an Hebron's Bäumen,
Sucht Schatten sie in Mamre's Hain:
Da ruft es: „Hagar!" — In ihr Träumen
Fährt eines Engels Ruf hinein.
Sie blickt empor, — welch fremdes Land!
Verschwunden ist der Wüste Gähnen,
Ein Hochgebirg sieht sie sich dehnen,
Das sanft herabneigt an den Strand.

Ein Meeresarm zu ihren Füßen,
Mit gold'nem Lächeln angethan,
Den weithin alle Ufer grüßen,
Die er mit Liebreiz will umfah'n,
Die Palme weht, der Zimmet blüht,
Des Waizens gold'ne Halme blitzen,
Geboren hoch aus Felsenritzen
Im Thal des Baches Welle glüht.

Auf, Hagar, auf! Sie läuft zum Strande,
Der sich dem schnellen Fuß entzieht;
Das Meer haucht Kühle, — fort im Lande
Aegypten hohe Tochter flieht;
Sie muß ihm nach dem schönen Krug,

Sie muß die Hand mit Wasser füllen,
Eh' ganz der Tod die schwarzen Hüllen
Um ihres Kindes Schläfe schlug.

Da plötzlich rinnt in's Nichts zusammen
Der Spieg'lung schönes Wunderland;
Der Himmel sprüht in neuen Flammen,
Die Erde liegt im alten Brand, — —
Ein Brunnen aber gähnt vor ihr,
Den Abraham einst dort gegraben,
Der Heerden Durst daraus zu laben,
Und auch das Schöpfrad steht noch hier.

Rasch läßt die Hand den Eimer sinken
Und windet ihn mit Macht empor;
Sie trinkt, sie fliegt, sie gibt zu trinken —
Ihr Kind schweift an des Todes Thor.
Sie strömt der Tiefe frischen Quell
Auf Ismaels versenkte Glieder,
Er regt sich, trinkt, er athmet wieder,
Ihr Blick ist naß, sein Aug' ist hell!

Zum Himmel hebet sie die Hände:
„Ja, Abram ist von Gott geliebt,
Der unsrer Noth ein solches Ende
Durch seines Dieners Glauben gibt.
O Knabe, knie' und bete an!
Ein Vater wacht ob unsern Wegen,
Er kommt in Gnaden dir entgegen,
Und was er thut, ist wohlgethan!

„Ein Strahl bist du von edlem Geiste!
Unzählbar, wie der Sterne Heer,
Wird, der uns in der Wüste speiste,
Ein Volk dir pflanzen bis an's Meer!
Ich schaut' in der Verheißung Land, —
Sein Engel zeigt es meinen Blicken;
Zu retten dich, dich zu erquicken,
Hat ihn Eloah uns gesandt."

Sie spricht's, und eh' die Nacht gesunken,
Seh'n sie am nahen Steppensaum
Im lichten Grün Oasen prunken
Und finden bei den Hirten Raum.
Am Feuer horcht im bärt'gen Kreis
Der Knabe spät der Wüstensage,
Und seiner Mutter leise Klage
Verrauschet in der Helden Preis!

König Saul.

Droben an Gilboa's Höhen
Schüttet auf ein schlafend Heer
Mitternacht das Horn der Träume
Aus der Sorge schwarzem Meer.
Tiefer Schlummer deckt die Helden,
Nur der König rastet nicht,
In die beiden Hände stützt er
Kummervoll das Angesicht.

Und er rufet zweien Knechten
Aus dem festen Schlaf empor:
„Führet mich zum Zauberweibe,
Zu der Hexe von Endor!"
Klagend streicht die feuchte Nachtluft
Durch den Terebinthenhain,
Wie die Dreie, nächtlich wandernd,
Schreiten zu dem Ort herein.

Und er steht alleine drinnen
Im verfallenen Gemach,
Lehm sind dieser Hütte Wände
Und der Himmel ist ihr Dach.
„Bringe von des Todes Pforten
Mir den Priester Samuel!"
Sprach's zu ihr, die schlärrig grinset,
Und sie achtet den Befehl.

Eingehüllt von dickem Rauche
Lodert jetzt ein Feuer auf,
Wolken fliegen an den Himmel,
Löschen dort der Sterne Lauf
Und sie murmelt kurze Sprüche,
Zündet neuen Weihrauch an
Und mit wilder, hohler Stimme
Ruft sie, und es ist gethan.

Aus dem Nebel, der gestaltlos
In dem Grund der Hütte raucht,
Steigt ein Schatten, in des Lebens
Blut und Wärme eingetaucht.
Und er wächst zum Riesenbilde,
Hebt den Finger, regt den Mund:
„Saul, dich hat der Herr verlassen,
Denn du brachest seinen Bund!“

Und zu Boden von des hohen
Priesters drohender Gewalt
Sinkt der tapfre Krieger nieder,
Sinkt die Säule von Basalt.
Von den Knechten dann gestützet
Winket er dem Todtenweib:
„Meinen Muth hast du betäubet,
Labe jetzt des Königs Leib!“

Und gestärkt nach kurzem Rasten
Kehrt er zu des Lagers Hut
Von des dunklen Pöbelvolkes
Götzendienerischer Brut,
Die, von ihm verscheucht, in dumpfen
Hütten alte Greuel hegt
Und des Geisterreich's verrufne
Pforten mit Gewalt bewegt.

Droben an Gilboa's Höhen
Still und bleich der König sinnt,
Bis des Morgens Purpurwelle

Diese bange Nacht durchrinnt,
Bis er sieht die schupp'gen Schlangen,
Die der Küstenschlamm gebar,
Der Philister Heeressäulen
Und die drohende Gefahr.

Denn schon hat ein frisches Wehen
Sanft den Flug der Nacht beschwingt,
Klares Dunkel liegt im Thale,
Hoch im Licht die Lerche singt:
Röthlich steht nach kaltem Regen
Fels und Bergwand angeglüht
Und aus den erloschnen Augen
Saul's ein muthig Feuer sprüht:

„Antwort wurde nicht den Priestern
Aus verschloss'nem Heiligthum,
Doch mir leuchtet Gott zum Siege
An den Bergen rings herum!" —
Und er kämpft, es kämpfen seine
Söhne im Geschrei der Schlacht,
Löwen recken so die Glieder,
Wenn der Hunger sie entfacht.

Aber sieh', ein böser Engel
Jagt ein Pfeilgewölk daher;
Endlos schwärzet es den Himmel,
Endlos, wie das weite Meer.
Malchisua stirbt; getroffen
Stürzet hin Abinadab,
Jonathan, des Heeres Sonne,
Steigt zur Unterwelt herab.

„Wehe", rufet da der König,
„Meine Kinder fraß der Tod
Weh', daß ich stolzer Priester,
Für das Haupt zur Salbung bot'

Jetzt hinab! . . . O meine Söhne,
Helden meines Stammes werth,
Sterben lehret ihr den Vater!“ —
Sprach's und ſtürzte ſich in's Schwert.

Galileo Galilei.

Vor Prieſtern und vor Kardinälen
Stund er, des Widerrufs bereit,
Der Himmelsbahnen ſtiller Forſcher,
Der größte Meiſter ſeiner Zeit!
Auf dem Altare liegt die Bibel,
Die Kerzen flammen Glorienſchein
Und hundert ſtrenge Blicke ſchießen
Verderben auf den Mann herein

Was ſie in ihrer Weisheit fanden
Und als Geſetz ihm hingeſtellt, —
Er las es laut, doch tonlos wieder
Und hob die Hand zum ew'gen Zelt:
„Ich ſchwöre, daß ich falſch geſchrieben
Und daß nur Trug, was ich gelehrt;
Der Himmel hat von Anbeginne
Sich um die Erde ſtets gekehrt.“

Da hält er an, es ſtockt die Stimme
Und zürnend ſteigt des Blutes Quell,
Die Wahrheit, die ſein Geiſt gefunden,
Wird jetzt vor ſeiner Seele hell;
Der Gott, der über Myriaden Welten
Ein ewiges Geheimniß ſchafft,
Und der bewegend ſie durchgeiſtet,
Erfüllet ihn mit neuer Kraft!

Klar ſteht es da vor ſeinen Augen
Und wie ein Ruf fährt es vorbei:
„Der Gott des Himmels iſt doch größer,
Als dieſer Gott der Kleriſei!“

Er wendet sich mit Grimm zur Seite:
„Was lästert ihr den Himmel noch?
Die Erde war nie euer eigen,
Und wahrlich, — sie bewegt sich doch!“

Der Alpensohn.

Ein Schweizer liegt in Neapel krank,
Soldat war er geworden,
Die Aerzte brauten ihm einen Trank,
Ihn aber quälte das Morden:

Das Morden die liebe, lange Zeit
In engen Winkeln und Gassen,
Das Morden für König und Christenheit
Und der Bürger feindlich Hassen.

Er magert, er schwindet aus dem Gewand
Und hat weder Pest, noch Fieber,
Gesund sein Blick, stark noch die Hand,
Das Herz nur ward ihm trüber.

„Kam'rad“, hieß es, „was ficht dich an,
Was machst du für Grillen und Schnurren?“
Er aber hörte, ging's drauf und dran,
Vergnügt die Kugeln surren.

Am liebsten wär' er gestorben gar,
Gestorben im offenen Streite,
Und neckte ihn erst die ganze Schaar, —
Dann trat er stumm zur Seite.

Getragen ward er in's Lazareth,
Ihm schwanden die riesigen Kräfte,
Dort lag er gesund und krank im Bett
Und weigerte Kost und Säfte.

*

Zu Schanden wurde der Aerzte Wort
Am stämmigen Alpensohne,
Er lebte noch immer und lebte fort,
Als thät er's ihnen zum Hohne.

Da endlich brach mit einem Mal
Sein inneres Weh zu Tage:
„O Mutter, o fernes Alpenthal"
Erging nun seine Klage.

Sein Auge fand nicht Ruh' noch Rast:
„O wär' ich zu Haus in der Stube,
Wie wär' ich der Mutter ein froher Gast, —
Nun aber fahr' ich zur Grube!"

Und wie im Lenz der Föhnwind jach
Ein sinkend Feuer entzündet,
So glüht sein Odem, und nur das Ach
Ist's was sein Mund verkündet.

„O könnt' ich", fleht er mit bittender Hand,
„Noch einmal vom Brünnlein trinken,
An dem so oft die Mutter stand, . . .
Dort seh' ich sie nicken und winken!"

Zuletzt ruft er nur immer fort
In schreckbar selt'nem Tone
Aus ehr'nem Schlund das einz'ge Wort,
Das theuer war dem Sohne;

Dem Stier gleich, den des Brandes Gluth
Ergreift bei seinem Futter,
So brüllt er auf und stöhnt in Wuth
Und raset: „Mutter, Mutter!"

Das hörten die vom Regiment,
Es schnitt ihnen durch die Seele,
Und machten der Sache ein fröhlich End'
Nach ihres Hauptmanns Befehle.

Ein brauner, kecker Hochlandssohn
Brachte ihn zurück ins Leben,
Ein frischer Rekrut, — um Sold und Lohn
Verließ er die Heimat eben.

Als kam' er vom Lauterbrunnenthal,
Lief er mit Wasser im Helme
Schweißtriefend hinüber in's Spital
Und sprach zu dem armen Schelme:

„Vom Mattenbrünnelein ist's, . . . o schnell
Erquicke die brennenden Glieder!" —
Da trank er gläubig und freudenhell
Und genas zur Stunde wieder.

Hertha.[1]

Kurt, der muntre Jägerbursche,
Zog, in Wildheit stolz,
Früh am Tage schon auf's Jagen
Fort in's dunkle Holz,
Blies in's Hüfthorn daß es weithin
Klang von Fluh zu Fluh,
Und die braunen Hirsche jagten
Tief dem Walde zu.

Und der Bursche liebt' ein Mädchen,
Doch er liebt' es nur,
Weil es reich, dazu die schönste
Dirne war der Flur;
Rauh und trotzig blieb er selber,
Und fast bärenhaft
Gleich der Faust des Riesen Holt
Seiner Hände Kraft.

[1] Nach einer Bearbeitung derselben Stories durch K. S.

Einstmals, da er neu zum Forste
Trug sein Mordgewehr,
Hinter einem Haselbusche
Trat ein Weib daher,
Warf sich vor ihm hin zur Erde:
„Jäger, guten Tag!
Gott sei Lob, daß ich nur wieder
Menschen finden mag!“

„In dem Walde war mein Lager
In der Sturmesnacht
Und ich habe heut und gestern
Nichts zum Mund gebracht!
Meine Kinder hungern, — laß dich,
Laß dich mild erfleh'n,
Gönne mir die erste Beute,
Die dein Schuß ersch'n!“ —

„„Schwarze Hexe, dir willfahren
Wär' ein schlechtes Stück;
Schösse wohl damit zu Tode
All mein Jägerglück!
Darum hebe dich von dannen
Oder nimm es hin,
Wenn ich dich zu karbatschiren
Nicht zu träge bin!““

Und bei diesen bösen Worten
Blickt er furchtbar drein;
Doch das Weib ergrimmet zitternd
In des Hungers Pein,
Und mit gellem Tone ruft es
Weh- und fluchbeschwingt:
„Wisse, Jäger, daß die erste
Beute Leid dir bringt!“

Plötzlich war es da verschwunden,
Wie ein Licht verweht,
Drob der Jäger schier betroffen

Zu dem Grafe steht:
Also eine Hexe warst du,
Ich doch klug genug,
Um zu merken deiner Worte
Höllischen Betrug!"

Und nun ging er frisch auf's Jagen,
Schickt' die Hunde aus:
„Holder Schatz, dir bring' ich heute,
Traun, was Recht's nach Haus!
Muthig hab' ich mich erprobet,
Denn der Zauber floh,
Liebste, bald in deinen Armen
Werd' ich wieder froh!"

Weidend steht auf nahem Grunde
Dort das schönste Reh;
Schaffe, Jäger, daß das schlanke
Thier dir nicht entgeh'!
Und schon liegt die Büchs' am Auge,
Als es seltsam winkt
Und wie bittend, statt zu fliehen,
In die Kniee sinkt.

„Blöde Ziege," lacht der Harte.
Und die Büchse knallt
Und ein klagend dumpfes Echo
Durch die Tannen schallt;
Und er eilt, das Wild zu holen.
Doch dem Jäger graut,
Nicht ein Reh, im Todeskampfe
Liegt die holde Braut!

O, ward da dem stolzen Manne
Nun so schlimm zu Muth;
An ihr Herz, das ausgeschlagen,
Sinkt er in das Blut'
Und das Weib erscheinet wieder

Seinem ſtieren Blick:
„Du, den meine Noth nicht rührte,
Wo iſt nun dein Glück?“

„Auch des ſchlanken Thieres Flehen
Kümmerte dich nicht;
Lebe denn, — und ſei im Leben
Selbſt dir zum Gericht!“
Sprach's, die Herrſcherin der Wälder,
Und in alter Macht
Trat zurück die bleiche Hertha
In des Forſtes Nacht.

Markos Bozzaris.

Romanze.

Hellas' blut'ge Schande zu bedecken
Wandelt ſchwarz die Nacht heran und bang,
Und Bozzaris nimmt zu den Verſtecken
Seiner Felſenheimat jetzt den Gang.
Wo der Selinus zum Abgrund ſchäumet,
Trieb er einſt die Heerde vor ſich her;
Jener Zeit gedenket er und träumet
Still vor ſich hin, denn ſein Herz iſt ſchwer.

„Suli's Adler“ heißen ihn die Brüder,
Der den Blitz trägt in die Türkenſchlacht;
Doch ſein Flug wird müde jetzt und müder,
Höher immer ſteigt er durch die Nacht.
Ueber waldbeſäumten Klippenborden
Gibt des Felſens aufgeriſſ'nes Thor
Schutz den Seinen vor des Sultans Horden,
Sorglich ſpäht des Tapfern Blick empor.

Und er ſteht am Eingang ſchon der Klauſe,
Und er liegt an ſeines Weibes Bruſt,
Und er küßt den Säugling, wie zu Hauſe,

Zu der Klephtenhöhle jetzt mit Lust.
„Theure Chryse, ruft der Palikare,
Gute Schwester, o wie seht ihr blaß!“
„„Unsrer Freiheit, Markos, eine Bahre.
Suli fiel des Türken wildem Haß!““

„„Zwanzig Nächte sahen wir der rothen
Lagerfeuer Gluth neu angefacht,
Zwanzig Tage hat des Sulioten
Büchse in der Felsenschlucht gekracht:
Nicht das Schwert, der Mangel zwang die Helden,
„Wo ist Markos?“ hatten sie geklagt,
Markos rächt uns, Kostas soll ihm melden,
Daß die Brüder nicht im Kampf gezagt:““

„„Und sie zogen fort die finstern Mannen,
In des Zuges Mitte Weib und Kind,
Kephalonien zu, und schnell von dannen
Trieb ihr Segel in dem Morgenwind.
Dein Geschlecht als Geiseln wegzufangen
Sandte Churschid seine Schergen aus;
Wir entfloh'n, die rohen Schlächter drangen
Nicht herauf zum öden Räuberhaus.““

„„Kostas führt uns her, und was das Leben
Tag um Tag an Nahrung von uns heischt,
Hatte längst er klug dem Horst gegeben,
Drinnen sonst die heis're Eule kreischt.
Suli's Noth und seines Volkes Mahnung
Dir zu melden, flog der Bruder jetzt
Nach Aetolien hin, von trüber Ahnung
Und den Rüden des Verraths gehetzt.

Und Bozzaris spricht: „Die Würfel liegen
Für die Griechen ernst und fürchterlich;
Todt ist Kizzos, Türkenschwärme fliegen
Von dem Pindus bis zum Küstenstrich.
Abgefallen zu des Halbmonds Horden

Schweiter, brach dein Gatte dir den Schwur,
Kriegsgeschrei erfüllt den ganzen Norden
Und Verwüstung stampft durch unsre Flur."

„Seit der Freiheit Lied herüberrauschte
Und hochtönend bis zum Isthmus floß,
Seit der Peneus ihm, der Alpheus lauschte
Und die Bergschlucht des Taygetos:
Nie noch riß des Kreuzes heil'ge Fahne
Mahmud's Faust ergrimmter in den Staub,
Denn des Tigers mordbegier'gem Zahne
Wurde ganz Livadien zum Raub."

„Wohl beseelt der Muth uns ungebrochen
Und es stehet fest die Heldenschaar,
Und es trotzt, bis Suli's Schmach gerochen,
Diese Brust dem Tod und der Gefahr!
Aber mitten in des Kampfes Schwüle
Schreckt die Sorge mich um euer Glück,
Todt, verkauft, zertreten im Gewühle
Seh' ich euch, und Angst hält mich zurück."

„Segelfertig nach Ankona lieget
Dort ein Schiff in Missolunghi's Port,
Das mit euch aus den Lagunen flieget
In der Ferne sichern Zufluchtsort.
Süßes Weib, Panagia, die hehre,
Leite dich zum glücklicheren Strand,
Denn noch manche Nacht mit banger Schwere
Sinket auf das alte Griechenland!"

Also spricht er. Chryse fleht mit Thränen:
„„Theurer Markos, liegt nicht Ithaka,
Liegt nicht Korfu näher? Ach, mein Sehnen
Glimmt vielleicht so schmerzlich nicht allda.““
Und es fliegt zurück das Wort des Gatten:
„Treulos sind die Britten wie das Meer,
Drohend schwimmen ihre Kriegsfregatten
In dem Archipelagos umher."

„Parga ward verkauft, Parnakiotis
Abgemahnt durch sie von Hellas' Schutz,
Von dem Adria bis zum Mäotis
Spinnt Verrath ihr Gott, der Eigennutz
Hofft du noch das Stahlherz der Barbaren
Zu entwaffnen durch der Liebe Sinn?"
„„Nein, erglüht das Weib des Palikaren,
Nein, gekrönte Himmelskönigin!""

„„Nie wird Markos Gattin Schutz verdanken
Denen, die Verrath an uns geübt!
Denn auch sie, wie schwarz die Loose sanken,
Hat das theure Vaterland geliebt! —
Aber sage mir, wo das Gestade
Von Ankona glänzt in's Abendmeer?
Unter welchem Himmel wir die Pfade
Deines Schicksals wandeln, kummerschwer?""

„Unter Rom's erhab'nem Patriarchen
Wird, Holdselige, mein Stern dir glüh'n,
Bis um's Haupt von Hellas' Stratiarchen
Unsrer Zukunft Siegslorbeeren blüh'n.
Dann" — „„Vollende nicht, mein Leben,
Denn dein Wille wird für mich Gebot;
Mögen Genien schützend dich umschweben
Aus der Freiheit ernstem Morgenroth!""

Markos ruht. Bevor ein leichter Schlummer
Aus der Felsenwohnung ihn entrückt,
Hängt sein Adlerblick, umwölkt von Kummer,
An dem Sprößling, der ihn still entzückt.
Lächelnd schaut der Knabe ihm entgegen
Hebt die runden Aermchen keck empor,
Bis sich mälig Traumesschwingen legen
Um der Seele diamant'nes Thor.

Aber eh' der gold'ne Morgen steiget,
Der im Zauberschein das Meer enthüllt,
Hat sich Chryse zum Gebet geneiget

Und des Herzens süße Pflicht erfüllt
Rastlos dann, wie Wandervögel fliegen,
Strebt in's Thal der tapfre Suliot
Mit den Seinen; hin und wieder biegen
Sie den Pfad bis an das Abendroth.

Und der dritte Tag sieht ihn am Strande,
Wo ein günst'ger Wind die Segel bauscht
Und das Fahrzeug schnell entführt dem Lande.
Und er steht am Ufer, steht und lauscht
Ihrem Abschiedsruf, grüßt in die Ferne
Mit den Händen, bis am Himmelssaum
Untergehen seiner Liebe Sterne, —
Dann erwacht er, wie aus einem Traum!

Missolunghi ruft! Geschütze dröhnen
Von den Mauerwällen her zum Port;
Rosse wiehern, Schlachtgesänge tönen,
Und ein Bote bringt das Schreckenswort:
„Gleich dem Strom, der aus dem Damm gebrochen,
Wogt herein der Türken grause Fluth
Hellas' letzte Stadt zu unterjochen
Und zu trinken aller Griechen Blut!"

Markos spricht: „Erfüllt hast du mein Sehnen,
Gott der Väter! Frei steht diese Brust
Jetzt im letzten Kampfe der Hellenen,
Und sie athmet süße Todeslust.'
Hier soll sich des Sultans Woge legen,
Ihrem Brausen setzen wir ein Ziel;
Werft ein Felsenherz dem Schwall entgegen,
Einen Brander ihrem frechen Kiel!"

Also ruft er, und sein Wort entzündet
Heil'ge Gluth in aller Griechen Herz;
In der Freiheit Opferlust verbündet
Schlagen ihre Flammen himmelwärts.
Kampfgebrüll steigt auf, die Mauern fallen,

Aber wie der wilde Türke stürmt,
Markos fliegt ein Engel hoch ob Allen,
Der auf Leichen neue Leichen thürmt!

Der Mond.

Ein Harzmärchen.

I.

Vier Handwerksbursche von lustiger Art
Die machten zusammen die Wanderfahrt.

Und als sie Städt' und Länder gesehn,
Als Meister sollten sie heimwärts gehn.

Da sprach der Erste: „Um Gott, Kam'rad,
Viel lieber stünd ich am Schleiferrad!"

Und der Zweite sagte zum Dritten auch:
„Ein Meister ist ein geplagter Gauch."

Und der Dritte rief: „Leb' wohl mein Kind,
Wir fahren davon als wie der Wind."

Der Vierte aber mit klugem Mund
Thät also sich den Gesellen kund:

„Zu Hause wandelt so dunkel die Nacht,
Hat das euch niemals Sorge gemacht?

„Der Mond fehlt längst in unser'm Land
Drum haben die Leute so dummen Verstand.

„Dort lockt kein Abend mit mildem Glanz,
Kein Spiel im Freien, kein Mummenschanz.

„Hier glänzt die Wiese im Dämmerschein,
Dort schlingen Gespenster den nächtlichen Reih'n.

„Das würde für uns eine schlimme Zeit,
Die Straßen sind eng und die Sümpfe breit!

„Drum ehe wir gehen aus dem Quartier,
Laßt uns den Mond mitnehmen von hier.

„Er leuchte durch's Leben als lustige Wacht,
Hell sei der Tag und heiter die Nacht!"

Da sprachen die Drei: „Herr Bruder, du bist
Der Klügste von uns, vollführe die List."

Der Mond war draußen im finstern Wald,
Hin gingen die Vier und trafen ihn bald.

Denn als sie kamen zum Mühlesteig,
Da saß er auf einem Tannenzweig.

Stieg Einer hinauf und wand ihn los,
Fast war er ein halbes Klafter groß.

Sie schoben ihn flugs in einen Sack
Und trollten sich fort mit dem schweren Pack.

II.

Es zogen die Vier die Kreuz und die Quer,
Der Mond, der war ihnen fast zu schwer.

Einst kamen sie heim, um Mitternacht,
Zur alten Eiche schlichen sie sacht.

Sie banden den Mond auf einen Ast,
Hoch oben schwebte die goldene Last.

Und helle ward's mit einem Mal,
Es dämmern die Berge, es glänzt das Thal.

Es gackert die Henne, es kräht der Hahn,
Sie meinen der Morgen bricht schon an.

Die Leute, die schnarchen in Hof und Haus,
Erwachen und gucken zum Laden hinaus.

Zur alten Eiche rennt ein Schwarm,
Das ganze Dorf geräth in Allarm:

„Seht ihr das Glosten? Der weite Forst
Prasselt als wie ein Zigeunerhorst!"

Fort stürmt die Schaar in blindem Wahn,
Und athemlos glotzt sie das Wunder an.

Der Mond, der scheint so still und klar,
Scheu nimmt das Volk die Gesellen wahr.

Sie sehen sie sitzen am Zauberbaum,
Es kommt ihnen vor, als wär's ein Traum.

Den eigenen Augen trauen sie nicht
Und strecken verwundert das Gesicht:

„Habt ihr dem Teufel zu höllischem Bund
Die Seele verschrieben zur Mitternachtstund'?"

Die Vier aber wußten klugen Bescheid:
„So seid doch ruhig und redet gescheidt!

„Wir kehren zurück von der Wanderschaft,
Haben viel in der Welt herumgegafft.

„Weit hinten am Meer liegt ein Gebiet,
Viel besser nicht als Sumpf und Ried.

„Der grimmige Heide, ihr kennt ihn ja,
Der schnurrige Türke wohnt allda.

„Er raucht und flucht euch den ganzen Tag,
Säuft Blut und lebt von Streit und Schlag.

„Dort hinten im letzten Winkel der Welt
Ist gleich dem Tage die Nacht erhellt.

„Die Nacht hat euch ein seltsam Licht,
Dem's nie an Docht und Oel gebricht.

„Es wächst euch wie die Melone gar
Am höchsten Baum, bleibt hundert Jahr.

„In jenem wüsten Haideland
Die bleiche Sonne hie oben stand.

„Wir schoben sie flugs in diesen Sack
Und trollten uns fort mit dem schweren Pack,

„Uns Allen leuchte der Mond jetzund,
Schwarz wandle der Türke, der räudige Hund!"

Da pries das Volk die Genossen laut.
Die waren über die Maßen erbaut,

Und zogen, umringt von Groß und Klein
Zur alten Heimat fröhlich ein.

III.

Am Morgen schon nach dieser Nacht
Da waren die Vier als Meister erwacht.

Der volle Mond, ihr Meisterstück,
Lächelte traulich zum neuen Glück.

Nicht lange doch war's von Bestand,
Denn seine Last hat jeder Stand.

Der Eine nahm ein böses Weib,
Die macht' ihm schlechten Zeitvertreib.

Der And're kam in Schuldennoth,
Verdiente kaum sein täglich Brot.

Der Dritte hatte Weib und Kind,
Sie nahm der Tod, ach, zu geschwind!

Der Vierte blieb ein freier Mann,
Sah Jeden über die Achsel an.

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten beim Glase sich Nachts Bescheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

Und grüßte sie still des Mondes Schein
Am Feierabend beim Apfelwein,

Dann schmolzen die Sorgen, die Jeder trug,
Und tauchten hinunter in den Krug;

Hervor aber ging ihnen jene Welt,
Von rosigem Zauberschein erhellt,

Wo sie als Gesellen noch frisch und frank
Gespottet der Sorgen in Scherz und Schwank.

Dann schaute der Mond sie so traurig an,
Fast war es um ihre Lust gethan.

Da war's, daß Einer zum Andern sprach,
Als ihm das Herz in Wehmuth brach:

„Fahr' einst ich zu den Todten hinab
Legt mir ein Stück vom Mond in's Grab!"

Und schweigend gaben sie sich die Hand,
Stieg Einer von ihnen in's schwarze Land,

Sollt' ihm ein holder Viertelschein
Vom Mond zur Kurzweil begraben sein!

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten sich Nachts beim Glase Bescheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

IV.

Der Mond sah durch des Waldes Thor
Allnächtlich in vollem Glanz hervor.

Bald wurd' er Freund mit Jedermann,
Blickt' Alle heitern Auges an.

Nur Dieb' und Mörder scheuten sich,
Wenn neben ihnen ein Schatten schlich.

Doch leuchtet' ein Mensch in Holz und Feld, —
Er hat ihm seinen Weg erhellt,

Hat dem geleuchtet durch Sumpf und Moor,
Der kummerschwer die Straße verlor.

Dem Kranken auf der Lagerstatt,
Der seufzt und ringt, zum Sterben matt:

Er füllt ihm die Seele mit Himmelslicht
Und spricht zu ihm: „Du, fürcht' dich nicht!"

Wo ihm, von Rebensaft berauscht,
Ein Zecher sang, hat er gelauscht,

Und still gelacht, wenn heiser sich
Ein Mops gebellt, der ihn umschlich

Doch manchen Burschen und manche Maid
Hat er genarrt, — es that ihm leid!

Er hat sie mit leeren Träumen berückt,
Den Busen geschwellt und das Hirn verrückt.

Und kamen sie wieder voll Kummer und Wahn,
Er lächelte nur sie freundlich an,

Als wäre zum Mindesten Nichts geschehn,
Und könnten sie froh des Weges gehn.

Auf der Welle des Baches schaukelt sein Bild
So zaub'risch rein, so engelmild.

Was Jene verloren an Lieb' und Treu,
Wohl möcht' er's spenden ewig neu.

Sie nehmen den trüglichen Geistergruß
Wie einen langen Liebeskuß.

Mitleidig täuscht er ihr armes Herz
Und wiegt in Schlummer den milden Schmerz!

Liegt dann die Welt in später Ruh',
Schaut er den Träumenden selig zu.

In goldener Reinheit weckt sein Glanz
Die Elfen auf zum schimmernden Tanz;

Er zündet dem durstigen Hirsch zum Quell
Und machet Schlucht und Tobel hell.

V.

Lang hatten die Vier sich umgethan,
Da trat der Tod den Jüngsten an.

Schnitt Einer vom Mond ein Viertel ab
Und legt' es dem Freund in's dunkle Grab.

Dem ersten folgte der Zweite bald,
Der Dritte ging mit dem Laub im Wald.

Da nahm das Mondlicht ab zur Stund'
Und als der Vierte lag im Grund,

War's wieder finster am ganzen Harz,
Die Halden starrten wie Pech so schwarz.

Doch unter der Erde bei Stock und Stein
Da ward es helle vom Mondenschein.

Darob erwachten die Todten all'
Und klagten laut in verworrenem Hall

Daß sie so lange Nichts hätten geseh'n,
Und wollten vor Freuden schier vergeh'n,

Und gingen im bleichen Mondenglanz
Auf die Todtenwiese zu Spiel und Tanz;

Und gingen in's Wirthshaus nach wie vor
Und tranken sich voll am Höllenthor;

Und gingen mit Knitteln auf einander los,
Und bläuten sich durch und machten sich groß.

In der Todtenschenke ging's aus und ein,
Die Jungfer Hel frendenzte den Wein.

Bei Geigenklang und Pfeifenton
Boten die Todten dem Leben Hohn.

Ein Lärm stieg auf von der tobenden Schaar,
Wie nie noch auf Erden gewesen war.

VI.

Zum Himmel schlug der Tumult empor.
Da meinte Petrus am goldenen Thor,

Es hätte der Feind das Königreich
Den Schaaren entwandt, und wurde bleich:

Ließ Sturmmarsch blasen von höchster Wacht
Und entbot die ganze Himmelsmacht,

Und stunden fest in Waffen und Wehr,
Ein schmuckes, silbergegürtetes Heer,

Und harrten, — bis endlich das Warten verdroß.
Da setzte sich Petrus auf sein Roß,

Auf den schneeigen Schimmel mit Demantgebiß,
Der strahlend fährt durch die Finsternis,

Uns jagte zum Himmelsthor hinaus
In der Nacht und des Abgrunds feuchten Graus.

Dort setzt er auf's Neue die Todten in Haft
In die lange, dunkle Gefangenschaft,

In die Gräber, an ihren Schlummerort; —
Den Mond aber nahm er mit sich fort,

Galoppirte zurück in glänzendem Lauf
Und hing ihn oben am Himmel auf.

Aus der Novelle „Dämonische Liebe".

Es war im Monat April, als die königliche Kapelle unter Mitwirkung einiger berühmter Namen aus Deutschland eine Aufführung veranstaltet hatte, welcher nicht nur der König und der gesammte Hof, sondern auch eine Elite des höhern Bürgerstandes beiwohnte. Eine wolkenlose Frühlingsnacht lag über der Hauptstadt. Es ging gegen zehn Uhr, als das geöffnete Schauspielhaus seine dicht gedrängten Räume nach allen Seiten entleerte. Ein freudiges Geflüster, eine in die ungemessensten Lobsprüche ausbrechende Trunkenheit des Publikums machte sich unwillkürlich auf allen Punkten Luft. „Himmlisch, göttlich!" tönte es aus dem Munde der Frauen, deren seidene Kleider zu dem stolzen Rhythmus der nachwirkenden innern Erhebung feierlich rauschten, als ob sie den Ruhm, der auf Aller Lippen schwebte, noch verstärken wollten. „Er ist ein wahres Wunder von einem Menschen" versicherten einige stillstehende Herren. „Noch nie habe ich so spielen hören", betheuerte ein ganz in Gefühl aufgelöster Abbé. „Er ist vom König zur Tafel geladen", flüsterte ein rasch vorüber Eilender seinem Begleiter zu. „Dieser Monsieur Philibert ist jeder Zoll ein Künstler und von einer Tiefe des Gemüthes, die Alles in den Abgrund seiner melancholischen Klage reißt und die ganze Welt auf dem Feuerwagen seines Jubels emporträgt", belehrte ein Enthusiast einige exaltirte Kunstjünger

„Ein Stern erster Größe, ein leuchtender Komet, der in sich selbst verbrennt", deklamirte eine tragische Schauspielerin vor sich hin.

Und so ging es fort, während die Karossen mit ihren Blendlichtern in glänzenden Radien nach allen Richtungen auseinander sprengten und ein Theil der elektrisirten Zuhörerschaft noch stehen blieb, um den Gefeierten herausgehen zu sehen. Aber der Tonkünstler war gleich nach Beendigung der Aufführung den Blicken der Neugierde, wie der ihm lästigen Hofetiquette entwischt und eilte mit starken Schritten an der Seite seines Freundes der Beiden gemeinsamen Wohnung zu.

Philiberts Triumph war an diesem Abend wirklich ein großartiger gewesen und um so schmeichelhafter für ihn, da er die Ehre der französischen Musik gegenüber den anwesenden berühmten Meistern gerettet hatte. Die von ihm für das ganze Orchester geschriebene Komposition voll erhabener Gedanken machte auf die Zuhörer einen zauberhaften Eindruck. Er hatte dem Stück den Titel „Normannfahrt" gegeben und die Wirkung war insoferne eine vollendete zu nennen, als während der Aufführung unwillkürlich vor dem innern Auge Bilder aufstiegen, die ihr Licht eben von jenem Worte empfingen, das wie ein bleicher Mond geisterhaft in die dunkle Welt der wogenden Tonmassen hineuchtete, die näher und ferner liegenden Schönheiten in magischer Weise erhellte und im Ganzen einen vortrefflichen Anhaltspunkt für das innere Verständniß dieses Meisterwerks bot.

Der erste Satz desselben hob an mit einer kräftig bewegten Fluth von Tönen, scheinbar dürftig instrumentirt aber ganz charakteristisch gehalten, als ob in irgend einem Golf des kalten Nordmeeres ein frischer Wind aufspränge und luftig in die zur Abfahrt bereiten Segel bliese. Allmälig erstarb diese Bewegung in einem herrlichen Piano zu einer bloß begleitenden Harmonie, aus welcher sich eine düsterernste, mit allem Uebermaß des Schmerzes sich ergießende Klage erhob, gleich Brunhilden's Traum um den ihr früher vermählten, nun entrissenen Siegfried, eine symbolische Darstellung des Abschiedes der „Normannen" von der nordischen Heimat, wo des Mondes kalter Schein in der Nacht den Schnee erhellt, während Gattin und Geliebte trostlos am Ufer sitzen und dem rauhen Gemüth der nach dem Süden strebenden „Könige der See" vergebliche Thränen nachweinen.

Der zweite Theil begann in einem wilden Takte. Die Gewaltmasse der Instrumente gab das Bild eines an unnahbar felsiger Küste sich brechenden Sturmes, dessen Grausen durch alle chromati-

schen Gänge des Basses wühlte und alle Tonleitern der Natur erschöpfte, bis hinauf zu dem dazwischen tönenden höllischen Chor von hunderttausend pfeifenden, johlenden, hohnlachenden, jauchzenden und heulenden Teufeln, in welchem sich die Schrecken der in ein zweites Chaos zurückgesunkenen Elemente spiegelten. In einer gemessenen Bewegung führte gleichzeitig ein Hornquartett einen ruhig klaren, etwas schwerfällig sich verlaufenden Satz aus, welcher den Halt dieser in alle Dissonanzen zerfahrenden Schöpfung ausmachte, die wilde Verwirrung des Orkans trug und dagegen ankämpfte; es war wie wenn ein Schiff mühsam über die dumpf ertosenden, schweren Wellenberge sich hebt und hin und her geworfen wird in den schäumenden, nachterfüllten Gründen des Meeres, während seine Bemannung, dem Tod und der Gefahr trotzend, dem Glück und dem leitenden Kompaß vertrauend, ein den Sturm höhnendes Freiheitslied voll kühnen Schwunges zum Ruderschlag ertönen läßt!

Das reizende Finale krönte das Werk mit dem vollen Zauber einer in südlicher Gluth und plastischer Klarheit sich ergehenden Phantasie. Die Tonmassen hellten sich auf, die Harmonie scherzte in lieblich sich schaukelnden Figuren: das Ziel der Fahrt ist genaht. Der frische Hauch der sonnigblauen Fluth vermählt sich dem stürmischen Angriffsgesang der gefürchteten Krieger, die um Frankreichs Küsten schweifen bis hinaus über die goldene Stadt am Tajostrom. Von Schloß zu Schloß verkündet der Castellan die nahende Gefahr, von Ort zu Ort ertönt die Sturmglocke beim Einfall der kühnen Nordländer; aber die Landung ist vollbracht. Die Sarazenen wie die Franken werden zerschmettert; der Rest beugt sich vor dem neuen Herrn der Normandie, vor den Fürsten von Sizilien. Allmälig verlor sich der in Siegesfanfaren ausgebrochene unermeßliche Jubel; aus seinen letzten nachzitternden Akkorden aber erhob sich ein seelenvolles Notturno: die unter dem warmen, südlichen Himmel doppelt sehnsüchtige Klage und Liebeswerbung des starken Helden um die schönste Dame, die dem Sieger Gebiet, Herz und Burg zu Lehen gibt, und ihm beim Hochzeitschmaus den goldenen Pokal kredenzt. So schloß das Stück mit dem heitersten Klang und Scherz, durch welche hindurch nur bisweilen in weichen Mollakkorden, als eine düstere, wehmüthige Erinnerung an die nordische Sommernacht, und wie ein Tropfen Wermuth in die volle Schaale der Freude, die Melodien aus der Klage des ersten Satzes herübertönten, gleich dem elegischen Geisterhauch gebrochener Herzen, den der lebenswarme Süd in seinem von Glück und Liebe gesättigten Aether bald für immer erstickt. —

Diese gewaltige Symphonie entschleierte vor dem Auge der

Seele ein großartiges episches Weltbild, dessen Eindruck noch dadurch verstärkt wurde, daß der Tondichter die Melodien der schönsten Volkslieder seiner Heimat darin anklingen ließ. Nie hatte die Normandie im Reich der Töne eine schönere Verklärung gefunden! Philibert wurde dadurch zum Helden des Tages, aber, wie es sich bei großen Menschen zuweilen trifft, zu einer Zeit, wo er selber ein schmerzlich ergriffenes Gemüth der Welt verbarg, um es an den stillen Busen der Nacht und der erprobten Freundschaft seines Julius zu flüchten!

Joh. Georg Müller.

Johann Georg Müller wurde den 15. Sept. 1822 im alttoggenburgischen Dorf Mosnang, Kt. St. Gallen, geboren. Als sein Vater 1833 nach dem Städtchen Wyl übergesiedelt war, ging Georg in die dortige Realschule und zeigte jetzt schon große Freude am Zeichnen. Von 1835—1837 besuchte er mit ausgezeichnetem Erfolg die st. gallische Kantonsschule, widmete sich nach seinem Austritt der Architektur und pflegte nebenbei die Dichtkunst. Den 8. Nov. reiste er nach München, wo er, praktisch und theoretisch architektonischen Studien hingegeben, bis Sept. 1841 sich aufhielt und dann nach Basel ging. Aber schon im Okt. 1842 kehrte er den Thoren und Thürmen Basel's den Rücken, um mit seinem neugewonnenen jungen Freund und Gönner, Hrn. Rudolf Merian aus Basel, eine Reise nach Italien zu machen. In Italien ging ihm erst die ächte Kunst auf. Er beschäftigte sich namentlich mit der Restauration der abgerissenen Façade des berühmten Domes zu Florenz, wofür er sich mit einem sein ganzes Sein verzehrenden Enthusiasmus begeisterte. Getäuscht in seinen Hoffnungen, kam er in's Vaterland zurück, gab sich einer unermüdlichen Thätigkeit hin (er lieferte u. A. auch die Pläne zu der neu restaurirten protest. St. Laurenzenkirche in St. Gallen) machte vom März 1846 an einen neuen Aufenthalt in München, siedelte, nachdem er 1847 in der einflußreichen Wiener „Bauzeitung" von Ludwig Förster seine Ansichten über das florentinische Domprojekt nach allen Seiten begründet hatte und von den ersten künstlerischen Autoritäten seines Faches mit Auszeichnungen überhäuft worden war, nach Wien über, wo ihm, nach einem glänzenden Vortrag über den bereits (im Renaissance-Styl)

beschlossenen Bau der neuen Kirche in der Vorstadt Altterchenfeld eben dieser Bau zur Ausführung nach seinen eigenen Plänen, sowie die Professur für Architektur an der kaiserl. Ingenieur-Akademie übertragen wurde. Während der Ausführung des genannten herrlichen Bauwerkes starb Müller an einer Brustkrankheit den 2. Mai 1849.

Die Trauer um den Frühvollendeten war eine allgemeine. Er war eine geniale Natur, die stets an ihrer eigenen Entwicklung arbeitete und nach dem Höchsten strebte; seine reichen Kenntnisse, sein klarer Verstand, sein anspruchloses, freundliches, aber in allen Kunstangelegenheiten entschiedenes Wesen, sein tiefer religiöser Ernst, der in der Verbindung mit reiner, glühender Freiheitsliebe und einem dichterischen Schwung der Gedanken seiner Seele das Gepräge gab, gewannen und sicherten ihm die allgemeine Liebe. Die kaiserliche Akademie hatte ihn mit den Ausdrücken der wärmsten Hochachtung unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen.

Müller's genialste Leistung ist unstreitig der Plan zur Domfaçade von Florenz, ein Werk, welches würdig ist, in der Reihe der Schöpfungen der ersten Meister zu stehen. Aber auch unser Vaterland hat an diesem ächten Priester der Kunst einen großen Verlust erlitten. Denn Müller war es, der in sich die große Idee gereift hatte, einen nationalen Kunststyl zu schaffen. Er hatte erkannt, daß alle ächte Kunst aus dem Charakter einer bestimmten Zeit und Nation, als deren Ausdruck, hervorgegangen;[1] und jemehr ihm eigenthümliches Wollen und Thun als die unerläßliche Voraussetzung des Kunstgenius erschien, um so entschiedener wandte er sich für die Architektur von den Systemen der Nachahmung ab. —

Müller's Dichtungen bekunden ihrem Inhalt nach sämmtlich das in ihm gährende glänzende künstlerische Talent; sie sind voll von kräftigen Gedanken, originellen Wendungen und Anschauungen, aber nur selten vollendet in der Form. Was ihnen eine besondere Weihe gibt, ist nicht nur die Begeisterung für die Kunst, welche in ihnen sich kund gibt, sondern namentlich auch der hohe sittliche Ernst, der sie belebt, und der von dem edlen Jüngling mit Recht als Grundlage, ja als conditio sine qua non für jede große künstlerische Leistung angesehen wurde.

---

[1] Joh. Georg Müller. Ein Dichter- und Künstlerleben von Ernst Förner. Zweite Ausgabe. St. Gallen, Verlag von Scheitlin u. Zollikofer, 1854. pag. 100 und pag. 111.

Die ewige Burg.

Der Meister, der sie baute,
Stand auf dem höchsten Thurm
Vom Blitz umflammt und schaute
Hernieder in den Sturm.

Der Blitz zerbrach die Krallen
Sich an der Felsenzinn',
Umsonst an Säul' und Hallen
Warf sich der Donner hin.

Da rief der alte Meister
Den Bauvers über's Haus,
Daß selbst des Donners Geister
Verstummten voller Graus:

„Von Festen und Burgen allen
Bist du zu höchst gestellt.
Du sollst nicht brechen noch fallen
Vor'm Untergang der Welt!"

Viel Burgen sind erbauet
Seitdem zu Schutz und Streit;
Doch allesammt erschauet
In Trümmern bald die Zeit.

Nur noch die eine raget
Zum Himmel mächtig auf,
Roth, wann die Sonne taget,
Roth, wann sie schließt den Lauf.

Felshöhen sind die Dämme,
Die Gräben — blaue See'n,
Die Zinnen — Bergeskämme,
Die Erker — blumige Höh'n.

Engpässe sind die Thüren,
Die Zimmer — Thal an Thal;

Und Hof und Garten zieren
Springbrunnen ohne Zahl.

Und Männer sind die Hüter,
Ihr Zeichen ist das Kreuz,
Freiheit ihr Gut der Güter
Ihr Name heißt: die Schweiz.

Das Brautbett.

Der Schreiner hobelt und hämmert froh.
Was freut den jungen Meister so?

Er macht ein Bett für sich und die Braut,
Drum hobelt und hämmert er so laut.

Und zwischen die Schläge sein Lied er singt,
Daß flinker der Hobel und Hammer springt.

Das Bett steht gezimmert schön und blank,
Da wird die Braut zum Sterben krank.

Und wie er tritt in der Liebsten Haus,
Da ist es mit ihrem Leben schon aus.

Und wie er hobelt den Todtenbaum,
Da umzieht's ihn so seltsam, als wie ein Traum.

Sie kam und sprach: „Du machst ihn zu klein,
Wir müssen ja alle beide hinein!

Denk' an die Worte zwischen uns Zwei'n,
Im Leben und Tod uns treu zu sein!"

So sprach ihn die bleiche Erscheinung an,
Am Morgen, da war es um ihn gethan.

Der Banquier Thomas.

Traurig stand er auf der Brücke, dacht' an seines Lebens Schluß.
Bog sich über das Geländer, ließ den Thränen vollen Fluß.

Lustig auf dem Strome tanzte jener leichten Gondeln Schwarm,
Da in jeder zwei Verliebte kosend saßen Arm in Arm.

Dacht' er: seine vielen Thränen trieben wohl auch einen Kahn
Und er mußte plötzlich lachen ob dem sonderbaren Wahn.

„Sieh, das Leben will mich wieder, bin ich doch noch Etwas werth —
Manche sind, die weinen müssen, daß die Liebe lust'ger fährt!"

— Ging er wieder seine Wege, sucht' und fand ein Bischen Muth;
D'rauf am Pfeiler zog ein junger prächt'ger Retter ihm den Hut.

„Seid Ihr nicht der Banquier Thomas mit dem gräßlichen Banquerott?"
— Ja verehrter Herr, der bin ich — schuldlos nämlich, das weiß Gott!

„Weiß ich besser' seh', das freut mich, daß ich Euch so treu behielt'"
Und er stieg von seinem Pferde winkt dem Knechte, der es hielt.

Unter'n Arm nahm er den Alten, sprach, als er ihn traulich führt':
„Seht', ich bin der Sohn des Mannes, der zur Zeit Euch ruinirt.

Eben zahlt' ich Euch zu Hause halb die väterliche Schuld;
Für die and're Hälfte bitt' ich, drängt es Euch nicht, um Geduld."

Was! die Sechsmalhunderttausend, rief der Alte wollt Ihr mir
— „Eurer liebenswürd'gen Tochter übergab ich das Papier."

Also ginget ihr persönlich in des armen Thomas Haus?
Herr, verzeiht mein Elend sieht ihm eben überall heraus.

D'rob erfaßt der Herr den Alten herzlich bei der dürren Hand,
„Seht, ich fand im armen Hause, was ich im Palast nicht fand.

Hört! obwohl es viel ist, zahl' ich Euch noch heut der Schulden Rest,
Wenn der Vater seine Tochter mir zur lieben Hausfrau läßt!" —

Herr, bedenkt, wie raich Ihr handelt! Aber habt Ihr solchen Muth,
Nehm't sie, und der Rest der Schulden sei der Tochter Heirathsgut.

Also auf der Brücke löste sich des armen Thomas Noth,
Nicht er selber, wie er wollte, nein, die Sorgen waren todt.

An den Mond.

Mond, mit deinem Silberlichte
Leuchtest auf des Dichters Gang,
Dem vom bleichen Angesichte
Thränen strömen statt Gesang.

Leuchtest auch mit holden Strahlen
Auf der Liebe stillen Weg,
Daß sie in umlaubten Thalen
Nicht verfehlt den schmalen Steg.

Stehst dem Forscherblick des Weisen,
Der auf hoher Warte lauscht.
Wenn in weiten Sternengleisen
Gottes Geist vorüberrauscht.

Und erfreu'st das Herz der Kleinen,
Die dich mit unschuld'ger Hand
Wirklich anzufassen meinen
Als ein Stück von ihrem Land.

Und besuchst die bleiche Nonne,
Die des Lebens Lockung flieht,
Schweigend in Gebetes Wonne
In der stillen Zelle knie't.

Ach! und spiegelst dich in Thränen,
Die die schwarzumflorte Braut
Auf das Grab all' ihrer schönen
Lebensträume niederthaut.

Alles, was du je gesehen.
Schreibst du an dein golden Blatt,
Daß der Mensch in bittern Wehen
Einen Trost am Himmel hat.

Und mit deinem holden Lichte
Leuchtest du des Dichters Gang,
Dem vom bleichen Angesichte
Thränen strömen statt Gesang.

Der Demuth Lehre.

Sammelt euch mit Redlichkeit
Lehren aus dem Leben,
Die euch bei Gelegenheit
Rath und Tröstung geben,
Mäßigung und stille Kraft,
Ruhig sich begeisternd
Und das Gift der Leidenschaft
Festen Sinn's bemeisternd.

Lasset euch durch heißes Blut
Nimmermehr bezwingen;
Doch nach frischem, heitrem Muth
Sollt ihr ernstlich ringen.
Sucht ihn in der Einsicht Kraft,
Daß das Glück euch bleibe,
Grillen, die die Sorge schafft,
Sie von euch vertreibe.

Kann die Erde düster sein,
Wenn die Sonne leuchtet?
Euer Auge bleibet rein,
Bis ihr selbst es feuchtet.
Klagt nicht um der Freunde Glück,
Die der Tod euch raubte!
An den Irrthum denkt zurück,
Der sie irdisch glaubte!

Würdet ihr in Demuthluſt
Nur das Eu're nehmen,
Müßte nie ſich eu're Bruſt
Ob Verſagung grämen.
Was nicht ſchwer zu merken fällt,
Laßt es euch gefallen:
Jedem dienet nicht die Welt,
Sie gehöret Allen.

Wer das Ganze nicht begreift,
Leb' und ſterb' er einſam!
Saat, die für den Himmel reift,
Pflegen wir gemeinſam.
Nicht verzage, der da ſtrebt,
Daß er auch genieße;
Helfe ſäen d'rum, wer lebt,
Daß die Saat erſprieße.

Schönheit.

Die bloße Pracht vermag nicht zu erheben,
Oft iſt die Armuth reich, der Reichthum arm!
Die Größe nur, die Einfachheit umgeben,
Erhebt die Seele, macht ſie voll und warm.

Der Schönheit Ring iſt keine gold'ne Spange,
Und nimmermehr trug ſie ein blendend Kleid;
Um ihren Leib ſchließt ſich in ſanftem Zwange
Der Zaubergürtel der Enthaltſamkeit.

Es hat ſie Niemand mit Gewalt errungen,
Ein glänzend Glück hat ſie niemals geliebt;
Der Göttin gleicht ſie, die in Dämmerungen
Dem armen Hirten huldvoll ſich ergibt.

Glauben und Wiſſen.

Auf ein Hochgebirge ſehen
Aus des Thales Tiefen her,

Oder von des Berges Höhen
Nach dem unbegrenzten Meer:

Beides gibt mir hohe Freude.
Aber jenes ist mir Pein,
Mitten auf der dürren Haide
Ohne jede Aussicht sein.

Streitet nicht, ob hohe Klarheit,
Oder tiefen Glaubens Weih',
Ob der Berg, das Thal die Wahrheit,
Und der Weg zum Himmel sei!

Hütet euch nur vor dem dritten:
Ohne eins von diesen zwei'n,
Auf des Zweifels Haide mitten
Inne festgebannt zu sein!

Nina Camenisch.

Anna Catharina Camenisch wurde den 26. April 1826 im Dorfe Sarn, Kt. Graubünden, geboren. Ihre Eltern, brave Landleute, übten den besten Einfluß auf Geist und Gemüth ihrer acht Kinder aus, von welchen A. Catharina das älteste war. Die Großeltern, mütterlicherseits, hatten das Mädchen viel um sich; jener schönen Tage gedenkt sie oft in ihren Gedichten. Seit dem Tode der frommen Greise lebte sie beständig in ihrem Vaterhause in Sarn. — Gebildete Eltern, ländliches Leben bei muntern Geschwistern und die schöne, großartige Natur des Heimatortes mögen ihr poetisches Talent geweckt und genährt haben.

Gedichte von Nina Camenisch. Zweite, vermehrte Auflage der Gedichte eines bündnerischen Landmädchens. Gesammelt und herausgegeben von Otto Carisch. Leipzig und Chur. Grubenmann'sche Buchhandlung, 1860.

Die Garnstrangen. Eine Erzählung. Ebendaselbst.

Der Werth der Gedichte von Nina Camenisch beruht weniger in der Form, wie Otto Carisch in der Vorerinnerung dazu sagt, als

in der Wahrheit und Eigenthümlichkeit ihres Inhaltes. Sie verrathen durchgehends ein tiefes, inniges Gemüth, welches in der Kundgebung seines Lebens häufig den originellen, ächt poetischen Ausdruck findet, obgleich es sich bisweilen in der Wahl seiner Stoffe vergreift. Vortrefflich ist die Erzählung „Die Garnstrangen", und die Dichterin dürfte auf diesem Gebiet vielleicht mehr Lorbeern erndten, als auf dem lyrischen.

Die Garnstrangen.

Die einfache, hier erzählte Begebenheit, hat sich unter meinen Landsleuten vor etwa hundert Jahren zugetragen. Die Mütter erzählen sie noch gern ihren jungen Töchtern. Die Namen der vorkommenden Personen und Oertlichkeiten sind mir entfallen; meine Bearbeitung der Ueberlieferung ist vielleicht nicht die passendste, und dann verlieren unsere Bündnergeschichten, wenn wir sie nicht in unserer Bündnersprache erzählen können. Gemüthlich ist die vorliegende, aber derb; ersteres gibt man gerne, letzteres zu geben hat etwas Widerstrebendes; dann glättet man und schmückt aus und raubt vielleicht so der einfachen Dorferzählung ihre Natürlichkeit und volksthümliche Frische.

I.

Johannes saß auf der hölzernen „Trucke",[1] neben dem Bette seiner kranken Mutter und hielt ihre abgemagerten Hände in den seinigen. Johannes war ein guter Sohn und seiner Mutter Einziger; Niemand schü'telte ihr das Kopfkissen so gut wie er, Niemand konnte ihr so schöne Worte sagen, wenn Schmerzen und Angst über sie kamen, und Niemand, das war wohl natürlich, weinte so von Herzen mit ihr, wenn aller irdische Trost vergebens war. Kamen aber wieder ruhige, freundliche Stunden, und sie kamen gottlob in der Mutter langer Krankheit nicht selten, dann plauderten die Beiden traulich mit einander und die Stunden vergingen, sie wußten nicht wie; nur die alte treue Schwarzwälderuhr mahnte sie dann mit ihrem einförmigen Tik-Tak an die Zeit. Heute war die Kranke auch heiter und von außen war's besonders stille. Der Schnee fiel in

[1]) Kofferkasten, Trog, meist bemalte Familienbesitzthümer.

dichten Flocken und hielt den Besuch freundlicher Nachbarn ab. In der Stube sah es sauber aus, das wollte die Kranke so haben, d'ran war sie gewöhnt seit fünfzig Jahren. Sie gab im Bette an und Johannes folgte ihr auf den Wink. Die „Maientöpfe" im klaren Fenster hatten ihren schlanken dunklen Rosmarin und ihr grünes Apfelgeranium noch so frisch wie immer. Die hübsch geschnitzten Stühle von Kirschbaumholz prangten mit ihren schneeweiß gescheuerten Beinen; unter dem blanken Spiegel lag auf einem Gesimse die Bibel der alten Frau ganz ohne Staub, denn Johannes mußte ihr täglich daraus vorlesen; auf dem andern Gesimse, gegenüber dem lieblich warmen Ofen, standen die weißen geblümten Kaffeeschüsseli in Reih' und Glied; wie freundlich war die gute alte Frau immer gewesen, wenn sie Jemanden daraus bewirthen konnte. Jetzt lag sie im saubern Bette, von roth und weiß gestreiftem Linnen, das sie selber gesponnen und gewoben hatte, und schien auch an letzteres zu denken, denn sie sagte plötzlich zu dem freundlich über ihr hingebeugten Sohne: „Gib mir doch den Bündel Garn-Strangen heraus." Johannes stand von der Trucke auf, die (damit er der lieben Kranken immer nahe sei) bei Tage sein Stuhl, und Nachts, wenn er ein Kopfkissen darauf legte, sein Lager war, von dem aus er seine nächtlichen Krankenwärterdienste treu versah. Er öffnete das knarrende Schloß und nahm einen Bündel seiner Garnstrangen heraus, den er der Mutter überreichte; diese legte sie neben sich auf's Bett und betrachtete sie nachdenkend. „Denkt nicht zu viel über's Weben, liebe Mutter", bat Johannes, „es könnt' euch jetzt schaden." „Webe kein Tuch mehr in diesem Leben," sagte sie wehmüthig, „diese Strangen wären auch nicht gut weben, sie sind so verworren, ich war schon im Frühlinge krank und konnte nicht dabei sein, als sie in der Lauge gesotten wurden; da hat mir die Wäscherin sie verderbt, ich hielt's damals für ein Unglück, jetzt aber kann's dir zum Glück werden." Johannes schaute sie verwundert an. „Wenn ich gestorben bin und das erste Trauerjahr vorüber ist, so nimm einen solchen Garnstrangen, gehe zu dem Mädchen, das du am liebsten hast, Abends auf den Hengert [1] und suche sie, nach allerlei Gespräch, endlich mit klugem Scherze dahin zu bringen, daß sie dir diesen Strangen windet. Die Fäden sind sehr verworren, nicht Jede kann sie entwirren, windet dein Mädchen sie nun geschickt und geduldig ab, so wirst du eine gute Frau an ihr bekommen, die geschickte Hände, einen geschickten Kopf und ein geduldiges Herz hat. Windet sie den Strangen nicht, so geh' zu einer Andern, und wenn du auf diese Weise zu

[1] Schon altdeutsch „Besuch".

Zehnen geben müßtest, laß' nicht ab, bis du die geschickte, geduldige Winderin gefunden hast, es wird dich nie reuen. Versprich's mir, so zu machen, gelt?" Johannes versprach's tiefbewegt. Drei Wochen darauf folgte er mit kindlichen Thränen dem Sarg seiner Mutter und nahm den Trost mit in seine Verweisung und Einsamkeit, daß er ihr immer ein guter Sohn und zuletzt ein liebevoller Krankenwärter gewesen sei. Wohl ein kräftiger Trost für ein Gemüth, das sich um liebe Heimgegangene trauernd härmt.

II.

Das stille Trauerjahr ging vorüber, und noch eines, ehe Johannes sich entschloß, nach dem Rathe der Mutter, eine Frau in das wohnliche, sonst so wohl eingerichtete, jetzt etwas vernachläßigte Hauswesen einzuführen. Doch eines mondhellen Abends, der so recht hinaus in's Freie lockte, lugte Johannes in den Spiegel, der nicht ganz so klar war, wie zu der Mutter Zeiten, ordnete sein reiches braunes Haar und meinte seit zwei Jahren zum ersten Mal, er sei doch ein ordentlich hübscher Bursche; die braunen Augen, die die Zeit her manche kindliche Thräne geweint, blickten jetzt feurig und schalkhaft, indem er seinen Staat ordnete, der die Mitte hielt zwischen Sonntags-Anzug und Werktags-Kleidung, steckte dann einen der besprochenen Strangen in die Tasche, warf den runden grauen Hut leicht auf's Ohr und schritt munter und rasch durch die schöne laue Mondnacht, ein Liedchen pfeifend und trällernd und sich blutwenig kümmernd, ob andere Nachtwandler an ihm vorbeiduckten oder derb an seine Schultern rannten. Die Derben fanden an ihm einen noch derbern und die ängstlichen Ducker einen fröhlichen Auslacher. Endlich stand er vor einem kleinen Hause stille und athmete etwas beklommener als sonst. Daß das Haus klein war, störte Johannes wenig, daß aber der Garten nicht so war, wie bei seiner Mutter, d. h. in Ordnung, das schien ihn etwas zu stören, er nahm nachdenklich den Strangen in die Hand und sagte: „Sie wird das nicht können, und doch ist Keine so schön wie sie, da wäre es besser — doch wir wollen's probieren." — Er klopfte, Lichter fuhren an den Fenstern hin und her, aber Niemand kam zu öffnen. Johannes, ungeduldig, schwang sich auf den Gartenzaun und schaute in's Haus; das schienen die drinnen nicht zu ahnen. Eine der Bewohnerinnen hatte beim Klopfen schnell den Besen ergriffen und wischte die Stube, man hörte das Knarren des harten Besens draußen. Die Andere

lehnte am Fensterſims und flocht das ſchöne goldgelbe Haar in lange Zöpfe. „Das hätten ſie beides am Morgen thun können", brummte Johannes, noch ungeduldiger durch ſeine unbequeme Stellung auf dem Gartenzaun. s'Röſeli, das da drinnen zopfte, war ein wunderholdes Meitli, tanzte wie ein Vögelein, plauderte luſtig und lieblich zugleich und war dabei gut, o ſo ein „Gutes" geb' es Keines mehr, meinten die Knaben.[1] „Es erbt ja nur zwei Küh'", ſagten dann die Väter, „und die Stine erbt den ganzen Stall voll, nimm die Stine." Und manche Mutter ſagte: „Es thut nichts auf dem Feld und thut nichts im Hauſe, wenn du's nimmſt, ſo kannſt dann ſelber kochen und lismen und wirſt mir ein Schöner."

Wegen den zwei Kühen war's Johannes gleich, er hatte ja ſelber viele; aber kochen und lismen hatte er nicht gelernt und faßte d'rum auf ſeinem Gartenzaune droben den feſten Entſchluß, der Mutter Strangenprobe hier anzuwenden und könne s'Röſeli die nicht beſtehen, gleich mit ihm abzubrechen; es ſei das Beſte für ihn und s'Röſeli, meinte er, denn ſie könnten einander ja ſonſt Beide gern bekommen, wie es unter hübſchen Leuten leicht möglich, wenn ſie ſich oft ſehen. Das Oeffnen der Hausthür brachte Johannes aus ſeinen tiefen Gedanken; s'Röſeli war's und hielt ein Licht, das warf hellen Schein auf ſein Roſenantlitz und die holdſeligen blauen Augen, es bot ihm ſein Händlein und lächelte ſchüchtern und innig. Johannes war ganz entzückt, ſtolperte aber beim Hinaufgehen in die Stube über die Krautſtande, die mitten in der Hausflur lag, dann über den Beſen quer vor die Stubenthür hingeworfen; s'Röſeli ſchien ſich darüber nicht zu wundern, ſtolperte es ja doch ſelber den ganzen Tag über ſein eigenes Hausgeräth; aber Johannes freudenleuchtende Stirne hatte ſich verfinſtert. „Haſt dir weh gethan?" fragte Röſeli theilnehmend; „ſehr weh", ſagte Johannes ernſt und legte die Hand an den Strangen in der Taſche. Sie traten in die Stube. „Nein, das Röſeli wohnt doch in zu dornigem Strauche", dachte Johannes, ſich umſehend. Unmuthig und entſchloſſen ſetzte er ſich auf den erſten beſten Stuhl und nahm den Strangen zur Hand. „Was haſt du hier?" fragte Röſeli verwundert. „Einen Strangen meiner Mutter, willſt du mir ihn winden?" fragte er gradaus. „Ach, s'Fadenwinden iſt ſo langweilig", ſagte es ſanft, „ich will's morgen thun, heute laß' uns lieber plaudern." — „Ich plaudere am liebſten, wenn fleißige Mädchen neben mir arbeiten", ſagte Johannes, „ſpann mal auf, ich erzähle dir dann allerlei Schönes". Er nahm ſelbſt die Garnwinde aus dem Winkel, Röſeli mußte ſich ergeben. Es fing an zu

[1]) d. h. unverheiratheten (und wäre einer 60jährig).

winden, zu wickeln und zu zupfen, bis es nicht mehr weiter konnte, und nun auf in Johannes traurige, prüfende Augen schaute. „Daß ich dir den Strangen verderbt, wirst nicht zürnen", sagte es (des Jünglings Kummer einzig dem verlornen Strangen zuschreibend), „ich will dir meinen gekauften Faden dafür geben, der ist schön und weiß. Wart' wo ist er? — (Es suchte lang und fand ihn endlich unterm Ofen.) Hier hast du ihn". Johannes aber nahm statt des Fadens das Händchen, das sie ihm bot und hielt es lange wie zum Abschied, mit tiefer Wehmuth. Das Scheiden that ihm weh. Da polterten draußen auf der Treppe schwere Tritte. Johannes und Röseli, Beide etwas konfus, hatten vergessen die Hausthür zu schließen; zu der kam nun Peter herein. Der Peter war ein Kamerad des Johannes, von den besten Knaben einer, auch ein hübscher und ein reicher. Er hatte das Röseli gern und keine Mutter, die ihm wehrte, es zu nehmen, wenn es ihn gewollt hätte; daß es ihn aber nicht wollte, war nur der Johannes Schuld. Johannes merkte das Alles und ließ des Röselis Hände fahren, die er vorher fest hielt, rückte seinen Stuhl ganz stille zum Fenster und machte dem Peter Platz, bei Röseli zu sitzen. Dem Röseli war's nicht recht, dem Peter aber um so rechter; er war vergnügt und schaute das Röseli mit so hübschen Augen an, daß es auch freundlicher wurde. Der Johannes aber dachte: „Daß ich das Röseli nicht heirathen kann, ist bei mir ausgemacht; warum bleib' ich denn dem Peter im Wege, als thät' ich's aus Bosheit?" Er stand auf, reichte Beiden freundlich ernst die Hand und ging. Der Peter schaute ihn an, als ob er ihn hätte küssen mögen, das Röseli aber, als ob es gern geweint hätte. Johannes hätte auch gern geweint, ging viel stiller heim als er gekommen war, blieb auch still Wochen und Monat lang und machte ein recht trauriges Gesicht. Das wurde aber am traurigsten an einem schönen Sonntagsmorgen, wo er laut jubeln und schießen hörte und die Kirchenglocken läuteten. Heute führte Peter Röseli zum Altare. Johannes schaute zum Fenster heraus; der Peter war hübsch und das Röseli zehntausendmal hübscher, mit dem grünen Kranz in den goldgelben Zöpfen. „Hätt's auch haben können", seufzte Johannes; „glaube die Mutter war doch unrecht d'ran mit dem Strangen." Es wurde ihm drückend zu Muthe, darum ging er hinab über Feld und Wald in's nächste Dorf.

III.

Am Eingange des Dorfes, von Bäumen umschattet, von Ställen, Back- und Waschgebäuden wohnlich umgeben, lag das graue

Rößliwirthshaus, an Sonntagen viel besucht und belobt. Auf der Tenne nebenan rollte die Kegelkugel und lachten und lärmten junge Burschе in ihren Sonntags-Hemdärmeln; die Röcke hatten sie sorglos in den Strohkasten geworfen. „Macht's nur nicht auch mit den brennenden Pfeifen so", sagte bedächtig der alte Knecht des Wirthes und stellte Flaschen und Gläser auf den Tisch neben dem Tennthore. Dorfkinder und lagernde Bettelleute schauten nun wundrig und sehnsüchtig zu, wer am meisten Schoppen möge. „Wären wir nun auch groß und hätten Bluzger", sagten die kleinen Buben. „Ja aber s'Weintrinken ist Sünde", belehrten die kleinen Mädchen wichtig. „Nein, nicht s'Weintrinken ist Sünde!" riefen empört die Buben; „aber einen Rausch haben, daß man nicht gehen kann und die Leute schlägt, das ist Sünde!" Die armen Bettelleute aber flüsterten wehmüthig: „hätten wir von jedem Schoppen, den die da zu viel trinken, nur wenige Tropfen, das gäbe uns Kraft. Was es die Reichen doch gut haben! Da drinnen im Hause raucht es so prächtig aus der Küche und „schmeckt" [1] von Fleisch und Küchli; was es die Reichen doch gut haben!" „Dafür kommen sie eben in die Hölle und wir in den Himmel", tröstete Eins. Aus der großen untern Stube des Hauses tönten schreiend Geige und Pfeife; hübsche ländliche Tänzerinnen lehnten glühend und ausruhend an den offenen Fenstern, während ihre Tänzer solche Pausen benutzten, einen glücklichen Wurf nach den Kegeln zu thun. Johannes, der Aufheiterung bedürftig, zog die Tanzstube der Kegelbahn vor, sein Name von gutem Klang verschaffte ihm Geltung bei den Jünglingen, und die Mädchen wisperten, als er in die Tanzreihen trat: „Nein schau doch, was der anständig ist, viel mehr als die Andern. Und was die für ein prächtiges Paar sind, der und die Margreth!" Des Wirthes hochgewachsene, schwarzäugige Tochter, welcher, neben Johannes, letztere Bemerkung galt, schien Gefallen zu finden am neuen Gaste und stattlichen Tänzer, und sie unterhielt ihn bestens mit ihrem gewandten Zünglein. „Was „die verständig redet", meinte Johannes, „und was die flink und geschickt den Gästen aufwartet! Der merkt man's an, daß sie arbeiten gelernt und daß sie Witz im Kopfe hat". Diese Ansicht schien Johannes beizubehalten, je mehr er sich im Hause umsah und kam von nun an öfter.

Margreth war ein fleißiges, geschicktes Mädchen, alles in der Wirthschaft musterhaft ordentlich und blank, alles zu rechter Zeit gethan, und das war hauptsächlich ihr Werk, und dabei war sie immer so niedlich gekleidet. „Wie sie's nur macht?" sagte die Magd,

[1]) Alterthümlich und schweizerisch „riecht".

„nicht einmal wenn sie in den Ofen feuert, wird sie rußig". Johannes schaute der fleißigen schönen Jungfrau oft mit innigem Vergnügen zu. Auch ihre Reden blieben immer verständig, wenn sie guter Laune war; die aber ließ sie, zu Johannes und des ganzen Hauses Jammer, oft im Stiche. Doch trotz der nicht guten Laune von Margreths und des Jammers von Johannes Seite, galten die Beiden den Leuten als Verlobte und Johannes dachte auch im Ernst an so etwas. „Nur noch die Strangen Probe der Mutter, ich hab's ihr auf dem Todbette versprochen und werd's halten, wenn ich's gleich nicht gern thue; aber bei Röseli hat sie mich auf die Wahrheit geleitet, die ist jetzt ein armes Weiblein, das weder arbeiten noch haushalten kann, der Peter hat sein Kreuz mit ihr. Margreth wird den Strangen vielleicht nicht winden können; geschickte Hände und geschickten Kopf hat Niemand wie sie, aber geduldiges Herz — ich fürchte." — Unter diesen Gedanken und Selbstgesprächen hatte er eines Abends mit dem verhängnißvollen Strangen und einem goldenen Ringe den Weg in's Rößliwirthshaus gemacht. Im Waschgelände des Rößliwirthshauses wurde eben große Wäsche gehalten; Feuer prasselte unter dem gewaltigen Laugenkessel, und der Seife helle Blasen schwammen über den dampfenden Kübeln. Draußen aber am Brunnentroge stand Margreth und schwenkte weiße Tücher rasch und rüstig durch's klare Wasser, das aus zwei Röhren voll und silbern herabströmte. Wie hübsch war das Mädchen in seinen aufgerollten Aermeln und seiner frischen Beweglichkeit! aber Blicke und Worte warf sie in's unruhige Waschhaus, die wie Pfeile an ihr Ziel gelangten. „Der Jungfer kann man's doch nie recht machen" brummte es im Rauche, und die Feuer schürenden, Lauge schöpfenden Gestalten bemühten sich vergebens, den schönen, ungeduldigen Kommandanten draußen am Brunnentroge zu befriedigen. „Ei Margreth, bist gar z'bös", sagte begütigend die Mutter, die behaglich in einem großen Kübel spülte. Schon sank die Sonne und trocknete die weiße Wäsche auf den ausgespannten Seilen nicht mehr. Margreth schaute in's glühende Abendroth mit einer Miene, als grolle sie der Sonne, daß sie zu früh für die Wäsche hinter die Berge sinke. In diesem Augenblicke gewahrte die Zürnende des Johannes schalkhaftes Gesicht, von Bäumen und aufgehängten Linnen halb versteckt; da wurde sie noch röther als die Abendwolken und reichte ihm vom Brunnentroge weg die Hand, schickte ihn dann in's Haus zum Vater, damit sie die Wäsche vollenden und z'Nacht kochen könne. Drinnen war es sauber wie immer, die Wäsche störte die felsenfeste Ordnung dieses Hauses nicht. Der Rößliwirth empfing Johannes gar freundlich,

holte ihm Wein, Brod, Käse und Wurst und war die Herzlichkeit selbst, denn der brave, wohlhabende und hübsche Johannes war von Eltern und Töchtern gleich gern gesehen. Der Rößliwirth that Alles, es Johannes bequem zu machen, und als die vordere Stube sich mit Fuhrleuten füllte, führte er ihn in die schöngeputzte Visitenstube; da sah's noch sauberer aus als in der vordern, es war da sogar ein Kanapee mit weichem Polster, und ein runder Tisch davor, mit einem einzigen runden Fuße, statt mit vieren, wie's sonst der Brauch ist; und was die Fenster glänzend waren, just wie daheim bei seiner Mutter. Da waren aber auch noch schöne, weiße Umhänge d'ran mit Fransen, und schöne Bilder an den Wänden, der Wilhelm Tell und die Männer im Grütli und der Ahorn bei Truns, auch andere noch, die man gern schaute. Auch eine glänzende Kommode war da und ein Schrank darauf, und im Schranke standen glänzende Gläser und Bouteillen und schneeweiße Kaffe-Schüsselein mit blauen und rothen Blumen. In der Stubenecke aber, beim großen grünen Kachelofen, stand ein wackres Spinnrad mit feinem Garn auf dem Spule. „Das hat die Margreth gesponnen", sagte die freundliche behäbige Hausfrau (die eben ihn begrüßend hereintrat), als sie die Richtung seiner Blicke gewahrte; „die spinnt, wenn sie Abends draußen bei den Gästen sitzen muß; ich weiß nicht, wie das Mädchen bei Licht so rein spinnen kann." Dem Jünglinge wurde es in diesem behaglichen Hause warm um's Herz, er wäre mit seinem Heirathsantrage gleich hervorgerückt, hätte ihn nicht der Strangen der Mutter noch davon abgehalten. Er guckte oft nach der Thüre, ob Margreth bald komme. Sie kam endlich, begrüßte ihn flüchtig, sagte dann, sie müsse hinaus und schnell z'Nacht kochen. „Wir wollen's dann später Abends schon einholen mit dem Reden", begütigte sie den Johannes, der unzufrieden werden wollte über ihr Ausbleiben. „Wenn's Ordnung bleiben soll im Hause, muß man zur Stunde thun, was gethan werden muß." „Bist ein verständig, brav Mädchen, Margreth," sagte Johannes, drückte ihr die Hand und seufzte; warum er letzteres that, wußte er nicht. Während nun Margreth draußen kochte, Mutter und Magd helfend ab und zu gingen, es bereits dämmerte, der Rößliwirth von einem Lichte sprach, das er holen wolle,aber doch nicht holte, sagte eine sanfte silberne Stimme: „Guten Abend" und ein Mädchen mit einem Bündelein am Arme trat in die Stube. „Ei guten Abend, Bäsi Mejeli", sagte die Wirthin, „kommst vom Doktor? wie geht's der Nahna (Großmutter)?" „Will's Gott wird's bald besser mit dem Husten, sonst ist sie wohlauf, und der Nehni (Großvater) auch", sagte die silberne Stimme.

„Setz' dich Bäsi," sagte der gutmüthige Rößliwirth, „magst einen Schluck Wein, bis die Margreth z'Nacht gekocht hat?" — „Wenn die Margreth kocht, so geh' ich hinaus und helfe, ihr habt Wäsche gehabt und werdet müde sein." „Ei bleib'", mahnte die Wirthin, „du verdirbst sonst dein Sonntags-Röcklein." „Kann mich schon in Acht nehmen", sagte das Mädchen munter, legte sein Bündelein auf die untere Bankecke und hüpfte hinaus. Johannes dachte unwillkürlich bei der sanften Stimme: „Was die lieblich redet! die hätte gewiß ein geduldiges Herz für einen Strangen." Er freute sich, die Besitzerin dieser lieblichen Stimme beim Nachtessen zu sehen; aber er täuschte sich, es wurde Doppeltisch gemacht. Draußen in der Wirthsstube aß das Hausvolk; drinnen in der schönen Stube deckte die Mutter ein weißes Tischtuch auf den runden Tisch und sagte zu Margreth, die eben die Suppe hereintrug: „Möchtest auch da drinnen essen? das Bäsi Mejeli kann draußen beim Hausvolke drauf schauen, so geht's dort in Ordnung ohne dich." — „Das Bäsi könnt's aber ungern haben, weil es fremd ist, wenn's draußen mit dem Volk essen muß", sagte der gutmüthige Rößliwirth. „Ei was ungern, das ist ein zu gutes Schaf." — Und nun setzten sich die vier zu Tische. Margreth zerschnitt zierlich das saftige Rindfleisch und den goldgelben Eiertatsch, ein Meisterstück ihrer Kochkunst, und stellte beides neben die herrlichen Zwetschgen, die sie dem Gaste zu Ehren mit Zucker bestreut hatte. Der Rößliwirth hatte seine besten Flaschen nicht geschont, noch die Mutter ihre schweren Silberlöffel und blanken Zinnplatten und den glänzend gescheuerten Kerzenstock mit der hellbrennenden Kerze. Draußen aber in der Wirthsstube hörte man die blechernen Löffel in der irdenen Schüssel klappern, dazu der Kinder fröhliches Lachen, das Geplauder der Dienstleute, und Mejelis liebliche Stimme, die zwar nicht lachte, aber ein klares entschiedenes Gemüth aussprach. Die drinnen in der schönen Stube aber saßen noch lange beim Mahle. Allen ging das Herz auf, Johannes sprach gern, und die Andern hörten gern, und Margreths Augen blickten inniger als sonst.

Johannes erzählte von seiner Mutter, von ihrem treuen Fleiße, und wie sie vor allem andern ihre Freude am Spinnen gehabt, und es sie gedauert, daß die letzten feinen Garnstrangen, die sie gesponnen, in ihrer Krankheit von der Wäscherin verdorben worden; „hier hab' ich einen", fuhr er fort, „liebe Margreth, thu' mir doch den Gefallen und winde ihn." Rößliwirth und Frau lachten vergnügt und meinten, jetzt sei's richtig mit der Hochzeit. Margreth aber erröthete tief, machte eine Miene wie eine tiefgekränkte Stolze, spannte den

Strangen schweigend auf die Garnwinde und zupfte ungeduldig am Verworrenen. Johannes machte ein bedenkliches Gesicht. Die Mutter glaubte, es sei, weil er fürchte, sie verderbe ihm den Strangen und sagte tröstend: „Seid ohne Sorge, Johannes, die Margreth kann euch spinnen und weben und winden wie keine Zweite.“ Der Tochter aber wisperte sie ins Ohr: „Sei doch nicht gleich wieder so ungeduldig und oben hinaus, es ist ihm am Strangen viel gelegen.“ — „Kurioses Thun das, mir Strangen zu winden geben, so lange ich ihn nichts angehe“, murmelte Margreth. Papa Rößliwirth fand das Winden langweilig, stopfte seine Pfeife und blies gewaltigen Rauch, in süßes Nichtsdenken versunken, aus dem er aber unsanft erweckt wurde, als Margreth zornig aufsprang, den Strangen vor Johannes auf den Tisch warf und in gereiztem Tone sagte: „Ich glaube, du willst mich zum Narren haben mit solchem verworrenen Strangen.“ Johannes schaute fast ebenso zornig drein als Margreth. Die ehrliche Rößliwirthin meinte wieder, es gelte allein dem gemißhandelten Strangen und wollte gut machen. „Mejeli“, rief sie zur Thür hinaus, „komm' doch herein!“ — „Sie ist am Abwaschen“, sagte Margreth finster, „aber das will ich jetzt thun“, warf Silberlöffel und Zinnplatten zusammen und verließ die Stube. Johannes trat in die Fensterecke, um die neue Winderin zu beobachten, der die betrübte Rößliwirthin jetzt den Strangen übergab. Mejeli mit der schönen Stimme war ein schlichtes, blühendes Mädchen, dessen freundliche Kinderaugen sich sogleich aufmerksam auf den Strangen hefteten. „Was der verworren ist!“ seufzte es beklommen. „Mach's nur gut, Bäsi Mejeli, du kannst's“, mahnte die Wirthin. „Habt nicht Kummer, bring's schon noch auseinander“, sagte die liebliche Stimme, die dem hinter den Fensterumhängen versteckten Johannes wie ein Gruß von seiner Mutter klang. Und das Mädchen entwirrte und wand, still, geduldig und unermüdlich mit geübter, geschickter Hand, während der Rößliwirth vor langer Weile einschlief, und die Frau, die ihr von der schweigenden, geärgerten Margreth gebrachten Silberlöffel zählte, und in den eichenen Kasten verschloß. „So, jetzt wär's gewunden“, sagte endlich tiefaufathmend die silberne Stimme und reichte den fertigen Knäuel der Bäsi Rößliwirthin. „Kann ich noch was anderes helfen?“ „'s gibt nichts mehr!“ sagte Margreth kurz. „Gute Nacht denn, Vetter und Bäsi und Margreth,“ sagte die liebliche Stimme, und Mejeli entfernte sich unbefangen, um, da es am Berge wohnte und zu spät war, bei einem Verwandten zu übernachten. Im Wirthshause that es dies nie; da war's ihm zu lärmend. Den Johannes hinter den Fenstervorhängen hatte es nicht

gesehen. Der trat nun wieder vor zum Elternpaar und der Tochter und sagte: „Ich kam heute in der Absicht, Margreth zur Frau zu verlangen; da ich aber nun gesehen, wie leicht sie ungeduldig wird, stehe ich von ihr ab, und will euch's grad und offen sagen, damit ihr wißt, was ich vorgehabt und warum ich jetzt gehe. Euch, Herr Wirth und Frau Wirthin, sag' ich herzlichen Dank für eure Gastfreundschaft, und kann ich euch die vergelten, so sagts, es wird mich sehr freuen." Der Wirth sagte, unwirscher als Johannes ihn je gehört: „Ich weiß nicht, ob ihr und mein Weibervolk heut Abend zu tief in den guten Rothen geschaut habet; machen nüchterne Leute so dumme Streiche? wegen einem Strangen eine Bekanntschaft zerreißen, die euch und uns Glück gebracht hätte? Nachwerfen thu' ich euch übrigens die Margreth und das Rößliwirthshaus nicht." Die Wirthin wischte sich die Augen. „Wenn ihr wegen der Margreth gekommen seid, so geht nicht weg um solcher Kleinigkeit willen, ihr seid uns Allen lieb." Sie schwieg weinend. Johannes nahm bewegt einen goldenen Ring vom Finger und steckte ihn an die Hand der weinenden Frau. „Ich habe in eurem Hause viel Liebes und Gutes genossen, lasset d'rum diesen Ring in euerm Hause bleiben, ich habe ihn der Margreth geben wollen. Und ihr, Jungfer Margreth, lebt wohl, werdet sanfter, dann habt ihr Alles, was an einer Frau gefällt. Lebt wohl." Er reichte ihr die Hand, Margreth reichte ihm die ihre und zog sie dann zurück, schweigend, bleich und stolz, ohne Zeichen von Liebe oder Zorn. Als aber Johannes fest, doch tiefbewegt geschieden war, da brach sie weinend zusammen; doch weder ihren Eltern noch sonst Jemanden sagte sie ferner von Johannes ein Wort.

IV.

Am frühen Morgen nach diesem Abende war Johannes schon hoch auf dem schmalen, steilen Gebirgswege. Im Rößliwirthshause wollte er nicht bleiben und war d'rum die Nacht über hier heraufgegangen. Der Weg führte nicht in seine Heimat, aber in Mejelis Heimat; das hatte er im Wirthshause schlau erkundet, und nun saß er am schmalen Pfade, des Mädchens harrend, das hier herauf kommen mußte. Er hatte seine Strangen-Winderin gefunden, das war ihm klar; dieses gute frische Gesicht war nicht schön, und ihre Kleidung so wie die bescheidene Stellung, die man sie im Rößliwirthshaus einnehmen ließ, sagten ihm, daß sie auch im Leben eine be-

scheidene Stellung einnehmen müsse; aber sie war die Frau mit geschickter Hand und geduldigem Herzen, von welcher die Mutter geredet.

Es war ein prächtiger Morgen und eine hehre, stille Alpenlandschaft, die Johannes jetzt ausruhend bewunderte. Von oben herab tönten fröhliche Heerdenglocken und der Vögel jubelndes Morgenlied. Dunkle Tannen rauschten über seinem Haupte, das helle Grün der Bergweiden glänzte im Thau und ein donnernder Waldstrom schäumte an ihm vorüber in die dunkle gähnende Schlucht, die ihn begrub; über graue Felsenstücke webte sich weiches Moos und bot sich unsers Jünglings sinnendem Haupte zum Kissen. Keine Ungeduld, keine sehnsuchtsvolle Bangigkeit sprach aus seinem Blicke, nur verständiger Ernst, der mit sich selber klar geworden ist. Drunten aber, den schmalen Pfad empor, schritt die rüstige Mädchengestalt mit dem Bündel am Arme. Ein selbstgewobenes blaues Gewand, weiße Hemdärmel und üppige braune Haarflechten, unter dem Strohhute hervorwallend, waren eine passende Kleidung für das ländliche Kind mit den blühenden Wangen und den herzlich guten braunen Augen. Es blieb überrascht stehen, als es Johannes erblickte, den es einmal flüchtig bei der Bäsi Margreth gesehen und für deren Verlobten hielt. Die gestrige Scheideszene beim Rößliwirthe war ihm verborgen geblieben. „Guten Tag", sagte es mit seiner gewohnten Lieblichkeit, und „guten Tag" erwiderte Johannes. „Willst mir dein Bündelchen zu tragen geben? wir gehen den gleichen Weg". „Ei, mein Bündel trag' ich schon selber, das bin ich gewohnt, muß ja alles Mehl und Reis, und was wir sonst brauchen, vom Dorfe hinauf in unsern Berg tragen." — „Ihr seid ja nur zwei, du und die Nahna, da gibt's wenig zu tragen." „Ei der Nehni ist auch noch, und der Jakob, der Bruder, da gibt's schon noch allerlei, wo vier Personen sind." — „Aber hilft dir denn dein Bruder Jakob nicht die Bündel tragen, kommt er denn nie herab in's Dorf?" — „Das kommt er schon", sagte Mejeli etwas befangen, „aber er trägt nicht gern Körblein und Säcklein, er sagt, seine Kameraden würden ihn auslachen, wenn er dies thäte, es sei nicht vornehm." — „Und da mußt denn du, armes Mädchen, Alles den steilen Berg heraufschleppen, was auch der Jakob essen hilft, und wahrscheinlich nicht den kleinsten Theil davon." — „Ich thue es aber recht gern", sagte Mejeli freundlich, „wenn ich dann und wann ins Dorf herab muß, kann ich ja gut etwas tragen, wenn ich wieder heimgehe, und mich lacht auch Niemand aus, ich habe keine vornehme Bekanntschaft!" — „Aber die Knaben im Dorfe laden dich nicht zum Tanze, wenn du so mit dem Bün-

delein gehst wie eine arme Magd." — „Mich zum Tanz einladen?" fragte Mejeli verwundert, „mich hat noch nie Jemand zum Tanz eingeladen, ich kann gar nicht tanzen, das heißt so tanzen, wie die Knaben und Jungfern drunten beim Vetter Rößliwirth tanzen", fuhr sie lächelnd fort, „sonst tanze ich schon mit den Lämmlein und Ziegen um die Wette, wenn ich auf dem Berge hüte." — „Aber wenn du nur mit den Lämmlein und Ziegen tanzest", sagte Johannes schalkhaft, „so kommt kein Knabe zu dir zum Hengert, und du bekommst keinen Mann." — Mejeli wurde so roth wie die Morgenwolken und in sein liebliches Lächeln schien sich etwas Trauriges zu mischen. „Der Jakob sagt auch immer, zu mir käme Keiner, da ich so gar nicht vornehm aussehe und so dumm rede; ich kann nichts dafür, und wenn Keiner kommt, so mache ich dem Nehni und der Nahna nicht den Verdruß, von ihnen wegzugehen; sie wären dann auch ganz allein auf dem Berge." — „Der Jakob ist ja auch bei ihnen", sagte Johannes. — „Ja, der sagt aber jeden Tag, er gehe, sobald er könne, entweder Schreiber oder Offizier zu werden; da oben bei den Füchsen und Hasen möge er nicht hausen. Da sehe ich denn wohl, wie der Nehni traurig wird, und die Nahna weint und sagt: wenn Gott sie nur bald sterben lasse, damit sie uns jungem Volke nicht im Wege sei; da bin ich denn recht froh, daß kein Knabe mich heimführen will, es würde ihnen wieder Verdruß machen." — „Hättest du einen gern?" frug Johannes, bereute aber sogleich sein unbescheidenes Fragen. Mejeli aber antwortete offen wie immer: „Ich habe alle Leute gern, weil alle Leute gut sind mit mir, Knaben aber kenne ich keine, gesehen aber hab' ich sie wohl in der Kirche oder beim Mehl kaufen; aber da sprachen sie nie mit mir, und so ist's ja, als ob ich sie gar nicht kennte." — „Mich kennst du aber jetzt." — „Euch wohl, aber ihr seid ja kein fremder Knabe, ihr seid der Bräutigam meiner Base Margreth." — „Wird dir denn die Zeit nicht lang da droben auf dem Berge, wenn Niemand zu dir heraufkommt?" — „Mir die Zeit lang?" lachte Mejeli mit seinem fröhlichen, silbernen Lachen. „Die wird mir alle Tage zu kurz, die fliegt! wenn ich z'Morgen gekocht, die Stube gewischt und die Kühe und Geißen gemolken habe, ist die Sonne schon auf, da hätt' ich schon lange vorher mähen gehen sollen, und wenn dann so eine Wiese gemäht und „getrischt" ist, muß ich schon z'Mittag kochen und käsen, nachher das Heu rechen und habe mich zu tummeln, daß ich am Abend eine Weile das Vieh hüten kann." — „Und was thust du denn im Winter?" frug Johannes. „Da muß ich spinnen und weben und nähen, was der Nehni und die Nahna und ich brauchen. Dem Jakob nähe ich nicht," setzte

sie erröthend hinzu, „er sagt, ich nähe nicht fein genug, ich hab' es freilich nur von mir selber lernen können." — „Aber der Sonntag, der muß dir doch langweilig sein, was thust du denn da?" — „So allerlei," sagte Mejeli mit still verklärtem Blicke. „Wenn das Wetter gut ist, so geh' ich mit dem Nehni und der Nahna zur Kirche; ich muß sie immer führen, weil der Weg so weit ist, und wenn sie dann ausruhen müssen beim Heimkommen, so reden wir miteinander von der Predigt. Der Nehni hört nicht gut, da muß ich ihm Manches sagen, was ihm entgangen ist, und dann kann er's so gut auslegen, und die Nahna weiß so viele Bibelsprüche, daß mir ein solcher Heimweg am Sonntag mit den beiden lieben Alten doch ein ganz anderer ist als allein mit meinem Bündelein." — „Und dann nach der Kirche, was thust du?" frug Johannes weiter. — „Dann schlafen der Nehni und die Nahna eine Weile, ich aber gehe hinaus auf die Wiesen und schaue herum. Am Werktag habe ich nicht Zeit zum Herumschauen, d'rum glaub' ich auch, es kommt mir so schön vor am Sonntag; dabei hab' ich so allerlei Gedanken." —„Was für Gedanken?" fragte Johannes lächelnd. „Ich weiß selber nicht," sagte das zutrauliche Kind, „ich sehe wie alles so schön ist, der Himmel und der Berg und das Land drunten, da kann ich nicht genug schauen und freue mich, daß ich einmal Zeit habe, das alles so recht anzusehen. Dann setz' ich mich in's Gras und schaue die Blumen an, und darf sie nicht abbrechen, weil ich meine, es thue ihnen weh; aber ich schaue sie so gern und meine, sie werden immer schöner, je länger ich sie ansehe. Dann springen wohl meine Schäflein um mich herum, und wenn ein Lamm schwächer ist als die andern und zurückbleibt, so trag ich's seiner Mutter nach, das ist noch meine größte Freude." — „Und der Sonntag im Winter, wenn es keine Blumen gibt und keine Lämmer herumspringen, dann muß es dir wohl grausam langweilig sein?" fragte Johannes weiter. „Gar nicht," sagte Mejeli eifrig, da können der Nehni und die Nahna nicht zur Kirche, dann muß ich ihnen vorlesen aus der heiligen Schrift und andern schönen Büchern; am liebsten singe ich dann noch die Lieder, die mich die Nahna gelehrt hat; es ist mir nichts über's Singen", fuhr sie in stiller Begeisterung fort; „wir haben es so recht heimelig im warmen Stübchen, der Nehni sitzt auf dem Ofen und die Nahna auf der Ofenbank, ich stehe am liebsten am Fenster und schaue, wie's draußen schneit, und wie die Flocken glänzen an den Tannen, als ob lauter Sternlein vom Himmel gefallen wären. Abends muß ich dann die Kühe füttern, und das ist mir eine Kurzweil am Sonntag und am Werktag. Ihr glaubt nicht, wie gern einen die Kühe ha-

ben, wenn man ihnen häufig was thut." — Unter solchem Gespräche waren die Beiden zu der tannenumkränzten, grünen Bergwiese gekommen, wo Mejeli wohnte. Da lag das braune hölzerne Haus, mit seinen runden Fensterscheiben, die so klar waren wie das frische Wasser, das aus einer einzigen großen Röhre in den breiten, hölzernen Trog plätscherte, aus welchem eben zwei glatte, braune Kühe ihren Durst löschten. Aus dem Stalle hinter dem Hause sprang ein munteres, täppisches Kalb den Kühen nach, und der freundliche alte Nehni hatte seine Freude an den Sprüngen des Thieres, während er die Kühe sorglich in den Stall zurückleitete. Die Nahna aber saß auf der hölzernen Bank vor der Hausthüre und rief: „Bibeli! Bibeli!" auf welchen Ruf sich eine Schaar Hühner um sie sammelte, so zahm, daß einige ihr auf den Schooß flogen; sie fütterte alle mit goldenem Korn und sah vergnüglich dem muntern Picken zu. Aber noch weit vergnüglicher wurde ihr ehrwürdiges Gesicht, als sie Mejeli erblickte; auch der Nehni lächelte freudig der aufgehenden Sonne zu, die sein liebes, eben ankommendes Enkelkind bestrahlte. Johannes freute sich dieses lieblichen Bildes, er wäre gern mit Mejeli zu den Großeltern gegangen; aber er hielt es diesmal für unbescheiden und dachte: gut begonnene Bekanntschaft spinnt sich ein anderes Mal schon noch weiter. „B'hüt dich Gott," Mejeli, sagte er, und „b'hüt dich Gott," erwiderte es so innig, daß es ihm im Herzen wohl that. Nur zögernd schritt er vorwärts. Nach einer Weile tönte keuchendes, vom Husten unterbrochenes Rufen hinter ihm, und wie er rückwärts schaute, sah er den guten alten Nehni mühsam am Stabe aber so schnell er konnte ihm nacheilen. Und hintendrein kam die Nahna, noch mühsamer, nicht einmal rufen konnte sie, aber sie winkte ihm mit den Händen und mit dem blauen Fazelet; in ihren Geberden lag eine dringliche Bitte, daß er umkehren möge. Das that er denn auch lieber als gern und erreichte bald die beiden seinetwegen außer Athem gekommenen Greise, hinter denen Mejeli sich halb versteckte. Das Mädchen glühte wie eine Alpenrose, schien beschämt und halb weinend. Als der Nehni endlich wieder sprechen konnte, sagte er: „mit Verlaub, ihr seid der Tochtermann vom Nepoten Rößliwirth?" — „So weit ist's noch nicht," sagte Johannes. — „Aber ihr werdet's doch einmal, und das Mejeli durfte Euch nicht einladen zum z'Morgeneſſen bei uns, es ist gar ein einfältig Kind, nehmt's nicht für ungut." — „Verstand kommt mit den Jahren," begütigte die Nahna, „jung Volk ist schenirt; es kocht uns jetzt einen guten „Ziegerbrät", oder habt ihr lieber Tatsch[1]?" Johannes entschied für den

[1]) Eierkuchen in kleinen Stücken („Kratzete, Kohlermuß"), eine Lieblingsspeise im Rhätischen, wie in den Bergen Ziegerbrät.

Ziegerbrät und Mejeli flog in's Haus, wieder ganz zutraulich. Während drinnen in der Küche das Feuer prasselte und der Rauch zu den Tannen hinan wirbelte, unterhielt sich Johannes auf der Bank vor dem Hause mit den alten Leuten, die beide so fromm, einfach und treuherzig waren, wie man es wird, wenn siebenzig Jahre in Gottvertrauen, Arbeitsamkeit und ländlicher Stille verflossen sind. Auch ihr Aeußeres sah freundlich aus, ehrwürdig war ihr Gesicht, von dünnem Silberhaar umzittert, das beim Nehni ein Zipfelkäppchen, und bei der Nahna eine Haube von schwarzer Farbe umhüllte. Dunkel und rein war ihre Kleidung aus selbstgesponnenem Wollenzeuge. Die Enkelin war beider Herzblatt, weniger der Enkel, der soeben den Bergpfad heraufkam und zu ihnen trat, den Großeltern kaum flüchtigen Gruß bot und Johannes verwundert anschaute. Jakob war ein sehr hübscher Jüngling, gekleidet wie ein Stadtherr und wollte sich auch als solcher benehmen. Er redete Johannes mit Sie an und bekomplimentirte ihn als baldigen Vetter. Dem Ziegerbrät seiner Schwester zollte er wenig Anerkennung; Johannes aber ließ sich's schmecken, machte die freundlichste Miene auf die bescheidene Köchin und stellte die Nahna, die unaufhörlich jammerte, er esse gar nichts, endlich glänzend zufrieden.

Bei Tische führte Jakob das große Wort und verdrängte des Nehnis und der Nahna bescheidene Fragen, was ihm Johannes ernst verwies, als die beiden jungen Leute eine Weile miteinander allein waren. „Ich mein' es nicht bös", sagte Jakob, „und daß ich's nicht bös meine, wissen Sie; reden kann man mit alten Leuten natürlich nichts Rechtes und mit der Schwester fast noch weniger; die ist da oben einfältig aufgewachsen und nie unter Leute gekommen". — „Aber ein liebes, gutes Mädchen" sagte Johannes. „Ja gut ist sie genug, viel zu gut mit mir, aber zuweilen kaufe ich ihr auch ein hübsches Halstuch, wenn ich vom Markte komme; dann kann ich schon dazwischen etwas brummig sein, und wer sollte nicht brummig werden, wenn er so das ganze Jahr auf einem Berge hausen muß, wo es zum Davonlaufen langweilig ist? Hätt' ich's wie Sie, Herr Vetter, könnt' ich einmal Rößliwirth werden und die Jungfer Margreth heirathen, dann wär's ein Leichtes immer gute Laune zu haben". — „Haltet ihr's denn für ein so großes Glück, Rößliwirth zu sein?" fragte Johannes. — „Ei das meine ich", erwiderte Jakob lebhaft, „ich weiß mir nichts Schöneres, als so ein lustiges Leben Sonntags und Werktags. Da kann einer Geld verdienen mit Kurzweil haben, und dann die gescheite Frau, die die Margreth abgeben wird, mit der kann man reden, potz Wetter noch einmal! vom Allerhöchsten,

sie ist wie Eine aus der Stadt." „Und drum", sagte Johannes, „weil ihr gern Rößliwirth wäret und es nicht sein könnt, plagt ihr eure alten Großeltern und die gute Schwester?" — „Ich mein' es nicht bös", erwiederte Jakob nachdenkender als sonst, „will's schon noch besser machen, jetzt rumort mir so allerlei Verdruß im Kopfe". — Endlich rückte er näher heraus und äußerte, wenn man z. B. ein Mädchen gern habe und ein Anderer komme und fische es einem weg, ob man da nicht bös drein schauen müsse, man möge wollen oder nicht? Er warf einen halb zornigen, halb traurigen Blick auf Johannes; der aber erwiderte lächelnd: „Seid gut mit euern Leuten, so kann's auch noch mit euerm Verdrusse gut werden; aber glaubt mir, euer Mädchen kann heißen wie sie will, ihr werdet als deren Mann noch manchmal an eure herzlich gute Schwester zurückdenken, die ihr jetzt so gering achtet."

Wenige Wochen darauf war das Mädchen vom Berge des braven Johannes Frau.

V.

Johannes hatte als Prophet gesprochen; denn nach Jahren, als Mejeli ihn längst mit gesunden Kindern beglückt und er den Strangen der Mutter gesegnet, der ihn zu dieser köstlichen verborgenen Blume geführt, kam er einmal in's Rößliwirthshaus, wo der hübsche Jakob von ehemals nun ein hübscher, breiter Rößliwirth war, nachdem sein Schwiegervater gestorben. Alles im Hause war blank wie ehedem und Frau Margreth waltete geschäftig in Küche und Keller. Aber die Gemüthlichkeit des vorigen Rößliwirths und seiner Frau fehlten jetzt im Hause, und in Jakobs zeitweise etwas trüben Augen konnte man lesen, daß er so etwas vermisse. Er schüttelte dem Schwager Johannes herzlich die Hand: „Wie gehts? sind die Schwester und die Großeltern und die Kleinen gesund?" „Alles gesund", sagte Johannes fröhlich, „die Großeltern werden mit jedem Jahre jünger." — „Das ist kein Wunder", sagte Jakob, „bei Leuten wie du und Mejeli müßte der Tod selber jung werden; bei mir" -- er seufzte. Johannes drückte ihm die Hand: „nimm's nicht so schwer, sie ist ja sonst eine so brave, fleißige Frau, und vielleicht bist du auch selbst Schuld, daß ihr nicht immer friedlich miteinander lebt". „Ich", sagte Jakob, „bin oft ein unverständiger Mensch, das hat meine gute Schwester vor Zeiten erfahren; aber wer den Verstand hat, sollte den Unverständigen nicht noch unverständiger machen, ich kann ihr nichts zu

Danke thun." Diese und ähnliche Reden machten es Johannes drückend in dem sonst so behaglichen Hause; aber noch drückender wurde es ihm zu Muthe, als er an seines Freundes Peter Hause vorbei ging. „Der arme Peter," dachte er, „ist weit schlimmer d'ran als Jakob; das Kochen und Lismen ist nun an ihn gekommen. Wer kennt nun das schöne Röseli?"

Wie froh wurde er, als er wieder heimkam, sein Mejeli ihn hold und freundlich wie immer begrüßte, die gesunden Kinder im blanken Stübchen die Aermchen nach ihm strecken, und der Rehni und die Nahna ihm vergnügt mit einem herzlich frommen Worte die Hand boten. Da sagte er inniger als je: „O meine Mutter, wie viel Glück hat mir dein Strangen gebracht!"

Der Hirtenknabe.

„Glüh'nde Sonne eines fremden Landes,
Senge mir den Scheitel! dulb' es gern:
Bist ja meine Schweizersommersonne,"
Sprach ein Hirtenknabe, heimatfern.

„Bist ja meines Vaterlandes Sonne,
Brennst so heiß; da kühlt kein Lüftchen dich,
Wie daheim auf meinen Alpenweiden. —
Ach, zu diesen zieht es schmerzlich mich.

O, du meiner Berge liebe Sonne,
Sage mir, was siehst, was hörst du nun?
Hörst wohl Alpenhorn und Heerdenglocken?
Siehst den Hirten bei der Heerde ruh'n?

Siehst die dunkelrothen Blumen blühen,
Die ich meinen Schwestern oft gepflückt?
Siehst im Haidekraut die Beeren glühen,
Die mich einst als naschhaft Kind entzückt?

Weiter unten, bei den braunen Ställen,
Hörst du wohl den hellen Sensenklang?
Vater, Brüder mähen dort. — O könnt' ich
Dich noch einmal hören, liebster Klang!

Sag' mir, steigt daneben aus der Hütte
Nicht ein leichter Rauch durch's nied're Dach?
Mutter, kocht sie dort die Morgensuppe,
Trägt sie dann den fleiß'gen Mähdern nach?

Setzen sich nicht alle betend nieder,
In's bethaute, frischgemähte Gras?
Würzen sie ihr einfach Mahl, wie früher,
Mit manch' gutem Wort, manch' heiterm Spaß?

Du, o meiner Heimat theure Sonne,
Schaust das Alles; grüß' sie tausendmal!
Blick' den Heerden freundlich auf die Alpen,
Blick' den Heuern freundlich in das Thal!

Grüß' mir Vater, Mutter und Geschwister,
Die dort fröhlich bei einander sind!
Grüß' mir Sensenklang und Heerdenglocken,
Grüß' das Brünnlein, das vom Felsen rinnt.

Klare Brünnlein meiner Heimatberge,
Gebt den Heuern frischen, leichten Sinn!
Arme Brünnlein, müßt als Ströme wandern,
So wie ich in weite Ferne hin.

Trösten euch doch auch so schöne Träume
Von der Heimat und was dort uns lieb,
Wenn die Sonne sich in euch bespiegelt,
Die ja unsre Schweizersonne blieb!

Sanct Bernhard.

Es ziehn Sankt Bernhards wild Gebirg hinan
Im Dienerkreis zwei Reisende mit Grauen.
Bescheiden naht ein junger Ordensmann,
So bleich und mild und engelhaft zu schauen.
Und freundlich spricht er: „Grüß euch Gott! o zieht

Geraden Wegs zum Kloster auf den Höhen,
Damit ihr Schneesturz und Orkan entflieht;
Will auf verwehtem Pfad voran euch gehen."

Er schwebt voran, ein still hinsterbend Licht,
Erlöschend bald in diesen Winterstürmen,
Durch welche nie ein lauer Frühling bricht:
Er athmet bang und schwer; doch will er schirmen
Die ihm Vertrauten: „Folgt mir nur in Ruh'!
Wohl bin ich schwach, doch heut noch hält mein Leben;
Die rauhe Luft führt mich dem Grabe zu —
Gott gab mir kurzes, aber schönes Streben."

„„So sei uns denn gesegnet, junger Held,
Der nahem Tod mit so gelass'nem Muthe
Entgegenschaut; glorreicher Eyrenfeld
Erkorst du dir, als der Soldat, vom Blute
Der Feinde roth. Ob man auch Tapfre ehrt,
Erregt ihr Anblick doch ein leises Schauern;
Allein dein Kampf ist ew'gen Ruhmes werth,
Ob deinem Siege keine Waisen trauern.""

„„Und stehst du bald vor Gott, so sei uns dort
Ein Engel; hilf uns unsern Kummer tragen!
Zum Weltenrichter ein fürbittend Wort
Sprich du für uns! dir kann er's nicht versagen.
Wir kommen aus Savoyen, suchen Ruh' —
Ach, stets umsonst; von deines Abtes Leben
Trug das Gerücht uns Wunderdinge zu:
Der Heil'ge kann vielleicht noch Trost uns geben.""

„„Denn wir beweinen einen guten Sohn,
Der nicht gestorben, doch für uns verloren;
Er hat in seiner frühen Jugend schon
Sich edlere Beschäftigung erkoren,
Als Jagd und Spiel und vornehm nichtig Thun:
Der Frömmigkeit und Wissenschaft ergeben
Mit reichem, reinem Geist, konnt' er nicht ruh'n,
Bis gänzlich diesen er geweiht sein Leben.""

„„Ich aber war ein stolzer Edelmann,
Der Glanz am Vielbegabten schauen wollte:
Doch er ging sanft und ruhig seine Bahn,
Weßwegen ich dem Reinen bitter grollte.
Ihn zu zerstreu'n, such' ich ihm eine Braut
Von hohem Stand und reizend seinem Wesen,
Da ward er Mönch, erklärte frei und laut,
Daß er für sich ein besser Theil erlesen.““

„„Mein wilder Zorn trieb ihn vom Vaterhaus,
Von Mutter und Geschwistern, die ihm fluchten:
D'rum ging er in die weite Welt hinaus,
Und ob wir später ihn bereuend suchten,
Bereuend jetzt durch alle Lande ziehn,
Der Spur des Theuren nach, es ist vergebens.
Durch unsre Schuld ist er für uns dahin,
Und Reue trübt den Abend unsres Lebens.““

„Gott tröste euch, Betrübte! aber laßt
Uns schneller eilen; weiße Wolken fliegen
Am Südenhimmel auf. Ein Sturm erfaßt
Uns sonst noch hier, dem müßten wir erliegen.
Gleich sendet eurer flinksten Diener zwei
Zum Kloster hin, damit die Brüder wissen,
Daß Jemand naht; und kommt Gefahr herbei,
Sie uns zu finden, uns zu retten wissen.“

„Seid nicht so bange, edle Frau! o, glaubt,
Daß Gott auch durch das Grau'n uns Wege bahne
Ob auch der Todtenberg sein dürres Haupt
Verhülle, ob vom donnernden Orkane
Herabgepeitscht des Schnees Wolke fliegt,
Das Berghuhn ächzend flattert — laßt die Sorgen:
Hier haben Gottes Diener oft gesiegt,
Bald sind in sicherm Kloster wir geborgen.“

„„Mein guter Jüngling, Schlag auf Schlag erdröhnt,
Und die Lawine rollt in dunkle Tiefen;
Es bebt der Eiskoloß, die Erde stöhnt,

Das sind des Abgrunds Stimmen die uns riefen:
„Weh euch, Elende, Euer Sohn ist todt,
Hinab zu uns, ihr schuldet sein Verderben'
Doch diesen Jüngling, du gerechter Gott,
Und unsre Diener laß' nicht mit uns sterben!""

Und näher rückt's, und Schlag auf Schlag erdröhnt,
Und die Lawine rollt in dunkle Tiefen;
Es bebt der Eiskoloß, die Erde stöhnt,
Und unter weißer Grabesdecke schliefen
Die Reisenden; — und stiller wird die Luft.
Du hast nun deine Opfer, Sturm, verhalle!
Die Sonne lächelt über ihrer Gruft,
Und weiter oben wacht ein Aug' für Alle.

Das lenkt Abt Bernhard's Tritte her zu euch,
Im Schnee Verscharrte. Hört ihr sie nicht graben,
Die wackern Mönche? Abt, du wirst so bleich,
Sprich' kennst du die, so wir gefunden haben?
Das greise Paar im stattlichen Gewand
Erschaut dein Aug' mit Schmerz und mit Entzücken:
„O, Züge, mir so wundersam bekannt,
Seid ihr die ihren, trau' ich meinen Blicken?"

„Jetzt seid ihr sanft und still, und zürnt nicht mehr
Dem Sohn, der eine andre Bahn sich wählte.
O, nehmt den Fluch zurück, der ihn so schwer
Auf seinem frommen, graden Wege quälte.
O, öffnet wieder lieb- und lebenvoll
Die Augen, die so finster sah'n beim Scheiden!
Blickt mich noch einmal an, doch ohne Groll,
Und endet so mein einzig irdisch Leiden!"

„Kommt, Brüder, laßt uns die Verschütteten
So schnell wie möglich in das Kloster bringen!
Gebt Acht, daß unsre Thiere sicher gehn;
Mit Gottes Hülfe soll es uns gelingen

In's warme Leben wieder sie zurück
Zu rufen: zwei von ihnen sind die Meinen.
Gott gibt mir heut ein langentbehrtes Glück.
Will mich in Liebe mit den Eltern einen."

Und rüstig zieht die kleine Karawan'
Mit ihren Todestrüssenen von dannen,
Durch die beschneite Wüste berghinan,
Bis sie des Klosters gastlich Dach gewannen.
Dort fiel dann, unter treuer Pflege, bald
Der erste Blick der greisen Edelleute
Auf die erhab'ne, männliche Gestalt
Abt Bernhard's, der sich sorglich ihnen weihte.

Erstaunt und fragend schauen sie empor
In's klare Aug', wo eine Thräne schimmert.
Wie kommt das ihnen lieb und edel vor!
„„O, welch' ein dunkel traut Erinnern flimmert
Um mich,"" begann die todesmatte Frau.
„„Mann Gottes, der uns pflegt, der uns gerettet,
Wie wird, je mehr ich dir in's Antlitz schau,
Mein Herz so fest an deinen Blick gekettet!""

„„Hochwürdiger, wie nennt ihr euch?"" begann
Der Greis; „„o, wollt es uns nicht übel deuten,
Daß wir so fragen; niedre Neugier kann,
Verlich't ich euch, uns nicht dazu verleiten.""
„Bernhard von Menthon nennt man mich" – so spricht
Der Abt in festem, feierlichem Tone —
„Die Lieb' ist milde, ewig zürnt sie nicht,
Sie leitet euch, ja, sie vergibt dem Sohne."

Abt Bernhard stützt der Eltern greises Herz,
An seiner starken Brust, daß es die Wonne
Nicht breche, wenn der langverjährte Schmerz
Nun weichen muß der neuen Lebenssonne!
Und als sich dann der erste Freudenrausch
Allmälig legt, da geht es an ein Fragen:
Die Eltern und der Sohn, in süßem Tausch,
Wie haben sie so Vieles sich zu sagen!

„Ihr wißt, Geliebteste, mich hat schon früh
Das krieg'risch wilde Leben abgestoßen,
Das in der Welt jetzt herrscht; es konnte nie
In dem Getümmel sich der Geist zu großen
Und würdigen Gedanken frei und klar
Erheben; d'rum zog s mich in Klosters Frieden.
Doch, wo die schlaffe Ruh' zu Hause war,
Dünkt' mir für meine Kraft kein Platz beschieden."

„D'rum hab' ich selber einen mir erwählt,
Der das von dir, o Vater, angestammte,
Kühnkriegerische Feuer wach erhält,
Das mächtig stets in meinem Busen flammte.
Nicht an den Menschen, des Allvaters Bild,
Wollt' ich die kampfbereiten Hände legen,
Die Elemente — fesselos und wild —
Bekrieg' ich hier, und thue es mit Segen."

„In rauhen Hochgebirges Sturmgebraus
Im Leichenfeld, das Frühling nie gesehen,
Steht schirmend hier mein gottgeweihtes Haus,
Deß Pforten jedem Wandrer offen stehen.
Und Männer, die mit mir von gleichem Sinn,
Sie gehen mit dem treuen, klugen Hunde,
Dem Tode trotzend, durch die Oede hin,
Verlängern so manch Menschenlebens Stunde."

„Zwar mühevolles Wirken haben wir:
Oft starrt das Blut in schaurig kalter Höhe;
Doch irdisch kleinlich Treiben bleibt uns hier
Stets fern; wir athmen frei in Himmels Nähe.
Und lächelt uns kein Frühling, lächelt doch
Das Auge der Geretteten belebend;
Ja, euer Elternauge lächelt noch —
Ist nicht mein Loos beglückend und erhebend?"

Die Arme.

„Vater, Mutter hab' ich nicht,
Schwester, Bruder hab' ich nicht,
Niemand, Niemand auf der Welt,
Der so recht mich lieb behält.

Schönes Antlitz hab' ich nicht,
Kluge Rede hab' ich nicht;
Nichts gar nichts bringt Lieb' mit ein;
Liebe ist mein Glück allein!

Geld und Güter hab' ich nicht,
Reiche Kleider hab' ich nicht,
Armuth wär' mir gar kein Schmerz,
Gäb's für mich ein liebend Herz."

Und sie weint, die arme Magd —
Und sie hat sich müd' geklagt —
Und sie hört ein Wort, das spricht:
Liebe, Liebe fehlt dir nicht!

Liebe hat die Welt befreit,
Liebe sich dem Tod geweiht!
Jene Liebe — kennst du sie? —
Liebt dich und verläßt dich nie!

Das Bergmädchen.

Habe droben unter'm Dache,
Gar ein schönes Kämmerlein;
Hat ein klein und einzig Fenster.
Doch die Berge schau'n hinein.

Thu' ich Morgens auf die Augen,
Muß ich denken: Gott ist gut,
Denn die Berge sind so prächtig,
Voller Glanz und Rosengluth.

Vor dem Fenster steht ein Ahorn;
Vögel singen d'rin ihr Lied,
Lehren's mich — d'rum kann ich singen:
Schaut, mein Lied ist Vogellied.

Drunten an des Ahorns Fuße
Rinnt ein Bächlein hell und klar;
Schönes Bächlein ist mein Spiegel,
Kämme d'ran mein braunes Haar.

Hüt' am Bächlein meine Heerde,
Hüte sie im grünen Klee,
Traulich glänzend glatte Kühe,
Zarte Lämmlein, weiß wie Schnee.

Bleich' am Bächlein meine Leinwand,
Die ich spann in Wintersnacht,
Habe da beim langen Spinnen
Liebes, Liebes viel gedacht.

Guter Vater, gute Mutter
Wissen's, schauen mir in's Herz;
Munt're Schwester, munt'rer Bruder
Wissen's, necken mich im Scherz.

Ich allein nur kann nicht sagen,
Was ich spinnend Liebes sann,
Weil ich eben wenig sagen,
Nur mich herzlich freuen kann!

Dr. J. J. Honegger.

Joh. Jak. Honegger wurde den 13. Juli 1825 in Türnten, Kt. Zürich, geboren, in der Gemeinde- und der Sekundarschule daselbst vorgebildet, durch Privatunterricht in die alten Sprachen ein-

geführt und hernach am Lehrerseminar zu Küsnacht zum Sekundarlehrer gezogen. Nachdem er ungefähr sechs Jahre im praktischen Schuldienst gestanden, tritt er aus demselben und privatisirt acht Jahre, um weitere Studien zu verfolgen; davon werden ein halbes Jahr auf Reisen in der französischen Schweiz und Oberitalien und neun Semester auf philos.-histor.-philol. Studien an der Hochschule in Zürich verwendet. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Paris, der namentlich Forschungen in der französischen Literatur gewidmet ist, steht derselbe vier Jahre einer Lehrstelle am Lehrerseminar in Küsnacht vor, promovirt als Dr. philos., wird Dozent der Hochschule, bekleidet hernach ungefähr vier Jahre eine Professur an der Kantonsschule in St. Gallen und lebt gegenwärtig als Korrespondent und mit kritisch-literaturgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt in Zürich.

Honegger selbst will seine 1849 und 1852 in 2 Bändchen erschienenen Gedichte, betitelt „Herbstblüthen" als bloße Vorübungen betrachtet wissen, hat sich hernach gänzlich und für immer vom poetischen Feld ab- und kritisch-kulturgeschichtlichen Arbeiten aus unserer Zeit zugewandt, in denen er seine Lebensaufgabe erblickt. Erschienen sind von ihm:

Herbstblüthen. Lyrische Gedichte von J. J. Honegger I. II. Zweite Auflage. Zürich 1850.

Victor Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik im 19. Jahrhundert. Zürich 1856.

Monographien über: Lenau, Byron, Guizot und Thiers als Historiker u. s. w.

Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1865.

Daß Dr. Honegger schon im ersten Stadium seiner poetischen Bethätigung, wo man gewöhnlich noch mehr oder weniger in den Fesseln der Nachahmung liegt, der Poesie für immer Lebewohl sagte, ist um so mehr zu bedauern, da aus seinen Gedichten unzweifelhaft die poetische Gabe hervorleuchtet. Seine Phantasie hat etwas Blitzartiges, Flammendes, Grelles, Sturmnächtiges; der Himmel seiner Gedankenwelt ist meist ein schwüler, und mit Vorliebe besingt der Dichter dasjenige, was in der Außenwelt als Symbol dieser innern, ohne Zweifel durch reiche und mitunter bittere Erlebnisse geschaffenen Stimmung gelten kann. Er findet Behagen an der Schilderung des Sturms, der Steppe, der Sahara und des Samums, der Fata Morgana, des Waldbrandes, des Meeres und des melancholischen Schilfgeflüsters. Wenn er nun auch gerade in der Behandlung dieser Stoffe überall das eifrige Studium Freiligrath's, Lenau's, Uhland's und Heine's verräth, so hat er dagegen eine ziemliche Anzahl Gedichte, die sich durch wirkliche Originalität auszeich-

nen. Aber seine Diktion hat etwas zu Kurzes, Straffes; seine schönsten Bilder und Gedanken liegen häufig wie Marmorblöcke nebeneinander. Es ist dieses Abrupte vielleicht der Grund, warum Honegger bei reiferer Prüfung sich nicht zur Poesie berufen glaubte: es fehlt ihm nicht an Geist und Phantasie, aber theilweise (wir wollen nicht sagen von Haus aus) an jener warmen Tiefe des Gemüthes, welche mit instinktiver Nothwendigkeit das Gold, das der Geist und die Phantasie nur zu prägen haben, langsam und mit Geduld aus den Erzen und Schmerzen des Lebens herausschmilzt und läutert, so daß keine fremde und gewissermaßen unorganische Bestandtheile in den poetischen Glockenguß aufgenommen werden können, sondern die Dichtung bis in die letzte Form hinaus organisch anschließt und zu einer wirklichen „Schöpfung" sich gestaltet. Ungeachtet dessen versteht es Honegger vortrefflich, Ideen poetisch zu versinnlichen und innere Zustände durch äußere Bilder ergreifend darzulegen. Die schönen Gedichte „Alphornklang", „die Armuth", „die Brücke" „Größe" u. a. beweisen uns hinlänglich, daß der Dichter nicht bloß Sinn für das Schöne, sondern auch Mitgefühl für den Schmerz und das Unglück hat und eine reine Flamme für jene Größe nährt, welche ein Abbild des schaffenden Weltgeistes in allen Kundgebungen seiner Liebe zu werden sich bemüht.

Aus den „Herbstblüthen."

Alphornklang.

Wie wenn ein Alpenkind im fernen Reich
Ein unbekanntes Sehnen hegt,
Und 's hört der Heimat Laut, da wird es weich
Gestimmt und wundersam bewegt:

So schallt das Alphorn, und im weichen Ton
Ein Sehnen leis' wie Heimweh liegt.
Die Rose hört's auf hohem Alpenthron
In heimlich Träumen eingewiegt.

Und wie wenn heim der Sohn der Alpen zieht:
's ist Festtag; feiernd steht der Wald;

Die Firn' erglänzt; die Welle festlich glüht;
Wie betend Glockenton erschallt:

So aus des Alphorns jugendfrischem Klang
Der Heimat Gruß und Jubel spricht
Die Tannen lauschen, wenn er steigt und fällt
Und schmetternd sich am höchsten Felsen bricht.

Die Armuth.

Vater und Mutter und sieben Kinder
Die saßen am kalten Kamin.
Groß, feucht und düster war die Stube,
Und traurig das Lämpchen schien.

Sie saßen und hörten's stumm, wie draußen
Ueber's Hüttchen ein Windstoß zog.
Er rüttelte an den rauchigen Balken.
Um's Fenster die Schneeflocke flog.

Sie hungerten sehr und froren Alle
Und die Mutter betete leis.
Die Kinder rieben mit starren Händchen
Ihre Füße kalt wie Eis.

Das Jüngste die Händlein faltete:
„Lieb Mütterchen, Brot gib mir!"
O hättet den bittenden Ton ihr gehört,
Den weichen: barmherzig wär't ihr.

Das Andere bebte und jammerte:
„Wie frier' ich! Wie frostig ist's hier!"
Und wieder nicht höret die Klage ihr —
O hättet ihr! Gnädig wär't ihr.

Sie hatten kein Brod, sie hatten kein Feuer,
Das Lämpchen warf traurigen Schein;
Die Novembernacht war rauh und düster,
Und es flimmte kein Sternelein.

Da schritt er beklommen auf die Haide.
Die Tritte knarrten. Der Wind strich kalt.
Die schwarzen Raben umkrächzten ihn heiser;
Seine Haare flogen. Er schritt in den Wald.

Sie haben als Frevler ihn eingefangen.
Im Thurm sitzt er. Draußen stürmt's und schneit
Und Mutter und Kinder jammern nach Feuer
Und Brod. — Sie heißen's Gerechtigkeit!

Auf 1848.

Sahst ihr den Jüngling morgenfrisch und blühend,
Die Stirne von Gedanken hoch geschwellt,
Sein Marsch so stolz, das Auge schwarz und glühend?
Mit Sceptern spielend schritt er durch die Welt.

Sie jagten todt ihn. Seine Schritte schwankten;
Die Fibern glühten; er ward bleich und roth;
Die Stirne troff von Schweiß; die Pulse krankten;
Früh, sterbensmüde, sank er in den Tod.

Das ist der Geist von acht und vierzig. — Kronen
Erbleichten ihm; er spielte keck mit Thronen;
Die Fürsten bebten, staunend sah's die Welt.

Die Jagd ging los. Ihn hetzte scharf die Meute.
Er schlug sich kühn und sank als edle Beute,
Wie eine Woge müd' am Riff zerschellt.

Klage der Palme am Wüstensaum.

Einsam, schläfrig stand die Palme an der Wüste heißem Saume
Und sie streute leise Klagen in die Lüfte wie im Traume:
„Heiß die Sonne flammt am Tage. Gluthgeröstet brennt mein Wipfel.
Bleich die Nacht; der Mond steht frostig ob der blauen Berge Gipfel.
Schwer, erstickend, grabesstille mir zu Füßen liegt das Sandmeer.

Glühend — ein arabisch Märchen — fliegt der Samum über'n Sand her
Alles todt! Sie haben lieblos eine Waise mich gelassen.
Bald mein junges Blütheleben wird wie Neumondschein erblassen.
Und ich wob so süße Träume! Mich umrauschten frohe Lieder
Von dem Land am Meer, wo Lüftchen grüßend säuseln durch den Flieder.
Wohl klag' ich der Karavane; doch sie flieht in ferne Lande.
Wohl klag' ich dem Wind; doch streckt er seine Flügel müd' im Sande.
All mein Dichten und mein Träumen und mein Lieben und mein Streben
Rinnt im Sand hin. Unbetrauert, einsam stirbt ein Palmenleben."

Meiner Mutter Tod.

Trüb war die Nacht. Den Windstoß hört' ich
Am Fensterladen außen klopfen.
Eintönig von der Rinne fielen
Auf's Pflaster schwere Regentropfen.

Der Uhu heulte gar so kläglich,
Mir scholl's wie eines Kindleins Wimmern;
Nur kärglich war die weite Stube
Erhellt von einer Lampe Flimmern.

Ich blättert' in der alten Bibel
Und suchte der Propheten Bilder,
Ehrwürdiger erschienen sie mir
Als sonst und lieblicher und milder.

Der Vater saß in ernstem Sinnen,
Todblaß die Mutter lag im Bette,
Doch lieblich, als ob eines Engels
Antlitz sie angezogen hätte.

Am Bette standen viele Frauen
Und trippelten leis' auf und nieder;
Der Pfarrer las aus einem Buche
Mir schien, es wären Abendlieder.

Zu End' war's Lied. Es ward ganz stille.
Das Oel des Lämpchens ging zu'r Neige.
Sie sagten, so werd's, wenn ein Engel
Leis' zu den Menschen niedersteige.

Sie trugen mich zu Bett. Noch küßt' ich
Die Mutter auf die bleiche Wange;
Sie war so blaß und war so müde
Und seufzte tief. Da ward mir bange

Frag' ich den Vater seit: — „Noch schläft sie."
Er weint und wieder wird mir bange.
Komm, Mütterchen! Ich war ja folgsam!
Komm, küsse mich! Du schläfst so lange

Schilflaute.

I.

Es zieht mich so geheimnißvoll
An's öde Schilfgestade.
Ein matter Strahl vom bleichen Mond
Fällt auf die dunklen Pfade.

Der Nachtgeist flüstert mancherlei
Am schwarzen Schilf im Rohre,
Die Halme hören's, schütteln sich
Und klagen schwer im Chore.

Ich lausche. Weh wird mir zu Muth.
Die Melodie klingt trübe.
Sie ist ein dumpfer Grabgesang
Auf meine todte Liebe.

II.

Der Tag ist müd' entschlafen,
Die Weide säuselt am Moor;
An des Bächleins plaudernder Welle
Steht schläfrig das schlanke Rohr.

Aus dem Sumpfe wickeln sich Nebel
Und schweben im Tanz empor,
Das ist ein schweigender Reigen,
So ein wunderlich düsterer Chor.

Mir ist als ob ein Klagen
Um's träumende Schilfrohr zieht',
Als hör' ich aus alten Tagen
Eine traurige Melodie.

III.

Mir zu Haupte rauschen die Tannen.
Am Himmel der Abendstern steht.
Mir zu Füßen murmeln die Wellen.
Durch die Fluren ein Grüßen weht.

Das Schilfrohr flüstert andächtig,
Als stünd' es im Abendgebet.
In den weichen Tönen ein Frieden,
Eine heimliche Ruhe weht.

Wohl kenn' ich die nächtlichen Laute.
Als sei's meiner Liebsten Gesang,
So ziehen verborgene Grüße
Durch den luftigen Zauberklang.

D'rum macht mir das Säuseln und Flüstern
So sonderlich wohl und bang.
Viel sinnen und träumen macht mich
In den Rohren der Sang und Klang.

IV.

Einst war der Abend klar, das Lüftchen lau.
In meinem Busen brannte Liebe traut.
Der Mondschein spielte in der Weiden Grau.
Im Schilfe klang's wie zarter Lauten Laut.

Und als ich wieder kam, war's öd' und feucht.
Am Himmel sah ich schwarze Wolken fliegen.
Das Feuer kalt, die Liebe war verscheucht;
Im Sumpfe Froschgequack, die Rohre schwiegen.

V.

Trüb die Nacht. Der Mond erbleichte.
Wolken hangen schwer und grau.
Eule heult. Mit ihrem Schritte
Schwebt ein Irrlicht durch die Au.

Oed' und dunkel das Gestade,
Müd' das Schilfrohr schwankt im Wind.
Klagt der Welle und dem Nachthauch,
Klagt wie ein verloren Kind.

Hab die Klage g'nug vernommen.
'S ist mein altes dunkles Weh.
Des geknickten Rohres Halme
Schleudr' ich in den tiefen See.

Die Brücke.

Einmal tritt jegliches Menschenkind
Auf eine Brücke bei Nacht und Wind;
Grau sitzt ein Kauz auf moosigem Stein,
Der Gang muß schaurig und traurig sein.

Von Meisterhand ist die Brücke gebaut,
Die nieder in grundlose Tiefen schaut,
Die ihre Joche in den Abgrund gräbt,
Die ihre Bogen zu den Sternen hebt.

Schroff thürmen sich graufahle Felsen auf,
Als wollten sie hemmen der Sonnen Lauf;
Hinunter steigt ihre gewaltige Wucht
In die bodenlose, nachtschwarze Schlucht.

Wild, wirr in den Tiefen ein Waldstrom sich bäumt,
Die dunkle Welle brüllt, brauset und schäumt,
Der rauchende Gischt spritzt auf und fällt —
Das siedet und dröhnt und wallet und wellt!

Und wetterschwer d'rüber der Wolken Grau,
Es ergießt sich aus ihnen kein Regen, kein Thau,
Dumpf, glanzlos liegen sie wie die Nacht;
Tief pflügt sie der Blitz und der Donner kracht.

Kein Blümlein, kein Duft, keines Sternes Licht,
Kahl, feuchtkalt die Felswand, das Dunkel dicht;
Eine Schlucht, ein Waldstrom und Wolke und Stein —
Das muß eine finstere Brücke sein.

Hinüber thut jeder den letzten Gang,
Dem einsamen Wand'rer wird so bang;
Wer in den Strom stürzt vom Sturm gefaßt,
Er hält an keinem Ufer mehr Rast.

Doch wer seine Pfade zog fein und rein,
Ihm flammt in das Grauen ein Sternschein hinein;
Ihm erglüht ein rosiges Morgenroth
Nach dem nächtlich finstern Sturmgang im Tod.

Ruinen.

Ich hatte Lieb' und Lust begraben; mein Blick verlor sich in Ruinen,
Die standen kalt an tiefem Strome vom bleichen Abendschein beschienen.
Gebroch'ne Marmorsäulen klagten von alter Pracht und gold'nen Tagen;
Verstümmelt standen sie, die Knäufe und Capitäler weggeschlagen.
Noch sah ich eines Domes Spitze hoch, einsam in die Wolken ragen;
Noch sah ich feste Mauerpfeiler bunt tapezirte Säle tragen.
Der Dom ward öd', die Säle offen. Wie träumend flatterten die Eulen.
Durch weite Fensterhöhlen stürmte der Winterstürme banges Heulen.
Im wüsten Schutt schlich sich der Epheu lebendig durch die todten Gänge
Auf grauen, mürben Steinen hallten die Tritte hohl wie Grabgesänge.
Zerschlag'ne Hermen in den Höfen, kopflos lag eine Sphinx im Garten

Sie schienen eines Ostertages in tiefen Schlaf gewiegt zu warten.
Umsonst! — Am leeren Marmorbecken im Sand stand einsam eine Palme.
Ein Rohrbusch dürstete nach Wasser. — Trüb strich der Nachthauch durch die Halme.
Ich wankte durch die düstern Hallen; mein Aug' versenkte sich in's Schauen;
Da ward mir kalt, es überfiel mich ein räthselhaft, unheimlich Grauen,
Mir schienen Sphinx und Dom und Hermen, im Mond gespensterhaft zu flimmern,
Ich weinte still; ich schaute — glaub' ich — die Welt in meiner Brust in Trümmern.

Le cardinal de Pétralie.

Er war so bleich. — Dem Einen Ziele
Hatt' er geweiht ein langes Leben.
Der Adler hatte sich verfangen,
Nach der Tiare kühn zu streben.

Sie war sein Gott, war seine Liebe,
Sie zu umarmen glüht' er stille,
Ihr wachte er sich grau, ihr wälzte
Felsen vom Weg sein starrer Wille.

Vom Knecht hatt' er zum Cardinale
In sicherm Flug sich aufgeschwungen.
Der Pabst war todt; schon im Conclave
War vierzig Mal sein Nam' erklungen.

Da scholl zermalmend Oestreichs Veto.
Den Ruf — sein Streben war gerichtet.
Ein Schlag – der Traum von vierzig Jahren
Erlosch; sein Leben war zernichtet.

Doch sahst du keinen deiner Züge
Im blassen Antlitz sich verdunkeln,
Doch sahst du keinen Blitz im kalten,
Demüthig stolzen Auge funkeln,

Doch sahst du keine Fiber beben,
Sah'st keinen seiner Schritte schwanken
Vor trat er hoch und majestätisch.
Vor — Oestreichs Cardinal zu danken.

Und bald die Carbonari jauten,
Sein Marius lag kalt, erschlagen.
Da sah Antonius Morgenträume,
Auch seine, er zu Grabe tragen.

Da sprach er trüb die Leichenrede.
Es bebte die gebrochne Stimme:
Zurück in seine Zelle schwankt' er
Und sank und starb in bittrem Grimme.

Größe.

Es war ein schöner Sommerabend.
Die Sonne sank den Bergen zu,
Die Höhen wurden bleich; die Tiefe
Lag dämmernd in der Abendruh'.

Ich lief die Scheidende zu schauen.
Sie strahlte hehr; doch eh' zu ruhn
Sie ging, berief sie ihre Strahlen
Zusammt und trug nach ihrem Thun.

Der erste Strahl sprach: Eine Rose
In Nacht und Frost verloren lag;
Durch mich ist sie zu neuer Liebe
Und Lust erblüht am jungen Tag.

Der zweite sprach: Auf theurem Grabe
Fand ich die Trauerweide stehn;
Mein Licht umsäumte sie, daß tröstlich
Ihr Blühen mahnt an's Wiedersehn.

Der dritte sprach: Ich hab' dem Meerschiff
Durch wilde Wogen Bahn gezeigt;
Es liegt am sichern Strand und hochan
Des Seemanns Gruß und Jubel steigt

Der vierte sprach: die Nebelberge
Im bleichen Nord hab' ich zerstreut:
Des Meeres Fisch, des Landes Moos hat
Sich deß in selt'ner Lust gefreut.

Der fünfte sprach: Ein weinend Auge
Hab' ich erhellt, ein trauernd Herz
Erschlossen einem neuen Hoffen,
Und gläubig hebt sich's himmelwärts.

So Zeugniß gaben sie. Ich hörte
Mit Andacht, was ein jeder sprach;
Zu Muth ward festlich mir, und feiernd
Dacht' ich der höchsten Liebe nach.

Sie aber ließ ihr Flammenfeuer
Nochmals in stolz'rer Wonne glüh'n
Und sank den Bergen zu, und purpurn
Sah ich die letzten Firnen sprüh'n.

Herbstnacht.

Es wallen Nebel aus den Gründen grau und dicht,
In feuchten Wolken schwimmt des Mondes mattes Licht.

Verloren nur ist manch' ein Sternbild angefacht,
Und riesig schau'n der Giebel Schatten in die Nacht.

Der Mühlenbach rollt seine Wellen schläfrig matt,
Und ängstig zuckt im Wind ein dürres Espenblatt.

Bei ihren Heerden wachen Hirten auf dem Feld;
Ihr stiller Kreis ist von des Reisigs Gluth erhellt.

Allein zieht auf bereifter Straß' ein Pilger hin
Und sonderbar ergreift der Herbstnacht Walten ihn.

Der Wind im dürren Busch, das feuchte Mondenlicht,
Die Nebel — ob er trauern soll? — Fast weiß er's nicht.

August Corrodi.

August Corrodi wurde den 27. Februar 1826 in Zürich geboren. Er besuchte die Gemeindeschule von Töß, wo sein Vater Pfarrer geworden war, später die höheren Schulen in Winterthur und das Gymnasium in Zürich. Auf den Wunsch des Vaters bereitete er sich zum Studium der Theologie vor, ergriff dasselbe wirklich auf den Hochschulen zu Zürich und Basel, vertauschte aber nach mehreren Semestern die Kanzel mit der Palette und brachte hierauf die Jahre 1848—1851 auf der Kunstakademie in München zu. Hier kam das „lyrische Fieber" über ihn, und von nun an arbeitete er nicht allein mehr mit Bleistift und Pinsel, sondern ebenso viel mit der Feder. Nach seiner Heimkehr bethätigte er sich sogar vorherrschend als Schriftsteller und zeichnete nebenbei die geschmackvollen Vignetten zu seinen Schriften und die Illustrationen zu seinen trefflichen Kinderbüchern mit eigener Hand. Seit einer Reihe von Jahren wurde er als Lehrer des Zeichnens in Winterthur angestellt, verheirathete sich und lebt daselbst in günstigen Umständen dem Unterricht und den Musen.

Lieder von August Corrodi. Kassel 1853, J. Luckhardt (C. Bertram).

Dur und Moll. Aus Natur und Leben, von Aug. Corrodi. St. Gallen, Iwan Tschudi, 1855.

Ein Buch ohne Titel, aber für Kinder von sieben mal sieben Jahren. Gestellt und illustrirt von Aug. Corrodi. St. Gallen, Iwan Tschudi, 1855.

Waldleben von Aug. Corrodi. Ebendaselbst, 1856.

De Herr Professer. Idyll usem Züripiet vum August Corrodi. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung. 1857.

Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. Luzern Kaiser'sche Buchhandlung. 1857.

De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet vum August Corrodi. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung. 1858.

Grüne Absichten. Ein Frühlingsbuch von August Corrodi Winterthur. Gustav Lücke, 1860.

De Herr Doktor. Herbstidyll usem Züripiet vum Aug. Corrodi. Ebendaselbst 1860.

Shakespeare. Lebensweisheit aus seinen Werken, gesammelt von Aug. Corrodi. Ebendaselbst, 1863.

Zerstreute Gedichte und Novellen in verschiedenen Zeitschriften.

Kinderschriften:

Ferientage auf Onkel's Schloß. Kassel, 1853. Feldblumen. Stuttgart, W. Ritzschke. Sommerblumen für die Winterzeit. Schw. Hall u. Leipzig W. Ritzschke. Dorfgeschichten für die Jugend. Ebendaselbst. Sonne und Wolken Märchen und Erzählungen. Ebendaselbst. Für die Kinder.

Ebendaselbst. Für mein kleines Völklein. Erzählungen und Märchen, Stuttgart, Schmid u. Spring, 1856. Aus jungen Tagen. Geschichten und Bilder. Ebendaselbst, 1857. Aus Wald und Feld. Geschichten, Verse und Bilder. Ebendaselbst 1858. Schloß Waldegg und seine Bewohner. Ein Sommerferienbuch für die Jugend. Ebendaselbst, 1860. u. s. w.

Mit Recht behaupteten die Züricher Kritiker des vorigen Jahrhunderts, der schablonenmäßigen Verstandespoesie der Opitz'schen Schule gegenüber, die Phantasie sei die Quelle aller ächten Poesie. Nicht dasselbe war es, wenn später die romantische Schule, berauscht von Fichte's philosophischem Idealismus, mit ironischem Lächeln die gesammte objektive Welt als nicht bestehend ignorirte, die Herrschaft der Idee im ganzen Gebiete des Geistes proklamirte und in der Poesie die Phantasie als allein schaffendes Prinzip hinstellte, dessen Eingebungen der Dichter sich unbedingt zu überlassen habe. Die Verirrungen der romantischen Schule haben sattsam gezeigt, wie wenig wahr es selbst in der Poesie ist, wenn man die Natur und ihre Gesetze, welche ja auch die des Geistes sind, dadurch in tolle Willkür verkehrt, daß man des gesunden Menschenverstandes und der Zucht des logischen Gedankens entbehren zu können meint. In einem gewissen Sinne freilich ist oder soll jede Poesie romantisch sein. Wir geben diesen Satz Fr. Schlegel's zu; denn eben das macht den Reiz der poetischen Schöpfung aus, daß sie scheinbar die Schranken der Naturgesetze aufheben, sich ihrer Schwere entäußern darf, um eine andere, mehr ätherische, höhere Welt zur Anschauung zu bringen, die Welt des vollkommenen Scheines, die vollendete Welt des Schönen. Aber wie weit diese Entfernung von der Wirklichkeit gehen dürfe, (die poetische Wahrscheinlichkeit ist ein sehr dehnbarer Begriff) wie weit das freie Spiel der Phantasie berechtigt sei, um die Welt des Ideals zur Darstellung zu bringen und dadurch den Menschen vor der „bänglichen Schwere des Irdischen" zu befreien, das ist eben die Frage. Auf dem Boden dieser Frage erwächst für jeden Dichter und für jeden Künstler, und zwar gerade je für den phantasievollsten, die Schwierigkeit, das richtige Verhältniß zum wahren künstlerischen Ideal (das eben nicht bloß in ihm, sondern auch im Herzen des Volkes schlummert) zu finden, und in der Art, wie er die Frage löst, liegt der Werth und die Bedeutung, die man ihm selber als Künstler zugestehen wird.

Wir würden diese Gedanken nicht vorausschicken, wenn wir es hier nicht mit den Erzeugnissen einer üppigen Phantasie, einer wirklich genialen Natur zu thun hätten. Eben diese reiche Phantasie und der Umstand, daß unser Dichter allen Eingebungen derselben

bis zum Barocken und bis zum lustig blühenden Unsinn folgt, hat ihn auf Abwege geführt, auf denen es ihm häufig unmöglich wird, seine Schöpfungen vor romantischer Spielerei zu bewahren und ihnen objektives Leben einzuhauchen. Wir würden indessen gegen den Dichter ungerecht sein, wenn wir nicht allsogleich nach diesen Aussetzungen auch die hohen Vorzüge seiner Muse erwähnen wollten. Corrodi besitzt einen urgesunden Humor, von einem ersprießlichen Fond allgemeiner Bildung getragen; einen treffenden Witz, der, wenn er es auch nicht verschmäht, bisweilen mit Belesenheit zu prunken, doch anderseits nur selten in's Triviale fällt; eine warme, ächt Eichendorff'sche, durch und durch lyrische Auffassung der Natur, gepaart mit einer Keckheit und Frische in der humoristischen Darstellung, die an Jean Paul, aber freilich auch an die Stylverschnörkelung dieses großen Dichters erinnert; vor Allem aber besitzt er eine glückliche Stimmung, die ihm die Produktion leicht macht, weil Alles in ihm *anklingt*, so daß, wie er die Berge und den Wald mit lyrischem Gefühl abschreibt, er auch mit zierlicher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit das Dasein der Menschen anfaßt und zur ergötzlichen Gestaltung bringt. Er spiegelt das Leben vorherrschend aus seiner *subjektiven* Empfindung zurück, was seinen Schriften einen eigenthümlichen Reiz, einen gewissen seelischen Anhauch gibt; aber bei diesem romantischen Zug, die ganze Welt auf die subjektive Nadelspitze zu stellen, schlägt er auf der Skala der Empfindungen mitunter sehr halsbrecherische Purzelbäume, welche der *Ironie* nicht fremd sind und den Leser oft allzusehr der Unruhe des springenden Witzes preisgeben. Es ist überhaupt etwas in Corrodi, das immer singt und hüpft und springt und, wenn Andere traurige Gesichter machen, mit dem Stock auf den Tisch schlägt und ruft: „He da, Jungens, laßt uns 'mal lustig sein"; — eine ächte, tief kindliche, durch und durch gesunde Frühlingsnatur streut er links und rechts verschwenderisch seine Lenzgaben aus, so erquickend, wie der Geruch der Veilchen und so labend, wie der Anblick des See's und des grünen Rasenteppichs.

Die ersten „*Lieder*" unsers Dichters (Eichendorff gewidmet) sind nicht frei von Reminiscenzen und gehen nicht selten in die Heine'sche Art und Stimmung über. Manches darin ist originell, innig, kindlich; Anderes dagegen fade und kindisch (z. B. Eine „verbrannte" Frage pag. 41, „Wie ich ein Vöglein war" pag. 65). Gehaltvoller scheinen uns die in Corrodi's spätern Schriften eingestreuten oder in Journalen zerstreut erschienenen Gedichte z. B. „Waldmärchen" in dem lyrischen Roman „Waldleben" in welch' letzterm Werk

der Dichter mit großer Virtuosität den Wald schildert, aber seine eigentliche Fabel mit allzugroßer lyrischer Freiheit und romantischer Zerfahrenheit behandelt. In „Dur und Moll“ wuchern die üppigen Ranken seiner Phantasie am stärksten über das Gartenbeet der Poesie hinaus. Er baut hier das Märchen (diese von der Romantik absichtlich bevorzugte poetische Spezies) in einer Weise an, die an das tollste Zeug der romantischen Schule erinnert. Ganz hübsch sind das musikalische Märchen „Von einem Buchfinken“ und die ironischen Blätter aus dem „Tagebuch einer Heuschrecke“ u. A.; aber mehr als närrischer Muthwille das Märchen „Von einem Apfelbaum“ u. dgl. mehr. Weit mehr Beachtung verdient „Ein Buch ohne Titel“, in dem sich ein kindlicher Sinn und eine herzliche Naivetät kundgibt und worin der Dichter sich gegen den Vorwurf, daß er, wie die Kinder, Sinn und Unsinn durcheinander in üppigster Fülle schwatze, mit den Worten rechtfertigt: „Laßt uns Kinder bleiben in diesen schweren Zeiten und das Klug- und Ganzgescheidtsein Andern überlassen“. Recht romantisch hat der Dichter hier die doppelte Beleuchtung seines Stoffes und die mehrfache Spiegelung einer Idee angewendet; so z. B. erzählt er seinen kleinen und großen Kindern ein Märchen; aber er zeigt ihnen gleichzeitig auch und zwar trefflich und in ironischer Weise, wie man ein solches Märchen mache.

Das nämliche Verfahren hat er in seinen „Ernsten Absichten“ eingeschlagen. Er hegte bei diesem Buch die Absicht, allerlei thörichte Menschenkinder in dasselbe hineinzusperren, die mit viel Eifer aber wenig Erfolg lieben. Zu diesem Zwecke stellte er sich die schwierige Aufgabe, zwei dem Stoffe nach verwandte, aber doch ohne die geringste Beziehung dastehende, rein äußerlich und nur durch die Macht des Humors zu verknüpfende Novellen neben einander zu stellen. Jede derselben bringt uns eine der beiden Hauptpersonen zur Anschauung, an denen der Dichter jene „ernsten Absichten“ poetisch entwickelt; die köstliche und vortrefflich gezeichnete Gestalt Kasian Krempluhbers, des blödverschämten, weichgefühligen, aber talentvollen und verliebten Kunstjüngers der Münchnerakademie, und die des melancholischen, musikalisch angehauchten, im Wald heramseufzenden, stillen und sinnigen Malers Van Weyden, dieser modernen Ausgabe des Ritters Toggenburg; außerdem objektivirt der Autor noch an einem gewissen Vetter und Mediziner Benno, der ihm mit Bezug auf die sonderbare Anlage seines Werkes als deus ex machina zu verschiedenem Teufelsspucke dient, und ergötzlicher Weise, an einer angeblichen Braut Shakespeare's, sowie an den Literarhistorikern, was seiner muthwilligen Phantasie in dem

Begriff „Ernste Absichten“ noch nicht durch die Hauptgestalten erschöpft scheint. Allein alle göttliche Ungebundenheit des Humors war hier nicht im Stande Harmonie in diese Komposition zu bringen; das Ganze, so herrliche Einzelheiten es enthält, macht den Eindruck der Verwirrung; denn statt des Reizes der Abwechslung und statt der Freude über die simultan doppelte Beleuchtung einer Idee entsteht für den Leser Zusammenhangslosigkeit und damit auch unmittelbar gerechter Unwille über die Verletzung des ersten künstlerischen Gesetzes, der Einheit.

Eine objektivere Richtung nimmt das reiche poetische Talent unsers Dichters wo es sich an einen bestimmten realen Stoff bindet. Corrodi scheint wie Gottfried Keller, wenig Sinn für die Geschichte zu haben; aber in der idyllischen Darstellung des ländlichen und kleinstädtischen Lebens ist er Meister und wird hier, wie Keller, geradezu Genremaler. In seinen größern mundartlichen idyllischen Dichtungen („De Herr Professer“, „De Herr Vikari“, „De Herr Doktor“) bringt er es zwar zu nichts weniger als zu einem knappen Styl und zu einer künstlerischen Auffassung und Gestaltung seines Stoffes; allein er erreicht Martin Usteri in trefflicher Schilderung des Einzelnen, und übertrifft ihn, trotz einer oft allzu geschwätzigen Breite, an psychologischer Wahrheit und poetischem Duft. Von unübertrefflicher Schönheit, Wahrheit und Frische sind die ersten „Reisebriefe“ Corrodi's; die von uns in der Auswahl unten mitgetheilten Stücke dürfen als glänzende Zeugnisse für seine geniale Natur angesehen werden.[1]

Schließlich haben wir gegen unsern Dichter noch die Pflicht zu erfüllen, daß wir mit Nachdruck auf seine vortrefflichen „Kinderschriften“ aufmerksam machen. Die Talente sind selten, welche auf diesem Gebiet die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Belehrung, zwischen phantasievoller Anregung des jugendlichen Geistes und Bildung des Charakters zu treffen wissen. Noch seltener trifft sich's, daß ein Dichter und zeichnender Künstler mit solcher herzlichen Innigkeit, mit so geistvoller Naivetät, so köstlichem Humor und so feiner Beobachtung in die Kinderwelt eindringt, wie Corrodi. Wir rechnen darum seine „Kinderbücher“ zu dem Besten, was er geschrieben hat und stehen nicht an, trotzdem der dem Verfasser eigenthümliche romantische Zug da und dort vielleicht allzustark hervortritt, ihnen den Vorzug vor allen uns bekannten derartigen Erzeugnissen zu geben.

[1] Wir zweifeln nicht daran, daß Aug. Corrodi, den wir mit Freuden zu den ersten Schriftstellern unsers Vaterlandes zählen, uns noch mit poetischen Schöpfungen überraschen wird denen der Stempel der vollen Reife! seines Genius aufgedrückt ist

Maifeier.

Maiglöcklein läuten den Frühling ein,
Klingklang, klingklang, klingklang, klingklang,
Sie läuten thalaus, sie läuten thalein.
Klingklang ꝛc.

Und es fliegen viel fröhliche Sänger herbei,
Zwit, zwit, zwit, zwit!
Und jauchzen des Lenzes Lustmelodei,
Zwit ꝛc.

Und das Bächlein hört es im kühlen Grund,
Murrmurr, murrmurr, murrmurr, murrmurr!
Und thut es den Tannen und Buchen kund,
Murrmurr ꝛc.

In die dumpfige Stadt auch klingt das Geläut,
Bimbam, bimbam, bimbam, bimbam!
Und rufet die Maler und Dichtersleut,
Bimbam ꝛc.

Und sie wallen zum lustigen Feste herbei,
Juhe, juhe, juhe, juhe!
Und jauchzen mit in die Lustmelodei,
Juhe ꝛc.

Und es hört's der Philister im Ofenrauch,
Aha, aha, aha, aha!
Und recket die Nas' aus dem Schlafrock auch,
Aha ꝛc.

Wenn die Erde sich schmückt mit dem bräutlichen Kleid,
Hm hm, hm hm hm hm, hm hm!
Behagt auch Philistern die blühende Maid,
Hm hm ꝛc.

Und im frostigsten Herz, im verdorrtsten Gemüth
Ja ja, ja ja, ja ja, ja ja!
Nun auch ein lustig Lenzblümchen blüht,
Ja ja, ja ja, ja ja, ja ja!

Heimelig Leben.

1.

Ein stilles schattiges Plätzchen
Hab' ich mir im Garten erwählt,
Ganz heimlich in kühlen Büschen,
Verborgen vor aller Welt.

Nußbaum und Tanne ranken
Sich über den weißen Tisch,
Ihre Blätter und Nadeln duften
In würzigem Gemisch.

Und droben flimmert die Sonne
Durch's schwankende blättrige Dach;
Es schlüpfen und flattern die Strahlen
Herab in mein Sommergemach.

Ein Flüstern, Klappern, Rauschen
Durchtönet den grünen Raum;
Die Sonne sinket soeben
In weißen Wolkenschaum.

Ich schaue ruhiglich träumend
In die schwanken Wipfel empor;
Es lärmet über das Kornfeld
Ein hungriger Spatzenchor.

Von was ich wohl dicht und träume,
Ihr Büsche, wundert euch das?
Von lieben, lieben Blumen
In einem krystallenen Glas.

Nun flüstert's in allen Zweigen,
Nun weiß es schon jeder Baum:
Ich habe von lieben Blumen
Geträumt einen wonnigen Traum:

Es schwatzen alle Blätter
Von meinem Traume nur,
In einer Viertelstunde
Weiß es die ganze Natur. —

2.

Die Bäume flüstern noch immer
Im wonnigen Abendwehn,
Ich glaube, sie haben am Boden
Siesta mich halten gesehn.

Da hat denn der Mund verrathen,
Wovon das Herz mir schwoll,
Der Name meiner Träume
In die grünen Wipfel scholl.

Nun geht ein Flüstern und Singen
Durch den Garten fern und nah,
Von allen Zweigen tönt es:
La la Lina Lina la la! —

Frühling und Weltschmerz.

Durch den frühlinggrünen Wald
Spielen frische Sonnenlichter,
Weltenschmerz im Busen wallt
In der Einsamkeit ein Dichter.

Weltenschmerzsonettenkranz,
Legt er an die letzte Feile,
Doch der dumme Frühlingsglanz
Kritisirt ihm jede Zeile.

Und der tollen Vögelein
Jauchzendfrohe Dithyramben
Fallen gar zu störend ein
In die taktfestesten Jamben.

Waldröslein hangt ihm an's Kleid,
Schauet frech ihm in die Augen,
Röslein weg, zum Weltenleid
Will dein Buhlen häßlich taugen.

Bächlein auch im kühlen Grund
Thut ihm gar zu schmeichelnd leise
Waldesmärchen traulich kund —
Wie stimmt das zu Klagenweise!

Endlich noch ein Windeshauch
Führt ihm — daß dich doch das Wetter!
Mitten in den Dornenstrauch
Seine weltschmerzschwarzen Blätter.

Weltschmerzdichter, fleuch nach Haus,
Fleuch nach Haus mit deinem Grimme,
In des Lenzes Lustgebraus
Paßt du weder Sitz noch Stimme!

Mittags.

Ich stieg von grünen Waldeshöhn
In's kühle Thal hernieder,
Ein Bächlein sang mit Lustgetön
Im Wehn mir muntre Lieder.

Ich folgte froh des Bächleins Spur,
Um seinem Sang zu lauschen;
Doch als wir kamen auf die Flur,
Verstummte sein Rauschen.

Und als ich schaute, lag es tief –
In bunten Blumendecken,
Ob seinem Singen es entschlief, –
Ich mocht' es nicht erwecken.

Mir ist so bang.

Mir ist so bang,
Weiß nicht warum,
So weit liegt die Welt,
So kalt und stumm.

Ich liebt' im Wald
Ein schlankes Reh,
Nun liegt es todt --
Das ist mein Weh.

Es schmiegte sich an die Büsche.

Es schmiegte sich an die Büsche
Die laue, weiche Nacht,
Ich saß im dunkeln Wäldchen
Und habe an dich gedacht.

Da kos'ten und spielten Träume
Durch's schweigende, weite Gefild,
Aus allen Büschen grüßte
Dein lieb, wehmüthig Bild.

Ich griff mit zitternden Händen
In die thauigen Zweige hinein,
Und wollte dich haschen und legen
An's einsame Herze mein.

Da schwand das liebe Gebilde
In weicher, wehender Luft.
Und alle Büsche hauchten
Gar wunderjüßen Duft.

Und alle Büſche hauchten
So liebliche Melodei,
Als ob's die einſame Liebe
Deines ſtillen Herzens ſei.“

Ich ſtand bei ihr einſt am Herde.

Ich ſtand bei ihr einſt am Herde,
Das Feuer flakerte hell
Auf einem Pfannenſtiele
Laß Amor, der tolle Geſell.

„Ich liebe dich eigentlich gar nicht.“
So ſprach ich leiſe zu ihr;
„Ich liebe dich eigentlich auch nicht.“
So ſprach ſie leiſe zu mir.

Da wallte die Milch aus der Pfanne
Mit Ziſchen und argem Gebraus,
Und mitten im ſtrudelnden Schaume
Laß Amor und lachte uns aus.

Ich bin die Waſſerroſe.

Ich bin die Waſſerroſe,
Du biſt die klare Fluth,
Die Wurzel meines Lebens
In deiner Tiefe ruht.

Auf deinen weichen Wogen
Sonn' ich mein träumend Glück,
Und muß, wenn du ſtürmeſt,
Still in dich ſelbſt zurück.

Irrlicht.

Es rauscht und braust der dunkle Wald,
Die Nacht ist so schwarz, die Nacht ist so kalt,
Da reiten zwei Liebste über die Haide,
Die sind verirret alle beide.

„Mein Lieb, dort schimmert ein Licht von fern!“ —
„„Mein Lieb, es ist der Abendstern.““ —
Sie reiten fort auf wilden Wegen,
Dem schimmernden, flimmernden Licht entgegen.

„Und siehst du's leuchten durch den Wald?
Nun sind wir in der Heimat bald!“ —
„„Und wären wir in der Heimat dein,
Es möcht' uns beiden baß gefein.““ —

Das Lichtlein flimmert, der Nebel braut,
Tief in der Seel' es den beiden graut;
Da lichtet und öffnet sich der Wald,
Sie treiben die Rosse mit wilder Gewalt.

„„Und siehst du schimmern den Stern so nah?““
„Mein Lieb, wir sind in der Heimat ja!“ —
Sie reiten heran in raschem Trab, —
Das tiefe Moor zog beide hinab.

Aus dem „Waldmährchen.“

Im Dorf um die Linde da klingt und singt es,
Im Dorf um die Linde da schwingt und da springt es!
Wie quäckt das Clarin, wie surret der Baß,
Wie plärrt die Trompete vom krachenden Faß!
Und die Dirnen, wie glüh'n sie, und die Burschе, wie sprüh'n sie!
Und von Kirmeßlust alle Gesichter, wie blüh'n sie!

Sogar die bedächtigen klugen Alten
Gutmeichen den braunen Stirnen die Falten,
Und es klappern die Krüg' und es fließet der Spund:
Heut' geht's um die Linde ganz Nichterlichbund! . . . .

Doch wer nippt am Glase so träumerisch still,
Wer ist's dem der Jubel nicht munden will?
Du kennst ihn schon vom heimlichen Tann,
Du kennst den waldesseligen Mann.
Er starrt den Dirnen in's frische Gesicht:
Ihn locket zum Tanz die Schönste nicht' —
Er schlürfet nur schweigend den dunkeln Wein
Und sinnt in des Glases Grund hinein.
Stillselig zuckt es ihm um den Mund,
Als winke heimlich aus verlendem Grund
Des Waldes rosenwonnige Maid
Herüber aus grüner Einsamkeit . . . . .
Da fährt er empor von derbem Schlag —
„Zum Teufel hinaus, wer nicht mit singen mag!"
So schallet's aus Freundes Mund ihm zu:
„Auf, auf, langweiliger Träumer du!"
Da hockt er und stannet in's volle Glas
Und macht sich kaum die Lippen naß.
Da hockt der sonst Lustigste von Allen
Und läßt kein einziges Liedlein schallen:
Da klebt er wie ein Klumpen Eis
Wie der Schuhu in lustiger Spatzen Kreis' — — —

Und es fasst ihn der Freund, er stößt ihn zurück:
„Laß mich, was kümmert mich Kirmeßglück!"
„Hoho! wer hat's dir angethan,
Daß du brütest wie unser gelbe Kaplan?
Komm', komm, schnell, bring' ein Lied auf die Bahn
Keine Lerch' in der Luft, kein Fink im Tann
Ja so hellaut, wie du, jubeln kann!
Da, füll dein Glas, thu nun Bescheid
Hurra: du selige Kirchmeßzeit!" . . .

Und es klingen die Gläser, es spritzt der Wein
Und es johlet der Freund in den Schwarm hinein.
„Nun komm', wollen singen . . . komm', Kamerad!" —
„„Ich mag nicht!"" — „Ei, so schlag' ein Rad,
Du toller, weinerlicher Gesell!"
Und zürnend schnurret davon er schnell.

Und wieder starrt er wie zuvor
Hinein in den tummelnden, trunkenen Chor;
Und träumt hinaus in den stillen Wald;
Doch hält ihn fest eine dunkle Gewalt:
Ihm ist, als sollt' er dennoch singen,
Als sollt' von den lächelnden Lippen klingen
Doch das goldene Lied, das wonnige Lied,
Das selig durch die Brust ihm zieht.
Doch hier? vor diesem rohen Schwarm?
Es durchzittert ihn kalt, es durchglüht ihn warm . .
Und seine Augen wandern wieder
Zum Bild im Glasesgrunde nieder . . . . .

Doch toller und toller schlingt sich der Reih'n,
Clarin und Geigen sich heiser schrei'n,
Die Saiten springen, die Spielleut' dampfen,
Die Röcke flattern, die Beine stampfen.
Und wär's ein Blümlein noch so fein —
Das muß heut' in den Boden hinein!

Und die Sonne flieht betäubt davon
Und der Mond lugt über die Tannen schon
Und die Sterne zittern erschrocken herunter;
Doch immer toller und immer bunter
Wirbelt der Schwarm und staubet der Reigen . . .
Die Bauern geizen mit den Reigen! —

Doch in heimlich dämmernder Bäume Grunde
Jauchzet und singt eine kleine Runde
Junger Gesellen — lustige Blute;
Ein jeder thut sich was zu gute,
Das neu'ste, schönste Lied zu bringen;

Wir wollen lauschen, was sie singen.
Ein schlankes Bürschlein steht auf dem Tisch
Von Herr und Knecht ein seltsam Gemisch:
Der kapst mit Bruststimm' und mit Fistel
Recklich durch Korn und Dorn und Distel:

„Wohl schön, wohl schön ist's beim Liebchen sein
Im stillen heimeligen Kämmerlein,
Und küssen so recht aus Herzensgrund
Den lieben rothen holdseligen Mund!

Doch schön, ja schön ist's auch draußen allein
In weiter, weiter, wilder Fremde sein
Und denken so treu wohl früh und spat
Hinüber an Feinliebchens Kemenat.

Was hilft's dir, du nimmersatter Gesell,
Wenn täglich du trittst über Liebchens Schwell'?
Das heimliche Sehnen, die süße Pein,
Die fühlst du nur so recht draußen, allein'

Und glaubet mir nur, am täglichen Kuß,
Da trinket ihr leichtlich euch Ueberdruß . . .
Nur einmal im Jahr, wie fein, wie fein,
Wie köstlich schmeckt da der Kirmeßwein."

Und es jauchzet dem Lied der volle Chor;
Da tritt ein Anderer hervor;
Gar schelmisch zuckt es ihm um den Mund
Und er basset hinaus in die lauschende Rund:

„O heiliger Anton von Padua
Was hab' ich dir gethan,
Daß du meine liebe Felicitas
Mir nimmer mochtest lan?

Nun geh' ich nach Rom zum Papst Urban
Und klopf' an seiner Thür:
O heiliger Papst im Vatikan,
Schau' gnädiglich herfür'

Verdamm' den Gauch von Padua
In tiefsten Höllenpfuhl,
Sonst säg' ich dir drei Beine ab
Von deinem heiligen Stuhl!"

Das ist ein Brüllen, das ist ein Lachen!
Von den donnernden Fäusten die Bretter krachen:
Doch mit heller tenorlicher Gewalt
Eines Dritten Liedlein folgt alsbald:

„Ich armer Schwerenöther,
Wie ist mein' Noth so groß,
Hab' mir ein Mägdlein erlesen,
Ein Mägdlein, feiner denn Gold.

Hab mir ein Mägdlein erlesen
Und hab' kein eigen Haus;
Mein Haus, das ist der harte Stein,
Drauf ich muß legen mein Haupt.

Und meine treuen Dienstmannen
Das sind die Vögelein,
Die fliegen über die Haide
Und singen frank und frei.

Was ist denn mein Hab' und Gut?
Das ist mein froher Muth;
Und könnt' uns der erhalten,
Sie sollt' mir werden gut.

Die Dörn', die haben zerrissen
Mein einziges Gewand . . .
O wär' ich ein großer Kaiser
Und hätt' groß' Gut und Land!"

Und weiter, weiter Lied um Lied
Durch die mondlichttröpfelnden Bäume zieht.
Und es lichtet sich auf dem schwirrenden Plan

Und Burich' und Dirnen kommen heran
Und lauschen dem lustigen Sängerkreise
Und Weise überkollpert Weise.
Bald wöhlich und bald traurig klingt es,
Bald lieblich und bald schaurig dringt es
In's Ohr, und wird dir's nicht zu bunt,
So bleib' noch ein Weilchen bei dieser Rund'.
Hervor springt ein frischer fahrender Schüler,
Ein wackerer Gram- und Sorgenabspüler,
Der wirft von den Locken das Sammtbarett
Und ladet im Kreise herum zur Wett':
„Wer das beste Lied bringt auf den Plan,
Der heiße Sängerkönig fortan;
Und wer mein Lied mir niederzwingt,
Dieser Goldgülden ihm in die Tasche springt —
Nun, frisch heraus! Will's Keiner wagen?" —
Thut Jeder sein Gedächtniß fragen
Und Kichern und Lachen geht rundum ...
Doch Keiner beginnt, bleibt Jeder stumm.
Da sieh', wer bricht durch den zagenden Kreis?
Weiß' Auge loht so begeisterungheiß —
Wer reicht dem Schüler die markige Hand
Zum mannlichbiedern Unterpfand?
Kennst du ihn nicht? — Das ist ein Gesang'
Bei Burschen und Dirnen, bei Männern und Frau'n.
„Ich sing' mit dir, ich bin's gewillt!"
Wie ein Waldbach seine Rede quillt —
„Heb' an, du Bursche, zuerst heb' an!"
Und todtenstill wird's auf dem Plan;
Es mißt den Gegner der fahr'nde Gesell
Und lächelt und — beginnet schnell:

Hört ihr die Wellen hallen
Durch's weiße Kiesgestein?
Sie wogen und sie wallen
Hinunter in den Rhein.
Hei, wie sie freudig rauschen
An Wald und Burg vorbei, —

Als eilten sie zu lauschen
Der wilden Lorelei!

Das war die reinste Blüthe
Im rhein'schen Mädchenflor,
In alter, morscher Hütte
Die schöne Leonor'.
Nicht singt die Nachtigalle
So wonnig und so rein
Als wie mit gold'nem Schalle
Des Fischers Töchterlein.

In Sturm und Fluthgetose
In Sonn- und Sternenschein
Lachte die singende Rose
Die jubelnden Lieder hinein.
Und kam ein Kahn geflossen
Im tanzenden Wellenschaum —
Dem Schiffer ward erschlossen
Goldenster Märchentraum.

Er lauschte mit süßem Schauer
Dem zauberischen Klang
Und schwieg's: — mit leiser Trauer
Zog fort er die Fluthen entlang.
Wohl schlich da stilles Sehnen
In manch ein Herz hinein,
Wohl flossen viel heimliche Thränen
Um sie in den rauschenden Rhein. —

Doch wie in Maienbäumen
Ein Vöglein singen mag,
So mochte sie singend verträumen
Der Jugend Maientag.
Der Minne süßes Sehnen,
Der Minne heimlich Leid,
Der Minne jubelnde Thränen
Nicht ahnte die rosige Maid.

Da klang's einmal in trüber
Stürmender Lenzesnacht:
„Hol über, Ferge, hol' über!“
Es klang mit Macht, mit Macht
Und in die brausenden Wogen
Steuert der Vater den Kahn
Und lustig kam's wieder geflogen
Ueber die hallende Bahn.

Es singt und spinnt am Herde
Des Fischers Töchterlein;
Da tritt mit hoher Geberde
Ein blanker Ritter ein,
Er grüßt mit freundlichen Mienen,
Er flüstert so traut, so mild! . .
Nie war ihr noch erschienen
Solch herrlich Männerbild.

Und als die Wolken erglommen
In leuchtendem Morgenroth,
Auf baldiges Wiederkommen
Er lustig die Hand ihr bot.
Er grüßt mit schmeichelnden Mienen,
Er streichelt ihr Lockengold . . .
Nie war ihr noch erschienen
Ein Ritter so mild und hold.

O ernes Minneglücke
Vollduftige Rosenzeit!
Du demantschimmernde Brücke
Zur Seligkeit!
O Zeit, die den Himmel erschließet
In heimlichem Blick und Gruß,
O Zeit, wo der Himmel nach gießet
In leisen heißen Kuß

In deine seligen Bande
Schlingt du das junge Kind,
Sie jauchzt's in die blühenden Lande

Sie jubelt's in Wellen und Wind;
Es flüstern's die seligen Lippen
Den Weiden am Ufergestein,
Sie vertraut es den finsteren Klippen:
„Er ist mein, er ist mein, er ist mein!"

In den Rosen kosen die beiden,
Der Ritter und Leonor';
Es flüstern und raunen die Weiden,
Es zischelt und raschelt das Rohr.
Sie kosen und lauschen den Wogen
Einen thauigen Kranz sie bricht,
Mit funkelnden Ringleins Bogen
Er ihren Finger umflicht.

Mit süßen Schmeichelgeberden
Lullt er sein Liebchen ein:
„Mein Weiblein sollst du werden
Frau Pfalzgräfin vom Rhein!" . . .
Im Grunde grollet's schaurig
Wie dunkler Geisterfang,
An den Klippen klaget traurig
Der brandenden Wellen Klang. —

Einst sang sie von felsigen Zinnen
Jubelnd hinaus in's Land
Und schaute die Wellen rinnen
Im Abendsonnenbrand.
Da zog ein Schifflein herunter
Mit buntem Wimpelspiel,
D'rin saßen, lustig und munter,
Der Ritter und Frauen viel.

Das war ein Gleißen, ein Schallen!
So recht eine Hochzeitschau . .
Es küßte der Schönste von Allen
Eine hohe stolze Frau.
Und es klangen die goldenen Becher
Und die Saiten schwirrten darein,

Und es jauchzten die frohlichen Zecher
„Hoch, Pfalzgraf vom Rhein.“

Was gellt so jäh durch die Lüfte
In den lustigen Jubel hinein?
Was rüttelt vom Schlaf die Klüfte
Dort von dem hohen Stein?
Was lacht so wahnsinnig bitter
Hinunter in den Chor?
Fragt nur den seligen Ritter,
Er kennt die Leonor'“ . . . .

Das war ein böses Grüßen,
Das da die Luft durchschoß
Und in das blühende Küssen
Aasende Gifte goß'
Wie klang so todesgrimmig
Durch Bucht und Schlucht ihr Fluch
Und Echo, tausendstimmig,
Gellte zurück den Fluch:

„Das sei dein Hochzeitsiegen
Herr Pfalzgraf von dem Rhein'
Kannst ihn zum andern legen
Als ein Gedenkemein:
Verfluchet seist du, Heuchler,
Mit schweren Fluches Wucht,
Du gleißender Friedenmeuchler,
Und dein Geschlecht – verflucht!'“ –

Und Wahnsinn hat Erbarmen
Mit dem gebrochenen Weib:
Er faßt mit heißen Armen
Den fieberfrostigen Leib:
Er reichet ihrem Munde
Todtliche Meloden,
Er wandelt sie zur Stunde
Zum mannerverderbenden Fee.

Und weh' dem Schiffersmanne,
Der nicht vorüberzieht!
Mit sicherm Todesbanne
Umstrickt ihn ihr Zauberlied.
Sein Schifflein wird zerbrechen,
Sein Fahren ist vorbei; —
Denn furchtbar will sich rächen
Die wilde Lorelei!

So klingt's von fahrenden Schülers Mund,
Er schauet sieghaft in die Rund'
Und schweigend steht der lauschende Kreis,
Es durchrieselt ihn kalt, es durchglüht ihn heiß ...
Wohl flüstert auch manch heimlich Wort:
„Das Gold springt nicht in die Tasche dort."

Da bricht des Mondes Silberschein
Mit breiten Wellen mächtig herein
In die flüsternden Bäume und, leichtbeschwingt
Ein Sommerlüftchen vom Walde bringt
Gar wunderholden leisen Klang
Wie fernverklingenden Elfensang. —
Da bricht aus des träumenden Mannes Brust
In vollem Strom die heimliche Lust;
Sein Auge blitzet hinauf zum Wald
Und voll und klar sein Lied erschallt:

Wohl mag die Lorelei singen
Mit lockender Zauberei;
Doch um den Preis nicht ringen
Soll sie mit meiner Fei!
Mit meiner Fei vom Walde,
Im dämmernden Felsgeklein,
An rauschenden Baches Halde:
Mit dem rosigen Waldfräulein!

Als auf des großen „Werde!"
Schöpferische Gewalt
Der reichen Muttererde

Entrauschte der stolze Wald;
Als seine Wipfel sich schlossen
Zum heiligen Tempelhall';
Als klingende Quellen sich gossen
Aus moosigem Felsenwall;

Als da viel selige Blüthen
Erwachten in Hurst und Hag
Und Liederfunken sprühten
Durch goldiggrünen Schlag.
Als grüßte die wonnige Kühle
Des Wildes munteres Schaar
Und über das frohe Gewühle
Stolz zogen Falk und Aar —;

Da ging ein heimlich Weben
Durch den vollen Gestaltenflor,
Da keimte ein selig Leben
Rosig lächelnd empor;
Da wuchs es und da quoll es
Heran zu blühendem Leib —
Da ward ein wundervolles,
Zauberisches Weib.

Und all' die wonnereichen
Flüsternden Traumgeister
In Moos, in Tannen und Eichen,
In Luft und in Gewässer —
Und all' die duftigen Geister
Die ganze Waldesflut
Legte der große Meister
In des Weibes junge Brust.

Gleich wie die Morgensonne
Sich spiegelt im blinkenden Thau,
So funkelt des Waldes Wonne
Aus ihrem Augenblau —
Und wie die Nacht ihre Lieder

Verlieh der Nachtigall,
So legte in sie nieder
Der Wald seine Lieder all'.

Im warmen Lenzgeflüster
Erklingt ihr süßes Lied,
In schmetterndem Wetterdüster
Es hallend den Wald durchzieht:
Es jubelt aus Sommerhalmen,
Es trauert aus Blüthenflucht,
Es klagt aus Nebelqualmen,
Es hofft aus Schneeeswucht.

Und nimmer wird verklingen
Ihr goldner Zaubersang,
So lang noch Vöglein singen
Den rauschenden Tann entlang;
So lang noch Quellen gehen
Durch dämm'rig kühl Gestein,
So lang noch Wipfel wehen
In die wallenden Wolken hinein.

Und nennt ihr tolle Sage,
Was da mein Mund euch preist;
Dann hat im grünen Hage
Euch nie umweht ihr Geist;
Dann wart ihr nie verloren
In seligträumende Schau;
Dann hat euch nicht erkoren
Zum Lieb die hohe Frau. —

Dann schleppt ihr statt der Herzen,
Ein dumpfes Bleigewicht;
Dann glimmt, gleich qualmenden Kerzen,
Euch trüb der Augen Licht;
Dann tappt ihr, gleich den Blinden,
An Busch und Blume vorbei —
Dann werdet ihr nimmer finden
Die wonnige Waldesfei! —

Nur lauschendem Gemüthe,
Nur offnem Kindersinn
Beut sich die Zauberblüthe
Zu seligem Lustgewinn.
Nur wem so recht in Treuen
Waldlust im Auge thaut,
Nur der mag sich erfreuen
Der minniglichen Braut.

Und — wer da hat getrunken
Ihrer Lippen Zauberwein,
Wem ihrer Augen Funken
Geblitzt in's Herz hinein;
Wem Einmal ihrer Lieder
Goldstrom die Brust durchrann —
Dem lüstet's nimmer wieder
Heim aus dem seligen Land.

Und wie der letzte Klang verzieht,
Da schwirrt sein Glas in die laue Luft
Und hinein im Sprung in den Mondlichtduft,
Ein flüchtig Reh, nach dem Wald er flieht. —

Und staunend steht der lauschende Kreis,
Es durchschauert ihn kalt, es durchglüht ihn heiß,
Die Burschen glühn, die Mädchen schmollen,
Daß der ihrer Schöne nicht mocht' zollen —
Es geht ein Geflüster, ein wirres Munkeln
Im Schwarm, doch bleibt er stark im Dunkeln,
Wer denn die Waldeszauberin sei?
Und Keiner erinnert sich einer Fei,
Die ihm mit seligem Liederliegen
Begegnet auf den waldigen Stegen.

Der fahrende Schüler aber schreit:
„Was kümmert uns droben die Einsamkeit!
Auf, auf, ein Anderer möge ringen,
Einem Andern das Gold in die Tasche springen!“

Doch der summende Schwarm, er rührt sich nicht
Ihn haben die Lieder heimlich gestört,
Mit fremden Sachen ihn wirr bethört . . .
Und unter den Bäumen Einer spricht:
„Wer kommt hinauf in den Wald, zur Schau,
Ob uns erscheine die schöne Frau?"
Und ein Fähnlein bildet sich alsobald
Und schreitet hinauf zum dunkeln Wald.
„Der that so gläubig, that so laut,
Als hätt' er sie noch heut geschaut,
Muß doch was an der Sache sein —
Ja, oder sprach aus ihm der Wein?" —
„„Nein, nein — nur weiter, weiter fort,
Mir ist, als säh' ich's blinken dort!""
So geht's hinein in den schweigenden Tann,
Getreulich stapfend Mann an Mann.
Sie wandern auf breitgetretenem Weg,
Nicht lockt sie's seitab in's Gehäg.
Sie wandern forschend stets fürbas,
Sie deuten dies, sie vermuthen das.
Aus faulem Holze seh'n sie flimmern
Waldfräuleins holdes Augenschimmern;
Das Bächlein rinnt im Grunde fort —
„Das ist wahrhaftig Waldfräuleins Wort!"
Ein Käuzlein schwirret kreischend vorbei —
„Ist das die herrliche Melodei?"
„„Nur weiter, weiter — dort wird's hell!
Er muß es ja wissen, der brave Gesell!""
So tröstet Einer, „„hat mir vertraut
Schon früher was von seiner Braut
Im Walde . . . .““ „Nun dann ist's schon wahr",
Ein Andrer meint, „dann hat's nicht Gefahr!" —
Und weiter, immer weiter wallt
Die Schaar im mondverworrnen Wald.
„Waldfräulein he! Waldfräulein joh!"
Wird Keiner ihres Anblicks froh. —
Da schimmert's hell aus raschelndem Rohr,
Da flammt's in duftumhauchtem Moor . . .

„Da ist sie, da ist sie, ich seh' sie schon!“
Ruft Einer und rennt rasch davon —
„Da ist sie schon, gestochen den Trumpf!“
Und — mitten hinein in den heimlichen Sumpf. —
Nicht hab' ich Weiteres Lust zu sagen.
Sie irrten im Walde bis zum Tagen
Und kamen nüchtern heimgezogen
Und murrten wild: „'s ist Alles erlogen!“

Aus den „Reisebriefen“.

Auf der Ebenalp. 31. Juli 1855.

Da sitz' ich denn nach langer, langer Sehnsucht endlich auf der Ebenalp, auf dem äußersten bleichen Gestein über der Tiefe und schaue hinab. Das Leben da oben verblüfft aber den ungewohnten alpinen Anfänger so, daß ich gar nicht weiß, wo ich es zuerst packen und in mein Buch fangen soll. Es ist eine närrische Geschichte! — Soll ich Dir zuerst von den rosenrothen, rasenbildenden Silenen erzählen und von der dunkeln Bläue der Alpen-Veronika, oder schaust Du lieber zuerst hinab zum Seealpsee, der dunkelgrün im Thal dem Mittag entgegenträumt? — Ach, es ist so unendlich Vieles da, das man nur erleben, nicht schreiben kann. Das ist nicht wie im Walde; der ist heimeliger, enger, begrenzter, der läßt sich schon abschreiben. Aber so ein gewaltig Rundbild: da stochert der Bleistift d'ran herum, wie ein Gletscherfloh am Firn und weiß nicht wohin sich wenden.

Aber das weiß ich: so mitten in den Alpenrosen zu sitzen — das ist allerliebst heimelig! Ueber mir ziehen die Wolken; sie würden mich hören, wenn ich riefe. Drüben in der Alus überbieten sich die Geißbuben in Jodelübungen und hoch auf dem Grat des Schäflers im streifenden Nebel stehen ein paar Kühe. In Sonne und Schatten liegt „das Land unten.“ Durch's Gestein dehnen sich die Legföhren, eigenthümliche Bäume; es sind die Lazzaroni der Alpen, sie liegen auf dem Bauch am Boden, stützen den Kopf in die Hände und schauen vegetirend in die Welt hinein. Tief drunten liegen die Länder mit ihren Hütten, Hügeln und Wassern, und der Bodensee zieht eine fluthende Grenze zwischen Alpen und Hügelland. O, so von einer deutschen Höhe einen Flug beginnen, breit und mäch

tig heran in diese Berge, immer näher und näher bis mitten hinein in die Alpenrosen — das ist ein schöner Gedanke. Probier's! — Ich will aber weiter.

Jetzt sitz' ich wieder unten in der Kultur und will Dir noch fertig berichten von heute. Noch lange ging der Weg durch wunderlich verwaschen, ausgehöhlt Gestein, und ich kann gar nicht begreifen, wie die Blöcke so obenauf liegen können, zu oberst auf der Höhe; sie können doch nicht vom Himmel gefallen sein! — Ich wußte nicht, wohin schauen und wo die schönsten Alpenrosen pflücken; das glühte allerenden so fröhlich verlockend und dazwischen funkelte wieder das Prachtblau der Gentiana acaulis. Das sind ächte Vasen, den Thau des Himmels zu sammeln! — Jetzt komm' ich in eine steinige Hochthalmulde, da stehen ein paar Steinhütten, locker aufgebaut; ich habe noch kein Haus gesehen, das mir steinerner vorkam, als so ein Stadel. Das ist, als ob die Steine sich selber aufgebaut hätten und gesagt: „Wir wollen uns ein Vergnügen machen, kommt her. Der Seppetonis Bisch muß doch ein Heimeli ha, er und seine lieben Kühe." Und über Nacht ist's fertig geworden. Steht daneben ein großes Kreuz und das paßt prächtig hierher.

„Hat's doch kein Mensch besser als Ihr", sagt' ich zu einem Sennen, der auf dem Bauch am Abhang zwischen seinen Kühen lag, wie eine Legföhre, „Ihr habt reine Luft, viel große Natur und alles gute und Schöne!"

Ja ja Herr, Du meinst's gad; s' hat's freilich kein Mensch besser als wir, wenn's so recht wettert und macht und kalt ist, daß man nicht weiß, wo bleiben mit Vieh und Mensch. Das ischt b'sesse schön, Herr!"

Der Mann hat recht. Denk' Dir nur einmal so wochenlang kalten Regen und Wind und dazu einen engen Stadel ohne Feuerherd, wo der Rauch einem die Augen ausbeißt, fünftausend Schuh über'm Meer zwischen Gestein und Geröll einen Tag wie den andern, das Vieh ohne Futter, der Mann ohne menschliche Gesellschaft — unaufhörlich Regen, die Nebelgehänge verhüllen sein Erdloch Nacht und Tag ... ja ja, da gab ich dem Seppetoni meine Flasche, und er nahm zwei mächtige Schlücke des alpenfreundlichen Aquardiente. Den Braten gab ich ihm auch noch, dem armen Teufel — hättest die Freude in dem ehrlichen Gesicht sehen sollen. Und zum Abschied gab ich ihm noch derb die Hand; solche Leute freuen mich).

Ich fragte ihn auch, ob er denn nie Langeweile habe? Er lä-

chelte sonderbar, wie nicht verstehend und sagte: „Langwil? Nä, i ha nie Langwil."

„Aber was thut Ihr denn bis Nachts?"

„He, i bi halt bi de Chüehne!"

Hör', lache nicht, aber die Alpenkühe haben Intelligenz. Wenn Du bergan gehst über die Weiden, und die schönen Thiere erheben den Kopf so klug und fragend nach Dir, dann meinst Du, Du müssest ihnen den Paß vorzeigen! — Das sind keine Kühe, wie sie im Land unten vor alle möglichen Fuhrwerke gespannt und abgekarrt werden, daß man an den Beckenknochen den Hut aufhängen könnte — das sind Honoratioren, bewußtvoll, sich fühlend, nicht Vieh mehr, sondern Thier. Da ist Rage, Schnitt, Charakter. Glaubst Du, ein Thalkühlein würde Empfindung zeigen, wenn sie die große Glocke getragen und man sie ihr wieder abnähme? Nein. Geh' aber und frag', wie die Leitkuh traurig wird und nicht mehr fressen mag, wenn sie ihrer Glocke beraubt wird — sieh', wie stolz sie vorgeht — da ist Intelligenz und darum hat der Seppetoni keine Langweile.

Er wies mich nun die Kühstapfeten hinunter und da ging ein neuer Lebensabschnitt für mich an.

Es war eine Vorschule für einen angehenden Gemsjäger; steile, fast senkrechte Felsen und Wiesen hinunter. Ich schritt bedächtig prüfend weiter und weiter, und wenn ich gestürzt wär', hätt' sich kein Mensch um mich bekümmert, weil keiner da war weit und breit. Nur ein paar prächtige Apollo flatterten stolz an mir vorüber, und einmal, als ich eben mit Aufwand all' meines Klettertalents auf allen Vieren einen gähen Felshang überwunden hatte und vergnügt hinabsah auf den tosenden Schwendifall, verscheuchte ein Schwarm Perlmuttern keine vier Schritte vor mir auf und bog in graziöser Wendung um den Felsstock. Ein Trüpplein neugieriger Ziegen kam auch einmal und beschnupperte mich. Ich habe vergessen, ihnen von Jean Paul zu erzählen.

Ja, so kam ich endlich doch zu Thal und über den Bach zu Nazi's Hütte. Der saß eben beim Käsen, arbeitete mit dem braunen Arm in der grünen Brühe des Käsefels dunkel und geheimnißvoll herum und freute sich, als er mich wieder sah. 's war doch lange seit letztem Dezember. Ich mußte einige Gläser Milch trinken und dann braute er mir eine „Rohmzone", ein ganz gutes, aber schauerlich fettes Ding. Eine Kotelette wär' mir denn doch lieber. Nachher beging ich die unermeßliche Dummheit, Wasser darauf zu trinken und da wird mir sterbensschlecht, und vom Heimweg weiß ich nichts mehr . . .

*

Im Fremdenbuch des Aescherwirthshäusleins fand ich zu meiner großen Freude ein Lied vom J. V. Scheffel, der voriges Jahr hier oben saß, um seinen „Ekkehard" fertig zu dichten. Die Leute erinnerten sich noch mit großer Freude des „freien Herrn." Ich brachte ihnen Grüße von ihm und sagte, er sei nun in Italien.

„So, im Itali? Aber nöd wohnbar?"

„Nein."

Sein Lied aber lautet:

B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirth,
B'hüt Gott, du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Ist auch das Haus nicht riesengroß - -
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

Gegrüßt sei Euere Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg!
Es ist mir wenig hoch genug,
Hier stund ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herren im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da,
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ' den ganzen Quatsch,
Und zög' als Appenzellerbub
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedel sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual —
Als wie ein Geißbub' jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Auf dem Ziesler. 7. August 1855.

Bin wieder zu Berge gestiegen, um Dir vom Säntis zu erzählen. Drunten im Land geht das nicht; da mußt Du zwischen den Alpenrosen sitzen zu oberst auf den Felsen, unendlich reine Luft trinken und Dir die Stirn umwehen lassen von den leisen schmeichelnden Gedanken der Morgenluft. Da mußt du die lieben Felsen wieder vor Dir haben, die Geißglöcklein müssen Dich umklingeln und der Schwendifall muß heraufrauschen zu Dir, wie das mächtige Athmen der Bergbrust. Ich bin unzufrieden mit mir, daß Du nicht da bist und bei mir sitzest im Schatten der Legföhren, in dem reinen Duft und Hauch und Glanz und Frieden, daß Du Dich begnügen mußt mit ein paar verwelkten Alpenrosen, wo doch hier der ganze Berg glüht und leuchtet davon.

Ich will erzählen und kann doch nicht. Es ist Alles so verlockend, so lieb verwirrend hier — da gehst Du so ganz auf in den Frieden und die Kraft der Natur und jeder Wunsch, Alles schweigt — nur träumen, athmen, leben . . .

Der Säntisschnee leuchtet blendend herüber und die grauen Felsen der Spitze erzählen mir wieder. Triumphirend ob ihrer Schönheit leitete mich die Natur hinauf vom Schwendithal durch die heitere freudige Dämmerung der Buchenwälder, an prächtigen Wasserfällen vorüber, an deren einem ich monatelange Zeichnungsbeute fände. Sie aber zeigte mir immer noch mehr: „O, ich habe genug von Allem!" — Ja, diese Mutter, sie ist reich, und reich ist das Menschenherz, das sich ihr erschließt. In jenen Wäldern drüben hab' ich Dinge gesehen, die einmal fern unten im Winter mir Träume geben werden, wie sie nicht um Thalgeborne schweben. Diese strotzende Fülle des Laubes, die Kraft der Stämme, das kräftige, über-

müthige Schäumen und Rauschen — und nach und nach athmet's leise aus, versinkt schweigend hinter Dir und die heitere Graswelt der Hüttenalp beginnt, leitet Dich auf und ab, an trübem, unterhöhltem Schnee vorüber, durch Geschiebe und Gerölle, an jähen Abgründen vorbei. Aber Du vergissest keine Blume: nicht das Alpenvergißmeinnicht, das der Himmel selber gemalt, nicht die goldenen, fröhlichen, fetten Sterne der Saxifragen, die in Jugendübermuth leuchten. — Du brichst auch die stolze Gentiana acaulis, diese Vase, aus verdichtetem Himmelblau geformt, aber nicht aus dem Blau des Thalhimmels, dem trüben, matten, nein, aus dem schwarzen, satten Blau, wie Du's auf den höchsten Höhen siehst. Nun kommst Du in's Steinthal. Hinter der Roßmad ist die Sonne versunken; Alles ist grau und grün; von den Hängen der Marwies und der Glockern ziehen die weißen Ziegen wie Silberfäden heim, und nun stehst Du vor den Steinhütten der Meglisalp, am Fuße des wilden, mürrischen, schwer zugänglichen Alten Mannes.

Buben, Mannen und Kinder standen da und schauten uns an. Kaffe, Wein und Braten schmeckten nicht ungut, und alles war recht und in Ordnung, denn wir hatten viel mitgenommen. Es kam die Nacht; wir legten uns auf's Heu, und starkes Schnarchen begann.

Ich aber konnte nicht schlafen, ich war zu aufgeregt; es war mir zu heiß, und ich spürte das niedere Hüttendach wie einen Alp über mir und das Dunkel verwirrte mich. Da kam ein schwacher Schein in die Hütte, die Thür ging auf und herein trat die alte Frau[1] wollte Licht machen, warf den Leuchter hinunter, machte wieder Licht, und die dunkle, große Gestalt stand nun ganz heroenhaft scharf beleuchtet unter den wunderlichen Geräthen der Hütte, wie die alte Uraka im „Atta Troll." Dann setzte sie sich an den Herd, stützte den Kopf in die Hand und wollte schlafen. Das Lichtlein glomm leis und trüb weiter, und der Schlaf spielte und tändelte um Alles. Draußen erhob sich zeitweilen ein schauerlich ungefüges Grunzen aus dem Schweinstadel; dazwischen tönten die Glocken der Kühe, die dunkel zwischen dem Gestein weideten die Nacht durch; neben der Hütte ging ein eilig Wässerlein zu Thal und durch die Steinfugen des Baues sauste und seufzte unbeständig der Mitternachtwind. — Die Alte stand wieder auf, murmelte, auf die Uhr sehend: „Erst halb zwölf..." löschte das Licht und ging wieder hinaus. Der nächtliche Schein beim Oeffnen der Thür lockte mich;

[1]) Nicht die Frau des Alten Mannes, sondern..

es war mir wie eine Ewigkeit vorgekommen, daß ich schon gelegen. Denn dies dunkle, unbequeme Wälzen und Probiren und Heißhaben und nicht wissen, wo man ist, das macht Zeit und Schlaf schwer fliegen. Ich schob mich bedächtig über den Rand des Lagers und die Bank, auf der unsere Schuhe standen, ließ mich hinunter und trat in die Nacht hinaus.

Ich scheue mich, an die Beschreibung dieser Nacht heranzutreten; aber wenn je etwas meinem Geist treu eingegraben bleibt für immer, so wird es diese Nacht sein.

Die Alp verliert sich gegen Osten über die Felsen hinab, und von meiner Hütte aus sah ich kein unteres Land; das ging nur so in's Leere hinaus, hinab, und aus der Tiefe stiegen die Sterne wie aus dem Nichts herauf. Aber diese Sterne! Sprich mir nicht von einem Sternenhimmel über Euerm Flachland — den Glanz, die Größe, die Freudigkeit dieser Himmelsblumen hier oben kennt Ihr nicht. — Auf der obersten Zinne der Marwies flimmerten und glimmerten die Plejaden, wie wenn die Elfen im Mondlicht Diamanten in die Höhe würfen und wieder auffingen. Ueber den Fähnenschafberg blühte der blendende Sirius wie eine goldene Rose, und den Grat der Roßmad hinauf zog der große Bär in würdig schwerfälligem Schweigen. Und dazwischen gesäet all' die andern Sterne, die nickten über den Steinwänden, wie wenn sie als Blumen herabgestiegen wären, um über Nacht auf Erden zu blühen. Hinter den Glockern stand ein bleicher Schein, das war der Mond, der heraufkam und sein weißes, abnehmendes Licht die Höhen hinab kriechen ließ, an denen wir bald zum Schnee emporklimmen wollten. Und unter diesem himmlischen Blühen hin zog der weiche warme Hauch des Föhn und brachte das Rauschen des Schneewassers herab — das ging fort und fort durch die wilde Steinwelt, wie dunkle Lieder eines Verlornen. Und droben winkten die bleichen Schneewände und das Mondlicht zog mehr und mehr über sie herab. Jetzt funkelte es wie ein Stern zwischen zwei Felsnadeln hindurch; nach einer Weile schwamm es empor und lagerte nun auch auf unserm Hüttendach. — Da, in all' dem Schönen, Guten, Erhabenen flog mein Geist hinaus über die Länder; ich rief dem Berggeist, daß er Dich mir hole aus dumpfer, heißer Residenz — er aber gab keine Antwort, und Du kamst nicht...

Ich bin zerstreut. Um mich graien, rupfen und klingeln viele Geißen, buntes Insektenleben streift über die Pflanzen und vorhin surrte eine große grünschwarze Libelle in meiner Nähe herum. Trüben stehen die Felswände in gräulich schwarzem Licht, und ein dunk

ler Falter setzt sich eben auf meine rechte Schulter und wiegt die Flügel. Fliegen und Mücken tönen und schwirren, und drüben am Schäfler jauchzen die Geißbuben. Hinter einem prächtigen Alpenrosenbusch erhebt sich ein kluges Geißhaupt in behaglicher Beschaulichkeit und eine kommt hinter mich und schaut mir über die Schulter in's Buch. Ich wollte ihr vorlesen, sie ging aber. Und ich will auch gehen und leben Schritt für Schritt. Alpenrosen pflück' ich keine, will sie nur sonst genießen. Es ist alles so friedlich, so ruhig und heimelig in mir und meine Brust ist voll Jauchzen vor Freude und Liebe zu meinem schönen, herrlichen, heiligen Vaterlande.

Aus dem „Herr Professer".

Hinderem Albis still und schwer chrücht usen es Wetter,
Hinderem Hörnli tintefchwarz chrücht eis em etgege;
'S facket fi überem Rhi, es facket fi dinnen in Berge.
D'Sunne blendet und sticht; alsgmach göhnd Wulchen iez drüber.
Lueg, gegem Irchel wetteret s scho, im Schwabeland usse
Schiint na d'Sunne, es schüüßt au en Strahl na uf's Hörnli's Steiwänd;
Und wie si d'Wulche drucked, so sind au die nächere Wälder
Deppedie na glänzig im Liecht; me cha d'Blätter erchenne
Det vor der iisefarbige Wand — iez sinked's in Schatte.
'S gaht kes Lüftli, es singt kes Finkli und tüüf überm Bode
Schüßed d'Spyre her und hi und grined und giired.
Heiße Harzgruch zieht dur d'Tannen und öppedie chunnt's eim
Anere gholzete Stell wie usfemen Ofen etgege.
Alles isch ruehig und wartet; nu d'Hummle löud si nit störe,
Brummled und summled na umenand an Aglei und Brumbeer.
D'Wulheischt werched au na und träged Nädeli zämme;
'S Bächli sprächled wie suscht und de Guggu rüeft usem Lerchli.
Aber iez allimil tüüfer und allimil dunkler und dunkler
Druckt si d'Wulchen; es nachtet fait — los, iezed hät's tunneret,
Tüüf und wiit na — es Lüftli chunnt, ganz liisli und heimli;
'S fahred scho einzelni Tröpfe durab und verspritzed am Bode
Schwer und groß, oder falled uf d'Blätter und chehred's es bitzli.

Tüüf i verwachsenem Tobel fallt au Tröpfli um Tröpfli

Schwer und voll i d'Herrgottesuppli – doch sind's nid vo Wulche. –
'S mottet det unnen es Wetter, es hät det unnen en Schlag gä,
Thuet na wehner as dä vom Blitz – s isch wol alles zringsum
Prächtig frisch und grüen; aber det ime Herze isches
Bös versengt und in Boden gschlage, verwetteret umgleit.
Was scho sideme Jahr ganz heimli und früntli trüet hat.
'S briegged zwei Auge det unne, die sind si's Briegge suscht nid gewohnt,
Und es verzaget det unnen es Herz, es git e kei festers
Suscht; es versinkt det unnen es Gmüet i Chumber und Elend,
'S git kei mannlichers suscht, wo Leid und Sorge so ring treit. –
Was si de Heiri bis iez im tüüfste Herz verborge,
Schüüch verborge gha hät und alliwil tüüfer na bettet:
Alli si stilli Hoffnig, sis heimlichist Wenschen und Denke,
Das verrißt iez sis Gfängniß, und iez, wo's z'spat isch, so weiß er
Uf eimal, daß er schwach gsy isch und die Gfangene lugg gla
Hät, daß er's nümme cha heben, und iez, iez werfed's en z'Bode.
Jez, wo de Wetterschlag sis Hoffe und Wensche verzehrt hät,
Jez wo de Wetterwind sis heimli Glück em i d'Luft nimmt,
Ja, iez weißes de Heiri erscht, was em's Anneli gsy isch.
Gsy isch... us und verbi für immer und ebig vergesse
Sötter iezed sis heimlichist Glück, sis lieblichst Gidenke.

Los, iez chunnt es Runsche duruf us en undere Wäldre
Alliwil nacher und alliwil lüüter: wirft si's i dä Wald –
Jez wird's heller und iez wird's dunkler, wenn Tanne si büüged
Eini der andere nahen und wieder i d'Höchi schnelled.
Jez en Blitz..... e Todtestilli en Augenblick.. iezed
Chrachet's in Lerchlenen dänne, kei zehe Minute vom Heiri.
Und iez schüttet's durab und runscht und raßlet durnahe,
Und iez Blitz uf Blitz und Schlag und Chrachen und Rumple
Alliwil dunkler und dunkler wird's es wüehlet de Sturmwind
Doben in höchste Gipflen und dunnen im niederste Chrüütli,
Vögel und Blätter flattred dur d'Luft und gflügleti Sämli:
'S bricht in Aesten und chrachet in Stämmen, es garet und giret.
Zuckt i roserothem Schii dur d'Dunkelheit durre.
Chnellt und cheßlet und rumplet und chlöpft, as sött Alles in Bode.

Aber der Lisebet ihre Bueb sitzet dunnen im Tobel.

Fürcht si nid und loset nid und merkt nüt und gseht nüd
'S werchet und macht in ihm inne so streng as wie um en umme,
Nu daß kei Sege debi isch bi ihm, und nu daß 's em iischalt
Schwer und scharf in Bode verschlat, was er pflanzet und ghofft hat
Daß 's em sis jung Lebe bricht wie die Esche det enne,
Mitten im freudigste Trieb und mitten im saftigste Wachsthum.
„Aber en Nar bin i doch gly," seit er, „das hett von Afang
„Denke chönne, daß 's Anneli nid — was nid? — Teppe warte?
„Teppe warten uf mich? — uf de Stundehannsheiri warte?
„Warte? Uienen Kerli wo ja uf der Herrgottswelt nüt
„Hät und isch wie-n-ich.. ja, Heiri, me wartet der öppis —
„Bliib du bim Habermues, Herrechon las ebe de Herre." —
Ase verspottet er si; doch will's em zum Trotz nid greiche,
Und wie mehner er kämpft, wie mehner wird sie em lieber.
Immer düütlicher, immer lieblicher gseht er sie vorem;
Alli Wörtli chönd em in Sinn wo sie scho zuenem gredt hat.
Alles chunnt em so düütli iez für, wie-n-er öppe vo witem
Unne verbi isch im Feld und über de mannshöch Rogge
Uisegluget und zitteret hät vor Freud, wenn er's vielliicht
Doben im Garte hät werche gseh — er weißes na zue guet,
Wie's en erschreckt hät sädigsmal, au eben im Rogge
Wo-n-er au usesperberet hät, und wo's da uf einal
Nebetem durre gaht — er hät gmeint, er falli grad zamme
Vo vor Schrecken und Agschämigkeit — und wie's en do fraget:
„Heiri, was häschi e so gluege? Witt öppe de Rogge meise? —
„Lueg, er isch doch na größer as du — wie gahts diner Mueter?" —
„Siebe Schueh," hät er gseit do drui — es schämt en na iez a.
„Ja, i bi selber d'Schuld, warum hani allwil so dumm tha!
„Wird au denkt ha amigs vomer: das ischmer en Thorchtig!" —
„Denkt ha vomer — vo mir? Vo mir hät's wägerli nie denkt.
„Anneli — welt, i hett di nie gseh, so chönnti na lebe...

Aber wie mehner er kämpft, wie mehner wird sie em lieber.
Immer düütlicher, immer lieblicher gseht er sie vorem
Mit ihrem früntliche Gsicht, mit de prächtige Ghrieslange.
Immer düütlicher chlingtem i's Ohr ihres muetwillig Stimmli:
„'S redt viel tüüfer as 's singt"... Iez chunnt dem Heiri en Tag vor,
'S isch em wie hütt — „'s isch gspäßig gii anno siebenevierzgi,

„Womer händ müese gege Luzern — i weiß es na ganz guet:
„Alles staht bi n enand im Dörfli und d'Wiiber händ briegget.
„D'Buebe hand is d Haberseck treit bis aben uf d Landstraß —
„Do isches gsy — do isch 's Anneli au bin andere Chinde
„Gstanden, und alli hand zannet und tha, aber 's Anneli einzig
„Hat kes Thränli gschroue — es hät — i weißes wie hütt na —
„Nu e so ernsthaft drigluegt do i vergisse die Auge
„Gwüß mir Lebtige nid — es hät nid Bhüetigott gseit do.
„Nu eso dagstanden isches und hät is allwil agluegt....
„Wo mer do zammechlopfet am Rotherberg, hani allwil
„'S Annelis Auge vormer gseh eso gstuunig und truurig.
„Und wo mer ufestürmed, se zulet en Unterwaldner
„Scharfschutz uff mi — das hett mi nid gheit, aber zammegfahre
„Bin i doch, denn die gluchligen Auge wie's Anneli hat dä
„Gha — i weißes na guet — und do bim Abdrucke fallt er.
„'S Müllers im Riedt ihre Konrad selig dä hät en ewegklopft
„Bin doch e Taubi gsy uffen i hett mi sechtig dem Chueri
„'S Banggenet do in Liib chönne gä — do leit en e Chugle
„Grad im gluchligen Augenblick und trifft mi en Streifschuß.
„'S ischmer doch grad wie do, e so gwaltig krachet und klopft hat's
„Grad wie hütt — o hetti do gwüßt, was mi spöter erwarti,
„Hetti mi Seel"....Er redt's nid us, denn grad vorem ab:
Fahrt e blaui Flamm und verrißt und verzehrt e Wißtann
Schnehtüüf wie so de Pflueg e breiti Furren im Feld zieht
Und es Johle 'ghört er druf im Lerchenschlag obe,
Lang und wild chidt's dur de Tunder, gräßli, uheimli ...
Zwar er isch nid erzogen in abergläubische Sache;
Aber es chrüsteten doch und überschuudreten gspäßig —
Denn us Gwüssen isch nid ganz luuter: er hat vorig eppis
Uf der Zunge gha nid öppis guet's — iez git's em en Tuuter.
Lueg er verwachet iez ganz, er gschaut die verrisse Tanne,
Lueget i d'Höchi und lueget um si — „Hä, hani denn traumet?
„Guet, daß's en chalte Schlag gsy isch — 's hett chönne en Brand gä.
„Aber wo staht au min Chopf? — Es trülletsi all's zunderobsi
„Mit mer" — und wieder johlet's im Wald und wilder und luuter.
Aber iez merkter, daß's Mensche sind — iez fahrter i d Höchi:
„Wenn i doch nu grad — jä so, i darf nid thue über ander.
„Ha na viel Schlimmers tha, o Anneli, Anneli, du bischt

„D'Schuld, du häjcht mi bithört, verhert und underenand gricht
„Alles und alls immer inne." — So jammeret wieder vo Neuem.
Stingt uſem Tobel und lauft dur de Wald i Chumber und Elend.

Aber es heiteret wieder und s'gaht an liisli der Nacht zue;
D'Wulke verziehnt ſi und 's Abigroth ſchiint zwüſchet de Tanne
Glänzig und tröſtli in Wald; es rodt ſi es Abigliiftli,
D'Läubli lönd glitzrige Tröpfli fallen, es ſchimmeret Alles
Sunber gwäſchen und friſch und gitärkt nach der bluetige Tröchni.
D'Amslen orgeled wieder und d'Finke wänd ſchier verſprütze
Jezed vor Freud und Uebermueth; en einſame Guggu
Nimmt ſis Gſätzli au wieder uf — er cha nid verirre.
D'Müggli tanzed und giſpled und haſpled durenanddurre.
Zähl's emale wenn d'chaſt — und d'Schnegge ziehnd uſem Holzweg
Gnäuſig und gwundrig dur's naß Gras ihri gſchliimrige Schliichwege.
Los, es rumoret in Berge na furt; bi eus aber iſch ſcho
Zentumme blaue Himmel wieder und Frieden und Stilli.
Lueg, es Summervögeli flügt i flatrige Böge
Au wieder umenand — de chönntiſcht warte bis morn, du,
Jez iſch de Bluemeſtaub verneßt, mueſcht warte bis d'Sunn chunnt!
Hä, es hät Hunger vielliicht und me bruucht fei Sunne zum z'Abig.
Find was d'chaſcht und iß was d'häſcht, i mag der's ja gunne!

Aus „Ernſte Abſichten."

Von einem Heiligenmaler.

Pan ſchläft.

Es ſchläft das ſämmtliche Perſonal auf den Thüren Ghiberti's. Der vatikaniſche Apollon ſchläft, laut ſchnarcht Laokoon, der ſterbende Fechter wird im nächſten Augenblick ſich bequemer auf den Rücken legen; Flora, die rieſige Flora, iſt zum Umfallen ſchlafwelk, und der farneſiſche Herkules vermag die Granatäpfel keine halbe Minute mehr in ſeiner eingeſchlafenen Rieſentatze zu halten. Sie werden herabfallen, aber Niemand wird ſie aufheben. Das Mädchen mit den Knöcheln ſpielt nicht mehr, es nickt zuſammen. Reizend träumt der Hermaphrodit auf ſeinem Polſter; dem dornausziehenden Knaben iſt

Schmerz, Bein und Fuß eingeschlafen und die pfeilfrohe Artemis affectirt nur noch mit Mühe ihren tosenden Laufschritt, sie wird nächstens zum Schlafen umsinken. Stiermäßig schnarchen bricht aus dem Rachen des schlafenden Fauns, und die Schwestern von Medicis und Milo behalten nur noch aus alter Gewohnheit ihre bekannten wachenden Stellungen. Dem kleinen Bacchus wird himmelangst in den Armen seines Erziehers, denn er wird den Händen des Alten entgleiten und schwer fallen, wenn er nicht während des Fallens einschläft und dann nichts davon spürt. Klio hält Denkübung, die kleine reizende Ceres nickt und der Kranz wird ihrem Haupte entsinken. Wahrhaft lächerlich ist die verschlafene Leidenschaft des Kolosses von Monte Cavallo; tief schläft auch Homer. Cicero denkt weder an Archias noch an Catilina — er träumt somnium Scipionis. Nero, der schwammige Böswicht, macht einen Schlaflätsch, und der Hebamme philosophischer Sohn sperrt angsthaft die Augen; aber sie sinken immer wieder zu. Sokrates, bitte, genire dich nicht. Achilleus, der wilde, wie kindlich zahm ist er jetzt in seinem Schlafe; eingedusselt ist auch die odysseische Ränkeschmiede. Und du, blauäugige Zeustochter, warte nur, balde schläfst du auch. — Sieh, sogar der Kronide nickt; die ambrosischen Locken wallen ihm vorwärts von dem schlafenden Haupte, wie damals, da seine Frau, die böse Here, dem Hypnos die reizende Charitin Pasithea zur Frau versprach und der Schlafgott, der Allbändiger, sich dann dafür dem gefährlichen Zeuseinschläferungswagestück unterzog und in die Tanne setzte. — Und heut gilt es ja doch nicht, daß Zeus schlafe, damit Poseidon den Achaiern helfe — o die sind ja schon lange beruhigt, alle, und um Ilion streiten sich jetzt nur noch die Gelehrten. Ach nein, die Götter sind alt geworden und fast menschlich, und unterliegen auch wie die armen Sterblichen, der modernen Moira, wenn sie im Schatten ihr Glasrohr schwingt und auf die Scala zeigt und ruft: 30° Réaumur! Ach ja, da schlafen auch die Olympischen, unaufhaltsam, ingründig. Und es ist ihnen gar nicht zu verdenken. Denn ihre Arguse schlafen ja auch, ihre Plagegeister, die sie Tag für Tag bewachen und mit papierüberzogenen Schilden auf sie anrücken, um ihre Göttlichkeit oft höchst unmenschlich zu stehlen — das heißt ohne Metapher: auch die Schüler des Antikensaales schlafen an den Wänden und in den Winkeln umher und über die verlassenen Göttermachbilder ziehen schläfrige Fliegen und durch die schlafenden Säle brummt von der Jesuitenkirche die zweite Stunde des Mittags, eines Juli mittages in München.

Hinter dem Koloß von Monte Cavallo ist gut wohnen im Som

mer. Es ist kühl, heimlich verborgen und mildes Dämmerlicht dort. Zum Schlafen, zum Genuß einer heimlichen Knackwurst und andern Allotriis gibt's in all' den fünf Sälen kein geeigneteres Asylum; auch lassen sich hinter diesem Gypsgebirge gar leicht Briefe schreiben und Romane lesen. Und wandelt einen melancholischen Antikenschüler plötzlicher Grimm auf die Welt und ihre Verhältnisse an, so kann er sich als beschaulicher Anachoret in das hohle Fußgestell zurückziehen und in der kühlen Finsterniß die verworrenen Dinge sich wieder zurechtdenken. — Neben dieser anachoretischen Bestimmung des Postamentes geht eine andere, profanere, ja, mit Wehmuth gestanden, sehr ungehörige. Der Schlaf- oder Heilsuchende wird in dem Burgverließ des Kolosses auf Dinge stoßen, die nur zu lange dem Pitaval verheimlicht wurden und denen selbst ein Vidocq ohne unsere Hülfe nicht auf die Spur käme. Wenn auch nicht Kinderleichen und Ueberreste von arglosen Gattinnen und betrogenen Tanten — so finden sich doch in diesem Schlunde: gestohlenes Papier, stipizte Kohle, geschossene Bleistifte, gemauste Blendrahmen, nebst kleineren Ausfuhrartikeln als: für immer entlehnter Kautschuck, annerirte Federmesser, Wischer, Kreidehalter und andere Kunstmittel, welche hoffnungsvolle Antikensöhne den Staffeleien ihrer Nebensöhne entlehnen, wobei sich oft die überraschendsten Reciprocitäten ereignen, daß etwa das Federmesser des A dem B so scharf einleuchtete, daß er es möglichst schnell dem Piedestal momentan anvertrauen mußte, während A sich vielleicht gleichzeitig in einen überflüssigen Papierbogen des B verliebte und selbigen heimlich dem Federmesserräuber ins kolossische Fußgestell entrückte. Ein glücklicher C oder D findet dann in einer unbewachten Stunde Alles und nimmt's sehr mit.

Die Antikenschüler schlafen, sammt ihrem Korrektor; es schläft der Hausmeister mit Frau und Kinderschaar; die Bildhauer schlafen; die Professoren schlafen, die Malklasse schläft, die Kupferstecher schlafen, die Modelle schnarchen, und wer aus der Neuhausergasse durch die schlafende Akademie in die Marburg gehen will, der schläft auch ein, und somit wäre das Märchen vom Dornröschen ohne viel poetische Anstrengung fertig und da, und wir könnten warten, bis der Ritter die Dornhecke durchbricht und Alles weckt und wieder in Gang bringt.

Hinter dem Koloß von Monte Cavallo ist gut wohnen bei 30° R. — Das hat auch der lange hagere Antikenjüngling erblickt — er, der Fleißigste von allen — auch ihn haben die dreißig Grad überwältigt und er hat sich nicht sowohl zu den Vätern als zu Brüdern versammelt, die im Antikensaale ihrem Schlaf obliegen. Es

sind deren aber nicht viele und dazu so günstig vertheilt, daß das Schnarchen des einen nicht weckend bis zum andern dringt. Hinter den Ghiberthithüren schnarcht der Korrektor. Im Apollosaal hinter dem Polster des Hermaphroditen duselt einer aus dem Bezirk Freising. Im Venussaal zu Füßen der von Melos lagert ein Schweizer. Im Büstensaal herrscht absolutes Schweigen. Aber im Minervasaal schnarcht anbetend ein Badenser zu Füßen der Göttin und schläft besagter Oberbayer hinter dem Gypsgebirge des Kolosses. In kühleren Zeitläuften sind der Antikenschüler etwa vierzig; sechsunddreißig haben sich um diese Stunde in die verschiedenen Bräue schicklich vertheilt: in den Augustinerbräu, in den Wagner-, Pschorr-, Spaten-, Schitzinger-, Hacker-, Hirsch-, Eberl-, Franziskaner- und andere Bräue; — nur vier Kämpen für Ideal und Gyps haben ausgeharrt und sind ihrer Pflicht zum Schlafopfer gefallen.

Glücklicher Kasian Kremplhuber hinter dem Koloß, du träumst wohl am süßesten! Ist doch dein Wachen eine Kette von Unheil, Verfolgung und mannigfachem Schaden. Bist du ja doch, wenn auch der Fleißigste, so auch der Geplagteste von allen ... träume, träume, mein Kasian, wie du vor einem Jahr noch als fröhlicher Ackersauer unter der Ulme lagest in der Erntezeit und nichts ahntest von Zeus und seinen Genossen — träume von jenem Tage, da du deinen Pflug verließest und im Abendroth die Kuppeln der Frauenkirche bänglichfroh erblicktest — als du auf der Höhe von Giesing im Gehölz noch einmal die Rolle deiner Kunstanfänge öffnetest und dich seufzend fragtest: „Werden sie mich wohl aufnehmen mit den Fingern da?“ Ja, sie haben dich aufgenommen, wenn auch der Probeakt, den du zeichnen mußtest, noch eher einer kranken Kartoffel als einem Manne gleichsah; du durftest es betreten, das Heiligthum des gypsenen Olympes. Aber was kümmerten sich denn die Narren von Mitschülern soviel um deinen langen grünen Rock, deine Lederhosen und deinen zur Hälfte wider den Strich gebürsteten Hut? Was lachten denn die Philister über dich? — Hattest du denn nicht am zweiten Tag so gut wie die andern deine Staffelei, deine Rahmen, dein ganzes Material, und harrtest du nicht mannlich aus mitten im Brotkugelregen der tollen Antikengenossen? — Ach ja, Kasian, du kauftest ja auch dein Skizzenbuch und wandeltest damit herum und suchtest Menschen und Dinge, deines Stiftes würdig. Und du warst so gut, so mild, so stand und wurdest blos brennend roth, wenn du deinen Rahmen eingeschlagen, deinen Malstock zerbrochen und deine Staffelei verschleppt fandest. Das hattest du ja nicht gedacht draußen in deinen Kornfeldern, daß die Menschen so

bös sein könnten. — Nein, das hattest du nicht gedacht, lieber Kasian, aber du hattest es dann erfahren, und dein sänftiges Gemüth empörte sich milde über die Spottvögel und Zuleidwerker, aber du ließest es sie nicht entgelten, auch wenn deine Fäuste von den stärksten waren von denen, die der schwefelsauren Kalkabgußcopirung oblagen.

Ach ja, lieber Kremplhuber, deine Hebe ist gelungen — noch einige Striche, und das Bild wird fertig sein und würdig, deine geweißte Kammer in der Augustenstraße zu schmücken — aber da, bei diesen letzten Strichen hat dich der Bruder des Todes angehaucht und du träumst so süß, oh, so süß — nicht von dem Töchterlein des Zeus und der Here, der lieblichen Jugendgöttin, nein, aber auch von einer Göttin, der Göttin deiner Jugend, zu der du anbetend aufsiehst, der du getreulich nachstapfst durch Koth und Staub, wenn ihre Karosse durch die Ludwigsstraße jagt und in den Thorweg eines Palastes hineindonnert .... die kleine zierliche Baronesse Isabella — oh, Kasian Kremplhuber — in der Allerheiligenkapelle, weißt du noch? Am Frohnleichnamtage? — Ach wie rosig glänzte deine geweißte Kammer, als du in stiller Verzückung in deinem kurzen Bette lagest und die langen Beine zusammenlegtest wie ein Taschenmesser ... Nicht wahr, sie hatte dich angeschaut in der Kapelle? Wie oft sagst du? Dreimal? Wirklich? Und du warst verfeit, verhext und verzaubert von diesen Blicken und träumtest die ganze laue Mondnacht, wie du ringen wolltest in deiner Kunst und ein Raulbach werden und ein Cornelius — und dann? Und dann? — Und dieser Traum ist nicht mehr von dir gewichen, er umschwebt deine Staffelei, er hat deine Hand geführt bei dem Hebebild, er hat dich zu zwanzigfachen Portraitversuchen veranlaßt, heimlichen Portraitversuchen, nicht nach der Natur, nein, nur par coeur, ja wirklich par coeur ... oh Baroneß Isabella in der Ludwigsstraße, oh Traumwinkel hinter dem Koloß von Monte Cavallo, oh dreißig Grad Réaumur, oh Hebebild auf der Staffelei ... ist sie's nicht? Ja, sie ist's, ist's .... Seht wie er lächelt, wie sein Arm sich betheuernd hebt, wie milde Röthe ihm in die Stirn steigt ... ach Isabella, Isabella ...

„Du Himmeldonnerwetter, hab' ich dich endlich?" gellt's jäh in seinen Traum.

Ein Krach, ein Schlag, ein Fall, ein Geschrei, ein wildes Schimpfen, ein Raufen. — Schlaftrunken aber entsetzt taumelt Kasian hinter dem Koloß hervor und — wehe, seine Staffelei liegt am Boden, seine Hebe liegt auf dem Boden, und über dem Antlitz der

Jugendgöttin tobt Kampf und Streit und wird ein kleiner Antikenjüngling von starker Faust gerüttelt wie ein verdrücktes Kopfkissen.

„Hab' ich dich endlich, du Schelm, du Barbar, du, du .... bleibt weg, Kremplhuber, will ihn allein züchtigen! — Siehst du, Kerl, diesen Hieb bekommst du für den Schnurrbart in Kasians Hebe, diesen für die Brille auf meinen Odysseus, diesen für ... ja, halt nur still, Männlein, oder es geht dir noch schlimmer, diesen bekommst du für das Durchschneiden von Piepmaiers Laokoon und diesen für den Schnurrbart auf Schmids Venus ... so, hab' ich dich endlich, hab' ich dich endlich, du Kanaille ... na, jetzt lauf und sag's dem Korrector. Da kommt er ja gleich."

Der da so Strafrechtspflege übte, das war der lange Schweizer, der zu Füßen der Venus von Milos geschlummert hatte, und der, an dem die Pflege geübt worden, das war ein kleines, schäbiges, verlogenes, verschmitztes Ding aus der Vorstadt Au, Namens Biermichel.

Im Laufschritt kam der Korrector und der Mannheimer herbei, und der lange Schweizer warf ersterem den kleinen Biermichel entgegen wie einen alten Hausrock. Der Korrector eröffnete das Verhör mit der sehr berechtigten Forscherfrage:

„Was gibt's denn da?"

„Das gibt's!" sagte der Schweizer und hob Kremplhubers Hebe vom Boden auf. Sie war mit hinreichenden Nägelspuren versehen, aber doch ließ sich in dem zerstampften Bilde noch ein wilder Schnurrbart erkennen, der mit weicher Kreide gefrevelt, recht ansehnlich und prahlerisch wie ein Kürassierschnauz hervordrohte.

„Das gibts, Herr", sagte der Schweizer, „ist ein Barbar, ein Ba ... ndale, ein ungerathener Hund — hinaus mit dir, hinaus!"

Und ein wilder Fußtritt in Biermichels Sitztheil ergänzte die Aufforderung zum Abzug. Wie ein Mauerbrecher flog der Kleine schief gegen den Bauch des Korrectors; im Hintergrund des Büstensaales erschien plötzlich ein bierfrisches Lehrlingtrüppchen, Aasgeiern aus der nubischen Wüste vergleichbar, die auf Stunden weit ein gefallenes Kameel wittern ... hatte denn die scandalfrohe Jugend das Attentat auf Kremplhubers stille Kyprispriesterschaft wirklich gespürt? Lag's in der Luft? — Sei's, sie waren nun da und unerquickliche Verhandlungen begannen zwischen dem Korrector, dem Biermichel und dem Schweizer. Letzterer, ein reicher Patrizierjohn, hatte großen Anhang in den Sälen, und als der Korrector etwas auflüpfisch wurde und einen Anlauf zu Autoritätsbekundung wagte, da ging über das arme Auerknäblein ein Bienenschwarm von Anklagen los,

und schwache und keckere Bravi erschollen dem Schweizer aus der stets sich mehrenden Schaar. — Dieser, ein kolossaler Aargauer, Artillerielieutenant, wenn er daheim war, Namens Hans von Moos oder bürgerlicher auch Vonmoos, dieser pflegte den Korrector stets sehr respektwidrig zu behandeln und ihm mit mythologischen Fragen und Citaten manch' gelindes Schweißlein auszupressen. Kremplhuber verehrte den Hans von Moos innig und bekundete dies öfters durch achtungsvollste Theilnahme an den Schöpfungen des Schweizers. „Famos — ah, wie das empfunden ist — (tiefer Seufzer) — ja, wer's so könnte (wiederholter Seufzer) — oh wie das verstanden ist" ... Der Aargauer duldete dies gewöhnlich eine Weile; dann aber fuhr er jäh herum und schnauzte: „Oberbayer, nicht servil, verbitte mir das. Narr, Ihr zeichnet zwölf Dutzendmal besser als ich — darum schwatzt kein dummes Zeug, verstanden? — Holt mir mal Brot beim Bäcker drüben und eines für Euch, vorwärts!" — Ach wie schoß der gute Kasian über die Straße, nicht so leicht wie Hermes der Götterbote, wohl aber so geschwind. — Kremplhuber wurde von vielen beneidet wegen dieser Gunst, und das mochte wohl auch der Grund sein, daß er, nicht nur von Biermichel, sondern auch von andern, oft geneckt, geplagt und geschädigt wurde, — war auch Hans Vonmoos kein Faust, so hatte doch Kasian Kremplhuber entschiedene Anlagen, sein Wagner zu sein.

Der kleine Biermichel wimmerte und ächzte, denn die Hand der Rache hatte ihn schwer getroffen.

„Lassen Sie's jetzt gut sein, verehrter Herr Korrector", sagte der Aargauer höflich, „dem Bierzäpfler ist sein Recht geschehen. Und Euch Allen sag' ich's jetzt in diesem feierlichen Momente der Geschichte des Antikensaales: laßt mir den Kremplhuber gehen oder — quos ego! — Im Uebrigen findet Ihr mich diesen Abend im Franziskanerkeller."

Und freundlich nickend schritt er wieder in den dritten Saal zu seiner Staffelei vor der glorioſen Venus von Melos, seiner speciellen Flamme.

Der Korrector ergab sich in sein Schicksal; denn Hans von Moos war oft bei Kaulbachs und somit konnte von verklagen nicht wohl die Rede sein.

Dies Intermezzo wirkte wie ein kühles Seebad auf den Druck der dreißig Wärmegrade, und nur Einer war unglücklich, und der hieß Kasian Kremplhuber. Die Arbeit mehrerer Wochen sah er vernichtet, viele schöne heimliche Träume beschnauzt und verstampft — wollen wir es dem weichen blonden Gemüth verargen, daß es ein

heimlich Thränlein vergoß? Es hat's ja Niemand gesehen. Langsam ging er mit dem zerstörten Bild hinter den Koloß und riß es dort von dem Rahmen. Die Fetzen legte er sorgfältig aufeinander, spähte zwischen den Gypsmassen hindurch, ob Niemand komme und steckte dann beruhigt aber mit tiefer Wehmuth die Trümmer in die geräumige Tasche seines langen grünen Rockes. Nun mußte unbedingt wieder Papier aufgespannt werden. Kasian besaß keines mehr; er hielt den leeren Rahmen in den Händen und schaute hinein. Was er wohl darin sah? — Er lächelte ... er wurde dem kleinen Biermichel nach und nach fast dankbar, denn nun konnte er die Hebe noch einmal zeichnen, ach, und wie jetzt! Hundertmal besser noch. — Wenn er nur hinaus könnte. Aber im Venussaal steht ja der Aargauer, und vor dem vorbei kann er ja nicht wohl, ohne ihm zu danken für seine Hülfe — „und wie soll ich ihm danken? Ich bin so scheu und er so vornehm, und wenn Andere dabei sind, geht's gar nicht." Er hält den Rahmen in der Hand, ein zweifelsüchtiger angehender oberbayrischer Hamlet. Endlich schleicht er zur Thür des Venussaales — Hans Vonmoos ist nicht mehr da. Jetzt thut es dem Kasian leid, daß es ihm so leicht wird hinauszugehen; denn es wäre eigentlich doch schicklich gewesen zu danken. — Er schreitet durch den Venussaal in den Apollosaal — ach, dort steht ja der Aargauer beim Laokoon — erröthend greift Kremplhuber nach dem Schloß der Ausgangsthüre, Vonmoos nickt ihm vertraulich, zwei unmotivirte Schritte wagt Kasian gegen ihn, der Aargauer kehrt sich ab, und dem guten Oberbayer ist, wie wenn er einen Treppentritt verfehlt hätte und in's Leere getreten wäre. Wie er dann zur Thür hinaus geräth, weiß er gar nicht; aber draußen durch die weiten Korridore und in der schwülen Straße findet er immer mehr, daß das Leben verzweifelt komplizirte Dinge enthalte.

Und mit dem Franziskanerkeller ist's auch nichts. Er zählt seine Groschen. Es gibt gerade noch Papier und eine Halbe Bier und ein Brot für den Abend. — „Nein, nein, schmarotzen will ich nicht, das ist g'schämig." — Und doch, wie gern säße er diesen Abend bei dem langen Schweizer und lauschte seinen kecken Kunsturtheilen, und bewunderte sein überlegenes, vornehmes, unnachahmliches Wesen ... Aber es geht nicht, heute nicht ... nein, nein.

Zum Karlsthor herein donnert eine Karosse. Kasian erschrickt schon längere Zeit vor jeder Karosse. Himmel, sie ist's, sie ist's, Isabella, die kleine schwarzäugige Baronesse ... wie stolz liegt sie im Wagen ... er schaut ihr nach ... dort kommt Vonmoos um die Ecke der Akademie ... wie? Er grüßt gegen den Wagen? Er lä-

chelt gegen den Wagen? Er kennt also die Isabella? ... o Jugendtraum, o Glück, nun geht's mit euch zur Neige — denn ein Patriziersohn und ein Ackerbauersohn und eine Baronesse lassen sich nicht wohl in eine Gleichung zusammenbringen.

„Ich werde wohl etwas Anderes zeichnen statt der Hebe", sagt Kasian trübe und geht heim.

— —

Es war ein kleines Zimmer, das Kasian Kremplhuber in der Augustenstraße bewohnte, ein sehr kleines Zimmer, „über vier Stiegen", wahre Gemsjägerarbeit diese Stiegen zu erklettern. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, ein winziger eiserner Ofen, ein Spiegelscherben an der weißgetünchten Wand — das war Alles. Aber wo ein Künstler einzieht, da sieht auch der ödeste Raum bald wohnlicher aus. Kasian hatte das grelle Weiß der Wände schon hübsch dekorirt mit seinen fertigen Arbeiten. Da war der Torso des Niobiden, da war der Kopf, über den die Gelehrten streiten, ob er dem Bakchos oder Ariadne gehöre, da prangte des Peleiaden jugendlich trotzige Gestalt, und dem Tisch gegenüber hatte Kasian den Schädel des Sokrates deplacirt, heute nach dem Essen, um die kleine Hebe dort unterzubringen. Eine Mappe, sorgfältig hinter dem Ofen verborgen, enthielt Kompositionen, die noch keines Mitsterblichen Auge gesehen, denn Kasian war scheu und fürchtete sich vor Kritik. — Aber an stillen Abenden oder an Sonntagmorgen, wenn er fromm aus der Messe kam, da öffnete er jene heimliche Mappe und verlor sich in Betrachtungen und Zukunftträume und war glücklich oder traurig und oft beides zugleich.

Auch heute trug er die Mappe auf das kleine Bett und breitete die Zeichnungen aus. Aber jetzt röthete sich sein ehrliches Gesicht, als er ein Seidenpapier abhob und ein weibliches Bild anschaute. Ach, wie oft hatte er an diesem Bilde gezeichnet, wie oft es verändert mit Brot und Gummi, wie manches Fieber hatte ihn durchrieselt, wenn solche Aenderungen zu Ungunsten der Aehnlichkeit ausfielen. Einmal hatten seine rothen Fäuste es schon an den obern Enden gepackt, krampfhaft gepackt und ihm Vernichtung gedroht; da aber schoß es ihm durch den Kopf: „Es ist noch zu retten, es ist noch zu retten" — und mit größter Selbstüberwindung legte er es wieder in die Mappe und wartete auf eine gute Stunde und auf den Augenblick, da er Sie noch einmal gesehen. Das Bild war gerettet, das Bild vervollkommnete sich, es fehlte nur ganz Weniges. Aber dieses ganz Wenige konnte er heute nicht hinzufügen, nein,

heute nicht, er war zu unruhig. So ließ er denn die Mappe auf dem Bette liegen und holte einen Rahmen hervor, setzte sich an den Tisch beim Fenster und zeichnete an einer kindlichfrommen Komposition, einer Madonna mit dem Kinde und einigen passenden Engeln. Er schaute die Madonna an und lächelte. „Ich kann nicht anders, ich kann's nicht aus der Hand bringen, jedes Gesicht ist Sie, und doch mein' ich als Himmelskönigin ... nein ich muß einen Engel aus ihr machen." —

Es reute ihn aber doch, und so saß er rathlos vor seinem Bilde, als an der Thüre geklopft wurde. Er schoß empor und rannte herbei; es war die Hausfrau.

„Ein Brief, Herr Kremplhuber; kostet nichts."

Ein Brief? — Ereigniß, Ereigniß. Kostet nichts? — Glück, Glück. — Aber von wem? Kasian studirte die Adresse. A monsieur Kasian Kremplhoubère, célèbre peintre etc. etc. Viele Poststempel. — Kasians linker Arm fuhr dreimal in einem rechten Winkel auf und ab, und nachdem diese Kundgebung seiner tiefsten Verwunderung vorüber war, setzte er sich an den Tisch und riß den Brief mit vieler Unbeholfenheit auf. — Ach Gott, inwendig war der Brief auch französisch. Und woher sollte der arme Junge französisch verstehen? Nach langem tiefsinnigem Schweigen und Grübeln kam er endlich auf den Schluß, es müßte eine Verwechslung sein, und dies erleichterte sein Herz; denn durch eine wunderliche Gedankenkomposition vermuthete Kasian, ein französischer Brief müsse nothwendig etwas Gefährliches enthalten. Er beschloß, den Brief mit weichem Brot gefällig wieder zu verkleben und auf die Post zurückzutragen und dann abzuwarten, ob er ihm noch einmal gebracht würde. Dann freilich könne er ihn wieder nicht lesen.

Zwei feste Schritte, lautes Pochen an der Thür und sofortiges Eintreten des Artillerielieutenants Hans von Moos aus dem Kanton Aargau, Land Schweiz.

„Muß dem Menschen doch auch mal auf die Bude steigen", rief dieser. „Ah, was Teufel, was ist das?" —

Kasian Kremplhuber, dein Bild ist entdeckt! Was ließest du es so unvorsichtig auf dem Bette liegen. Schon ist's in fremder Hand, und wie ein auf Romanlesung ertappter Gymnasiast stehst du in stammelnder Erröthung vor deinem Freunde.

„Ach, Herr, o ... geben's her ... es ist nichts ... es ist ja nur so" ...

„Was Nichts? Was nur so? — Das ist ja die kleine Moosdorf — wie Donners kommt Ihr denn zu der, Kremplhuber?"

„Wer meinen Sie, daß es sei?“ fragte Kasian und bewunderte noch lange nachher die diplomatische Schlauheit dieser Frage.

„Das ist ja ganz prächtig, das Ding“, rief Vonmoos. „Nach der Natur?“

„O nein, nein, gewiß nicht. Es ist nur so — ach es ist nur so Phantasie.“

Seine beiden Arme arbeiteten dabei alttelegraphisch heftig auf und ab.

Der Schweizer blitzte ihn an.

So, so, Phantasie? Hm, merkwürdige Phantasie das ... Seht, seht, dieser Spitzbube, dieser heimtückische, verstockte bayrische Unterthan — hohe Trauben, Kremplhuber, sehr hohe Trauben! — Aber wirklich famos, das Ding — Donnerskerl Ihr!“

Ein derber Schlag auf Kasians Schulter half erläuternd und bekräftigend nach.

„Nach der Natur?“

„O ... ach nein, geben Sie's doch her ... bitte, Herr Vonmoos, seien's gescheidt!“ ...

Na gut, jeder hat seine Geheimnisse“, sagte dieser und legte das Bild hin. „So, und auch komponiren thut man? Schau, schau — das sind ja ganz zierliche Dinger das; werd's dem Kaulbach sagen. — Er ist ja ein ganz verwetterter Junge Er — schau, schau, dies Madönneli — herzig, ganz herzig — auch der Bub ist brav — bischen verzeichnet, aber empfunden, empfunden. — Schleicht der Mensch heimlich dem Overbeck nach? Will wohl zum Schraudolf in die Heiligenfabrik? — Nein, jetzt Spaß beiseite, Kremplhuber, Ihr seid ein entsetzlich unpraktischer Kerl. Habe die Ansicht, dem Manne müsse geholfen werden ... Was, schon wieder die Moosdorf? — Aber jetzt, Kasian Kremplhuber, das ist ja der reinste Roman das ... will's ihr sagen.“ —

„Um Gotteswillen!“ schrie der Ueberfallene.

„Aha!“ sagte Junker Hans, „so? Also wirklich?“

Es lag viel heimlicher Spott, viel Gutmüthigkeit und viel Bedauern in dem schnellen Blicke, den er auf den armen Mitantikler warf.

„Lassen wir's gut sein, Kremplhuber“, sagte er und schritt an den Tisch.

„Schon wieder die kleine Isabella? — Und als Mater gloriosa im siebenten Himmel? dachte er und sagte dann plötzlich: „Hört, die Sachen nehm' ich mit, alle, wir wollen sie an den Mann bringen, oder vielmehr an das Weib; kenne ein Album — so groß —

passen hinein die Sachen. Jetzt aber kommt, ist schwül hier. Hat der Mensch ächt ländlich sittlich alle Fenster verrammelt — kommt, kommt, gibt ein Gewitter auf den Abend — ist glorios auf der Auerhöhe ... vorwärts!" —

Also doch in den Franziskanerkeller? dachte Kasian. Und mit ihm? — Mit ihm? — Es war viel für den ehrlichen Jungen; er öffnete den Mund zu einer Antwort, die er noch gar nicht wußte, focht wieder undeutlich mit den Armen und wußte nicht wohin seine Fäuste unterbringen. Da sah der Besucher den Brief.

„Célèbre peintre Kremplhoubère? — Schau, schau, korrespondirt der schon mit dem Ausland? — Immer unheimlicher der Mann, immer verwickelter ... hört", rief er und pflanzte sich hoch vor ihm hin. „Jetzt sagt mir einmal ehrlich, seid Ihr der Kasian Kremplhuber?"

„Ja, weiß Gott", sagte dieser treuherzig.

„Seid Ihr nicht in Antwerpen gewesen?"

„Antwerpen? Ich? — Nein."

„Rom?"

„O Rom!" seufzte Kasian.

„So, also in Rom beim Overbeck."

„Aber Herr von Moos, was denken Sie denn? Ich war ganz gewiß nie in Rom."

„Aber in Paris. Freunde dort? — Briefe von Delaroche — kenne die Handschrift."

„Warum nicht gar", sagte Kremplhuber und vermochte zu lachen, „ich weiß gar nicht woher dieser Brief kommt, ich kann nicht französisch. — O, wenn Sie vielleicht ... ich weiß gar nicht" ...

„Nehmen ihn mit und lesen ihn beim Bier. Vorwärts!"

„Ihr versteht also nicht Französisch?" fragte Vonmoos unterwegs.

„Nein, leider nicht."

„Verwandte in Paris?"

„Keine Seele."

„Teufelei."

„Wie?"

„Warten. Wird auskommen. Morgen früh vor acht Uhr will ich die Bilder haben; verstanden, Kremplhuber?"

„Nein — aber, nein, ich ... sie sind ja so schlecht, Herr!"

„Das versteht Ihr nicht, Herr, seid unbeholfen, verdammt unbeholfen, wißt gar nicht, was in Euch steckt. Eine Schnecke seid Ihr, ewig zu Haus — so bringt Ihr's Euer Lebtag zu Nichts.

Rühren muß man sich und unverschämt sein, sonst wird man zertreten. Verstanden, unverschämt? Probirt's nur."

„Ja, wenn man immer so einen bei sich hätte, der's für einen sein könnte, dann ging's schon; aber ich" ... dachte Kasian. Doch spürte er auf seiner rechten Seite (er ging natürlich links von dem Schweizer) eine undeutliche Wärme, elektrische Wärme; die rechte Seite hätte jetzt fast unverschämt sein können; aber die linke, der schnöden Welt zugekehrte, die war wo möglich noch scheuer, gleichsam eingeschlafen.

In der Briennerstraße begegneten sie Kaulbach. Ohne weiteres machte Kasian Front und riß den Hut ab; Kaulbach und die Hofburgbewohner waren ihm identisch.

„Tag, Meister Kaulbach, macht warm heut!" sagte Hans von Moos im Vorübergehen, und legte zwei Finger an den Hutrand.

„Jesus, Maria und Josef, ist das ein Mensch!" dachte Kasian.

Eine lange Strecke vermochte er gar nichts mehr zu sagen. Er kam sich wie ein Schusterjunge vor neben diesem Menschen, er hatte ein undeutliches Gefühl von Stiefelwichsen und Rockausklopfungsberuf. Er seufzte einmal über das andere. Wenn er nur erst wieder daheim wäre, dann wollte er sich in der Stille die Sachen zurechtlegen und überdenken.

Ja, er hatte Viel zurechtzulegen, als er endlich spät Abends seine Stube wieder erkletterte. Er warf sich sofort in sein kurzes Bett und reckte krampfhaft wie Laokoon die langen Füße über den Bettrand hinaus.

„Ich komme nicht nach — ich — das Alles geht mir zu geschwind. Wie nur der Mensch so sicher leben kann und Alles so leicht anpackt wie einen Malstock! — Was hat er gesagt? „Wir trinken später Brüderschaft." — Ich dem Herrn von Moos Du sagen? — Ich? — Nein, das geht nicht, das wär' mir a Gschicht, nu! Geh weiter!" —

Kremplhuber zog die Beine hinein und wälzte sich erschrocken gegen die Wand. Er fand keine Ruhe, keinen Schlaf. Es wurde ihm siedendheiß.

„Daß ich doch die Mapp'n da hab' lieg'n lass'n ... Jetzt sagt er's Ihr und macht mich zum G'spött ... jetzt ist Alles aus, Alles, ich weiß es! Wenn ich nur nie nach München kommen wär', z'Haus wär's mir wohler g'wes'n — ich paß' nit hieher, gar nicht — ich geh wieder hoam zu mein Muatterl" ...

Er seufzte tief und schloß fest die Augen. Es summte und wallte in seinem heißen Kopfe, und alles Widerwärtige, was ihm

in seinem ganzen jungen Leben widerfahren, zog in photographischer Schärfe an ihm vorüber. Weiß wie ein Gespenst aber überflatterte dieser Pariserbrief die plagenden wirren Bilder. Ja, das war natürlich eine „Teufelei", da mußte der Aargauer Recht haben. Was stand in dem Briefe? — Eine Bestellung. Eine zwölf Schuh hohe und acht Schuh breite Himmelfahrt Mariä — und die sollte er malen für den Louvre und 40,000 Francs sollte er dafür erhalten.

„Kremplhuber", hatte Junker Hans gesagt, „in Zukunft braucht Eure Fäuste, wenn sie Euch wieder plagen. Dieser Brief kommt vom Schwarzwälder, der in Paris ist. Glaubt kein so dummes Zeug, Kasian. — Ihr erinnert Euch, es ist dies nicht das erste Mal, daß Ihr zum Besten gehalten werdet. Aber das muß anders werden. Haltet Euch an mich. — Dummes Zeug das. Wie könntet Ihr ein solches Bild malen. Ihr könnt ja noch gar nicht malen."

„Ach eben nicht", murmelte Kasian in seinem Bette. „Aber vierzigtausend Franken — wie viel Gulden sind das wohl ... vielleicht in Zukunft ... wart', Biermichel ... o Isabella! — Sie heißt also Isabella von Moosdorf? — Ja, die passen schon besser zusammen: er von Moos und sie von Moosdorf — ach ich bin ein Narr, ein vollkommener Narr ... o Muatterl, o Muatterl!" —

So rief Kasian, hüllte den Kopf in das Kissen und weinte aus Herzensgrund.

Wieder begann dagegen die sinnige Penelopeia:
„Fremdling, gewiß doch Träume, die sinnlos reden und eitel,
Gibt es, und nicht geht Alles den Sterblichen einst in Erfüllung.
Denn es sind zwo Pforten der luftigen Traumgebilde:
Diese von Elfenbein und jen' aus Horne gefertigt.
Welche nun gehn aus der Pforte geschliffenen Elfenbeines,
Solche täuschen den Geist durch wahrheitlose Verkündung:
Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte hervorgeh'n,
Wirklichkeit deuten sie an, wenn der Sterblichen einer sie schauet.

Ja, die Träume!

Sie waren sehr geschäftig in dieser Sommermondnacht, das luftige tolle Gesindel. In ganzen Schwärmen flogen sie um das Lager des thränenreich Entschlummerten, und die der elfenbeinernen Pforte entflogenen summten und tönten ihm vor von Erreichung hoher und höchster Kunstideale, von blendender und goldschimmernder

Zukunft, von Orden und Ritterwürden und von einem Schlößlein im Wald an der wildschäumenden Isar, o, noch viel romantischer und reicher als Schwanthalers Schwanegg — von fröhlichen Banketten mit der Elite der Kunstwelt, und von der reizenden schwarzäugigen Isabella, die so liebenswürdig die Honneurs machte — und von dem langen blonden Herrn von Kremplhuber, der dem Junker Hans vertraulich auf die Schulter klopfe und lächelnd zu ihm sage: „Na, gelt jetzt, Hans!“

Und dann kam ein einziges kleines Traumgeschöpflein aus der hörnenen Pforte, ein ernsthaftes Ding, das setzte sich zu Häupten des Schlafenden und wisperte ihm zu: „Ich komme aus der Ludwigsstraße, wo die Fontainen sprudeln, und ich habe Ihr erzählt von dir, wie du ein lieber, langer, unbehülflicher Kasian seiest und eine grundehrliche Haut, und sie sollte dich nur recht lieb haben und“ ...

Da flog es wieder davon, denn es hatte in der Ludwigsstraße etwas zu sagen vergessen.

„Er hat geweint“, flüsterte es der kleinen Baronesse in's Ohr — „er hat geweint, und dann hat er gelächelt, denn meine Geschwister haben ihm viel Goldenes vorgegaukelt und ich hab' ihn getröstet — und sei nur kein thöricht Kind und horch' nicht was die Welt sagt — folge deinem Herzen — du hast jenen Blick doch nicht vergessen, jenen scheuen, ehrfurchtvollen, sanften, blauen Blick in der Allerheiligenkapelle“ ...

Und fort flog das Traumkind, und die kleine Isabella schlug die großen traumschweren Augen auf und richtete sich empor in den seidenen Kissen — und die Brunnen rauschten und der Mond spielte in's Gemach, und es war viel heimlich, duftig Treiben diese Nacht in der lauen Sommerluft zwischen der Augustenstraße und der Ludwigstraße, und als die Sonne kam und die kleine Baronesse in ihren Garten ging, da sagte sie: „Bitte, hab' ich nicht diese Nacht von jenem langen Maler geträumt? Ich will doch den Schweizermaler fragen, ob er ihn kenne.“

War das, weil sie gestern den Sommernachtstraum gesehen und die Mendelsohn'sche Musik dazu gehört hatte im Hoftheater?

Traue den Träumen nicht, Isabella, nicht denen, die durch das Elfenbeinthor fliegen und — ach den andern auch nicht, es ist Alles eitel Irrsamen, und denk' an das Kräutlein:

„Mädchen nennen's: Lieb' im Müßiggang.“

Karl Morel.

Karl Morel von Wyl, Kt. St. Gallen (ein Neffe von P. Gall Morel) wurde im Jahr 1823 geboren. Von früher Kindheit an hatte sein gebrechlicher Körper mit Leiden der schwersten Art zu kämpfen, während seine Feuerseele schon im Knabenalter sich allem Großen und Schönen zuwandte. Er brachte seine Jugend in St. Gallen zu und besuchte, soweit es ihm vergönnt war, die dortigen Lehranstalten; aber leider mußte er den größten Theil der schönen Jahre, in denen sich der Knabe zum Jüngling entwickelt, im einsamen Krankenzimmer zubringen, und es blieb ihm vom langen Krankenlager auch ein etwas verkürztes Bein zurück, so daß ihm der Stock zum steten Begleiter für die ganze Lebensdauer angewiesen war. Daß soviel Mißgeschick die Lauterkeit seiner Anschauung und die Harmlosigkeit seines Gemüthes nicht trübte und verbitterte, ist ein vollgültiger Beweis, daß Morel ein guter Mensch war, daß ein gesundes Herz und eine reine Seele in ihm wohnte. Geistig gereifter und kräftiger als Mancher, der den gewöhnlichen Bildungsgang durchgemacht, bezog er, erst als er schon in die zwanziger Jahre getreten, die Universität Heidelberg, wo er sich mit Eifer auf philosophische und historische Studien warf.

„Aber diese friedlichen Bahnen", schreibt Dr. Jak. Frey in einem kurzen Nekrolog über den verstorbenen Freund, „sollten nur zu bald durch die Tagesereignisse gekreuzt werden. Die französische Februarrevolution von 1848 trieb ihre hochgehenden Wogen rasch über den Rhein herüber und es ist leicht begreiflich, daß sich der schnell erregbare Morel tief in diese Wogen niedertauchte. Die Universitätsstadt Heidelberg hatte damals manchen begeisterten Redner aufzuweisen; aber an Energie des politischen Gedankens wie des oratorischen Ausdruckes wurde Morel von Keinem erreicht. Wo es galt, die Massen zu elektrisiren, da mußte der „kleine Schweizer" auf die Tribüne, und seine Worte zündeten wirklich wie elektrische Schläge. Das mußte er aber dann auch erfahren, als der politische Rückschlag eintrat. Der kecke Fürsprecher einer deutschen Republik konnte froh sein, die schützenden Grenzen seiner heimatlichen Republik zu erreichen, ehe ihm in den Zellen Bruchsals oder den Kasematten Rastatts von Staates wegen Quartier angeboten wurde."

In die Schweiz zurückgekehrt erhielt Morel die Stelle eines ersten Sekretärs des jeweiligen Bundespräsidenten oder des politischen

Departements. Allein, als in Folge der sich immer mehr erhebenden Reaktion in Deutschland die dortigen republikanisch Gesinnten sich in so großen Flüchtlingsschwärmen nach der Schweiz warfen, daß diese zur Wahrung ihrer Neutralität verschiedene Maßregeln ergreifen mußte, die vielfach als eine Beschränkung des Asylrechtes aufgefaßt wurden, so geriethen die Sympathieen Morel's mit seiner amtlichen Stellung in Widerspruch; er schied aus derselben, bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Lehrers der Geschichte an der Kantonsschule in Bern, wendete sich aber mehr und mehr einer ausschließlich literarischen Thätigkeit und namentlich einem umfassenden Quellenstudium der neuern Schweizergeschichte zu. Es erschien von ihm ein Bändchen lyrischer Gedichte, später das Drama „Struensee", das in St. Gallen und auf einigen andern Bühnen zur Aufführung gelangte; Ende 1856 ging Morel für einige Zeit nach St. Gallen, übernahm dann die Redaktion des „Winterthurer Landboten" und trat 1862 als Dozent der Schweizergeschichte an der Hochschule und dem Polytechnikum in Zürich auf.

Obgleich nur Vorläufer eines umfassendern geschichtlichen Werkes, dürfen und müssen die drei Monographien Morel's „die Schweizerregimenter in Frankreich", „Karl Viktor v. Bonstetten" und „die helvetische Gesellschaft" als wesentliche und bleibende Bereicherungen der historischen Literatur der Schweiz angesehen werden. Leider entsank seiner sterbenden Hand das Hauptwerk seines Lebens, eine Geschichte des Untergangs der alten Eidgenossenschaft und der Wiedergeburt derselben in drei Bänden, für welche er Jahre lang die umfassendsten Studien gemacht. Plan und Entwurf dazu versprachen Ausgezeichnetes; ohne Zweifel hätte Morel in diesem Werke den ganzen Umfang seines Wissens und die ganze Gluth seiner Vaterlandsliebe zur Darlegung gebracht und zwar, wie anzunehmen ist, mit einem Verständniß seiner wichtigen Aufgabe und mit einem Reichthum von Darstellungsmitteln, die ohne Zweifel nicht so bald wieder in einem Andern sich vereinigt finden.

Karl Morel's Aeußeres war auf den ersten Anblick keineswegs besonders gewinnend; aber an seinem freien, lebendigen Geist und seinem warmen Herzen gingen verwandte Seelen auf und waren für immer gefesselt. Zu seiner nähern Charakteristik führen wir an, was J. S. (Dr. Joh. Scherr?) gleichfalls in einem Nekrolog über Morel als Menschen sagt. „In Wahrheit, schreibt er, es ist kaum eine Uebertreibung, zu sagen, daß er bis zu seinem Tode ein Kind geblieben. Hieraus sind auch die Schattenseiten seines Wesens zu

erklären: das sanguinische Aufflackern und Strohfeuerleuchten, eine nicht selten sich zeigende Unstätheit und Zerfahrenheit, die allzu große Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken und Einfällen und endlich ein Mangel an Takt, welcher mitunter sogar seine besten Freunde hätte verletzen können, falls sie eben nicht eingedenk geblieben wären, daß die Anfangszeile des schönsten Liedes, welches Morel gedichtet — und es ist ein vollendet schönes — die Worte: „Wie schäumt und braust der junge Most!“ gewissermaßen für die Devise seines Lebens gelten können. Das Gemeine, welches einen so ungeheuren breiten Raum auf unserer Erde einnimmt, hatte für Morel gar keine Bedeutung. Er ist bis zu seinem Tod ein naiver Idealgläubiger geblieben, durchweg des Lebens heller Seite zugewandt, ein standhafter Optimist, voll Hoffnung auf die Zukunft der Menschheit, voll Erbarmen für alles menschliche Leiden. Er hätte mit der Antigone des Sophokles sagen können:

„Nicht mitzuhassen, mit zu lieben bin ich da!“

und seine Freunde werden niemals des schönen Feuers vergessen, womit er im geselligen Kreise, sowie irgend eine die höchsten Interessen und letzten Ziele der menschlichen Gesellschaft berührende Frage zur Sprache kam, sein herzliches „Unterstützt! Unterstützt!“ herausrief ..... Rein, selbstsuchtslos und hoch hat die Flamme seines Patriotismus gebrannt. Allein es gereichte ihm zur Ehre, daß seine Vaterlandsliebe über alle Kleinlichkeit und Engherzigkeit erhaben war und sein Blick über den Umfang der Schweiz weit hinausreichte. Wo immer in der Welt ein großer und edler Gedanke auftauchte, da dachte er ihn mit; wo immer für die gute alte und ewig junge Sache der Vernunft und Freiheit eine Anstrengung gemacht wurde oder ein Schlag geschah, da war sein Herz dabei. Es hat mich tief erschüttert, als der arme Lazarus — denn ein solcher war er geworden — bei meinem vorletzten Besuch an seinem Leidenslager mit schmerzlicher Entrüstung über die deutschen Verhältnisse sich ausließ. Schon war sein Auge halb gebrochen, seine Stimme röchelnd; aber dieses schon in der unerbittlichen Hand des Todes zuckende Herz schlug noch immer im Dienste des Rechtes und der Humanität. Die alltägliche Kunst, sich geltend zu machen, hat er nicht verstanden. Um dieselbe zu lernen und zu verstehen, waren sein Sinn und sein Rücken viel zu gerade. Wir wollen ihn darum nicht tadeln, im Gegentheil! Denn biegsame Sinne und biegsame Rücken gibt es ja hinlänglich viele in dieser sublunarischen Welt!“

Karl Morel starb den 19. April 1866. Seinen Freunden, zu

denen auch während zweiundzwanzig Jahren der Herausgeber dieses Werkes gehörte, wird er unvergeßlich bleiben.

Gedichte von Carl Morel. St. Gallen. Verlag von Iwan Tschudi. (Scheitlin und Zollikofer.) 1852.

Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Morel. St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer. 1860.

Schiller, in seinem Entwicklungsgang geschildert. Festrede, gehalten an der Schillerfeier in St. Gallen von Karl Morel. St. Gallen. 1859.

Zerstreute Gedichte und kritische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Historische Schriften.

Die schöne Harmonie von Geist, Phantasie und Empfindung in den lyrischen Gedichten Morel's verleihen denselben, abgesehen von ihrer hübschen Form einen hohen Werth. Es ist der ganze und volle Ton einer freien und edlen Menschlichkeit, der hier erklingt; wie die krystallene Welle eines schönen Flusses rauscht sein Lied kräftig und frisch dahin, und was es rauscht und was es singt, ist ächte Poesie, weil es innerlich erlebt ist und aus einem klar und melodisch empfindenden, großen Herzen strömt. Die herrlichen Gedichte „In die Berge" und „Montreux" sind wohl Morel's vollendetste Poesien.

Weniger ist dem Dichter das Drama „Struensee" gelungen, und er hat damit die frühern Bearbeitungen dieses ächt dramatischen Stoffes nicht übertroffen, ja kaum in einzelnen Schönheiten erreicht. Die historischen Expositionen sind zwar überall klar und bestimmt; aber die Handlung ist aus dem Gebiete der geschichtlichen Thatsachen zu wenig in den Aether der Poesie hinaufgerückt. Der Dialog ist öfters fein, geistreich und witzig, bisweilen aber auch zu rhetorisch und selbst trivial. Das Verhältniß der entschlossenen und großdenkenden Königin zu Struensee ist zu sehr in den Hintergrund gestellt, um uns die ganze tragische Wucht des Schicksals, welches diese Menschen aus einander reißt und ihre Schöpfungen zerstört, hinreichend empfinden zu lassen; die Frauencharaktere sind sehr schwach, und vor allem ist Struensee zu ideal, zu burschenschaftlich offen dargestellt; er kopirt in etwas Schillers „Marquis Posa" und karrikirt ihn zugleich. Die Scene Struensee's mit dem jüngern Bernstorff im Kerker erinnert an die Kerkerscene im „Egmont". Daß Struensee in Versen deklamirend zum Tode abgeht, paßt wohl eher für einen idealen politischen Schwärmer, aber nicht für einen Staatsmann, dessen Sturz zum großen Theil aus seinen Charakterfehlern hätte motivirt werden sollen. —

Weinlied.

Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!
Er lag da drunten klaftertief
Im kalten dunkeln Keller und ſchlief
Und träumte, ja träumte von ferner Zeit,
Wie er als Traube der Welt ſich gefreut.
Schenk ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Sag' an, ſag' an, ſag' an,
Was er unten dachte und ſann?
Er dachte, wie er auf Bergeshöh'n
Umrankt mit Laub ſo grün und ſchön,
Wie er ſo behaglich die Welt ſah an
Und Thau getrunken — und ſonſt nichts gethan.
Schenk' ein, ſchenk ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein

Sprich fort, ſprich fort, ſprich fort,
Wie ging es der Traube dort?
Und als die Traube ſaftig und rund,
Da dachte ſie: „du haſt genug jetzund,
Du haſt genoſſen dein Lebensglück
Und mußt jetzt in die Tiefe zurück.“
Schenk' ein, ſchenk' ein ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Und jetzt und jetzt und jetzt,
Wie ging's der Traube zuletzt?
Mit ſeinem Meſſer der Winzer ſchritt
Und die ſaftige Traube vom Stocke ſchnitt.
Ihr Todesmuth war groß, gewiß;
Sie wäre geſtorben auch ohnedies
Schenk' ein, ſchenk ein, ſchenk ein
Den lieben, edlen Wein!

O weh, o weh, o weh,
Wie schmerzt mich, was ich seh';
Es ist ein großer Todtenschrein,
Man wirft die Trauben alle hinein,
Man preßt und stampft und drückt sie todt,
Sie schwimmen in ihrem Blute roth.
Schenk' ein, schenk' ein, schenk' ein
Den lieben, edlen Wein!

Juhe, heidi, heida!
Weiß besser, was geschah.
Vom Leib hat sich der Geist getrennt,
Und lebt, ein ewig Element.
D'rum trinkt und singt und seid gescheidt,
So hat der Wein Unsterblichkeit!
Schenk' ein, schenk' ein, schenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Was dem Herzen wohl thut.

Schon dämmert die Nacht, schon bricht sie herein
Und die Bäume schränken sich dichter,
Doch hell in der Flasche noch funkelt der Wein,
Es leuchten die frohen Gesichter,
Und es lacht das Auge in Zechergluth,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut.

Komm, Liebchen! ich will nicht die kleine Hand,
Deine Locken vom Aug' ich dir schiebe;
Dein leuchtendes Auge hat mich gebannt,
Das strahlende Auge der Liebe.
Ich bringe dir die geweihte Flut,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut.

Ja das Beste von Allen das ist doch das Herz,
Beständig im wechselnden Leben;
So stark in der Lust und stärker im Schmerz

Und mächtig in redlichem Streben
Drum her mit der Traube sonnigem Blut,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut!

Dämmerung.

Es kommt die schwarze Nacht heran
Vom Tannenwald geschritten
Und will den gold'nen Abendschein
Mit Dunkel überschütten.

Sehnsüchtig schaut die Erde nach
In dämmerhafte Ferne
Und ahnet hinter'm Dunkel nicht
Der Liebe ew'ge Sterne.

Sie hüllt sich in ihr graues Kleid,
Thau netzet ihre Wangen,
Und seufzt: „Du goldner Sonnenschein,
Was bist du untergangen!“—

Sommermittag.

Im Sonnenscheine liegt die Welt,
Still ist es in den Zweigen,
Und hinter'm leuchtenden Felsenhaupt
Duftige Wolken neigen.

Sie ruhn in heiter'm Frieden dort,
Und klare Himmelsbläue
Umspannt die ganze schöne Welt
Zu sel'ger Schöpfungsweihe.

Der Vogel träumt im grünen Laub
Es treibt der Zweig am Baume,
Es ruht die ganze schöne Welt
In einem süßen Traume.

Und um mein Auge webt's und ſpielt's.
Wie wenn's im Traume ruhte;
Wie iſt mir doch in meiner Bruſt
So ſommerlich zu Muthe.

Erinnerung.

Die Abendröth' leis und leiſer
Schmiegt ſich an grüne Tannenreiſer,
Es flammt und grünt der ernſte Baum
Er ſinnt noch einen Jugendtraum.

Durch's Auge bis in's Herz hinein
Schleicht ſich der freundliche Abendſchein
Und weckt, – was beſſer unten bliebe
Verſchwund'nen Lenz, verlorne Liebe.

Nacht.

So ſtiller Friede rings umher,
So ruhig ſtehn die Bäume;
Das ſcheue Mondlicht liegt ſo leis,
Als ob's auf Blumen träume.

Die Sterne glänzen mild und ernſt,
Als ob vor Gott ſie träten,
Und tief in meiner Seele drin
Iſt mir's, als müßt' ich beten.

In die Berge.

In die Alpen hinein, in das ſchöne Land,
In der Berge dunkelſchattige Wand!
In die Alpen hinein, in die ſchwarze Schlucht,
Wo der Waldbach toſet in wilder Flucht!

Hinauf zu der Matte warmduftigem Grün,
Wo sie blüh'n
Die rothen Alpenrosen.

Schon schließen die starren Wände mich ein,
Es trotzt der Quell vom grauen Gestein;
Der Tannzweig peitschend die Welle schlägt,
Der Sturm hat die Nadeln hinweggefegt.
Und oben, hoch in den Lüften, kreist,
Wie der Wildniß Geist,
Der graue Lämmergeier.

Und enger und enger schließt sich das Thal;
Nur oben ein blauer Streifen schmal.
Da schießt hervor aus dem feuchten Gestein
Der Bach und stürzt in die Schlucht hinein.
Ich klimme hinauf — und aus Waldesnacht
Hat mich angelacht
Duftweiche Alpenweide.

So ruh' ich träum'risch im warmen Grün,
Seh' die Wolken hoch oben am Himmel zieh'n,
Hör' unten tief in des Waldbach's Tosen
Das helle Vogelgezwitscher kosen.
Und — ein Bote aus stillem Wunderreich —
Anschmiegt sich weich
Die rothe Alpenrose.

Verrathenes Geheimniß.

Geh' ich über Feld und Wald,
Geh' ich ganz alleine,
Doch die Vögel wissen bald,
Was ich sinn' und meine.
Horch! was haben sie gesagt?
„Bursche, nimm dein Herz in Acht"
Das ist doch eigen!

Springen in die Welt hinein
Lebensfrische Quellen,
Meine Blume werf' ich drein,
Haben doch die Wellen
Nicht gedankt und nur gelacht:
„Bursche, nimm dein Herz in Acht!"
Das ist doch eigen!

Schau, da winden sich durch's Thal
Duft'ge Rosenhecken,
Doch die Rosen allzumal
Flüstern schlau und necken:
„Helle Gluth ist schon entfacht;
„Bursche nimm dein Herz in Acht!"
Das ist doch eigen!

Hab' es Keinem doch erzählt;
Ist Geheimniß blieben.
Und doch weiß die ganze Welt
Mein geheimes Lieben,
Und ich hab's mit keinem Laut,
Keiner Seele doch vertraut!
Das ist doch eigen!

Der Sennerin Klage.

Das Hackbrett klingt und die Geige tönt
Und das Völkchen dreht sich im Kreise;
Des Bräutchens Schläfe ist gekrönt
Mit grünem Myrthenreise.
Ich sitze daneben in stummer Ruh'
Und sehe dem frohen Treiben zu.

Und wilder und wilder tobt der Tanz;
Es zittern Boden und Wände;
Der frohe Bursche zerdrückt den Kranz,
Es flochten ihn meine Hände;
Und als ich sie stattlich zum Kranze vereint,
Da hab' ich still in die Blumen geweint.

Die Blumen liegen am Boden, erdrückt,
Es war ein kurzes Blühen,
Der Wilde hat das Kränzlein geknickt,
Die ersten Blumen, die frühen;
Gebrochen sind die Zarten im Nu,
Und ein warmes, treues Herz dazu.

Schicksal.

Wie bist du doch, o Menschenseele,
Ein wunderbar beweglich Wesen!
Bald reißt dich's stürmisch in's Leben hinaus
Es drängt und wogt im wilden Herzen,
Als gält' es, neue Welten zu finden;
Bald scheu und klagend
Wie kühler Nachtwind,
Der um zerfall'ne Mauern streift
Und um welke Rosenblätter;
Bald kühn und trotzig
Bereit, die eiserne Last zu heben,
Die über den Geschlechtern liegt,
Und wieder furchtsam, schüchtern wie ein Kind,
Das in der Mutter faltiges Gewand
Das erschrock'ne Auge birgt.
Es führen die Menschen
Ein qualvoll Leben,
Ein ewiges Suchen,
Ein ewiges Streben,
Und keine Ruh' und kein Friede. —
Im Kampfe mit der spröden Welt
Arbeitet sich müd' das Menschenherz,
Und wenn es dann, gebrochen und matt,
Aus Sturm und Kampf hervor sich bricht,
Das Unvollendete, Unentschiedene
In lichtern Kreisen auszubauen,
Und wenn die Hoffnung,
Die liebvoll-sorgliche Freundin,

Ihm dort die siebenfarbige Brücke zeigt,
Die hinüberführt in's Geisterland,
Ach! vor des Mannes ernstem Blick
Verschwindet in eitel Nebel und Dunst
Die schöne, farbige Täuschung.
Es haben die Götter
Nur wenig Sterblichen verliehen
Die Lebenskraft, die unendliche,
Zum Ganzen sich harmonisch auszubauen,
Die Welt, die Gottheit ruhig aufzunehmen
In's eig'ne Herz und das Getrennte
In rein gestimmter Seele zu verbinden;
So in unsterblichem Genuß
Die kurzen Stunden selig hinzuleben:
Denn auch an ihre Sohlen heftet sich
Der Ungesättigten, Unbefriedigten,
Der Millionen
Sehnsucht und Klage,
Und nagt wie Mehlthau an der Lebensblüthe.
Ein wunderbar Geheimniß
Ein ungelöstes Räthsel
Herrscht über der Menschen Schicksal,
Und Wenige suchen es zu lösen;
Doch wehe dem, der an den Pforten rüttelt,
Die ihm ein unbefriedigt Dasein schließen,
Denn – mit dem Wissen von des Lebens Inhalt,
Dem höchsten Rechte einer Menschenseele,
Spielt höhnisch die Macht der Welt
Und greift mit rauher, eiserner Hand
In den farbigen Flügelstaub
Des Schmetterlings Humanitas.

Neuer Frühling.

Wach ist die Welt durch's Licht geworden
Und strebt dem schönsten Leben zu,
Die Vögel fliegen aller Orten,
So wand're, junges Herz, auch du! –

Soll ich den Vogelflug euch deuten? —
Es heißt: „Hinaus in Feld und Hain!“
Hinaus! die Maienglocken läuten
Uns all' den schönen Frühling ein.

Wach ist die Welt durch's Licht geworden
Aus dunkelm Traum und träger Ruh',
Und webt und strebt an allen Orten
Dem neuen Geisterfrühling zu.

Resignation.

Was sinnst du, Herz, und kümmerst bang
In dunkeln Mitternächten,
Als rauschte dir der Glockenklang
Glückselig'er Tage Abschiedssang,
Verfallen finstern Mächten?

Sie rauschen da, sie rauschen dort
Im ernsten Wechselspiele,
Und reißen in dem Strome fort
Des Herzens unbewachten Hort
Beglückender Gefühle.

Laß ziehen, was nicht bleiben will!
Du kannst es nimmer halten;
Kehr' ein in's Herz und harre still —
Dort bleibt des Guten noch so viel,
Um schön sich zu entfalten.

Was zu verlieren du geglaubt,
Du hast es nie besessen;
Der Kranz, der einst geschmückt dein Haupt
Und den der erste Sturm entlaubt
Er bleibe dir vergessen.

Nicht trübe dir den heitern Blick
Solch schmerzliches Verlassen,

Gib es dem Schicksal gern zurück,
Um jenes, was dir blieb vom Glück,
So fester zu umfassen.

Und ob die Rosen all' verblüh'n,
Das Schifflein flieh' zur Ferne
Mit deiner Hoffnung Schätzen d'rin
In dunkler Nacht am hellsten glüh'n
Der Liebe ew'ge Sterne.

Laß ziehen, was nicht halten will!
Fremd wär' es, wenn's auch bliebe:
Kehr ein in's Herz und harre still
Und halte fest, wie's kommen will,
O Herz an deiner Liebe.

Melancholie.

Wie lieb' ich dich, du Zeit der Dämmerung,
Wenn's Abendroth der Gletscher leis verglüht,
Von jenen Tagen, da ich froh und jung,
Singt mir Erinn'rung dann ihr Vesperlied.

Ach Alles, Alles geht mit ihm zur Ruh',
Manch schönes Glück, des Lebens Morgenschein,
Mit schwarzem Schleier deckt die Nacht es zu,
Und ich bin wiederum, wie sonst, allein.

Da weht's mich an, wie frischer Frühlingswind,
Wie neuen Lebens Wiedersehensgruß,
Durch kahle Aeste schleicht es leis und lind,
Als naher Lenzestage Vorgenuß.

Doch schleicht die Zeit so langsam, todesmatt —
Und plötzlich reißt ein Windstoß, wild empört,
Vom Baum herab ein letztes welkes Blatt,
Das in den neuen Lenz nicht mehr gehört.

Montreux.

Wie braust der junge Most im Faß
Wie schäumt er an die Wände,
Und kämpft und ringt ohn' Unterlaß
Zum goldig klaren Ende.
Wohl thut's ihm, daß ein mächtig Band
Ihn eisern hält umschlungen,
Sonst wär' die dürre Bretterwand
Am jungen Muth zersprungen.

Zerronnen wär' das edle Naß,
Ein unbefriedigt Ende;
Nun scheiden sich im dunkeln Faß
Die wilden Elemente.
Schon mildert sich die kecke Fluth,
Zu Grunde sinkt die Schwere
Und kampfesfrei und selig ruht
Die geistdurchhauchte Klare.

Da klingt des Lebens gold'ner Ton
Hinan die dunkle Zelle
Und heiter quillt zum Lichte schon
Der göttliche Geselle.
In gold'ner Welle wallt er vor
Mit eilendem Verlangen;
Auf schließt sich ein krystallen Thor,
Ihn festlich zu empfangen.

Wie anders ist ihm jetzt zu Muth
Als da er saß im Dunkeln,
Da jetzt auf ihn in heil'ger Gluth
Zwei Augensterne funkeln.
Ob's stille Ahnung in ihm war?
Er hat's erkennen müssen,
Und schickt hinauf die Perlen klar,
Den Menschengeist zu grüßen.

Und nicht verloren bleibt der Wink
In solcher guten Stunde;
Es hebt der Zecher keck und flink
Die Fluth empor zum Munde.
Und wie sie duftig ihn umweht,
Wie lacht der kühne Freier,
Und ohne Zaudern er begeht
Die sel'ge Hochzeitfeier.

Aus „Struensee".

Fünfter Aufzug.

Kerker. Frühe Morgendämmerung.

Vierter Auftritt.

Struensee am rechten Arm und rechten Fuß gefesselt, hebt sich von einem steinernen Sitze auf, auf dem er beim Aufziehen des Vorhangs in halbliegender Stellung sich befand. Später: **Bernstorff. Kerkermeister.**

Struensee.

Das ist ein hartes Lager. An unholden
Ort haben meine Feinde mich gebettet;
Wie einen Todten mögen sie mich schon
Betrachten, da in dieses feuchte Grab
Sie mich geschlossen. — Wahrlich eine Gruft
Muß ich dich nennen, d'rin viel herrliche
Hoffnungen ruh'n, entwurzelten Bäumen gleich,
Die einst so selig ihre Wipfel wiegten
Im frischen Morgenwinde. Hingestreckt
Erwarten sie des Försters scharfe Art,
Die ganz sie von der mächtigen Wurzel trennt,
Ein aufgegebenes Leben.
Wie seltsam spielst du, Schicksal, mit uns Menschen!
Du schonst des Kindes zarten Leib und brichst
Des Mann's erhab'ne Stärke, läßt den Thoren
Verbunden mit dem Bösewicht gedeihn
Und trifft unhold des Geistes treuen Werkmann,
Der für die Wahrheit kämpft und treu ausharrt
Bis an das dunkle Ende.

Fahr' hin, du schöner Traum, der noch im letzten
Seligen Augenblick so leuchtend nahte,
Bis ihn die Nacht, der Menschen Feindin einhüllt'
Zum trüben, schwarzen Ende. — Ach, und Ihr,
Treue Genossen meines hohen Strebens,
Wohl werdet Ihr jetzt auch in Fesseln liegen,
Weil ihr den Sieg der Menschlichkeit geglaubt
Ueber hartherz'gen Despotismus. Nein!
Die Menschen können nicht das Licht ertragen,
Wenn es in vollem Strome ihnen naht.
Es zucken nur im Unglück einzle Strahlen
In ihnen auf, so wie am rauhen Schlag
Die Funken aus den harten Kieseln fliegen,
Und doch war der Gedanke himmlisch schön,
Zur Freiheit und zum Glücke sie zu führen,
Aus Druck und Elend.
Doch unbarmherzig sind des Lebens Mächte,
Und wehe dem, der mit verwegner Hand,
Eingreift in ihren festen, trägen Gang,
In neue Wege sie zu reißen wähnend.
Zerschmettert wirft den Kecken es zur Seite
Und wandelt seine ew'gen Bahnen fort.

(Fällt in tiefes Sinnen; bald hört man den Riegel zurückschieben. Der junge Bernstorff tritt ein.)

Struensee

(sieht auf).

Was sehe ich? Sie sind's, mein junger Freund!
Da nehmen Sie die linke Hand, die freie,
Denn meine rechte ist gefesselt.

Bernstorff.

Struensee!
O daß ich so Sie finden muß. Mit Freuden
Gäb' ich mein Leben, könnt' ich Ihre Freiheit
Damit erkaufen.

Struensee.

Lieber Freund! Wer nicht
Dem Tode kühn in's Auge schauen kann,
Verdient auch nicht zu leben. Und ich glaube,
Daß ich mich brav gehalten habe.

Bernstorff.

Treu
Habt Ihr der Menschen höchstes Gut vertheidigt,
Und nicht in offnem Kampf seid Ihr besiegt.
Heimtückisch schlichen sie heran, von hinten
Die Schlinge um den stolzen Nacken werfend.

Struensee.

Wissen Sie auch, was sie im Sinne tragen?

Bernstorff.

O Struensee, verlangen Sie von mir nicht,
Daß ich das schrecklich Nahe Ihnen künde.

Struensee.

Das sagt genug. Ich bitte, sei'n Sie ruhig,
Mein lieber Bernstorff, ruhig werd' auch ich
Im allerletzten Augenblicke sein.
Wissen Sie etwas von der Königin?

Bernstorff.

Fast hätte ich's vergessen, daß hieher
Ich eilte, um Euch eine letzte Botschaft
Von ihr zu überbringen.

Struensee.

Von der Königin?

Bernstorff.

Fräulein v. Euben brachte dies Billet
Zu mir in dieser grauenvollen Nacht.

Struensee.

Gebt her (preßt das Billet an den Mund). Dank Euch!
Das ist mir süße Labung
In dieser bittern Stunde. Ja, ihr seid's,
Ihr theuern, feinen Züge meiner Guten.
O jede Silbe lasset mich genießen. (Liest.)

„Lebt wohl, auf ewig, theurer Struensee!
Jetzt darf ich's Euch im letzten Augenblicke,
Da wir wie sel'ge Geister fast verkehren,
Wohl sagen, daß der tiefste Schmerz in meinem
Leidvollen Leben Euer Schicksal ist,
So wie auch, daß mir der Gedanke

An Euch Erinn'rung meines schönsten Glückes ist.
Zum letztenmale grüßt Euch treu Mathilde."
Ich hoffte, theures Weib, für dich zu leben,
Nun wandelst du den Tod in Seligkeit.
Dank dir! - - — Doch sagt mir, lieber Bernstorff,
Ist sie gefangen? Kennen Sie Ihr Schicksal?

Bernstorff.

Man hatte Schlimmes für sie ausgesonnen,
Doch hat der englische Gesandte sich
Für sie verwendet.

(Man hört ein dumpfes Rollen.)

Struensee.

Was ist das? Der Ton,
Er macht in Herzenstiefe mich erzittern.

Bernstorff.

Es wird die Königin sein, die unter sich'rer
Bedeckung wird nach Kronenburg geführt.
Bereit war schon der Wagen, als ich kam.

Struensee.

Ich hab's geahnt. Leb' wohl, leb' wohl, Mathilde,
Auf ewig lebe wohl!

Bernstorff.

Ach, Euer Schmerz
Zerreißt die Brust mir.

Struensee.

Ich will ruhig sein.
Der Schlag kehrt nicht zum zweitenmale wieder. —
So sagt mir doch, was fangen sie jetzt an?
Ist's wahr, was Köller mir mit Hohngelächter
Zuschrie, daß Euer edler Oheim sich
Mit meinen Feinden hat verbündet?

Bernstorff.

Nein!
Sie haben seine alte Stelle ihm
Gleich angeboten, doch er wies sie ab.
Noch heute kehren wir auf's Land zurück.

Struensee.

Gut, gut! So mußt' es kommen. Niemals habe

Ich an des Mannes hoher Sinnesart
Gezweifelt. Und fürwahr, er hatte Recht,
Kündigt' er Wahrheit auch in herber Weise.
O halten Sie mit aller Kraft zu ihm;
Auf Ihrem Haupte ruht die Hoffnung Dänemarks.
Bei Ihrem Geiste, Ihres Oheims Einfluß,
Steh'n Ihnen offen dieses Landes Aemter.

Bernstorff.

Der Schmerz um Sie sei mir ein läuternd Feuer,
Das alles Irdische verzehrt und rein
Das Herz bewahrt zum Dienst des Vaterlandes.

Struensee.

Um dieses Einz'ge bitt' ich Sie allein:
O pflegen Sie die Keime, die ich legte,
Und die der Feinde plumpe Füße *nicht*
Zertreten werden, wenigstens nicht *alle*.
Verfahren Sie mit Maß! Zu vieles Gute
Wird Uebel. Diese letzte Wahrheit muß
Mit meinem Leben theuer ich erkaufen.
Es ist das einzige Vermächtniß, das
Zurück ich lasse und in keine bessern
Hände kann ich es legen.

Bernstorff.

Struensee!
In dieser heil'gen Stunde sei's gelobt,
Nie soll ein eitler, flüchtiger Genuß
Mich irren in dem mannestreuen Streben,
Für die Erlösung dieses Volks zu wirken.
Was Sie gesä't, soll herrlich sich entfalten
In künft'ger Tage freudiger Entwicklung
Und ruhen will ich nicht, bis dieses Volk
Von Dänemark ein freies Volk geworden.

Struensee.

Das walte Gott, der uns durch Noth und Leiden
Hinführt in der Verheißung selig Land,
Wo keine Schranken mehr die Menschen trennen,
Wo alle einst in göttlichem Bewußtsein
Verklärten Blickes traut sich Brüder nennen.
Wird auch zertrümmert jetzt die irdische Hülle,

Gerettet ist die Perle, frei der Geist,
Und wirkt unsterblich fort in edlen Herzen.

Kerkermeister

(tritt rasch ein, zu Bernstorff).

Um Gotteswillen, kommt, der Generalfiskal
Wird mit Begleitung gleich erscheinen. Kommt!

Bernstorff.

So muß es sein. O Struensee, lebt wohl!
Noch diesen Kuß! Auf Wiedersehen drüben!

(Umarmung.)

Jakob Kübler.

Jakob Kübler wurde den 6. Januar 1827 in Winterthur, Kt. Zürich, geboren. Er besuchte die dortigen Bürgerschulen, trat im Frühjahr 1842 in's obere Gymnasium in Zürich und ging 1845 an die dortige Universität über. Im Herbst 1848 empfing er die Ordination und wurde gleichzeitig von der Universität Königsberg in Folge einer eingesandten Arbeit metaphysischen Inhaltes zum Doktor der Philosophie ernannt. Im darauf folgenden Jahre setzte er seine Studien in Tübingen in Theologie und Philosophie weiter fort und machte sodann einen vierteljährlichen Aufenthalt in Paris. Anfangs 1850 tritt er in den praktischen zürcherischen Kirchendienst und lebt seit 1851 als Pfarrer zu Neftenbach.

Gedichte von Jakob Kübler. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung. 1850.

Irenmor, der Zerstörer des Druidenreiches. Trauerspiel mit Chören von J. Kübler. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung 1850.

Heldenbuch der Schweiz. 1856. Ebendas.

Neue Gedichte von Jak. Kübler. 1863. Ebendas.

Zerstreute Gedichte in Journalen und Almanachen. Theologische und naturhistorische Schriften.

Kübler's Dichtungen der ersten Periode, namentlich die vaterländischen und politischen Lieder, in denen der Dichter Kraft mit Takt verbindet, sind von keinem hohen Flug der Phantasie getragen. Eben sosehr ist dieses der Fall mit seinen epischen Stücken, insbesondere den Burgunderschlachten, obschon er sich, was die Kom

position betrifft, zu unselbstständig an Johannes Müller anlehnt und überhaupt darin mehr durch einen junggefühligen kecken Rhythmus, als durch wirkliche Schlachtenzeichnung und originelle und poetische Bilder wirkt. Zu seinen besten frühern Leistungen gehören „der Tell", „der Wächter", „das Herz des Volkes", „der Sänntis" und der Leuchtthurm"; unter den spätern Gedichten sind mit Auszeichnung „Schweizernationalität", „Zuletzt verstanden" und das herrliche Lied „Glockentöne" zu nennen. Das Trauerspiel „Trenmor" ist als eine unreife Jugendarbeit des Verfassers spurlos vorübergegangen.

Der Tell.

In bergkrystallener Grotte
Da liegt im Schlummer der Tell,
Und ruht vom letzten Kampfe
Mit des Schächen tobender Well'.

Wohl stürmet alljährlich thalwärts
Der Laue rollender Ball,
Wohl stürzet noch stets vom Gletscher
Der Ströme tosender Fall;

Nichts stört den Tell im Schlafe,
Kaum regt er im Traum ein Glied,
Vom Zauberschlaf ist gefesselt
Sein schweres Augenlied.

Nur wenn das Alphorn klinget
Am Morgen von Berg zu Thal,
Verklärt des Schläfers Miene
Ein wonniger Freudenstrahl.

Als jüngst das Kampfgetümmel
Widerhallt' am Felsenhang,
Da griff des Tellen Rechte
Im Traum nach dem Bogenstrang.

„Fast war's mir", murmelt' er träumend,
„Als hört' ich den Namen mein,
„Doch kann dies dumpfe Dröhnen
"Des Rufers Stimme nicht sein"

Und wieder ward es stille,
Und wieder legt' er sich hin:
Doch schläft er wohl nicht mehr lange
Im Felsengrabe d'rin.

Bald hört er nach Freiheit jammern
Die geknechteten Völker all,
Und ganz Europas Stimme
Erschüttern den Alpenwall.

Das dringt durch die starrenden Felsen
In seinen Todtenschrein,
Das ist des Rufers Stimme,
Dann hebt er sich auf vom Stein.

Wenn dann mit Jubelgedonner
Der Fels auseinander kracht
Und die Alpen wonnig erzittern,
Dann ist der Tell erwacht.

Dann stürmet er mit den Söhnen
Voran zur Freiheitschlacht,
Dann – Feuer auf den Bergen! –
Dann ist die Welt erwacht.

Der Wächter.

Der Wächter steht auf der Warte
Im Grau'n der Mitternacht,
Ihn sehnet nach dem Morgen
Ihn dürstet nach der Schlacht.

Da tritt an seine Seite
Eine schwarz verhüllte Gestalt,
Beut ihm die Hand zum Gruße
Die Hand wie Eis so kalt:

„Was schaust du, schaust du, Wächter,
„So starr nach Osten hin?"
„„Ich schau', ob nicht das Dunkel
„„Will vor der Sonne flieh'n.""

„Was soll, was soll dir, Wächter,
„Der frühe Morgenstrahl?"
„„Er weckt zum Freiheitskampfe
„„Das Volk dort unten im Thal.""

Und spähend lassen die Beiden
Den Blick durch's Dunkel irr'n,
Da dringt herauf zum Thurme
Ein wild verworr'nes Klirr'n.

„War das nicht Waffenklirren?"
Der lauschende Wächter fragt;
„„Es waren nur die Ketten,
„„Die düstre Verzweiflung nagt.""

Und wieder spähen die Beiden
Und hoffend der Wächter spricht:
„Dort rüsten sich wohl zum Kampfe
„Die Schaaren im Fackellicht!"

Der düst're Gefährte seufzet
Und winket ein trauriges Nein:
„„Es ist nur der flatternde Irrwisch,
„„Der schlingt den gespenstigen Reih'n.""

Und wieder spähen die Beiden,
Da schwillt ein Licht empor
Im bergumkränzten Osten
Durch goldener Wolken Flor.

Und jubelnd jauchzet der Wächter:
„Wohlauf, die Sonne naht!
„Hei Schwerter und Schilder und Lanzen,
„Spring' auf, du Drachensaat!“

Doch grinsend ermahnt der Gefährte;
„„Blick auf, o Wächter mein!
„„Es hebt sich nur vom Berge
„„Des Mondes friedlicher Schein.

„„Es wünscht mein heißes Sehnen
„„Wohl auch den Tag heran,
„„Der Tag er ist der meine,
„„Wird sich gewißlich nahn.

„„Dann wird die ehrne Kette
„„Zum Schwert in freier Hand,
„„Der Irrwisch wird zur Fackel,
„„Zum Zwingherrnburgenbrand.

„„Es wird die Nacht zum Tage,
„„Zur Sonne wird der Mond,
„„Auf rother Wolken Gluthen
„„Vergeltung blutig thront.

„„Es harret dein sterbliches Auge,
„„Das nicht zu erkennen vermag?
„„Wohlan, ich bin die Rache,
„„Mein Tag der Rachetag.

„„Ich steh', ich lauich' auf der Warte,
„„Ich wart' auf meinen Tag.
„„Den zackigen Blitz in der Rechten
„„Zum wedenden Donnerschlag““

Das Herz des Volkes.

Ich schaue dich, o göttliche Natur,
In deiner Sternenaugen Mutterlächeln,
Ich fühle durch die blüthenbunte Flur
In süßen Düften deines Odems Fächeln,
Ich höre dich im Murmeln sanfter Quellen
Und im Gebrause sturmgepeischter Wellen.

Lebendig schlägt dein ewig junges Herz,
Und jeder Herzschlag spendet Heil und Segen;
Doch ewig auch streckst du mit Sehnsuchtsschmerz
Den Menschenkindern deinen Arm entgegen,
Daß in der Mutter liebeheißen Armen
Das kalte Herz des Kindes mög' erwarmen.

Umsonst, die edle Einfalt ist entfloh'n
Die Grazien sind zum Olymp entflogen,
Die Eigensucht lacht jeder Tugend Hohn,
Den trüben Blick hält Sinnenlust umzogen:
Den Geistesadler hält die Brut der Schlangen
Mit eh'rnen Ringen fest umschnürt gefangen.

Die Zähren all, die Niobe geweint,
Zu feuergelbem Bernstein einst gerannen;
So werden auch die Thränen all versteint
Des Volks im Felsenherzen der Tyrannen
Die Unterdrückten haben nur noch Zähren?
Ihr nasses Auge soll sich nimmer leeren?

Und wenn der Sänger seine Saiten schlägt,
Zu singen von der Freiheit schönen Tagen,
Des Volkes dumpfes Herz wird nicht bewegt,
Man schaut ihn fragend an mit bangem Zagen.
Die Macht der Lieder sprengte Hadespforten,
Jetzt flieht sie scheu der Herzen Erzkohorten.

In unlösbarer Bande Kettenlast,
Versenget von der Sonne Flammenstrahlen,
Auf Felsen, von Zeus Blitzen überglast,

Prometheus liegt in unnennbaren Qualen,
Zeus' Hasserin, die Leber voller Galle
Zerfleischt der Aar mit nimmermüder Kralle.

So liegt, das Herz von seinem Gott gewandt,
Gefesselt von der Sinne dumpfen Schranken,
Das himmelstürmende Geschlecht gebannt
Am kahlen Fels verzweifelnder Gedanken.
Und bis verkohlt des Herzens schwarze Schlacken,
Wird ihm Tyrannenwuth die Leber hacken.

O gieße du in deiner Sänger Brust,
Natur, die lebenskräftigen Gestalten,
Daß von der wahren Schöne Götterlust
Erglühn der Seele heimliche Gewalten!
Das Gute wird sich einen mit dem Schönen,
Das Herz mit seinem Gotte sich versöhnen.

Das Gut' und Schöne macht die Seele frei,
In freien Seelen herrscht die heil'ge Tugend:
Es weicht die Furcht, mit ihr die Sklaverei,
Die Völker blühn in neuer, frischer Jugend,
Der Jammer schweigt, die Thräne fließet nimmer,
Der Tag des Herrn — er naht im Rosenschimmer.

Der Säntis.

Mein Herz war verödet,
Mein Herz war so leer,
Ich suchte den Himmel
Und fand ihn nicht mehr.

Wohl oft hob ich sehnend
Den verlenden Blick,
Ermattet vom Fluge
Sank er immer zurück.

Da zogst du mich, ewiger,
Liebender Greis
Hinauf an des Busens
Krystallenes Eis,

Und wiesest erhobenen
Hauptes hinan,
Und wiesest dem Blicke
Zum Himmel die Bahn.

O Himmel im Herzen,
So still und so hehr!
Zu Thale zu fahren,
Wie wird mir so schwer!

Der Leuchtthurm.

Einsam auf der Felsenklippe steht der Leuchtthurm weiß und schlank,
Blicket hell durch schwarzes Dunkel auf des Meeres Sturmgeschwank.

Heulend schlägt die harken Lenden ihm der Sturm im Zorneslauf,
Grimmig brauset aus der Tiefe Wogendräu'n zu ihm hinauf.

Keine Sterne, keine Mondesstrahlen lächeln Tröstung zu,
Dennoch steht er leuchtend, rettend da in götterstolzer Ruh.

Und die müden Schiffer setzen auf das Land den sichern Fuß
Dankbar donnert die Kanone hin zum Thurm der Schiffer Gruß.

Sieh', es tagt! die ersten Strahlen jenem Thurm die Sonne weiht,
Schöner strahlt der Starke in erröthender Bescheidenheit.

Schauer.

Einsam wandl' ich auf der Haide, einer spröden Dame Ritter,
Und der Himmel schaut hernieder, wie ein schwarzer Leichenbitter.
Sturmwind will die Weiden küssen: doch sie wenden ihm im Nu,
Wie er küsseschnaubend nahet, vorgebeugt — den Rücken zu.

Graue Wolkenungethüme frech der Sonne Wangen schmatzen
Und ohnmächtig, sich zu sträuben, schaut sie grimmig zum Zerplatzen.
Einer welken Rose spendet hier ein Käfer seinen Kuß:
Doch sie läßt die Blätter fallen, daß er elend purzeln muß.

Dort ein feines Epheuliebchen hält der Eichbaum in den Armen.
Doch es kann, vor Froste schlotternd, an dem Greise nicht erwarmen.
Und in eines mäusegrauen Felsenblockes kaltem Schooß
Bangt vor des nahen Winters Froste käsebleiches Moos.

Eine kalte, öde Haide selbst ist meine arme Seele,
Schauer zieh'n durch ihre Räume, wie ein grauer Zug Kameele.
Meiner unglückselgen Liebe Bild ertrinkt im nahen Sumpf,
Träuend flattert um den Dornbusch fern ein blauer Räuberstrumpf.

Schweizernationalität.

Wo hoher Berge Strahlenkronen
Weit leuchten über's eb'ne Land
Da reichen sich vier Nationen
Zum Bruderbunde fromm die Hand.
Sie haben in verschied'nen Zungen
Den Treueschwur sich dargebracht,
Und bleiben dennoch fest verschlungen:
Der Geist ist's, der lebendig macht.

Es eint sie nicht verwandte Sitte,
Noch Eines Herrschers Machtgebot,
Und mannigfach in ihrer Mitte
Verehret man der Väter Gott:
Doch Eines ihre Herzen bindet,

Der Freiheit gottgebor'ne Macht,
Vor welcher alle Satzung schwindet:
Der Geist ist's, der lebendig macht.

Prahlt ihr mit Waffen blinde Thoren,
Droht zu zerreißen diesen Bund!
Ihn hat der Herr der Herrn erkoren
Zur Leuchte seinem Erdenrund,
Bis über allen Völkerreichen
Der Freiheit Frühlingsmorgen lacht,
Und Alle sich die Hände reichen:
Der Geist ist's, der lebendig macht.

Erzitt're nicht, du Volk der Freien,
Der Menschenrechte Israel;
Dich schirmet vor der Feinde Dräuen
Der Cherub auf des Herrn Befehl.
Läßt du die Eintracht nicht ersterben
Und nicht den Männermuth zur Schlacht,
Wird dich kein Völkersturm verderben:
Der Geist ist's, der lebendig macht.

Glockentöne.

So lang ein Herz die Töne
Der Glocken noch versteht,
Blüht's fort in jener Schöne,
Die nie ein Sturm verweht.

Und wär' es tief gefallen,
Ein milder Engel bringt
Ihm Trost aus Himmelshallen,
So oft die Glocke klingt.

Und wären hingeschwunden
Vor ihm die Lieben all',
Es heilet seine Wunden
Der Osterglocken Hall.

Wenn durch die erste Helle
Des Tags die Glocke klingt,

Das Herz zur ew'gen Quelle
Des Lichts empor sich schwingt.

Was ihm des Tages Ringen
Und Müh'n für Schmerzen schuf,
Den Frieden wird ihm bringen
Der Abendglocke Ruf.

Du Armer, dess Gemüthe
Kein Glockenlied mehr hört,
Wer hat die Jugendblüthe
Des Herzens dir zerstört?

Schilt du die Glocken immer
Ein seelenloses Erz!
Ihr Leben schwindet nimmer,
Gestorben ist — dein Herz.

Zuletzt verstanden.

War einst ein Pfarrer im Schweizerland,
So oft er das früheste Veilchen fand,
Steckt' er's voll Freuden auf seinen Hut,
Und meinte, jetzt stünd' er ihm doppelt so gut.
Dann lachten die Bauern: „Ei, ei, nein, nein,
Der Pfarrer wird wieder ein Hochzeiter sein!"

Und starrte von Schnee und Eise das Feld,
Hat stets er ein Streubrett vor's Fenster gestellt,
Daß Ammern und Finken und Meisen zumal
Sich weidlich ergötzten am reichlichen Mahl.
Dann fragten die Bauern: „Ei ei, nein, nein,
Soll das wohl ein geistlich Vergnügen sein?"

Und krankte ein Armer gar traurig und blaß,
So zapft' er ihm Guten aus eigenem Faß
Und sandt aus der Küche manch lieblich Gericht,
Bis schneller sich rothe das bleiche Gesicht.
Dann meinten die Bauern: „Ei, ei, nein, nein,
Der Pfarrer muß nimmer bei Trone sein."

Als endlich der Pfarrer nach Jahr und Tag
Still unter dem moosigen Rasen lag,
Da schmückten die Veilchen gar freundlich sein Grab
Es sangen ihm dankbar die Vögel hinab,
Auch fanden die Bauern: „Nun, nun, ja, ja
Schon besser wär's immer er wär' wieder da."

Die Schlacht bei Murten.

Im Angesicht der Feinde da ruht mit seiner Schaar
Hans von Hallwyl, der Berner, im silbergrauen Haar
Im Herzen jene Flamme, die Siegeswege bahnt,
Der schlachtenfrohe Ritter also zum Kampfe mahnt:

„Auf, biedre Eidgenossen! da ist der Rache Zeit,
„Um die das Blut der Brüder zu Brie und Granson schreit.
„Dort dräu'n die Frevlerhände, aus denen jüngst im Spiel
„Um eure Lieben loosend der laute Würfel fiel.

„Heut ist der Schlacht bei Laupen ruhmvoller Jahrestag,
„In der vor alten Zeit uns Albrechts Heer erlag.
„In euch wallt Blut der Väter, derselbe Gott lebt noch,
„Der dort mit heil'gem Zorne zerbrach der Feinde Joch.

„Daß er auch heute breche der stolzen Dränger Macht,
„Daß er auch heute schlage für uns die Freiheitsschlacht, —
„Fallt nieder, Brüder, sendet empor ein still Gebet
„Zu Gott, deß Siegesodem in Heldenherzen weht!"

Er spricht's und tausendstimmig Gebet zum Himmel wallt.
Daß wie von fernen Donnern Gemurmel rings erschallt,
Und plötzlich bricht die Sonne in voller Glorienpracht,
Huldlächelnd, siegverkündend durch düstrer Wolken Nacht

Aufspringt der greise Feldherr, in lodernd wilder Gluth
Sein Schwert er schwingt in Lüften und rufet wohlgemuth:
„Wohlauf! ihr biedern Männer, Gott leuchtet uns zum Sieg.
„Gedenkt an Weib und Kinder; den Welschen gilt der Krieg."

Und als dem Heldengreise entflohen kaum das Wort,
Rückt er mit seinen Schaaren zum Angriff mächtig fort,
Und ihm zur Rechten schreitet Hans Waldmanns Hauf voi
Der hält aus langen Lanzen die Banner hoch empor.

Den Beiden folgt die Nachhut des alten Herrenherrn.
Wohl mocht er jungen Kriegern ein rechter Führer sein;
Denn wenn Erfahrung lenket des Jünglings Löwenmuth,
Dann ist's der junge Löwe, der Schlachtenwunder thut.

Urplötzlich aus der Feldschlang' die Feuerzunge blitzt,
Die in des Grünhaags Schatten längst auf der Lauer sitzt.
Nach züngeln ihr die Schwestern vielstimm'gen Donnerknall,
Wuthbrüllen, Todesachzen verbreitend überall.

Zerschmettert fällt vom Rumpfe manch goldgelocktes Haupt,
Das nach dem Granson'siege der Eichenkranz umlaubt.
Manch tapfrer Lothringer herab vom Sattel fliegt
Und knirschend in dem Blute des eig'nen Pferdes liegt.

René, dem Karl entrissen das Lotharingerland,
Der hält mit kaltem Muthe dem Kugelregen Stand.
Wohl unter ihm dumpf röchelnd das Pferd zusammenbricht,
Sein Land das muß er haben und rastet fürder nicht.

Wie wenn von Alpentirnen die Lawine thalwärts fällt,
Mit Felsen Fichtenstämme weit durch die Lüfte schnellt
Und unter Wuthgejauchze mit rasendem Sturmgebraus
Den lenzgeschmückten Thalgrund füllt mit Verwüstungsgraus:

So stürzt der Schweizer vorwärts mit flügelschnellem Fuß,
Und unterläuft anstürmend des Feindes Büchsenschuß;
Im Strahl der Mittagssonne des Mordbeils Lohe kreist
Zur Rache hoch geschwungen die Hellebarde gleißt.

Ein Schweizertrupp indessen den Grünhaag schnell umringt
Mit mordbegier'gem Jauchzen er in den Graben springt,
Haut ein, in seinem Blute der Büchsenmeister schwimmt
Deß Leben mit der Lunte sterbend zugleich verglimmt.

Nun Schrecken und Verwirrung und Angst und kaltes Grau'n,
Nun Siegsgeschrei und Feuern und rasches Niederhau'n.
Bald um des Feindes Büchsen entschieden ist der Kampf,
Die fliehenden Konstabler verbirgt der Pulverdampf.

Jetzt schnell des Feindes Büchsen dem Feinde zugewandt,
Jetzt rasch mit Feindespulver die Schlangen losgebrannt! —
Die alte Schlangentreue bewä'rt sich wahrlich gut;
Sie säuft am gleichen Tage so Freunds- wie Feindesblut.

Ihr Berneroberländer und ihr vom Städtchen Thun,
Die Schlangentreu' zu prüfen, das war ein herrlich Thun:
Im weh'nden Thunerbanner den dunkeln schwarzen Stern
Mit einem rothen Sterne vertauscht' ich gar zu gern.

René im Mitteltreffen, entflammt von Rachewuth,
Der kühlet seinen Ingrimm in der Burgunder Blut.
Thierstein und Greierz lichten der Feinde eh'rne Reih'n,
Da keltern ihre Schwerter heißen Burgunderwein.

Waldmann mit seinen Zürchern in Farben weiß und blau,
Der sprach zu Karl, dem Herzog, viel Worte wild und rauh:
Viel Worte scharf und schneidend mit seinem guten Schwert, —
O hätt' ihn andre Worte der Welsche nie gelehrt!

Auch Bubenberg in Murten er feiert wahrlich nicht;
Wie rasch mit seinen Kriegern er aus den Thoren bricht!
Da pflüget tiefe Wunden die „Bauernschaar von Bern"
Durch schimmernde Küraſſe den blanken, schmucken Herrn.

Und immer wilder rasend der Schweizer vorwärts drängt,
Und in des Sees Fluthen so manchen Ritter sprengt,
An dem die rasche Welle die Rache übernimmt,
Daß bald auf seinem Spiegel ein Heer von Leichen schwimmt

Doch wo die Hauptstandarte Karls Helmeszier umweht,
Allda der Schweizer Schlachtsturm am heftigsten ergeht.
In blanken Silberbrünnen die tapfre Garde ficht;
Das Unglück auch den Helden noch Ruhmeskränze flicht.

Wie Manchem auch der Britten die Todeswunde klafft,
Sie weisen wohl im Kampfe des Fechtens Meisterschaft.
Auf Helmen klirrt die Keule, die stählerne Armbrust klingt,
Der Pfeil im Schwalbenfluge durch Heldenherzen dringt.

Von Somerset, der Herzog, nach tapfrer Ritter Art
Gar manchen schönen Sennen beraubt der Bergersahrt.
Der Senne stürzt, durchstochen die liederreiche Brust
Und stirbt, im heitern Antlitz des Heldentodes Lust.

Doch mächt'ger stets zum Angriff der Eidgenosse stürmt,
Und hoch und immer höher die Feindesleichen thürmt.
Es weicht die wack're Garde der Alpenfelsen Stoß;
Es wankt des ganzen Heeres vielarmiger Koloß.

Noch einmal sich ermannend der Herzog Somerset,
Ein Felsenthurm im Meere, der Wuth der Schweizer steht:
Als sausend eine Kugel durch seinen Panzer schwirrt,
Er stürzt, im schweren Falle weithin die Rüstung klirrt.

Und wie die schwarze Hippe stets rascher schwingt der Tod,
Und wie auf blutgen Schwingen stets näher fliegt die Noth;
Um seinen Leib Herr Jakob von Wädis das Banner flicht
Und kämpft, bis ihm ein Speerstoß die treue Brust durchsticht.

Wie eine Riesieneiche fällt des Orkanes Macht,
So stürzt der große Bastard umwölkt von Todesnacht.
Trauernd aus seiner Linken das stolze Banner sinkt
Und auf der fremden Erde das Blut des Herren trinkt.

Was ist's, das dort im Walde, der grün die Höh'n umkränzt,
Sich regt und vielfach leuchtend im Strahl der Sonne glänzt?
Es woget schnell und schneller es strömt herab mit Macht,
Läßt Siegesjauchzen tönen und stürzt sich in die Schlacht.

Er ist's mit seinen Jungen, der alte Hertenstein;
Was Männerkraft errungen, das heimst der Jüngling ein.
Das mähet in den Feinden, als gält' es dürrem Gras,
Nur wurden alle Sichen vom rothen Regen naß.

Da fällt dem kühnen Herzog in seiner Brust der Muth,
Sein Pferd er reißt es rückwärts mit stummverbißner Wuth,
Er flieht, dreitausend Ritter mit ihm und seinem Glück,
Fern glänzen eh'rne Hufen im wilden Flug zurück.

Jetzt allgemeines Flüchten hin durch das Feld erbraus't:
Wie wenn, die Stämme beugend der Wind den Wald durchsaus't,
Also der Eidgenosse des Feindes Schaaren drängt
Daß mancher Reiter fliehend das Fußvolk übersprengt.

Wie da, als der Burgunder bang zu entfliehen strebt,
Die Schaar der Schweizerbanner in seinem Rücken schwebt
In stolzem Siegesfluge, vielfarbig bunt gemengt,
Von rother Morgensterne Siegsreigen rings umdrängt!

Umsonst, daß der Besiegte auf seine Kniee fällt
Und um Erbarmen heulend den Arm des Siegers hält;
„Brie! Granson!" ruft die Rache aus Aller Mund zugleich,
Zu Boden streckt den Fleh'nden vielfacher Todesstreich.

Viel tausend der Lombarden die auf beschilftem Grund
In schwerer Rüstung stehen, verschlingt des Sees Schlund;
Ein trüber Wasserwirbel sich weit im Kreise dreht,
Und seufzend durch das Schilfrohr ein leiser Südwind weht.

Und ringsum Todtenstille, kein Feind mehr nah und fern,
Die Morgensterne ruhen, es glimmt der Abendstern.
Und freudig dankend liegen die Sieger auf den Knie'n,
Umschwebt von ihrer Hörner siegsfrohen Melodie'n.

Fr. J. Schild.

Franz Joseph Schild, wurde den 14. Oktober 1821 in Grenchen, Kt. Solothurn, geboren, wo sein Vater Thierarzt war. Er besuchte die dort in den Dreißiger Jahren neugegründete Sekundarschule und setzte später, nachdem er sich für das Studium der

Medizin entschlossen hatte, seine Studien in Solothurn weiter fort. Im Herbst 1844 kam er an die Universität München, wo er bis Herbst 1847 verblieb; das Jahr 1848 brachte er in den Spitälern von Wien zu. In Zürich, wo er sich auf sein Staatsexamen vorbereitete, wurde er mit Herwegh und Reithard befreundet, die ihn bei seinen damaligen poetischen Versuchen auf die mundartliche Dichtung hinlenkten. Seit 1853 ließ er sich als Arzt in seiner Heimatgemeinde Grenchen nieder und leot dort mit Liebe seinem Berufe; dabei in Mußestunden sich in den Gärten der Poesie zu ergehen oder den Feldstutzer zu führen, ist seine Leidenschaft und angenehmste Erholung.

Juraklänge in Solothurner-Mundart. Vermischt mit einzelnen hochdeutschen Gedichten von Franz Jos. Schild. Zürich, Druck und Verlag von H. Mahler 1853.

Der Großrath aus dem Leberberg von Fr. Jos. Schild. Solothurn, 1863. F. A. Wetman.

Aus dem Leberberg. Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart von Fr. Jos. Schild. Zweites Bändchen. Grenchen, 1866. Selbstverlag des Verfassers.

Die Dialektdichtung hat in den letzten zwanzig Jahren nicht nur aus patriotischen Gründen neue Freunde gefunden, sie hat auch in gebundener und ungebundener Rede Erzeugnisse aufzuweisen, die wirklich von poetischem Duft durchhaucht sind, wenn sie auch häufig nur geringen Anspruch auf künstlerische Behandlung des Stoffes und der Sprache machen dürfen. Bis jetzt haben eben Wenige, die in der Mundart dichten, einen so durchgebildeten Geschmack wie J. P. Hebel, um in der Mundart den bloßen Stoff zu erkennen, aus welchem erst durch einen ästhetischen Läuterungsprozeß der Leib der höhern, poetischen Sprache geschaffen werden muß. Allerdings ist der Dialekt (wie selbst Göthe zugab) „das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft"; allein man darf nicht vergessen, daß die poetische Sprache Gesang ist und daß sie nicht von selber singt und klingt, sondern durch die Kunst des Dichters. Die Zukunft der mundartlichen Dichtung verlangt daher mit aller Entschiedenheit zunächst die höchste Reinheit des Dialektes (nicht bloß im einzelnen Ausdruck, sondern auch in der Satzbildung) und sodann Ausbildung desselben (im eigenen Geiste und nicht im Geiste des Schriftdeutschen) zu höherer melodischer und rhythmischer Vollkommenheit. Beide Forderungen werden von unsern Dichtern noch wenig berücksichtigt; selbst künstlerische Naturen, wie August Corrodi, machen keine Ausnahme. Unsere Mundarten haben, seit das Interesse für sie in dem Grade erwacht ist, daß die alte Idee

Bodmer's (Vgl. Band I. pag. 48. Anmerk.) von einem allgemeinen schweizerischen Idiotikon hoffentlich in nicht allzu langer Zeit verwirklicht sein wird, weniger eine poetische, als eine sprachwissenschaftliche Beachtung und Behandlung erfahren, wobei indeß nicht zu verkennen ist, daß erstere an letzterer eine mächtige Beihülfe erhält. Denn leider weiß man eben vielorts, namentlich in den Städten nicht mehr, was eigentlich Dialekt ist; die Schönheit, Kürze und Kraft der alten Volkssprache ist vielfach durch Verquickung verdunkelt und uns durch den Sprachunterricht der modernen Schule entrückt. Allein, wenn auch der philosophische Geist in unserer jetzigen Schriftsprache ein besseres Vehikel gefunden hat, so besitzt doch das Gemüth an der Mundart immer noch mindestens ein ebenso gutes Ausdrucksmittel. Die mundartliche Dichtung ist darum in dieser Richtung völlig gerechtfertigt; gerade durch sie kommt das Herz unsers Volkes, überhaupt die ganze nationale Grundlage unsers geistigen Lebens erst zur Anschauung.

Schild's Dichtungen, im Dialekt der am Fuß des Jura gelegenen Dörfer Grenchen, Bettlach und Selzach geschrieben, wurden von ihrem Verfasser als anspruchslose Früchte seiner Mußestunden der Oeffentlichkeit übergeben. Sie sind zunächst, ähnlich wie die von Reithard gesammelten und poetisch verwertheten Sagen, mehr aus patriotischem Interesse entstanden sowohl mit Bezug auf ihren Inhalt, wie auf die mundartliche Form; sie behandeln die Vorstellungen, Anschauungen, Gebräuche, Zustände und Sagen des Volkes der genannten Gegend und zwar mit einer gewissen Sorgfalt für Ausprägung derselben in einem verhältnißmäßig reinen Dialekt, während die zweite oben erwähnte Forderung von unserm Dichter gleichfalls wenig in Betracht gezogen wird. Einzelne dieser Gedichte haben indessen auch entschiedenen poetischen Werth, wie z. B. „D'r Lächema", „D'r Bäsriis-Dönel" u. a. Die prosaischen Stücke bekunden den scharfen Blick des Dichters für die Eigenthümlichkeiten des Landlebens; sie sind nicht ohne heitern Humor und herzliche Naivetät, selbst da, wo, wie z. B. im „Herbstmäret" eine stark hervortretende praktische Tendenz den ächten Volksschriftsteller verräth.

In seinem „Großätti" hat sich Schild auch als fleißigen Sammler im Leberberg entstandener Volkslieder, von Redensarten, Sprichwörtern, Bauernregeln, Kinderreimen, Spielversen, Räthseln, Priameln und originellen, noch aus dem Heidenthum stammenden Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln gezeigt; das Verdienst, diesen Stoff geordnet und überhaupt in Schild's Schriften für

das Mundartliche eine richtigere Orthographie geschaffen zu haben (große Sorgfalt wurde besonders auf die Trennung der Wörter und namentlich auf die Scheidung der Partikeln und des euphonischen -n- verwendet), gehört Herrn Schlatter, Rektor der Kantonsschule ni Solothurn.

Der Bäs'riis-Dönel.

Wenn d Bure mit der Arbet fertig si,
Wenn's Winter isch, wenn's chutet und wenn's schneit,
Und's Jorgibeth bis Fenner's Lächema
Am Spinnrad sitzt, so bringt's is jedi Nacht
Bim Obesitz es G'schichtli uf's Tapet.
Grad nächti het's e-n-ernsti Mine g'macht,
Het's Spinnrad nöcher zu-n-em g'noh
Und druf im Chunkleglas der Finger g'netzt,
Und g'seit: „Jo wägerli, uf Ehr und Treu!
Wer sett's vo-n-euch nit wüsse-n — und wer het's
I g'wüsse Nächte nit scho mängisch g'hört?
So wie's am Chilchthurm z'Grenche zwölfi schlat,
Und gäb der letschti Gloggeschlag verchlingt,
Isch uf der Egg bim ungre Grencheberg
Es G'johl und G'schrei, das eim dür d'Glieder dringt.
Do meint mer mängisch, 's rief e-n-alte Ma,
Der duß im feistre Wald verirret isch
Und nümme weiß, wo's ane goht, und doch
Die sälbi Nacht no gern i d'Heimet möcht.
Druf brület do und dört im Wald e Chutz,
Und do dört e Wiggle-n-und e Spächt,
Die sälbem Rüefe flißig Antwort gä,
As wette si-n-ihm ordlig säge, wo
Der rechte Weg zur rechte Heimet führt.
Und wieder jutzged druf e Sennebub
Und betet dann und wann am Englisch'-Gruß.
Doch's Bete geit nit recht, dä fluecht er druf,
Schlat mit 're n Achs a d'Tannli hi und chlopft
Und thuet, as mueßt der Wald i churzer Zyt

Bim=Stumpe g'haue sie, und do was geit?
Es chräschlet wie der Donner dürre Wald
Und helli Flammi brönne d'Tanne=n=uf.
Und huſch, es fachle Liechtli uf der Weid
So viel und dick, mer b'chönnt derfür kei Zahl.
Die Lichtli tanze=n=über'n Bode weg,
Sie werde groß und werde wieder chli,
Und huſch, es zeigt ſi mitz im helle Für
Der Bäs'riis=Dönel ime Chüeiherchleid;
Er treit e Fachle=n=i der rechte Hang,
Und uf ſir Achsle lit e halbi Chue,
Der Dönel ſchwingt ſi Fachle=n=i der Luft,
Nimmt uf der Weid die allerſchönſti Chueh
Lauft mit der große Schärmetanne zu
Und hänkt ſe z'oberſt dri a d'Hörner uf.
Und huſch der Dönel ſteit bim Sennehuus,
Macht weidli 's unger Rebepfeiſter uf,
Schlüft ine, düſelet vor's Meiſters Bett,
Schlot mit der Fuſt a d'Glogge=n=a der Wang,
Daß Meiſter, Chnecht' und Mägd' erwache thüe.
Und huſch, do g'hört mer druf der Cheſſitanz.
Und's Ankefaß im Ankeſchrage gigst,
Und dreiht ſi notuo g'ſchwinger z'ringetum.
Wenn grad es Chäsli i der Chuchi iſch
Das i der Präſſi lit, ſo ſpringt der Järb.
An d'Chäller blibe nit verſchont, an dört
Verderbt dä unbeliebig Gaſt no mängs.
Und iſch es Chnechtli oder's Gſtriehl im Stall,
So tribt er au no dört ſis Wäſe furt,
Bringt zwei und meh a glichlig Stumpe=n=a,
'Aß ſi de mänggiſch faſch nit z'löſe ſi.
Und wenn es Chnechtli uf der Bühni lit,
Das nit in=n=alle Theile guet uf Gott
Vertraut und nit das beſti Gwüſſe het,
So lauft der Dönel g'ſchwing der Hoge=n=uf
Und wörgt und quält di armi Seel uf's Bluet.
Und ſeit der Chnecht i=n=alter, gueter Wis
E=n=ernſte, fromme Bibelſpruch doher,

So brüelet drümol nochenand die Chueh. —
Die wo der Dönel üfem Rügge het,
Und huich, mer g'seht und ghört kei Dönel meh."
Und's Jörgibeth, das het e Süüsger gloh,
Het d'Chunkle wieder nöcher zue-n ihm gnoh.
Im Chunkleglas der Finger wieder g'netzt
Und g'seit: „Jo wäger, mini guete Lüt!
Es isch doch gäng e Strof, e g'rechti Strof,
Die chunnt, wenn Eine öppis Ung'rechts macht
Jo hätt der Dönel doch zuer selbe Zit,
Wo n-er as Senn vum unger Grenchenberg
Mit Chnechte-n-und mit Mägde g'huset het,
Am Mäßtag d'Wog lo ü und nit verälscht,
So hätt' an jede Bur, der bärget het,
A Chäs und Ante-n-übercho, was recht
Und billig isch, doch i für schwarze Seel
Het Lug uf Lug und Trug uf Trug ü g'hüft,
Gis Laster het das anger' g'nährt und groß
Erzoge, bis es gnue g'ü-n-isch am End
Und bis Verzwiflig ihn zur Tanne g'führt,
Zur Schärmetanne, wo-n-er ame Seil
Sie eige Richter g'macht. Gott b'hüetis doch
Dervor! und as e Sünder g'endet het.
Doch, lieber Gott, er mueß no mängisch cho,
Bis alles Guet i rächte Hänge-n-isch,
Das er uf schlächti Art erworbe het."

Der Lächema.

Der Bättler het kei Gäld und Guet,
Het doch e frohe, freie Mueth;
Und mueß er z'fletscht i d'Heimet goh —
So frogt er au nit vil derno,
Und seit: „Das macht mer wähnli nüt,
Mir sy halt numme Lächelüt."

Der Bur schafft Wuche-n- us und y,
Er meint, es chönn' nit angersch sy,
Füllt Hüser und füllt Spycher a,
Und isch derby ne plogte Ma;
Doch wart', au du muesch no dervo,
Du hesch dy Sach' blos z'läche g'no.

Der Herr isch fryli besser d'ra,
Er will halt syni Zinse ha;
Er ißt und trinkt und pflägt sy Lyb,
Het was er will zum Zytvertryb;
So läbt er furt und dänkt nit d'ra:
Au er syg numme Lächema.

Der Fürst mit Scepter und mit Chron,
Sitzt ruehig uff sym weiche Thron,
Het Städt' und Länder wyt und breit,
Und glaubt, er heig's uff d'Obigkeit;
Het Gäld und läbt i Sus und Brus,
Doch ihm goht au sys Läche-n- us.

Vom Chaiser bis zum Bättlerma
Wird niemer do Verblybe ha.
Es Wägli füert der Heimet zue —
Und niders Herz singt dört sy Rue.
Läb' fromm und recht und merk' my Lüt:
Mir All' sy numme Lächeliit.

E Tag vor 'em Herbstmäret.

Es isch by de Burelüte gäng Uebig g'si, 'aß ihri Dienste-n- am Herbstmäret frei Lüt g'si sy, 'aß si nit hei bruche z'schaffe-n- und 's Recht g'hi hei uff Solothurn z'Märet z'goh, eidwäders um si dört lustig z'mache-n- oder uff 'em Märetplatz bym Thurn zn 'me-n- angere Meister z'dinge-n- und i glaub', die Mode syg hütiges Tag's no eister glych, wie si albets g'si-n- isch. Wenn e Chnecht z'Märet

welle het wie-n-e biliebige Meister oder e biliebigi Meisterfrau, isch az'nä g'si-n- es blyb bym Alte; het er aber g'seit, er well uff e Märetplatz, het me chönne dänke-n-, er well uff e-n- angere Meister us; d'rum het de-n- au der Grothjoggi vo Grenche-n-, e g'häbigi, aber im ganze gno doch e rechtschaffeni Seel, am Tag vor 'em Herbstmäret welle wüsse, wora-n- er syg, und het no'm z'Nachtesse-n- i syne tubwyße Hoore g'chratzet, sy Züpfelchappe-n- angerisch ufg'leit und zum Durs g'seit: „Nu lo g'seh, wie hei mer's mit enangere? gib Uskunft!"

Der Durs, chlei e-n- ufbrusige Chopf, wo 's Bluet g'rad' einisch im obere Dachchämmerli obe het und eim der Hung vor d'Thür g'heit, dernäbe-n- aber doch e diige, ganze Bursicht, isch und by nieder Arbet gäng der Erst und Letscht wott sy, steit starregangs ufe, geit vom Tisch und seit im Weggoh: „I goh z'Märet und wott au gseh, was uff 'em Märetplatz geit, i ha my Chopf d'ruf g'setzt"; d'ruf schlot er d'Häng hinger 'em Rügge-n- überenangere-n- und lauft, ohni wyters es Wort z'säge, d'Stube-n- uf und ab.

Der Grothjoggi über dä puckt B'scheid, wo-n- em der Durs git, verblüfft, stellt syni bede-n- Ellböge-n- uff e Tisch, nimmt der Chopf zwüsche beds Häng, stunet und seit no 'me Wyli: „Das isch mer neue-n- e-n- arigi Kumedi, 'aß g'willet bisch dä Wäg z'Märet z'goh, i cha das neue gar nit chüschte-n- und weiß es niene hi z'thue, du Zugvogel! Jä wolle! — Nu was hesch z'chlage-n-? use mit der Sproch! Mir wei's wider für es Johr mache, wenn es si öppe thue lot."

„Worüber i z'chlage ha, das will der jetz ohni Hähl früsch vo der Läbere weg säge. Am letschte Herbstmäret ha-n-i by der uff d'Wiehnecht i 's Johr dinget; du hesch mer dryßg Chrone Johrlohn versproche, do dergäge hätt' i nüt us z'setze-n- und wär' fryli z'friede dermit. I ha dür's ganz Johr düre z'schaffe-n- und z'esse g'nue g'ha, do dergäge ha-n- i wider nüt. Die erste paar Monet isch's recht guet g'gange-n- und i ha mängisch by mer sälber dänkt: Du hesch's doch jetz au guet breicht, du hesch's wie der Vogel im Hanfsoome. So lang i aber Chnecht bi, isch's mi größti Freud g'si, de Chüene-n- und de Rosse recht z'luege, ha eister d'ruf g'ha e-n- aständige Zug i's Feld z'füere-n- und ha g'sorget, 'aß d'Chüe bim Uter blybe sy; wo-n- i aber mit 'em Heurupfer es Bitzli z'teuf i Heustock ine g'längt ha, so het me mit mer g'fluecht, me het mer g'seit, mit der Milch wär' me fryli z'friede, d'Waar' im Stall sing hüsch und ordli z'Lyb; wenn me-n- aber mit 'em Heustock scho guet düre g'sei, so sell i bym Fuetere-n- Abbruch thue und meh spare-n-, 'aß me noh

e paar Chlofter Heu und Emt verchaufe chönn'. I ha der es Zytli g'loßt; wie-n- aber der Heuftock uff der Bühni eifter faſch glych höch und dick blybe-n- iſch, het d'Waar im Stall afe dünne-n- und iſch ſo mager worde-n- 'aß me ſi het müeße ſchäme-n-, umme-n- e fröndе Mönſch i Stall yne z'lo; d'Chüe ſi worde wie alte Käſ und hei chum meh die halbi Milch gä, wo vorede; d'Roß ſie worde wie alt Schindgül. No der Hang het me wieder mit mer g'nifflet und g'chäret: d'Waar ſett' beſſer z'Lyb ſy und d'Chüe ſette meh Milch gä. Ha-n- i beſſer g'fueteret, ſo het me wider wegem Heuſtock mit mer g'nirbet. Jo, Meiſter, lo der's g'ſeit ſy, me ſett halt nie z'gäch i Haberbry byße, allethalbe gäng chlei ha und gäng e chlei lo goh, der Waar gä, was der Waar g'hört, wenn me-n- as e rechte-n- aſtändige-n- und nit numme ſo as e Mutteplütſcher Bur g'wirbe-n- und g'wärbe wott. No eis ha der z'ſäge, wo mi perſönlig agoht: Ha-n- i Johr us und Johr y der läng g'ſchlage Tag zablet, was i chönne-n- und möge ha, 'aß mer mängiſch a'me-n- Obe myni Glieder gygſet hei, wie-n-e-n- ung'ſalbete Wage, ſo iſch's der doch nie g'nue g'ſi, an dorin lo mer as e Chnecht, dä öppe-n- an weiß, was Druig iſch, und was erlybe ma, nüd a der Pfanne bache-n-; i goh halt jetz my Wäg und dermit holla."

Der Grothjoggi däukt by-n- em fälber: Das chunnt ſufer uſe, wenn's g'rächet iſch, und ſeit: „I ha di im Fueterg'ſchäft nie bſungers welle chneble-n- und 's Hefti z'faſch welle-n- i de Hänge ha; 's iſch halt ſo de Bure-n- ihre Bruch, a-n- alle-n- Orte z'trybe-n- und z'äke-n-, 'aß 's G'ſchäft lauft, und wenn me-n- au der beſt Chnecht het, macht me's doch ſo. Der Chnecht ſell ſo-n-e Wink nit g'rad obe-n- i Arm ufnä und d'Sach mängiſt meh im Aug ha as ſo-n-es Wort vom Meiſter. Se Durs, biſch nit bös, lo di b'richte; blybt's wider für-n- es Johr by dene dryß'g Chrone? und de däuk, no derzue dä ſchön Neuthaler Trinkgäld vom Füchsli, wo mer morn z'Märet füere."

„Furt will i halt jetz", brummlet de Durs, „'s iſch mer ganz glych, äb d'Geiß gitzlet oder füſch düre geit. Wenn i by der Roß oder Chüeli ſett' ſy, ſo miech i's g'rad ſo, wie-n- i ders jetz mache, i thät' der hüt no us der Wuche dinge. Meiſter! mir wei aber glych im Friede-n- us enangere und do derby blybt's."

Der Grothjoggi g'ſeht y, 'aß mit 'em Durs nüt usz'richte-n- iſch und er am Herbſtmäret uff e-n- angere Chnecht us mues; d'ruf ſteit er uf und ſeit zum Meili, der Tochter: „Gang go b'ſchließe; wil mer z'Märet wei, mache mer hinecht öppis früeher Fürobe; no'm alte chriſtliche Bruch düpfe bed z'ſäme der Finger i's Wiehwaſſer-

chrüegli, wo nebe der Stubethür hanget, b'chrüze-n- und b'ſägne ſi und göh no 'me „Lobſeſisſchrift i d'Ehigkeit ame"-n- i's Bett.

Ungerdeſſe wo der Ätti mit 'em Durs verkehrt het, het 's Meili der Räſte g'ſchwellt Härdöpfel, wo me vom Nachteſſe-n- überlo het, für e gueti Röſti zum Kalaze g'ſchunte, het ſe dür e Härdöpfeldrücker düre drückt, der Tiſch abg'rumt und überhaupt e große-n- Ernſt zeigt, mit der Ehehuſierig ball fertig z'ſy, um noh chlei Zyt z'ha, ſini ſchönſte Sundigchleider füre z'thue, die 's uff e Märet chörbli packe-n-, ohni 'aß es der Ätti merke ſell; denn es weiß numme z'guet, wie bös der Ätti wird, wenn me numme-n- es Wort vom Tanze reb't, g'ſchwyge de ſälber tanzt, wil er b'hauptet, am Herbſtmäret ſyg der Tanzſaal au e-n- Art Märet; es chöm' dört Mängs vor, wenn me's wüßt', me faſch i de Hoore chratze möcht', — 's Meili weiß aber numme z'guet, wie recht g'ſinnti Ättene die größti Freud hei, ihri Meitſchi im ſchönſte Putz uſz'füere-n- und z'zeige, wie ſi's für der größt' Afrunte hätte, wenn ſi nit vo däm oder diſem Ehnab zum Tanz g'lade wurde; es weiß au, wie der Ätti die Sach aluegt, wie übertribe ſy Meinig iſch, und wie me mit de Fingere-n- uff es aſtändigs Buremeitſchi zeigt, das a Herbſtmäret goht und vo keim Ehnab zum Fehle zu drei Tänze-n- yg'lade wird; es weiß, 'aß me-n- öppis ſo a-n- alle Buretiſche-n- ume ſchleipft, düre-hächlet und frogt: Wo fählt's ächt? iſch das Meitſchi keim ſchön oder rych g'nue, iſch's ächt es Rybyſe-n- e Ehnurre-n- oder e Surre-n-, e Gizgnäppere-n- oder e Güdere, g'ſchyd oder dumm, het's öppe-ne e geiſtige-n- oder tyblige Fähler, oder iſch ächt ſüſch öppis a-n-em z'ſchüche-n-, 'aß Eine, wo ynetalpti, ſo recht no de Note-n- e Schue voll uſe num, 'aß er ſym Läbe d'ra dänkti? Nei, potz tuſig, nei, Dank heiget! I bi-n- öppe nit Eini vo dene, wo ſo möcht' ane ha. Morn mueß tanzt ſy! Z'erſt wird e Magd dinget, de tanzt me-n- und ſett's mit keim Angerm ſy as mit üſem Dur's, dä bim Donneriſchieß i myne-ne Auge no nit der Letſcht' iſch; er iſch nit dumm, iſch huslig, iſch g'ſchafferig und b'chönnt 's neu Yg'richt vom Landbou guet; Süng und Schad' wenn er furt chunnt." So dänkt 's Meili, währedem es am Schüttſtei abwäſcht und näbe der Fürſtet ſyni g'wändte Schüeli wirt. Potz tuſig! d'Stube z'wüſche hätt's by 'me Hoor vergäſſe; 's fallt em aber no zytig g'nue y, vor 'em Bettgoh no ſälber z'wüſche, 's hätt's nit gärn, wenn 's Staaderbabi wo b'ſtellt iſch, über e Märet z'hüete und der Waar z'luege-n-, i ſo-n-es Büſel yne chäm', wo me ſi z'ſchäme hätt', 's Meili wüſcht lieber no ſälber, 's iſch z'äraft. Nom Wüſche geit's über e Trog, macht ſyni ſchönſte Sundigchleider parad und leit ſi d'ruf mit ſym g'freute Herzli no 'me g'ſägnete Tagwärch i Gott'sname-n- i's Bett.

J. Ernst.

Jacques Ernst ist den 7. Juli 1823 in Winterthur, Kant. Zürich, geboren. In seinem vierzehnten Jahre beschwerte ihn ein körperliches Leiden mit der Krücke, die seitdem als unzertrennlicher Begleiter ihm zur Seite steht. Er widmete sich dem Kaufmannsstande und beschäftigte sich während seiner freien Zeit mit Musik und Malen. Später, als er mehr Muße fand, verwendete er dieselbe auf literarische Arbeiten. Nebenbei ist Ernst Präsident des Winterthurer Kunstvereins und in dieser Stellung ein eifriger Beförderer des geistigen und künstlerischen Lebens seiner Vaterstadt.

Glaser Süßtrunk. Eine Dorfgeschichte von Jacques Ernst. Winterthur, Verlag von Gustav Lücke, 1860.

Schreiner Joseph Krait. Ein Bild aus dem schweizerischen Handwerksleben von J. Ernst. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung, 1861.

Dorfmagnaten. Idylle aus dem zürcherischen Volksleben von J. Ernst. Mit Initialbildern nach Zeichnungen von Aug. Corrodi. Frauenfeld, J. Huber, 1865.

Vier Novellen von J. Ernst. Zwei Theile in einem Bande. Frauenfeld, J. Huber, 1866.

J. Ernst hat die meisten Stoffe seiner Novellen und Erzählungen aus dem Handwerk- und Gewerbsstand entlehnt. Die soziale Dorfgeschichte, als Photographie des wirklichen Lebens und seiner verborgenen sittlichen Hebel, wie seiner gemeinen Leidenschaften und Intriguen gelingt ihm trefflich, da er nicht bloß einen schnell das Charakteristische erfassenden Blick besitzt, sondern auch eine gewisse dramatische Spannung in seine Darstellung und namentlich in seinen Dialog zu bringen versteht, so daß wir den Dichter umsomehr auch für das Lustspiel befähigt halten, weil er eine hübsche Dosis Humor und das Talent besitzt, in raschen Schlägen die Entwicklung der Ereignisse vorzuführen. Die Pointe von Ernst's Erzählungen ist häufig irgend eine lustige, heitere oder boshafte Teufelei; dabei begegnet es ihm aber nicht selten, daß er seine Charaktergemälde outrirt und zwar nicht etwa bloß dadurch, daß er die Fremdwörter radebrechen läßt, sondern auch durch eine Art ländlichen Witzes, die eigentlich kein Witz ist und selbst durch die Situationen, in die er seine Helden gerathen läßt. Ein tieferes Studium des Komischen würde den Dichter ohne Zweifel über manche Geschmacklosigkeiten, wozu auch der Gebrauch des faulen Touristen- oder Infinitiv-Styls gehört, hinweghelfen.

Während Ernst in allen seinen frühern Erzeugnissen meist gelungene Photographien des wirklichen Lebens gibt, hat er in seiner letztern größern Novelle „Cäcilie“ eine mehr poetische Wirkung durch Mittel zu erreichen gesucht, welche wohl im Stande sind, für kurze Zeit eine gewissermaßen narkotische Betäubung hervorzurufen, aber nie eine gesunde und wahre Poesie zu erzeugen vermögen. Er beabsichtigt einen höhern Effekt durch Andeutung geheimnißvoller Schicksale, die nie ganz enthüllt werden, durch eine in's krankhaft Sentimentale übergehende Schwärmerei für Musik, durch Ahnungen und Träume, worin, à la Tieck, „singende Blumen und Blüthen“ vorkommen; allein dieser Zweck wird bei gesunden Lesern nicht erreicht, im Gegentheil, das wirklich Poetische in dieser Schöpfung (und es ist dessen mehr vorhanden, als in Ernst's übrigen Schriften) wird durch diese Romantik verdunkelt und außer Zusammenhang mit der Basis aller ächten Poesie, dem wirklichen Leben, gestellt. Diese Bemerkungen hindern uns nicht, in Jacques Ernst ein liebenswürdiges Talent anzuerkennen, dem wir aufrichtig eine weitere und gesunde Entwicklung wünschen.

Aus „Cäcilie“.

Wohl mag der Mensch, dessen Herz und Sinn am Materiellen hängt, verzweifelnd sich selbst verlieren, wenn das Schicksal rauh umspringt; er mag sinken und rettungslos versinken, wenn seine Hoffnungen in Trümmer gehen. Wer aber, empfänglich für den göttlichen Funken der Kunst, diesen hat zünden lassen in seiner Seele, der widersteht den Täuschungen und den Widerwärtigkeiten der Welt — der ist stark. Wenn es trübe und finster wird um ihn, da strahlt um so glänzender die Leuchte, die der himmlische Funken in seinem Innern entzündet hat — sie wird zu dem Lichte, das mit freundlichem Glanze seinen Pfad erhellt, ihn schützt vor dem Abgrunde, der vor ihm sich öffnet.

Wer aber sich erhalten will diese Leuchte, der muß getreulich sie hegen und pflegen, auf daß sie nicht erstickt werde von den Schlacken der Widerwärtigkeit — der muß rein erhalten sein Herz und seinen Sinn. Und es wird ihm ein Gemüth froh und heiter wie ein schöner Frühlingstag. Gleichweit entfernt von Leichtsinn wie von Weltschmerzelei windet es sich durch Widerwärtigkeit und Trübsal; es sucht das Gute und Schöne, das Freundliche und Liebliche, das ihm noch geblieben sein möchte, und findet es, — es freut

sich inniglich des aus dem Schiffbruche Geretteten und hängt mit doppelter Liebe daran. — — —

Droben auf dem Berge unter den Tannen warf ich einen letzten Blick auf das Städtlein im Thale; dann schritt ich entschieden hinein in den Wald und bemühte mich, nichts anderes zu denken, als Musik. Und wie ich weiter und weiter schritt unter den duftigen Tannen, umzogen vom leisen heimlichen Waldesrauschen, umsäuselt vom Flüstern in den Wipfeln und in den Lüften, da ward es helle und heller mir im Gemüthe und es kam endlich fast wie Fröhlichkeit und neue Lebenslust über mich. Mir war ja meine edle Kunst geblieben, ihr allein wollte ich hiefür leben, sie aber hegen und pflegen als mein köstlichstes Gut. Und ich bat ihr's fast wenig ab, daß Anderes mein Sinnen und Denken lange Zeit umstrickt gehalten und mich abgeleitet hatte von der treuen Pflege, die sie von ihren Jüngern fordert.

Froh umfaßte ich die Wiedergefundene — es war mir, als wäre ich doch noch unendlich reich und hochbeglückt.

So zog ich denn viele Tage die Kreuz und Quer durch's Land, ließ meine Geige ihre Lieder hinaussingen in die holde, freie Natur und fand viel Trost und Stärkung darin.

Endlich gelangte ich durch grüne, lichte Buchenwälder in ein liebliches Thal.

In einem Walde von Fruchtbäumen zerstreut, lagen halb versteckt die weißen Häuser eines Dorfes, und über den grünen Bäumen ragte die zierliche gothische Kirchthurmspitze.

Von den steilen Felswänden im Süden stürzte, aufgelöst in schimmernden Wasserstaub, ein Bach, dessen Silberfaden sich gegen das Dorf hinzog und unter den Bäumen verschwand.

Ueber den Felsen sah man die fernen, duftumflossenen Reihen der Schneeberge.

Mir war festlich zu Muthe.

Ich stieg hinunter in's Thal. Auf Wiesenpfaden wanderte ich unter den Bäumen hin, dem Dorfe zu. Freundlich grüßten mich die Leute; die Kinder sahen mir neugierig nach.

Unweit der Kirche, bei der großen Linde, war das Wirthshaus zum goldenen Lamm; die runde Wirthin stand unter der gastlichen Thür. Mit freundlichem Knixen und prüfendem Schielen nach meinem Tornister und dem Zwillichsäcklein führte sie mich in die Stube.

Ich hängte meine Habseligkeiten an die Wand. Ein halbes Dutzend Bauern saßen an einem Tische; sie rückten näher zusammen

einer von ihnen rieb eine Stelle schnell rein mit seinem Rockärmel — es war offenbar der Platz für den neuen Ankömmling.

Mit freundlichem Gruße setzte ich mich zu den Leuten.

Die Wirthin brachte mir eine Flasche rothen Wein nebst einer dampfenden Schüssel mit Voressen, und wünschte mir höchst wohlwollend guten Appetit.

Ich ließ mir's wohl schmecken das späte Mittagessen, obschon ich bemerkte, wie die Bauern mich und meinen bestaubten Anzug spähenden Blickes betrachteten und sich zwischen hinein sicherlich nichts anderes als Muthmaßungen über meine Persönlichkeit zuflüsterten.

Wie ich gesättigt meinen Teller von mir schob, da schien ich das Zeichen zu einem allgemeinen Verhör über meine Herkunft und meinen Beruf gegeben zu haben.

„Schön Wetter zum Reisen", sagte der Eine.

„Wie gehts mit den Geschäften?" fragte der Andere.

Ich erwiderte dem Erstern ein „ja", dem Zweiten wußte ich keine Antwort.

„Mit was für Artikeln hausirt ihr? mit was handelt ihr? Tuchwaaren — Schmeckwaaren — he?" fragte er erläuternd.

„Ich bin nicht Handelsmann," entgegnete ich verblüfft.

„Ihr habt nichts feil?" verhörte er wieder und wies mit seiner Pfeife nach meinem Zwillichsäcklein.

„Zum erstenmale in unserer Gegend? — Wohin führt die Reise? — Woher kommt ihr?" wunderte man weiter.

„Da drinnen steckt weiß Gott eine Geige!" lachte die Wirthin, die von ihrer Neugierde verleitet, mein Leinwandsäcklein betastet hatte.

„Na, da seid ihr so ein Bratengeiger?" fragte einer der Bauern und alle lachten ganz unbarmherzig ob dem lustigen Spasse ihres Kameraden.

Ich lachte herzlich mit.

„Nu, meinen Bratenrest wickle ich jetzt in dieses Papier," sagte einer von ihnen, „und das wird heute Abend mein Unterhaltungsblatt sein."

Dieser Witz gefiel mir besser.

Der Mann entfernte sich mit seinem Unterhaltungsblatt in der Tasche.

Ein Anderer trat ein.

„Schlechte Gesellschaft — puh —" lachte er, nachdem er der Reihe nach Bescheid gethan aus den ihm dargebotenen Gläsern.

„Zweifle, ob sie durch euch besser wird, Herr Gemeindrath," versetzte einer der Gäste; es wurde lebhaft applaudirt.

„Ein Glas Bier," befahl der Gemeindrath und musterte mich mit der Miene eines Polizeiministers. „Es ist heiß draußen an der Sonne."

Die Wirthin kredenzte den schäumenden Gerstensaft.

„Malefiz gutes Bier," versicherte der Durstige, nachdem er das Glas halb ausgetrunken hatte, und schüttelte sich wie ein nasser Pudel.

„Kommt ihr auch mit, heute Abend, ihr Mannen?" fragte er mit einem scharfen Seitenblicke nach mir.

„Wohin?"

„Na, wir wollen unserer Schuljugend einen kleinen Spaß machen. Heute soll der neue Organist und Singlehrer kommen — wir rechnen, er reist per Post — da ziehen unser etliche Gemeindräthe und ein paar von der Kirchenpflege hinaus mit den Kindern, ein Stündchen weit der Post entgegen — "

„Um ihn vorbeifahren zu sehen?" lachten die Bauern.

Der Gemeindrath achtete nicht auf diese einfältige Frage und fuhr ruhig fort: „da nehmen wir ihn denn einfach aus dem Wagen und fassen ihn ab. — Der Pfarrer und der Lehrer haben Klein und Groß den Kopf vollgeschwatzt, wie der neue Organist ein Ausstich sei von Musikus, wie Sang und Klang mit ihm einziehen werde in unser Thal, drum sind die Kinder ganz närrisch und wollen ihn in einer Art Triumphzug in's Dorf führen, — wir lassen ihnen den Willen."

„Und was ist er denn eigentlich für ein Thier?" wunderte man.

Ich zuckte zusammen ob der rohen Frage.

„Kenne ich ihn?" fragte der Gemeindrath.

„Wißt ihr was, Herr Gemeindrath," sagte einer der Bauern und rückte an seiner Mütze — „wenn's erlaubt ist, so behaupte ich, der löbliche Gemeindrath und die Kirchenpflege haben in dieser Geschichte ihre Kompetenzen überschritten."

„Einverstanden," versicherte man allgemein mit etwas revolutionären Mienen und Blicken.

„Wie so überschritten?" fragte der Angegriffene.

„Seit fast hundert Jahren, nämlich seit der Stiftung unserer Orgel, war es eine Gerechtsame der Burgerschaft, daß jeweilen die Organisten, die sich meldeten, eine Probemusik aufspielen mußten vor versammelter Burgerschaft, — der, welcher am schönsten aufspielte, wurde gewählt. Diesmal aber windet man uns das alte Recht aus

den Händen; ohne uns zu fragen, stellt man irgend einen hergelaufenen Musikus an. Das nenne ich eine Ueberschreitung eurer Kompetenzen."

„Und die Burgerschaft verstand von jeher grad so viel von Musik, als meine beiden Kühe, die auch der Glocke am liebsten nachlaufen, die am lautesten tönt," versetzte der Gemeinderath hitzig. „Grad den verstorbenen Organisten hat die Burgersame gewählt, weil er das Donnern am besten nachzuahmen verstand auf der Orgel! — Ha, wenn euch einer nur recht vorbrummt, daß die Scheiben zittern und klirren, und etwa zwischen hinein ein paar Engelsstimmen tönen läßt, dann ist alles gut und recht und schön und ihr sagt: das ist ein verfluchter Kerl, den müssen wir haben."

„Versteht ihr mehr von der Musik als eure zwei Vierteinigen?" fragte man pikirt.

„So viel weiß ich wenigstens, daß man in der Stadt mehr davon versteht als wir alle zusammen. Und wenn man uns sagt: nehmt ihn, das ist ein Ausbund von einem Musikus — nehmt ihn, wenn er nicht die Marotte hätte, auf's Land zu ziehen, so bekämet ihr ihn nimmer — nehmt ihn, denn anderwärts würde man sich um ihn prügeln — und so weiter — na, da denke ich, muß man zugreifen. Und," fuhr er eifrig fort, „so einem Mann darf man, hol' mich Dieser und Jener, nicht zumuthen, ein Examen abzulegen vor unserer Bauernsame. Zugreifen heißt's da, ohne sich lange zu besinnen. Habe ich Recht oder habe ich Unrecht, Herr?" wendete er sich an mich.

Ich nickte zustimmend.

„Und ich behaupte," hub sein Gegner wieder an, „ich behaupte durch sieben Böden hindurch: er paßt nicht für's gemeine Bauernvolk; er weiß nicht umzugehen mit ihm — er ist zu fürnehm."

„Wenn Einer was Tüchtiges kann, dann thut er nicht fürnehm," behauptete der Gemeindrath.

„Nu, dem wird aufgepaßt, verlaßt euch drauf, Herr Gemeindrath; spielt er nicht gut auf, so gibt's Spektakel und Handkehrum muß er abdanken."

„Warum aber geht er fort aus der Stadt, wo man so groß Wesen aus ihm macht, he?"

„Pah," machte der Gemeindrath, „er wird ein Original sein —"

„Ein Orgelnarr?" fragte Einer höhnisch.

„Ein Sonderling, wie's alle Künstler sind — sonst käme er sicherlich nimmer zu uns heraus, um die Kehlen unserer Kinder zu zivilisiren."

„Gründe muß er doch dafür haben."

„Verdächtige Gründe, die zu untersuchen sicherlich am Platze gewesen wäre," vermuthete man kopfschüttelnd.

„Er mag ein lustiger Vogel sein, der einen dummen Streich gespielt hat —"

„Sich dessen schämt und bei uns draußen sich weniger schämen zu müssen glaubt," riethen Andere.

„Nichts von alledem," versicherte der Gemeindrath, „die beste Auskunft liegt vor."

„Oder man hat ihn abschieben wollen —"

„Wißt ihr was, meine lieben Leute," sagte ich endlich, „ich selber bin, wenn auch kein Bratengeiger, wie man vorhin vermuthete, so doch ein Stück von einem Musikus — ich weiß, wie es diesen Leuten manchmal um's Herz ist — ganz wie andere Menschenkinder, sind sie nicht. Ich denke, wenn ein Mann, wie der Herr Gemeindrath den neuen Organisten beschreibt, lieber unter euch leben will, als drinnen in der Stadt, so mag ihn das Stadtleben anwidern, er mag sich in's Landleben flüchten wollen, — damit dürft ihr zufrieden sein."

„Wer seid ihr?" fragte der Gemeindrath und blickte mich wohlgefällig an.

„Wie ich sagte: ein Stück von einem Musikus," erwiderte ich. „Ich ziehe seit vielen Tagen mit meiner Geige im Lande umher und geige in den Wäldern und an stillen Bächen und singe an rauschenden Wasserfällen und in düstern Schluchten, und dabei ist mir's so wohl zu Muthe, daß ich gar nimmer daran denken mag, in das Stadtleben und in die engen Mauern zurückzukehren — wohl möchte auch ich am liebsten in einem sonnigen Thale bleiben, da muß es gut sein zu wohnen. — Erlaubt ihr's, so ziehe ich heute Abend mit euch und mit der Dorfjugend hinaus, der Post entgegen — gern möchte ich den Mann sehen, der sich hinausflüchtet aus der Welt — ich bin seines Sinnes."

Die Leute blickten mich erstaunt an ob meiner Rede, Der Gemeindrath aber klopfte mir derb auf die Schulter und sagte: „Eingeschlagen. Ihr seid kein ordinärer Musikus. Um fünf Uhr hole ich euch hier ab."

Er hatte trotz seines rauhen Wesens etwas in seinem Thun und Reden, das mir wohl gefiel.

Die Bauern hätten's nur gar zu gerne gehabt, wenn ich ihnen ein paar Ländler aufgespielt hätte. Sie scharrten tanzlustig mit den Füßen und schnalzten lachend mit den Zungen und mit den Fingern,

und die Wirthin drückte mir mit inständig bittendem Blicke mein Zwilchsäcklein in die Hand.

Ich aber sagte, ich sei kein Bratengeiger und meine Geige sei eine ganz absonderliche Fiedel, die sich nur spielen lasse, wenn aller Hörer Sinn rein stimme mit meinem Sinn und ihren Saiten, sonst gebe sie keinen guten Klang. „Ein andermal und an anderm Orte bekommt ihr vielleicht meine Fiedel zu hören," schloß ich und bat die Wirthin, mir mein Zimmer anzuweisen, da ich mich entschlossen hätte, ein paar Tage unter ihrem gastlichen Dache zuzubringen.

„Auch ein Sonderling, aber einer der mir gefällt," hörte ich den Gemeindrath sagen, als ich die Stube verließ.

— — —

Es rückte gegen fünf Uhr. Drunten auf dem Platz schwirrte und summte es um die große Linde wie von einem jungen Bienenschwarm, der „schwärmen" gehen will.

Viel fröhliche Kinderstimmen drangen zu mir herauf.

Ich trat an's Fenster. Dort jagten sich ein Dutzend Knaben — andere standen beisammen und schwatzten wichtig, — weiterhin wurde Ball gespielt. Die Mädchen saßen auf den Bänken und auf dem Rasen um die Linde; sie lachten und plauderten und sangen zwischen hinein. Frisch Anrückende wurden jauchzend empfangen, tanzend zog man sich im Kreise herum.

Zwei kleine, etwa sechs Jahre alte Mägdlein kamen Hand in Hand; sie gingen barfuß, aber ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten und auf den hellblonden Haaren lagen Blumenkränze.

Jetzt zog eine Schaar singend auf den Platz; von anderer Seite wieder ein Dutzend frische Bürschchen, sie trompeteten allesammt durch ihre kleinen Fäuste, der Fahnenträger ließ stolz sein Taschentuch an der Haselruthe im Winde flattern und überglücklich schwang er es vor der Mädchenschaar.

Unendlicher Jubel — er drang mir tief hinein in's Herz — bewegt blickte ich auf das kindliche Treiben und dachte Vieles und hoffte Vieles.

„Ihr da oben, Herr Musikus, herunterkommen!" rief eine Stimme.

Ich schrack auf aus meinem Sinnen. Unten stand der Gemeindrath; er winkte mir mit der Hand.

Schnell griff ich nach meinem Zwillichsäcklein und eilte hinunter.

Mein neuer Bekannter schüttelte mir die Hand.

„Der Pfarrer kommt nicht mit uns," sagte er, „'s ist scheint's unter seiner Würde; — na, dafür haben wir euch, 's ist mir um so lieber — ich glaube, ich kann ungenirter reden mit euch; denn hört ihr, ich bin ein rauher Kerl, aber hol' mich Dieser und Jener, mich packt diese Kinderfreude und ich meine, mir wird für ein paar Stunden wieder um's Herz sein grad wie den Jungen da."

Mir gefiel der Mann mit jedem Worte besser — ich drückte ihm die Hand.

„Na, was wollt ihr mit eurer Geige? mitnehmen, he?"

„Wo ich bin, da ist auch meine Fiedel," erwiderte ich, „sie und ich, wir gehören zusammen — was ich denke und was ich nicht in Worten reden kann, das singt sie mir in ihren Tönen, und wenn mir's trübe wird im Herzen, da singt sie mir Heiterkeit hinein und lichte Helle. Draußen wird irgendwo nahe der Straße unter Buänmen ein anmuthiges Plätzchen sein, wo man sich lagert — mich verlangt, den Kindern was vorzuspielen und mit ihnen zu singen; ich weiß, ihr Sinn stimmt zu meinen Saiten, es wird einen guten Klang geben."

„Ein Hauptkerl seid ihr!" rief er froh und versetzte mir einen höchst fühlbaren Klaps auf die Schulter, was, so schien es, eine freundliche Gewohnheit von ihm war.

Die Kinder ordneten sich unter Anleitung etlicher Männer zum Zuge; sie faßten sich zu Zweien an die Hand.

Wie muthige junge Fohlen stampften und scharrten die Buben mit den Füßen, muthwillig sprangen sie aus den Reihen und wieder zurück und machten viel spaffige Unordnung.

Die Mädchen hielten sich ruhiger, sie ergötzten sich an den Kapriolen der Knaben und lachten ihnen helle zu.

Endlich setzte man sich in Bewegung. Der Zug defilirte vor uns; man schien sich höflichst zu interessiren für den Gefährten des Gemeindraths.

Die beiden Kleinen mit den Kränzen im Haar winkten freudestrahlend zu uns herüber.

„Auch willkommen, Vetter!" riefen sie.

„Na, und ihr habt die Sommerstrümpfe angezogen, um den Singlehrer abzuholen!" lachte der Vetter und drohte mit dem Finger.

Die beiden kleinen Barfüßler zogen jubelnd weiter.

„Meiner Schwester Kinder — Zwillinge, ich kenne sie nie vor einander, wenn ich meine, ich kann drauf schwören, das ist 'sLieschen, so ist's 'sGretchen," erklärte mir der Gemeindrath und sah ihnen mit freundlichen Augen nach.

Wir folgten dem Zuge.

Es ging durch's weitgestreckte Dorf. Wo eine Mutter aus dem Fenster guckte oder im Gärtchen stand und frohen Blickes ihr Kind suchte in der Schaar, da jauchzte das Bübchen oder das Zöfchen ein freudiges Juchhe zu und winkte mit der Hand Ade. Und die Mutter winkte zurück und hatte irgend etwas zu rufen oder zu mahnen, das im lustigen Lärm unverstanden blieb.

Singend gelangte man in's Freie. Man bog ab von der staubigen Straße und zog auf schmalen, gewundenen Wiesenpfaden und zwischen grünen Hecken weiter.

„Dort vorn treiben sie Politik," sagte der Gemeindrath und wies auf das halbdutzend Männer, die den Zug anführten. „Der Sekundarlehrer verwirft die Hände und der Schulpfleger legt weise den Zeigefinger an die rothe Nase. — Hol' mich Dieser und Jener, jetzt könnte ich nicht von Politik reden; d'rum bleiben wir beide hübsch bei einander — ich rechne, ihr versteht euch nicht besonders auf die Politik, he?"

Ich lächelte und wir begannen zu reden von Wald und Flur und Berg und Thal und geriethen unvermerkt in's Philosophiren und sprachen von Diesseits und Jenseits, von Zeitlichem und Ewigem und wurden darüber fast gute Freunde.

Man schwenkte wieder ein in die Landstraße, das Thal hatte sich nach einer scharfen Wendung eingeengt. Jenseits einer alten steinernen Brücke, deren Gemäuer mit Moos überwachsen war und die über einen kleinen rauschenden Bach führte, wurde Halt gemacht.

Links bedeckte den sanften Abhang des Berges lichte Buchenwaldung, rechts senkte sich eine Wiese gegen den Bach; drüben stiegen schroffe Felswände empor, deren Höhen dunkle Tannen krönten — die sinkende Sonne schien noch zwischen den ernsten Bäumen durch und zeichnete sich scharf ab am Horizonte.

Ein halbes Dutzend Knaben wurde auf tausend Schritte Entfernung als Vorposten vorgeschoben; sie sollten Allarm machen, wenn die Post in Sicht käme. In scharfem Trabe zogen sie trompetend ab und verschwanden hinter einem Vorsprunge des Berges. Die Uebrigen, vertrauend auf die ausgestellte Wache, lagerten sich unter den Buchen oder suchten Blumen auf der Wiese und Blüthen an den Sträuchern.

Ich zog meine Geige heraus und stimmte sie leise. Der Gemeindrath wich mir nicht von der Seite — er winkte die Zwillinge zu sich heran.

Ein mächtiger Felsblock lag im Walde; junges Fichten- und

Buchengesträuch hatte Wurzel geschlagen in seiner verwitterten Oberfläche, anmuthig hingen die Zweige wie ein luftiges Dach drüber hinaus, über ihm auf den schlanken weißen Baumsäulen das grüne Blättergewölbe des Waldes, durch das man den Abendhimmel glühen sah.

Ich lehnte mich an den Felsblock, der Gemeindrath setzte sich wenige Schritte von mir auf einen breiten, bemoosten Stein — auf seinen Knieen hatte er die beiden Kinder mit den Kränzen in den goldenen Haaren.

Weich und leise ließ ich den Bogen über die Saiten gleiten, in langgezogenen Akkorden die Töne in den Wald hineinklingen — feierlich wie eine Hymne sie sachte anschwellen und wieder zurücksinken und verschwinden wie ein zarter Hauch. Und wieder erhob ich sie zu einem Choral, — wie ein fernes Echo ließ ich zwischen dem Gesange hinein die Akkorde leise nachklingen in den höhern Oktaven oder in Flageolettönen.

„Kinder, die Hände gefaltet," flüsterte der Gemeindrath seinen Kleinen zu — er selber blickte mich starr an, voll Verwunderung und Andacht.

Wie tiefes Sehnen nach innerem Seelenfrieden, milde und wieder herb, wehmuthsvoll zogen jetzt die Töne durch den Wald — jetzt steigerten sie sich wie zu leidenschaftlichem Kampf und Sturm, und siegreich beschwichtigend drängten sich sanfte, beruhigende Melodien durch.

Wir waren nicht mehr allein. Von allen Seiten waren sie leise herbeigetrippelt, die Mädchen wie die Knaben, leise, vorsichtig auf den Fußspitzen, um nicht zu stören. In weitem Halbkreise umstanden sie allesammt uns, Staunen, Entzücken auf den frischen, runden Gesichtern — hinter den Kindern die beiden Politiker und ihre Gefährten offenen Mundes.

Mir war, als beginge ich mit den Kindern eine gar schöne, herrliche Frühlingsfeier da draußen in dem stillen Walde, und wie ein festliches Frühlingsgefühl zog es mir durch die Brust und viel Glück und Frieden damit, den ich aus den glänzenden Kinderaugen herauszog in mich hinein.

Ich drückte meine Fiedel fest an die Wange und strich lang und kräftig aus mit dem Bogen, daß die Töne den Kleinen in's Herz und in die Seele hineinzogen und Widerhall weckten in ihnen und Sangeslust.

Mächtig und mächtiger griff ich in die Saiten; nach und nach ging ich in muntere Weisen über, gab Anklänge und immer ent-

schiedenere Anklänge aus: „Freut euch des Lebens," und wie ich endlich rein in diese Melodie übergieng und kräftig sie mit meiner Stimme unterstützte, da fiel die ganze große Kinderschaar wie überwältigt ein in den Sang und frisch und froh tönte das Lied in die Waldesluft hinein.

Vor mir sang der Gemeindrath wie verzückt einen kräftigen, wohlklingenden Baß, in den weiter hinten die Männer einstimmten.

Ich phantasierte wieder; lautlose Stille herrschte um mich — nur hie und da zwitscherte ein Vogel vom grünen Laubdache herniedder in meine Melodie hinein ein lustig frisches Gepfeife, als freue er sich der Töne, die zu ihm hinaufklangen — aller Augen waren auf mich gerichtet, wie gebannt von zauberischem Thun, und als ich in bekannte Klänge überging, da fielen sie alle wieder fast andächtig, sich selber fast unbewußt, ein in das Lied „Willkommen o seliger Abend."

Wir waren mitten drinnen im „Rufst du mein Vaterland," als unsere Vorposten in großer Aufregung angerannt kamen.

„Die Post! die Post kommt!" schrieen sie.

Der Bann war gebrochen, die Kinder stoben auseinander. In lustigem Wirrwarr ging's durch den Wald, den Berg hinunter an die Straße; hin und wieder stolperte eines in seiner Eilfertigkeit über Wurzeln oder über Geschiebe und purzelte drollig seinen Gefährten nach.

Lautes Juchhe erfüllte die Lüfte — unten sammelten sie sich, der Sekundarlehrer stellte sie anständig in Reihe und Glied auf.

Langsam folgte ich mit dem Gemeindrath.

„Presssirt mir gar nicht," sagte er und sah mich forschend an.

Ich lächelte. „Warum nicht?" fragte ich.

„Ha, schon heut Mittag im goldenen Lamm habe ich gemerkt, daß ihr was Besonderes, was Rechtes seid," meinte er.

Er stand stille und legte seine Hand schwer auf meine Schulter. „Wißt ihr, wer ihr seid?" fragte er mit schlauem Blicke.

„Gewiß," versicherte ich.

„Na, Herr Musikus, hol' mich Dieser und Jener, ich weiß es auch! Verdammt will ich sein, wenn unser neuer Organist in der Post sitzt, die dort unten hergefahren kommt!"

Er hielte nach meiner Rechten und drückte sie so bieder, daß mir einen Augenblick bange war um meine Klavierfinger.

Ich aber drückte seine schwielige Hand wieder — wir verstanden uns.

Der Postillon, da er die Kinderwelt erblickte, begann langsamer

zu fahren. Er setzte sein Horn an den Mund und blies ein lustiges Stücklein uns entgegen.

Die Buben schwenkten ihre Mützen und schrieen ihr „Hurrah.“

Aus dem Wagenschlag guckten verwundert neugierig etliche Weiberköpfe zu uns herüber.

Die Herren von der Schulpflege hielten die Post an und visitirten den Wagen, der Gemeindrath aber lachte vergnügt und pfiffig vor sich hin.

Getäuscht in seiner gerechten Erwartung rief der Sekundarlehrer herüber: „Es sitzt Niemand in der Post als ein paar alte Weiber von denen wird vermuthlich keines unser Organist sein.“

Wir lachten; die Bauernherren blickten sich verblüfft an, die Kinder aber ließen betrübt ihre Köpfe hangen, die Zwillinge hatten Thränen in den Augen — die Post fuhr schnell davon.

„Das ist dumm gegangen, wir sind blamirt und kommen sicherlich in den Kalender,“ meinte der Schulpfleger und kratzte unter seiner Mütze im struppigen Haar.

„Dumm gegangen?“ fragte der Gemeindrath. „Nichts weniger als dumm gegangen ist's. Hol' mich Dieser und Jener, hübsch ist's gegangen und prächtig dazu — kommt nur darauf an, was der Organist jetzt thun wird und wie er die Sache in die Hand nimmt.“ Er schielte listig zu mir hinüber.

Ich sprang auf einen kleinen Felsblock und rief mit lauter Stimme: „Kinder! kommt alle heran, ihr Buben und ihr Mädchen!“

Sie schaarten sich um mich und mochten wohl denken, jetzt gehe die Musik wieder los. Ich aber redete zu ihnen:

„Paßt jetzt auf, ihr kleinen Sänger und Sängerinnen allesammt, denn ich habe etwas gar Wichtiges mit euch zu verhandeln — Euer Singlehrer, der ist also richtig nicht gekommen mit dem Postwagen —“

„Nein,“ entgegneten etliche Stimmchen.

„Nun, das ist freilich recht fatal, aber die Sache läßt sich vielleicht doch noch zum Guten wenden und ihr mögt am Ende nicht vergeblich da herausgewallfahret sein. — Wir haben da droben unter den Bäumen ganz herrlich mit einander gesungen, uns darüber fast ein bischen kennen gelernt, und mir ist, wir könnten einander ganz prächtig lieb kriegen, wenn wir noch weiter zusammen singen würden. Was meint ihr?“

„Ja, ja, ja!“ riefen sie alle.

Ich fuhr fort: „Jetzt wißt ihr was, Kinder, thun wir einmal grad wie die großen, erwachsenen Leute; halten wir da unterm freien Himmel eine Landsgemeinde und wählen wir frischweg euern Sing-

lehrer und den Organisten dazu. Ich meine, das wäre ein Hauptspaß."

„Juchhe!" schrieen die Kinder.

„Bravo!" rief der Gemeindrath höchst erpötzt. Seine Kollegen aber standen verdutzt da und wußten nicht, sollten sie lachen oder räsonniren ob meinem Gerede.

„Wer meldet sich für diese Stelle?" fragte ich laut.

Keine Antwort.

Der Schulpfleger schien Einsprache erheben zu wollen gegen die Landsgemeinde, der Gemeindrath aber sagte lustig lachend zu ihm: „Halt doch dein dummes Maul," und er schwieg — hatte doch der Gemeindrath damit die ganze Verantwortlichkeit für etwaige mißbeliebige Folgen auf sich genommen.

„Wenn Niemand anders sich meldet, so melde ich mich," fuhr ich fort, „denn gerne möchte ich noch viele Male mit euch singen. — Wer von euch für mich stimmt, der hebe seine Hand in die Höhe!"

Und die kleinen Hände fuhren allesammt lustig in die Höhe, und ein mächtiger Jubel brach los in der Kinderschaar, ein Jubel, der tief aus den kleinen Herzen kam und tief hineindrang mir in's warme liebebedürftige Herz, das freudig und bewegt ihnen entgegenschlug.

Tief bewegt stieg ich hernieder vom Steine und Alle drängten sich um mich, alle die kleinen Hände, die für mich gestimmt hatten, sie wollten nun meine Hände drücken, und wie gerne willfahrte ich ihnen!

Und dann thaten die Bürschchen gar stolz und großsprecherisch ob des politischen Aktes, den sie geübt, und meinten, so sollte man es immer machen bei Lehrerwahlen, dann würde es in Vielem besser gehen.

Der Mond ging auf über den östlichen Bergen — glühend schimmerte er durch den Waldsaum. Am Abendhimmel glänzte Venus.

Unter Freudengesängen zogen wir ein in's Dorf.

Jakob Hofstätter.

Jakob Hofstätter wurde den 5. Sept. 1825 in Luterbach, Kt. Solothurn, geboren. Bis in sein zwölftes Jahr besuchte er die für die damalige Zeit trefflich von seinem Vater geleitete Dorfschule

seines Heimatorts, dann die Sekundarschule in Solothurn, das Roth'sche Lehrerseminar in Oberdorf, so wie das Gymnasium und Lyceum der Hauptstadt. Entschlossen, trotz aller Hindernisse, sich dem Studium der Medizin zu widmen, bezog er 1847 die Hochschule Bern und beschäftigte sich in freien Stunden mit Poesie und Publizistik. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Paris, 1852 in Solothurn als Arzt patentirt, praktizirte er seither als solcher in Schnottwyl, Luterbach und Gerlafingen und siedelte 1860 nach vielen in seiner Heimat erlittenen Unannehmlichkeiten als von der Kirchgemeinde Ehenit angestellter Arzt in's unwirthliche, waadtländische Jourthal hinüber, wo er, früher in Sentier, jetzt in Brassus wohnhaft, für seine strapatzenvolle Praxis in der Poesie und Publizistik Erholung sucht.

Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 1. Bd. Zweite vermehrte und durchgesehene Auflage. Zürich. Meyer und Zeller. 1865.
Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 2. Bd. Zweite durchgesehene Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. 1865.
Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 3. Bd. Zürich, Meyer und Zeller. 1865.

Hofstätter hat in seinen lyrischen Gedichten mehrfach seine Vorliebe für Geibel ausgesprochen. Obschon er in den schriftdeutschen Erzeugnissen wenig neue Gedanken bringt und, was die Form betrifft, zu wünschen übrig läßt, so ist er doch dem genannten Dichter an Weichheit des Gefühls verwandt. Mehr Originalität zeigen seine mundartlichen Dichtungen, von denen durchweg gilt, was wir einleitend schon zu den Gedichten Schild's gesagt haben. „Den Erzählungen mangelt einigermassen tiefere psychologische Anlage und Durchführung; sie enthalten mehr einfache Schilderung von Zuständen und Vorkommnissen, als scharfe Charakteristik." Allein sie zeichnen sich aus durch einen naiven Ton, durch scharfe Beobachtung des Volksthümlichen und herzliche Vaterlandsliebe.

's Wydebüseli.

„Wo ni no so ne chlyne Strupf gsi bi, es Buebli vo vier Johre, i ha justement die erste Zwilchhösli dreit —" so erzählt der alte Buechhofpeter — „so isch de üse Pfarrherr sälig, der Wirz, tröst ne Gott, mängisch zu üsem Aetti z'Obesitz cho; de hei sie albe zäme s'Blatt gläse und der ufrichtig und wohlerfahrnig Schwyzerbot, spö-

ter au d'Schildwach vom Jura, hei vo de Kaiserlige und angere Unghüre b'richtet, mängisch au vo de brönnige Manne, vom Präste und süsch no allergattig. De het albä de Pfarrherr mit üs Chinge gfätterlet und gscharwänzlet; mängs liebs Mol het er mi uf syni Chneu gno und mer sy Bart i myne Backe igribe und de albä zum Aetti gseit: „Los, Mano, us dem Bürstli gits öbbis, wenne üse Hergett gsund loht und bhüetet; das git au einisch ne Pfarrherr, ne Prokrater, emel öbbis Apartigs, heid numme Sorg zuenem." — Dä guot Tropf, me gseht no am Schirbi a, wie's Becki einisch usgseh het. —

Item, mir Ching hei Freud gha am Herr und er a üs. Was mer aber am beste annem gfalle het, das isch die schöni wyßi Sydewatte gsi, die de Pfarrherr i syne Ohre dreit het; um die hei mer ne geng binydet und bsungerbar i ha g'ment, wenn i settige Büscheli chönnt i myne Ohre träge, so wäri de groß und ne gmachte Ma. Nu, was geit einisch im Huustage? S'isch währli scho mängs Jöhrle und doch dunkts mi, es syg ersch gester gsy — sy mir Ching zäme uf d'Wydmatt use go Pfyffeholz haue, für öppis drus zschnäfle und für go Guggersuur und Habermarch zässä. Do gseni baresar amene Wydstock obe zußerisch amene Dölderli schöni chrydewyßi Wydebüseli hange. Aha, hani dänkt, do nimmt bigost üse Pfarrherr syni Schübeli i d'Ohre; aha, do nimeni au, de bini groß. I chlädere uf die Stunden ufe, rupfe nes Hämpfeli vo dene Büseli ab und schoppe dervo, was gisch, was hesch, i myni Ohre nine und ha drab ne Freud gha, öppis Grüsligs, ärger als am Santichlaustag, wo mer der Götti es Pfyffeschöfli, ne Hälimutti und zwe Grittibenze chromet het und i bi hei gloffe, so hochgment, wie ne Grenadier, oder wie hütisdags ne ibyldete Draguner. Duderno wie mir Chinge hei chömä, goni ganz bolzgrad zue mym Müetti und rüehmenem, was i Gschyds agstellt heig. Aber bhüetis Gott, wie bini do acho? „Was hesch de gmacht, du duusigs Schlinggel, du dunners Chnopf, um Gotteswille, Jöre Marei, Peterli, was chunnt dir au i Sinn?" Und derby isch sy ganz schneewyß worde wie nes bleikts Duech. Sie setzt mi uffene Stabällä und liest mer die Büseli use, so guet si nummä chönnä het und het gäng i eim furt balget, so daß i ganz ergelsteret gsi bi und afo ha 'sluuter Wasser briegge. „Dänk au, du dumme Sürmel, was do agstellt hesch, du chönst ja so dys Kohr verlüre und daß de spöter dra dänkst, muesch d'Ruethe ha und gfanzt sy, daß mensch 'sFüür im Elsis z'gseh; lo d'Hosli abe!"

„Nei Gotte, düet im Peterli nüt, i hät solle gschyder sy, gät mir Schleg derfür, i bi derbi gsy und has gseh und ha im Peterli

nit abgwehrt und doch bini zweu Johr älter," seit jez 'sAmmes Bethli, das näbemer gstange isch; „es isch mer grüseli Leid derfür, i will es angers Mol gschyder sy, gät nume mir d'Ruethe und düet im Büebli nüt!" Uf das isch 'sMüetti freyner worde und seit zum Bethli: „Nu, Gotteli, das isch rächt schön und brav voder, das du das seisch; jez will i keis vonech strofe; aber loofet Chinge, syd es angers Mol gschyder, machet nüt me so dumms, es chönt ech für euer Läbdig ungfelig mache, der chönted um 'sKöhr cho, wie 'sLahme Hans; dä kört nüt, wemme ne Kanone näbenem abloht; dänket wie grüseli das wäri, wenn der d'Vögel nümmä körtet pfyffe und d'Orgele i der Chilche, wo nech am Sunndig so guet gfalle het; oder wenn ech der Aetti oder 'sMüetti rüefti; und wie chönntet er uf der Stroß vercharet wärde, wenn der der Wage nit merktet cho zfahre. Und will du, Bethli, jez ä so witzig gsi bisch, so gibeni jez bedne zämä ne Hungschnitte und ne chly Anke derzue; syd gäng bravi Ching und machet nüt Chrums." I ha währed der ganze Bredig gschlotteret wie nes aspigs Laub und wo 'sMüetti fertig gsi isch mit syr Kapelänzis, het's mer gwohlet, as wie wenn's Doggeli ab mer abe wäri, und mer e mächtige Stei vom Härz broleti. I ha, will 's Müetti is Gaden ufe isch go Hungg reiche, im Bethli uf d'Hang dätschlet und 's ane Arfel gno und gseit, das wärd ig em myr Läbdig nie vergässe; denn d'Chläpf hani gförchtet, wie d'Spinnele, si si justement i üsem Huus süsch rar gsi. — Und würklig isch 'sBethli vo dört a mis Härzchäferli gsi, mer hei gäng zsäme gfätterlet und i hanem küderlet, woni nummä chönne und möge ha. Hani ne Oepfelwegge oder nes Bitzli Wäie oder ne Ankeschnitte übercho, so hani's mit em Bethli theilt; hani dür Schnitz, Wätschge, Nuß oder dere Rustig gha, so hani im Bethli au ne Bieter voll brocht und es isch währli mängs liebs Mol froh gsi derüber, de sy Steifmutter het's mängisch brandschwarze Hunger lo lyde und der Vater — me weiß wohl, wie's Värsli heißt: Steifmutter — Steifätti — hets glych gmacht, wie sys bös Ripp. —

Aber mit däm Allem isch 'sWydebüseli no nit versurret gsi; vo däm Allem het dr Aetti nüt erfahre; 'sMüetti het ems verschwige; denn er isch au nit der süferisch gsi und hät unerchant wüest tho, wenn ers grad verno hät und das Polete und Zangge hets Müetti sueche z'vermyde, wo's chönne und möge het.

Aber no zweu Johre hets anger Wätter gä; i ha nes Ohreweh übercho, so grüsli, as wemme mer es fürigs Isc dät der dür düre zieh. I ha nüt dörfe säge und ha ime Eggen inne gflännet. Dört het mi der Aetti erwütscht und frogt mi, was i heig. I chlag enem

mis Chreweh; derno chunt 'sMüetti derzuo und brichtet em die Gschicht vom Wydebüseli, die verlicht no chönti öppis d'Schuld sy dra und au der Vorfall mit em Bethli het sie abrocht. To hättet dir dä Aetti selle gseh; 'sFüür isch durne dure gfahre, er isch ganz chöltschblau worde vor Täubi und het sy wyßi Zipfelchappe gschüttlet, daß 'sZötteli dra danzet het, wie 'sStili vomene Wasserstelzli. „Das dunsigs Meitschi, dä Blösch, das hät sölle gschyder sy und em Peterli abwehre, es soll mer nümme a d'Auge cho, süsch tschuppenis, daß es Mordio rüeft!" – O myn Gott, wie het mir jez 'sHärz chlopfet und wie gärn hätti mi ganz a d'Achs gä, um 'sBethli zschone; aber so mängisch i ha welle afo rede, het der Aetti gseit: „Schwyg Bueb, oder i schloh di nider. Gschwing Chlaus, gseit duderno der Aetti zum Chnecht) gschirr mer der Choli a; nimm 's Rytwägeli füre, mer mues mit däm Bueb zum Schärer." I ha mi gsperrt und gwehrt und gseit i gspür jetz nüt me; aber all mis Byte und Bätte het nüt gnützt; der Aetti het mi nummä no meh abkapitlet. Mer fahrenalso der Stadt zue zum alte Schärer Lenz dört bi der alte Aarebrügg het er gwohnt, grad näbem Storche; es isch bsungerbar ne gschickte Schärer gsi und derzue so ne gmeine, tröst ne der lieb Gott! — aber bis mer dört gsi sy, ha ni währli keis guets Wort vom Aetti übercho und i ha gäng gchlotteret, weni a Schärer und as Bethli denkt ha. — Wo mer endlige zum Schärer chömme, het dä guet alt Gritti — i cha ne jetz no gseh — sy Spiegel ufgleit und mi visidiert und seit derno ganz ärnsthaft: „Jä dä Jung het allwäg öppis i syne Ohre, ne Ohregrübel oder öppis Dütschels eso, das mueß use. Er leidt mi voruse a die heißi Sunne usene Bank und tröpflet mer Oel i d'Ohre, bis es mer drin ganz chrüselet het; wo ni derno dört ne halb Stung lang brotet gha ha, so nimmt dä Schärer nes chlis gleisigs Sprützli füre und het mer einisch über angerisch Karmillethee inegsprützt und derno mit ere silberige Nodlä drinn ummä guslet. To ungereinisch hets Pf! gmacht und chunt bigost — nes Wydebüseli use und das isch no so früsch gsi, as wemmes erst gester vo der Stude gno hät. To hets mer gwohlet, d'Schmärze si gsi, wie wegbloost, und es het mi dunkt, i kör d'Ambeiße wueste und d'Mugge us der Balmflue äne umme fäckle. To hets au im Aetti gwohlet; er isch fromer worde, het im Choli es Immeli Haber lo gä, mir no ne Schoppä zahlt und derno immer wieder zäme hei gfahre. — Ungereinisch us em Weg stugt er derno ab, i ha nit gwüßt worum und i ha müese der Choli ha und dä wär mer faisch ertrunne — und do bringt er es schöns grads ufgschoßnis Wydli derhär und leit das näben annem is Wägeli, i ha nit

gwüßt, will er e Wid druus mache oder was; er het nüt gseit und i ha mi wohl ghüetet, für z'froge. — Wo mer aber hei cho sy, rüeft der Aetti im Müetti, das scho der warm Gaffe und ne Pfaundätsch für üs barat gha het, und erzellt em der Verlauf vo der Operation, nimmt derno das Wydli und rüeft üs Bedi vor's Huus, steckt das Wydli grad vor mim Stübli i Bode und seit: „Loos Peterli, daß de dyr Läbdig a di dumm Streich dänkisch, so pflanzen ig der do die Wyde und zer Stroof dreisch mer all Morge, äb zum Disch chunnst, nes Mälchterli früsches Wasser derzue, daß sie gschwing wachst und hesch Sorg derzue, daß es ne schöne Stock git." — „„Jo Aetti, i will ech folge,"" hani mit brieggeriger Miene gseit; ha druf no nes Chacheli Warms gno, ha mini Lüte guet Nacht gseit, ha vorgä i well is Bett und schliche mi i mi Chammere use, güggele no zum Pfäister us und gseh, daß der Aetti no ne währschafte Stecke zu dem Wydli steckt, köre, daß er öppis i sy Bart ine murmelet, das i nit verstange ha. Meinet der öppe, dir guete Tröpf, ig heig sälbi Nacht gschlofe? Bhüetis Gott! die ganzi Nacht bini imene Fieber inne gsi, daß Gott erbarm. — Bal ischs mer vorcho, als syg das Wydli zuenemme mächtige Wydebusch mit viele junge Wydli worde und die werde alli abghaue für Ruethe für mi und 'sBethli z'fauze; bal hets mi dunkt, es syg ne wüeste struppige Wydestock worde voll Löcher und us niederem Loch guggi ne's Unghür use. Bal wiederum isch's mer gsy, das Wydeschößli syg zuemene schöne schattige Wydstock mit viele Aeste worde, drunger heig i nes Bänkli gmacht und 's Bethli sygi näben ammer ghocket und do heig der Aetti üsi Häng in enangere gleit und heigi gseit: mer sölle enangere hürothe, er wünschis Gottes Säge derzu u. a. m. — So isch es die ganzi Nacht gange, bis am Morgä der Aetti mi weckt und rüeft: „Peterli, das erste Mälchterli zum Wydli." Wie ne Pfyl schießeni zum Bett us, legge mi flingg a, go zum Seod und reichene platschtigi Mälchtere voll Wasser und bschütte dermit die Wydstude. „Nächt so, Chline," seit der Aetti, „schön ali Morgä so furtgfahre, de bisch ne große Chnächt." — Nu, i ha nüt bessers gwüßt, as all Morge vorem Kalatze mys Mälchterli Wasser z'trage und de d'rno i d'Schuel z'go. Im Bethli hani natürli scho der erst Morgä druf, usem Wäg i d' Schuel brichtet, was gange syg und daß es jetz nit guet Wätter für is syg is Buechhöfers Huus. Bethli het afo briegge, daß me d'Häng hät chönne ungerem wäsche; doch i ha's gly tröstet gha und ha nem gseit, wenn d'r Aetti scho ne Bigge uf is heig, so machi das nüt, das wärd scho wieder bessere, ämel i wärds nie vergässe, i mög so alt wärde, as i well. So isch eis Jöhrli um's angere vergange, ig

und 'sBethli sy zäme i d'Schuel ghötschlet und mir heis gäng glych guet zäme chönne; i üsers Huus hingäge isch es de nume cho, wenn der Aetti furt gsi isch, denn dä hets gäng no suur aglueget. — Und d'Steifmuetter, ersch die isch uffem gsi, wie ne Drak; wenns scho nume 12 Johr alt gsi isch, hets am Morge früech ufmüesse go mälche und go choche und zwüsche der Schuel Als müeße mache, wie ne Magd, und derfür hets keis rächts Chleidli übercho, het müeße Hunger lyde und keis guets Wort het em die böst Däschä gä. — Unger der Zyt bin i natürlig au größer wordä und my Wydstude isch aßä ne ordlige Baum gsi mit viele schöne Aeste und Doldere; aber das Bschütte, so grüsli as mer zwider gsi isch, hani nie vergässä; dernäbe hani i der Schuel brav glehrt und ha au dussä gwärchet trutz üsem alte Chlaus. Aendlige chumeni us der Schuel und ha mym Aetti Chnechtedienst versey und er isch grüseli wohl mit mer z'friede gsy, so daß er mer derno seit het, ig heig guet zum Wydstock glueget, i söll jetz ebe so guet zur Waar und zum Fäld luege, daß i nä rächte Buur abgäbi, wie der Aetti und daß er sym enzige Suhn dörf 'sHeimet anvertraue und nit Alls verhudelt wärdi; süich würd' er si im Grab no umchere, wenn 'sBuechhofpeters Hof verlotteret wurdi. Us bsungerbarer Guad, seid er mir derno, bruuch i der Wydstock nümmä alli Dag, sondern nummä alli Samsdig z'bschütte; er wachsi so, daß es ne Freud syg, und es isch würklig au wohr gsi und dä Stock mit syne schöne Aeste isch mer rächt lieb gsi, i hätt ne nit wohlfel gä, er het mer so schön Schatte gmacht vor mym Gade und alli Frühjohr, wenn er syni Büseli übercho het, het üsen Aetti es paar Noochbure zämä iglade, de het me ne Disch unger dä Wydstock use gno und het dört zämä es lustigs Möhli gha und allimol het er de syni Gäste die Gschicht vo dem Wydebüseli erzellt, wie mer se Alli wüssä. Do het der Pfarrherr nie dörfä fähle, wenn er scho ne steialte Maa gsy isch, und i der letzte Zyt nümme so flyßig me zuenis cho isch, will er vor Alter fast nümmä het chönne laufe. Dä het de allimol au syni Bemerkige zu der Gschicht gmacht und de albä am End gseit: „Chlyni Ursache, großi Würkungen.“ I ha das nit rächt verstange, aber es isch ne Zyt cho, wo mer Alls klar worden isch. — 'sBethli, das isch ungerdesse ufblüeit, wie ne Rose, het Bäckli gha wie nes Chirsi, Aeugli wie Veieli, Zähn wie Helfebei und isch groß gsi wie ne Cedere; ganz 's liebähnlig Ebebild vo syr Muetter sälig, der Rütibüre. Kei Wunger, wenn die junge Burste all still gstange sy ame Sundig, wenn's bihne verby z'Chilche gangen ist; und doch het's es ganz einfachs Chleidle dreit, het nit es Meieli und Mäschelizüüg usem Chopf gha, wie 'sMüllers Meitschene

und angeri mehr, sogar ärmeri, die als nummä a d'Kleider hänke, die derhär chöme wie Finälle, mit Sunneparisöli, Gloggeärmel, und wie dä Firlifanz alle heißt und deheim keis Chüeli chönne mälche und keis Süpple chönne choche. — Jo, i säge no einisch, kei Wunger, wenn mängä junge Burst es Aug uf's Ammes Bethli gha het und em no träppelet isch bis dörtuse; und kei Wunger, wenn sogar der jung Vehdokter vo Stolzwyl, me het em nummä der Fuusti gseit, absolut gment het, er well däm Meitschi gfalle. Aber 'shät no mänge Fuusti chönne cho, das hät nüt gfruchtet und sälber dä Bloosti vo Dragunerhans, wo mit em Fuusti einisch cho isch und gment het, er sig der schönst und der richst übere Buechiberg und übers Wasser use, und alli Meidschi heige der Narr anem gfresse, ('sisch d'r glych, der scho lang grüseli gärn Kantonsroth worde wär, wenn er scho nit emol ne Zielete cha ortegrafisch schrybe und der ne Cholderi isch erster Klaß, dänk me nummä a die Gschicht mit däm guete Pfyfeler vo Alperjöggli, mer wei si de derno dene wo si nit wüße, einisch erzelle,) wird's Niemerem rüehme, wie 'sem gangen isch, wo ner einisch zum Bethli z'Chilt welle het. Dä het im Haag no hei chönne mit sym Fuusti und die nasse Buggle hei sie deheim chönne dröchnä. Und doch het dä Fuusti nit welle abgä, denn 'sBethlis Aeltere heine gar gärn g'seh; sie hei gseit, es sig gar en ordlige und derzue no ne gschickte, bsungerbar für Geiße und Süi z'doktere. 'sBethli het aber gwüßt, daß das Alls nit wohr isch, daß der Fuusti ne fule Kärli sig, und vo eim Pintli is angere laufi, daß er gäng sägi, er heig gar vieli Bikannti und Verwandti, nummä daß er all Dag uf Hüneberg i d'Engi und bis z'Altehus und derno über Gaißbach heigo chönni, um d'Zyt z'verplämperle und daß er grad drum, wil er z' viel mämmeli, so gäli Schlarge, me seit ne glaub' Läberefläcke, im Gsicht heig und das het em gruset. Näbstdem bruchen ech dänk nit z'säge, daß es mi lieber gseh het, as e so Halbherre und Schminggle i änge Hösli und Fräcke und d'Hoor voll Pummade, so nütnutzig Müsterlirüter (und wärs sälber no ne dickchöpfige Wyhändler mit eigenem Fuehrwärch gsi), mit eim Wort, 'sBethli isch mer treu und ahänglig gsi und het kei angere zum Ma welle als mi. — Aber was geit jetz? — I bi just nünzehni gsi; der Huustage mit alle syne Schönheite isch wieder abroche; d'Vögel hei lustig afo pfyfe im Wald, d'Matte hei afo gruene und üse Wydstock het früsch Blätter und Bluest tribe. Und wieder het der Aetti sys Wydebüselifäßli veranstaltet und alli syni Fründe derzue iglade und dasmol het er meh Ufwand gmacht, as angeri Mol; i ha gmerkt, daß do öppis Appartigs im Spiel isch. Item, dä Fäßtdag isch cho und Als het

iy lustig Verlauf gno wie süsch, und bsungerbar der Pfarrherr isch gar lustig und redselig gsi Wo bal Als fertig gsi isch und die Gäst furt welle hei, steit der Aetti uf und seit dene Lüte: „Loset Manne, ig stellen ech hüt do mi Suhn vor, er het bisdehi sy Sach ordli gmacht; aber 'sisch nüt, wenn Eine nit fröndS Brod lehrt ässe; drum mueß er mer jetz nes Johr zu mym Fründ, dem Rainbuur, i Läberberg ufe; das isch der größt Buur wyt und breit; dört lehrt er de das Buure us em Fundament und de isch no Teppis: dä Jung het, wie ni wohl gmerkt ha, a däm Meitschi do äne der Narr gfresse; drum Bürstli mueschs furt, daß fettig Dummheite vergissisch; körsch, Peter, das Meitschi gäs dir nit Füeteri; schloh das numä usem Chopf; do mueß Eini zueche, die meh Chümi het, as das Bättelmeidschi do äne; uf Gäld mueß me hütigsdags luege, das regiert d'Welt." — Wie vom Donner troffe bini do gstangä, grad as wie ne Telgötz und 'sbriegge wär mer z'vorderisch gsi, wenni mi vor dene Manne nit gschämt hät. Die Manne hei übrigens mym Aetti vollkomme Rächt gä und em der Chopf groß gmacht, wie der alt Buechhofpeter z'Stadt und Land bekannt sig und sy stolz Suhn au; dä chönn se usläse, wenner nummä d'Hang usstrecki, so hang amene niedere Finger Eini und derzue no ne schwäri. — Settigi und angeri Sache hei mer die Gäst vorgschwätzt und i mueß bikönne, würkli het mi do au der Geldtüfel en Augeblick i d Chlaue erwütscht und i ha bymer sälber denkt, sie heige eigetli rächt, i sig e Lümmel, wenn i die ersti besti näm, d'Wält sig groß und Meitschi gäbs gnue. Do het aber üse Pfarrherr d'Sach wieder bum rächte Fleck agfasset und der Nagel ufe Chopf troffe. Er seit nämlig: „Taß d'r Peter i d'Fröndi söll, isch rächt gschyd; aber was das Hürothe anbetrifft, so löt dir ne numme mache; er wird no mängisch arönne und wenns Gottswill isch z'letst scho die rächti Person finde; nebstdem heißt's in der heilige Schrift: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht trenne; mit em Gäld eleini, Papa, isch es de übrigens au nonit g'macht; es chunt ufe Charakter a und äb die Lütli enander lieb hei oder nit und äb so nes jungs Fraueli au s'Hunswäse verstöi oder äb's nummä ne Finälle, nes Schlärpli syg, do syg de sone Ma trutz allem Gäld ne arme Tropf, besser d'r Hagel schlöi uf d'Fälder as i d'Chuchi. — Drum bidänk das drümol, Peter; vertrau numä uf e lieb Gott und halti gäng brav, so wird sich 'sAndere scho mache!" — I ha im Pfarrherr d'Hang drückt und dänkt, ne gstudierte Herr weiß doch viel meh as so ne graduse Bauretschalpi, und i ha nem alls Guets versproche. Wo do a isch no zwee Tag gange; me het mer mis Trögli zämepackt und i ha mi müese zur Reis aschicke; d'

Muetter het mer mini Chleider zämegläse, het mer no es baar Gibätbüecher, der Gossine und Thomas vo Kempis und no angeri mitgäh, und mer no verstohlenerwis es paar funkelnagelneue Füüfränkler is Lieblitäschli gstoße, damit wenns öppis Ungsinnets set gä, das ig emel nes paar Batze heigi. — Das isch am Samstigzobe gsi und am Sunntig druf hani furt sölle; zum letzte Mol hani üsi Aecher und Felder bsuecht; zum letzte Mol der Waar inegä und üsi liebe Schwarzschägge gstreichlet. O myn Gott, wie isch mer 'sHärz so schwär gsi; zum letzte Mol nimeni mis Mälchterli füre, um mi lieb Wydebaum no einisch z'bschütte und fasch hani nit vonem wäg chönne. — Wenn gsehni di ächt wieder, hani für mi sälber halbbrieggerig gseit? — „Wills Gott öppä gly wieder," seit jetz nes fyns Stimmeli, und woni erschrocke umelugä, steit 'sBethli hingerammer; das Herli het alls vom Christe vernoh gha und gseh, daß d'r Aetti und 'sMüetti no zäme ufe Schachenacher use gspaziert sy und drum hets die Glägeheit welle profitire für mer gschwing Adie z'säge. Was mir dört zäme gredt hei, dört unger üsem Wydestock, z'Obe spoot, das will ig ech nit wiederhole, nummä das will ech säge, das mer dört enangere ewige Liebi und Treui gschwore hei gäb es was well, und üsers Versprechе mit eme härzhafte Schmutz besiglet hei; glückligerwys hets niemer gseh, as es paar Stärnli am Himmel und üse Fründ Wydstock und die hei nis nit verrothe; dene isch d' Sach besser azvertraue als ime Dampiwyb. Die heis de au niemerem gseit, daß die beide Lütli jedes im angere nes silberigs Ringli, woruf äs Wydeschößli mit eme Härzli und zwei Vergißmeinitli gmolet gsi isch, zum Andänke gä hei, und daß der Wydstock freudig syne Aestli gschüttlet het, wo das verliebt Päärli drunger gstangen isch.

D'r Aetti und 'sMüetti hei mi bi ihrer Rückkehr im volle Ipacke atroffe, hei mer no gueti Räth ertheilt und Zyt zur Abreis use Morge früeh festgstellt. — I go is Bett; aber die ganzi Nacht hani keis Aug zuetho und mi im Bett ummedröhlt wie ne Fieberchranke, so dasi froh gsi bi, wo's Morge gsi isch. Am Sechsi bini scho im Sundigwir gsi und am Siebeni het der Choli scho ganz ungidulbig sys Gschäll vor em Huus gschüttlet und ig bi mit myne Lüte, mym Plunder und emene zentnerschwäre Härz ufgstige und hüpp! ischs vorwärts gange, so dasi 'sBethli fasch nit emol me gseh hät, das dur sis Gadefenster dure mer no 'sRaselümpli gschwunge het. — D'Reis isch guet abgloffe und z'Mittag chöme mer z'Gränche obe bi mym neue Meister — dem Rainbuur a. Potz Blitz, wie sy mer dört epfange worde; die ganzi Hushaltig isch barad gsi für üs z'grüeße, und nes Mittagässe hei si zwäg gha, soviel der Disch het möge träge.

Nom Aesse het üs derno der Buur sy Waar, sys Heu und syni Matte zeigt. „Wohl händsche, do buurets angers as usem Buechhof," seid do der Aetti; „gib nummä brav Acht, Peter, do lehrsch öppis." Das isch denn au würklig so gsi; der Rainhof het über 100 Jucharte Land gha; und das isch vo etliche 20 Dienste und der Familie vom Eigethümer bsorgt worde. 'sBuure hei die Lüt usem Fundement verstange; aber lieber Gott, 'sisch allen Orten öppis und so au do, drum het's mer au nit rächt welle gfalle. D'Huusfrau het alle Lüte zuckersüeßi Wort gä, und isch dernäbe falsch gsi, wie Galgeholz; und gwungerig isch si ersch rächt gsi; sie hät gäng als wolle wüsse, was im ganze Land ume vorgangi; drum het si d'Cheßlerböti und angeri Dätschwyber zuenere iglade und si usgfröglet; und de Soometräger mit ihre Speckfytechutte, im Hooch, im Hubesack und im Dürr, het si mängs Gläsli igschenkt, (wenn si scho der Gyt derwäge fasch verworgt het) numme für als zvernäh und zmache, daß die allen Orte sägi, s'Rainbuure Meiji syg ne treuji Büri. Jo nit vergäbe isch s'Meiji mager gsi, wie ne Muheime, d'r Gyt het ußem use gluegt, wenn es scho a sym Muul nüt erspaart het. De Dienste het es Gaffe gmacht vo dürre Rüebli und derzue 'salt Gaffeepulver gno, wos scho für is es paar Mol abrüet gha het, ne chly Zikori und ne himmelblaui abgnoni Milch derzue; 'sBrod isch schwarz gsi, wie Rueß, steihert und ne fingerslänge Bart dra; so hei nie keini Dienste lang chönne blybe. D'r Buur dä het alli Tag sy Tips gha vom Schnaps und het de albe im Huus umme gwüethet, wie der leidig Dürst, nüt isch em rächt gsi, bsungers vo dört eweg, wo ner alli syni früechere Aemtli verlore het und me gar do d'Rächtsamene ufgha het; sälbmol häts weni gfählt, er wär si ga hänke. — Syni zwe Sühn sind ibildete Kärlis gsy, die gment hei, si syge obenuse und nienena, und doch isch nüt anne gsy, as der Hochmueth und nes schlimms Muul. Bsungers der Jünger, där 'sletzst Johr bim Militär Capral worde isch, het vor Hochmueth gstunke und doch isch hinger und vorne nüt mit em gsy. Drum het au der ewig Ufride i dem Huus äristirt und a das bini nit gwohnet gsy. „Das syg hie nit gäng so gange," seit mer derno das alte Babi, d'Chöchi, wo der alt Rainbuur no gläbt heig, syg en angeri Ornig gsi, aber jetz halt's niemer me lang us und d'Sach göji ender bergab uf em Hof, als das er si üfni; äs wart numä no uf's Annemarei, das z' Neuestadt i der Pangsion syg und das jetz de hei chom, das syg no 'sbeste von allne gsy, wo's no deheim gsy syg, und do wärds wol wieder bessere, wenn das hei syg. Und d'Büüri die het mer all Tag vo ihrer einzige Tochter brichtet, das syg 'sschönst Meidschi im ganze

Land und manierlig, das müeßi aber nit numme so ne Buureschalpi ha, das syg für ne Herr us der Stadt bstimmt, öppä für ne Rothsherr oder ne Dockter oder so öppis." Do hani chönne schmöcke, daß die Drübel für mich nit riif wäre, wenn's mi scho derno glusteti; aber der Buechhofpeter het dänkt, das syg glych, är für sy Deihl chöns mache ohne die, sy wärd au nit öppis Appartigs sy, will der Aepfel nit wyt vom Stamme falli. — D'Ostere isch ändlige cho und do het de Rainbuur am Morge früh sys Rytwägeli füre gnoh, suber lo putze, s'schönst Roß im Stahl, ne prächtige brune Araber, het er use gno und nem es silberbschlagnigs Gschirr agleit; är sälber het sy guettüecheni Bchleidig füre gno, (er het die gha lo mache, woner einisch merkwürdigerwys zum Großroth gwellt worde isch), und isch uf Neuestadt zuo, sy Dochter abz'hole. D'Büüri isch deheim bliebe und het chüechlet und bröterlet für's Meidschi würdig z'epfo, und het no nes paar angeri Meidschi zum Gaffetrinke yglade. Aendlige z'obe am füife chunnt es funkelneus Scheesli derhärcho z'fahre mit 'sRainbuure Brun und richtig dört drinn isch der Buur und sy Dochter gsy. Was isch gangä? — Das Dämli het dem Alte rundement erklärt, es fahr nit imene offne Fuhrwerch meh, das syg nid gumi foo; es müeßt sy so syner Läbdi schämä, und dä guet Aetti het uf Biel zrugg chönne, und het dört die neue Schäse kauft, wo mer gseh hei acho. Wie der Rainbuur (er het do au uf Befehl syr Dochter ne Sigare müese rauche und sy Ulmerchopf mit Silberbschleg is Sitzkistli müese legge) g'chlöpft het, daß mes wyt ume z' Betlech und z'Reibe äne kört het, daß emel all Lüt gseie, daß der Rainbuur ne neui Schäse heig! —

Was das für ne Empfang gsy isch, wo die Lüt usgstiege sy! „Aber nei, üsers Annemarei, wie das groß und hübsch worden isch, was du au für nes schöns Hüetli ufhesch und ersch 'sFürtech, aber nei, nei!" So isch das gange zäme mit der Alte und der Junge, daß me mit keim Hämmerli zwischeni chönne hät. Und was isch de das für ne schöni Dame gsy, 'sRainbuure Annemareili? Deppe ne währschafti Buuretochter, wie mys Bethli? Bhüetis Gott! Nes magers, spinnlidürs, bleichsüchtigs Figürli, igschnüert, daß es fast nit het chönne schnuufe, es akkerats Wachsfigürli i Syde und Sammet ipuppet; natürlig mit Händschli und Sunneparisöli und eme mächtige Reifrock, grad so wie die Luftballone, wo si einisch z'Chriegstette ufgloh hei. Und nes Schahle het es agha mit Zötteli und Sache, es heig 10 Dublone kost und syg 'sSchönst gsi i der Pangsion; dernäbe ne guldige Uhr mit vierfacher Ghötti, silbrige Hafte a der Zippe und weiß der lieb Gott no, was für Luxus. — So isch me zum

Gasse gsässe und 'sAnnemarei het obä a Tisch müese sitze. E, was sägen i doch Annemarei? So hets bi Lyb und Läbe nümme welle heiße, i der Pangsion säg me Marie und so well äs jetz au gnamset sy; äs gäb nit Antwort, wemmenem nit so rüefi, 'sWirths Annelisi heißi jetz au nümme so, mä säg em jetz au nummä Madmesell Elise u. a. m. Das syg gumi soo. Nei Mähl, du gisch nit Brod, hani fürmi sälber dänkt, es nimmt mi nummä no wunger, daß das Meidschi no no üser Manier ißt und trinkt. Aber hola, nummä nit zlut gichraue! — Wo d'Chüechli ufe Tisch chöme, nimmt 'sMarie d'Händschli füre und het die Bitzli mit de Händschli is Muul ine gstoße. Das het mi doch währli afe bunt dunkt und i bi froh gsy, hani vom Tisch eweg chönne. To hani ersch rächt Heiweh übercho no mym Bethli, wo ni dä groß gwaltig Ungerscheid zwüsche dene zweue gseh ha.

Averepo, dir wärdet welle wüsse, was syder dört und usem Buechhof gange syg? Währli allerlei. Bi üüs deheim isch's guet gange, der Aetti het für mi no ei Chnächt agstellt und so isch als gange, wie früecher. All 3 Wuche het mer de der Christe müese cho brichte, was es neus gäb und i ha fasch nit möge gwarte, bis er albä cho isch. — Hüt z'oba chunnt er do au, grad, wo mer no am Gasse gsi sy, i bi froh gsy, daß i vo der Finälle wäg chönne ha; i ha do ne gueti Usred gha. Aber was vernimmeni do? Gester heig der Amme 'sBethli furtgjagt; sie heiges absolut welle zwänge der Fuusti z'hürothe und das heigs perforsch nit welle due und drum heig's d'Stiefmuetter zum Huus usgjagt und der Alt heig es Testement lo mache und im Bethli sys ganz Vermöge etzoge. Er heigs vonnem sälber, sie heige zäme de Nomittag bi de Fröhligermeidlene i der Stadt ne Schoppe trunke und dört heigs em alls chlagt, für mir's säge und mi z'grüeße. Aes syg jetz arm, heig nüt as syni Chleidli und wenn mer öppä s'Rainbuure Mareili besser gfalli, so söllis numme nä, das heig jo viel Geld. Aber mi wärds glych nit vergässe, so lang as es läbi. Es gang jetz is Luggli nue, dört heigs ne guete Platz. Das isch mer natürlig wieder ne neue Donnerschlag gsy, und i ha nit gärn gseh, daß 'sBethli is Wältschlang gangi. i ha dänkt, es chönnt au so Maniere anä, wie 'sMarie, oder es chönnti dört öppä imene Uhremacher oder imene Gummi, die all gar zimpferlig duo chönne, guet gfalle und es chönnt mi de vergässe. Was doch d'Liebi ein ploge und Gspenster vormole cha! Nu, wohl isch mer bi der Sach nit gsy, mi Aetti het, wie gseit, vom Bethli nüt welle wüsse, bsungerbar jetz, wo's sy Aetti es enterbt gha het und do bi ni fasch verzwyflet. I 'sRainbuure Huus isch's mer ver-

leidet, das is fasch nit ha mögen usghalte. Die Jungi, 'sMarie, isch nes unusstehligs Gschöpf gsy, dämme nüt het chönne rächt mache, 'sisch no ärger gsy, as die Alti, bsungerbar gägä mi, wo's gseh het, daß es nüt us dem Hüehnli gäb, hets mi use Strich gno und mi plogt, wos numä chönnä het, kei Fätze isch amer rächt gsy und so isch mer 'sLäbä verleidet, bsungerbar, will i vom Bethli weder Staub no Laub me verno ha und ha müese dänke, es heig mi vergäässe, wies d'Meidschi gärn mache, wenn sy ne schönere und ne richere imene Egge ine aträffä, bsungers wenn eine no guet cha danzä und scharwänzle, was i nie glehrt gha ha. So isch mer unger Chummer und Herzeleid der Summer verbygange; all 3 Wuche isch der Christe cho, aber vom Bethli het er mer au nüt chönne säge und i ha d'Wuche zellt, bis mys Johr ume syg. Der Winter isch ungerdesse agruckt und do isch es no viel längwyliger worde, bi dem ebige Uſriede, wo is Rainbuure Huus gwaltet het. To haltet a der Wienecht z'Mittag ne Schlitte vorem Huus und nes ganz schwarzagleits Wybervolch stygt us und frogt mir no. — I go go luege und wer angers isch es gsy, as mys Bethli; das seit mer, sy Stiefmuettersyg am Nervefieber gstorbä und der Aetti syg au chrank und heig em Bscheid gmacht für hei z'cho für a Gräbt und ihm abzwartä! es schüchi d'Chranket Alls zäme und niemer well bynem sy fürem abzwarte; drum wells präſſiere für hei z'cho, wenns denn im Aetti besser gang, so chömms de wieder dodure, es well mer de brichte, wie's em syder gange syg, äs heig mi ämel nit vergäße und das frogliche Ringli het schön a syr Hang glitzeret. I bi gsy wie us de Wulche gfalle; mim Bethli het 's Welschlang nüt gschadet; äs het keini so dummi Maniere agno gha, wie's Marie. I drückenem härzlig d'Hang und säge: i ha dinetwäge scho schweri Zyte gha; wills Gott geits öppe bald einisch besser; grüeß mer der Wydstock, will du myni Aeltere nit grüeße darfsch und chumm gli wieder zuemer. Und mit dene Worte und emene Glückwunsch für sy Reis und gueti Besserig füre Vater hani Abscheid gno vonem.

Vierzeh Dag gö übere und Christe chunnt wieder zuemer, o wie gärn hanigne wieder gseh cho. 'sErste, was er mer seit isch gsy, 's Bethlis Vater syg hüt am Morgen au am Nervefieber gstorbe und es syg wäge dem gar grüüsli truurig; doch syg do, wie bi jedem Unglück au no nes Glück; der Amme heig sy mit em Bethli ganz usgfühnt, will sem so guet abgwartet heig, heig 'sTestement zrugg gno und sys ganzi Vermöge wieder sym rächtmäßige Erb, em Bethli lo zuecho. Aes heig ems sälber gseit, mit em Usdrag für mir's z'säge und mi z'grüeße. Natürlig het mi das unändlig gfreut; aber

i säge zum Christe: „Jetz wär ei Schwierigkeit nümmä im Wäg, aber üse Aetti, dä het ne Stettchopf und dä isch im Bethli no gäng nit grüen.“ Christe aber seit: Vertrau numä use lieb Gott, de chunnt Alls guet, er wird der scho der recht Wäg zeige.

Es geit wieder 3 Tag, do chunnt der Christe scho wieder mit em Schlitte und het der Gholi agspannt gha. — Was git's Christe, daß du scho hüt chunnst und derzuo no mit em Schlitte? hets öppä öppis ungschickts gä deheime, isch öppen öpper chrank? frog eni gleitig mit der größte Urui. — „Bisch numä unbisorgt, Peter, der lieb Gott fügt jo Alls guet, hani der am Sunntig gseit,“ brichtet Christe, und so ischs und los, wie merkwürdig syni Fügige mängisch sy. Hütemorge früeh het me der Amme biärdiget; dy Muetter isch au mit em z'Grebt gange, i bi au furt gsi, niemer het ghüetet as der Aetti. — Ungereinisch fahrt ne schwarzi Wulche us üsem Gade use, wo du albä früecher gschlofe hesch und derno lället 'sFüür zu de Pfäistere us; dänk, grad i dem Stübli, wo der Aetti sys Gäld und syni Güldsriefe gha het; d'Chilcherlüt heis vo wytem gseh uf em Heiweg; aber myn Gott, die wäre lang z'spot gsy. Zum Glück gieht das aber 'sBethli, das 'sGrebtmohl chochet het, springt mit ere Mälchtere zum Brunne und guraschirt wie es isch, klätterets der Wydstock uf und schießt die Mälchtere voll Wasser is Füür; gschwing no 3, 4, und 'sFüür isch glösche gsi. Ungerdesse chunnt 'sMüeti mit de Chilcherlüte derzue; si rüße d'Fäister uf und der Aetti lit dinne am Bode, vor ihm si Tubakpfife, (wahrschynlig d'Ursach vom Brand) und seit halbsturm, was es gäbi, er wüß nit, es sig em unger einisch so wungerlig worde. — Me het em erzellt, was gange sig und daß er sys Läbe und sys Vermöge 'sAmmes Bethli z'verdanke heigi. — „Großer Gott,“ seit der Aetti, „sei gelobt in Ebigkeit; dyni Wäge si wunderbar, sogar der Wydstock het mer jetz no gueti Dienste gleistet und du Bethli, du my Engel, mi Läbesretteri, wie soll i dir das vergälte? wünsch was de witt und wenns mi ganz Burehof isch, solsch ne ha! — „Nüt, nüt wünschen i,“ seit verschämt 'sBethli, „i ha numä mi Pflicht do; 'sUebrige het der lieb Gott gmacht, danket ihm dofür.“ — So will ig für is wünsche, Meister, wenn der verlaubet, jägeni derno; — gät dir em der Peter zuem Ma, die Lütli si stärbesverliebt zämä und die gä nes schöns Päärli. „So sags,“ rüeft der Aetti freudig, „gschwing, Christe, reich mer der Peter, nimm der Schlitte, daß es gschwinger got, nimm sy Gossere und Alls; und 'sHochzyt soll sy, wenn der weit; gläägnech der lieb allmächtig Gott!“ Bethli und 'sMüetti hei vor Freude briegget und ig chumme jetz im helle Galopp cho z'fahre für di z'reiche. — — I

*

ha nit gwüßt, wacheni oder draumeni; i ha nüd chönnä säge, as Gott Lob und Dank, und Dank dir, gnete Chriſte, du mueſch dir Läbdig bymer blybe und's nit bös ha. I ha mit mutze Worte vom Rainbuur Abſchied gno und 'sMarie het läng nochä gluegt. — Zobä aber zittlig ſy mer uf em Buechhof acho und do hei mer do ne chlys Verlobungsfäſtli gfyret. Und i nes paar Wuche druf iſch 'sHochzyt gſy, 'stüftigſt i der ganze Waſſervogtei und dört unger dem Wydſtock hei mer ne große mächtige Tiſch ufgſtellt und die ganzi Nochbarſchaft derzue iglade; au der Pfarrherr, der is zämä gä het, der Wirz, het die Freud au no möge erläbe und het am Hochzytmol wiederholt: „Hani nit gſeit, chlini Urſache, große Wirkunge; was Gott zuſammefüegt, ſoll der Meuſch nit drönnä.“ —

So erzählt der greiſe Buchhofpeter, wenn er gut gelaunt iſt, dem Fremden ſeine Lebensgeſchichte und ruft dann ſein Bethli und eine Schaar gutgewachſener Söhne, um das Erzählte zu beweiſen. — Der alte Weidenſtock ſteht noch vor dem brandgeſchwärzten Gadenfenſter und rings herum hat Jedes der Kinder ſich nach dem Beiſpiel des Vaters eine zierliche Weide gepflanzt, ſo daß der ehemalige Buchhof nun im Munde des Volkes der Weidenhof heißt, ein Hof, über den bis dahin ſichtbar der Segen von Oben ruhte.

Schlummerliedli für 'nes Chind.

Schloof mys Chindli, thue d'Auegli zue,
Du heſch jetz gwachet lang und gnue,
Am Himmel glänze d'Sterneli:
Sie rüefe dir zum Betteli:
Schloof, Chindli, ſchloof!

Schloof mys Chindli, ſäg: gueti Nacht,
Zue dyr Engeli het ſchön Wacht:
Es flüügt jetz i dys Stübeli,
Es flüügt jetz zue dym Wiegeli,
Schloof, Chindli, ſchloof!

Erwach' de morn, wenn's heiter iſch
Recht gſund und friſch, as wie ne Fiſch!

De legg der a 's neu Röckeli,
Und strähl' der dynn Löckeli,
Schloof, Chindli, schloof!

Morgeliedli für 'nes Chind.

Guet Tag, mys Chind, i grüeße di!
Jetz darfste wieder wachher sy,
Wie heisch de Bäckli rund und roth,
So chunnt es, wenne schloofe goht
Zur rechte Zyt
Und rüihig lyt!

Guet Tag, mys Chind, wie heiter bisch!
Wie heisch de Aeugli gsund und frisch.
Chum jetze gleitig uf my Arm,
Do isch dys Röckli neu und warm.
Chum uf my Schoos,
Mach' groß, groß, groß!

Guet Tag, mys Chind, Gott bhüete di
Geng Tag und Nacht vor Leideli.
I blyb mer gsund und wird mer groß,
Und gimmer nie kei Meiterlos!
Mys Engeli,
Wie freusch de mi!

J. J. Romang.

Joh. Jak. Romang wurde am 28. Sept. 1831 in Gsteig bei Saanen, Kt. Bern, geboren. Er besuchte bis in sein zwölftes Jahr die dortige Primarschule und erhielt nebenbei von dem Ortsgeistlichen Privatunterricht im Deutschen, Französischen und Lateinischen.

Im Spätjahr 1841 trat er ins Progymnasium von Thun ein. Als 1846 sein Vater in's bernische Obergericht gewählt wurde, begab sich Romang zu seiner Familie nach Bern, wo er das Progymnasium und das höhere Gymnasium besuchte.

Im Frühjahr 1850 bezog Romang als Student der Theologie die Hochschule in Bern. Bald jedoch überzeugte er sich davon, daß diese von seinen Eltern gewünschte Berufswahl ihm nicht zusage und so ging er zur Jurisprudenz über. Infolge der politischen Bewegung des Jahres 1850 verlor Romang's Vater seine Stelle als Oberrichter, und da noch jüngere Söhne der väterlichen Hülfe bedurften, so war J. J. Romang von jetzt an auf seine eigene Kraft angewiesen; — er mußte gleichzeitig studiren und verdienen. Zuerst war er Hauslehrer bei einer Bernerfamilie, dann Concipient der Obergerichtskanzlei. Im März 1854 wählte ihn der Bundesrath zum zweiten Sekretär des eidg. Militärdepartements. Damit waren nun freilich die Nahrungssorgen beseitigt, allein mit der vielbeschäftigten Stelle auch die fernern Studien abgeschnitten. Als daher im Mai 1855 die englische Werbtrommel gerührt wurde, nahm Romang seine Entlassung und trat als Unterlieutenant in's erste Regiment der englischen Schweizerlegion; er wollte sich entweder eine Carrière als Militär schaffen, oder sich wenigstens das nöthige Geld zur Vollendung seiner Studien verdienen. Nachdem die Instruktionszeit des Regiments in Dover beendigt war, besuchte er die Schießschule von Hythe und wurde im September 1855 zum Oberlieutenant der von Adrian von Arx befehligten Jäger-Compagnie des 2. Bataillons befördert.

In der langweiligen Garnisonsstadt Canterbury, wohin das zweite Bataillon verlegt worden war, beschäftigten sich von Arx und Romang eifrig mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur. Im November 1855 traf der Marschbefehl nach dem Orient ein. Am 17. November wurde das ganze erste Regiment auf dem prächtigen Transportdampfer „Great Britain" eingeschifft. Diese Fahrt durch's Meer von Biscaya, dann der spanischen und portugiesischen Küste entlang, durch's Mittelmeer und durch den griechischen Archipel nach Smyrna, sowie der dortige 8 Monate andauernde Aufenthalt haben unserm Dichter unauslöschliche Bilder und Erinnerungen zurückgelassen.

Im Sommer 1856 wurde das Regiment wieder nach England zurückbeordert. Nach einer sturmvollen Fahrt von 28 Tagen erreichte das Schiff den Hafen von Portsmouth und im Lager von Shorncliffe begann die Auflösung der Schweizertruppen. Romang kehrte im Spätjahr 1856 nach Bern zurück, gerade noch zur rechten Zeit

um mit dem Bataillon No. 59, bei welchem er schon früher eingetheilt war, nach Neuenburg zu marschiren. Hierauf nahm er seine Studien wieder auf, bestand im Mai 1858 sein Advokatenexamen und wurde später zum Obergerichtschreiber ernannt, von welcher Stelle er jedoch 1864 resignirte.

Von Romang sind außer seinen in der „Schweiz" und im Feuilleton des „Bund" zerstreuten Erzählungen und Gedichten folgende Druckschriften erschienen:

Gedichte (bei Jenni, Vater, in Bern) 1851.
Aus Ost und West, Novellen, Erzählungen und Gedichte. Bern, bei Rieder und Simmen. 1861

Nächstens gedenkt Romang mit einer dramatischen Dichtung: „Niklaus Baumer, der Kastellan von Saanen", vor die Oeffentlichkeit zu treten. —

Romang ist einer unserer besten Schweizerdichter. Ein vortrefflicher Styl zeichnet ihn in der Prosa aus; knapp, bündig, gehaltvoll und in keuschem malerischen Schmuck quellen seine Sätze aus der Tiefe herauf. Nicht minder bedeutend ist er in seinen Gedichten. Kraft und Wahrheit des Gedankens, schöner Rhythmus, Lebendigkeit und Pracht der Schilderung sind die Vorzüge seiner gemüthstiefen Lyrik. In der Dialektdichtung (Mundart des Saanenlandes) hat er in seinem „Friesenwäg" das Höchste geleistet. Wer die Schönheit dieses Gedichtes zu empfinden vermag, der wird dasselbe geradezu für ein klassisches Produkt halten. Und es ist dieses nicht bloß durch Ton und Stimmung, die dasselbe beherrschen, und durch seine künstlerisch vollendete Abrundung, sondern ebensosehr durch die Reinheit des Dialektes, worin dieses Gedicht in der neuern schweizerischen Poesie einzig dasteht. Es ist auch nicht bloß das Erzeugniß einer glücklichen Stunde; der Dichter schrieb es vielmehr zuerst im Schriftdeutschen und übersetzte es erst später mit aller Sorgfalt in die Mundart. Ein neuer Beweis dafür, daß auf dem Boden des Dialektes die herrlichsten Kunstschöpfungen zu wachsen vermögen, wenn nur die Dichter nicht fehlen, welche sich dazu befähigen, die Sprache zu bilden und die Kunst der reinsten und ächtesten Natur zu vermählen.

Die Erzählungen und Reiseschilderungen unsers Dichters tragen sämmtlich ein frisches, warmes Kolorit und verrathen eine gesunde Welt- und Lebensanschauung; aber einzelne der erstern, z. B. „die Schätze des Gebirges", sind theilweise in der Anlage ver-

fehlt und leiden in den Eingängen an subjektiven Einmischungen des Dichters und an zu breiter Schilderung von Dingen, welche mit der Fabel nicht in organischer Verbindung stehen.

D'r Friesenwäg.

D'r Ghüjer-seit zum Meisterchniächt:
„I d's Thal embry grad wollt' ich g'schwind,
Es blanget mich na Wyb u Ghind,
Jetzt acht mir zu mim Sachli recht.
Un Eis vor Allmu mußt mir losen,
Süst bist du z'Hand in bösen Hosen:
B'schlüß d'Stallthür nit, i wollt's nit han,
La's wyt u wagen offen stahn.
Es ist nit Blug, es ist mir Aernst,
Uens Stiefeli ist hie etwärist
Grad buwes uf en Friesenwäg,
D'rum b'schlüß nit, ol süst bist nit zwäg!

„Vor schüster, grusam alter Zyt
Ist d's Friesenvolch i d's Ländli chon,
Het B'husig hie u Triftig g'non,
Wahar daß chon ist weiß nu nit.
Hergägen g'hört van Zyt zu Zyten
Mu's düttlich in den Bergen lüten:
G'hört rüefen u d'Harschhoren gan,
Glychanhi chunnt's mit Roß u Man; —
Sie müeßen us den Gräbern stygen,
Uf sälbem Weg, wo chon sie sygen,
Heimgan i d's uralt Heimatland, —
D'rum los', b'schlüß d'Stallthür nit de z'Hand!"

Den Meisterchniächt het's z'Lachen than:
Chum was d'r Meister furt van Hus,
So schnärzt u spitzlet er nen us,
U seit: „Das ist en g'schlagna Man!
Was der mir wollt' van Friesen runen,

Das chan bin and'ren Nöß'ren zunen
By Gott, ich heißen nit Hans Chlupf,
An Allmu ist kei wahra Tupf;
Un, wies grad chiemi, das Gitrabel,
Ich b'schlüssen d'Stallthür mit nem Chniabel,
Wie eis ich uf d'r Gastren bin,
Gan ich denn chum gan Pförtner syn."

Die and'ren Chniachte syn bireit,
Chum het sich d'Sunne z'schlafen than
Syn glähig sie un ärstig d'ran
U hein d'r Friesenwäg verleit.
Druf legen sie ihn guten Trüwen
Sich uf en Gastrensolder z'lüwen,
Hei sich mit linder Lischen deckt,
Süß hei sie g'schlafen, bis sie weckt
Urplötzlich uf es schüfters Chrachen, —
Du het ne g'schwynet d's G'spött u d's Lachen.
S'het toset, wie nen Gletscherspalt,
Zur Föhnzyt albe chlöpft und chnallt.

S'het toset wie d'r Würbelluft
Im Ustag fust im Tannewald,
We d'Schlaglauinen abhifallt
Un All's vergrabt i Chrach u Chluft.
Glychanhi g'hort mu Gloggenlüten,
Harschhore ntön u Rüef van Lüten,
G'horts näher chon zum Stafelstall,
G'hört van der Fluh den Widerhall
Von Rossen, Lüten, Wehr un Waffen. —
Jetz ist verby für d'Chniächta d's Schlafen.
En iedra rüehrt den And'ren an:
„Wer seit jetz uf, wer ist en Man?"

Es bulliget'nen an der Thür
Un rüeft mit-luter Stimm drüi Mal:
„Thüet uf die Thur, thüet uf den Stall,
Wann d's Friesenvolch wollt' grad der dür."

Das thuet dür Margg u Bei'nen dringen;
„Wer woll' jetzt mit den Friesen schwingen?"
Urplötzlich thuets en luta Chrach
Es lüft'nen ab d's ganz Stafeldach.
Sie güen am Himmel d'Sternen schynen,
D'r Statterbueb faht lut an grynen,
D'r Meisterchniächt der steit jetz uf:
„I d's Herre Name, i thuen uf."

Un wann er het ebb'schlosse d'Thür,
Da chömmen Manna, toll u groß,
En grusam länga Trupp u Troß
Zieht dür da Stafelställi dür.
Sie hei nu guten Aben boten, —
Den Meisterchniächt het's anfahn schloten,
Nit hören will der Geisterzug,
Doch ruschi's vorby wie Vogelflug;
Jetz chömmen Wyber uf den Wägen,
In ihrem Arm syn Chinder g'lägen.
D'r Chniächt het gsinnet: Hätt' ich g'lan
Doch d'Thür den Friesen offen stahn!

Erst wann d'r Tag an Himmel roßt,
U d's Früiroth an den Glätschern strahlt
U dür den duchlen Tannewald
D'r Morgeluft du just u tost —
Da syn verby am Chniächt die Läsen
Von den schüri'ren Friesengästen.
Er het sich d'ruf uf Gaitren g'leit
U zu den and'ren Gspanen g'seit:
„D'r Meister het mir doch nit g'logen,
Die Friesen syn dür d s Stafel zogen,
Mit Wyb und Chind, es ganzes Rych."
Am Aben d'ruf was er en Lych.

Erläuterungen:

Meisterchniächt: Meisterknecht. — embry: hinab. — wollt: will — präs. ind. von wollen. — es blanget mich: ich habe Sehnsucht, die Zeit wird mir lang. — Sachli: Vermögen, Geschäft. — z'Hand: diesen

Abend, heute Nacht. — wyt u wagen offen: ganz weit offen. — Blug, der: die Täuschung. — Aerist: Ernst. — Stiefeli: dim. von Staffel, Sennhüte. — etwärist: quer. — buwes: gebaut. — ol: oder. — schüfter, eigentlich: schauderhaft, schauerlich, häufig zur Verstärkung von Eigenschaftswörtern gebräuchlich. — Bhusig und Trittig nehmen: Haus und Hof aufschlagen. — mu: hier „man", oft heißt es auch „ihm". — Harschhoren: Harschhörner. — salb: der nämliche. — losen: hören. — schnärzen: höhnen. — spitzlen: witzeln. — runen: flüstern, anvertrauen. — Ros: (plur. Rößer): der dumme Kerl. — zunen: verschlagen, anschlagen. — Chlupf: der Schreck. — Gitrabel: Getrampel. — Chniäbel: Knebel, Stück Holz. — Gastren: die Schlafstätte bei Sennhütten. — glähig: gelenkig, schnell. — ärstig: ernsthaft. — verleit: part. perf. von verlegen — zumachen, ungangbar machen. — lüwen: ruhen. — Lischen: Lischgras, Heu von sumpfigen Stellen, das als Streue gebraucht wird. — schwynen: kleiner werden, sich vermindern. — Widerball: Wiederhall. — bülligen: poltern, Lärm machen. — lüften: lupfen, abheben. — grynen: weinen. — schloten: schlottern, schütteln. — hören: aufhören. — sinnen: denken. — duchel: dunkel. — Gspan, Gspanen: Gefährte, Freund. — was: war.

Seebilder.

I.

Schön bist du, Meer, in deiner Ruh;
Doch schöner, wenn der Wind mit Macht
Hereinwirft über's Deck die Fluth,
Wenn Raa' und Tauwerk ächzt und kracht,

Wenn Wog' an Woge, stolz und kühn,
Das schaumgekrönte Haupt erhebt,
Und wenn das Schiff, ein scheues Roß,
Auf Wasserhügeln schwankt und schwebt.

Und wenn die Möve, ohne Rast,
Den schwarzbesäumten Flügel schwingt,
Ihr unheilvoller Warnungsruf
Durch Mark und Bein des Seemanns dringt.

Dann bist du schön, du weites Meer!
Ein Bild der ungezähmten Kraft;
Dann preis ich dich und Gott den Herrn,
Der Streit und Krieg und Stürme schafft.

II.

Ich schlief als Kind im Mutterschooß,
Im Mutterarm so manche Nacht;
Und bis ich keck und kühn und groß,
Hat meinen Schlummer sie bewacht.

Es warf mein ungewisses Loos
Mich fernhin über Land und Meer;
Nun wiegte mich der Fluthenschooß,
Der sturmbewegte, hin und her.

Mein Herz blieb frisch und ohne Harm,
Und nimmer hat's die Furcht besiegt;
Das Weltmeer, wie der Mutterarm,
Hat mich in süßen Traum gewiegt.

III.

In graue Nebeldecken
Hat sich gehüllt das Meer,
Kein Stern erglänzt am Himmel,
Kein Lüftchen regt sich mehr.

Die Segel hängen müde
An Raa' und Mast herab,
Gleich Leichentüchern schweben
Sie über'm Fluthengrab.

Nur tief im untern Raume
Des Schiffes Herz noch pocht:
Dort hämmert's, rauscht und rasselt
Und flammt und sprüht und kocht.

Ich auf dem nassen Decke
Durchträum' die lange Nacht.
Mir zieht's zur fernen Heimat
Den Sinn mit Zaubermacht.

Schon seh' ich Thal und Hügel,
Die mir so wohl bekannt,
Und hör' im Vaterhause
Die Uhr an brauner Wand.

Ich tret' an's Bett der Mutter,
Küss' von der Wange ihr
Die Thrän', die beim Entschlafen
Sie noch geweint nach mir.

Dann hin zum alten Vater
Führt mich mein Träumen dar,
Ich küß' die durchfurchte Stirne,
Umwallt von weißem Haar.

Und weiter muß' ich wallen
Zu einem lieben Haus,
Wo ich in guten Zeiten
So oft ging ein und aus.

Mir tönt von süßen Lippen
Mein Name — da bin ich erwacht:
Ich strecke unbewußt die Hände
Hinaus in die feuchte Nacht.

IV.

Ob wohl die Nacht nicht enden will?
Das Schiff zieht langsam, leis und still
Hin über dunkle Fläche:
Wo bleibst du, Wind? O komm' heran
Zum Lande brich mir wieder Bahn,
Will seh'n Blüth', Baum und Bäche!

Du ſtreichſt ſo ſchläfrig durch die Fluth,
Weißt nicht, wie manch' ein feurig Blut
Jetzt wohnt in deinen Planken!
O ahntest du's, du zögest fort
Von Meer zu Meer, von Ort zu Ort
Mit Schnelle der Gedanken.

Da ſieh', im Oſten graut es ſchon,
Es klingt der Möve ſchriller Ton,
Der Weſtwind hebt die Flügel;
Es ſteigt der Sonne Feuerball
Aus blutigrothem Wogenſchwall;
Auf, Seeroß, in die Zügel!

Die Pfeife gellt! die Schiffer zieh'n
Die Taue ſtraff; nun fliegt es hin
Wohl über Well'n und Wogen!
So iſt's uns recht, nur friſch geſchafft,
Mit Dampfes und mit Windes Kraft
Das träge Meer durchzogen!

V.

Es krachen die Maaen,
Der Maſt ſich biegt
Hinab in die Fluthen;
Der Knabe liegt
Sanft träumend im Maſtkorb;
Wer ſagt, wer klagt,
Wenn in die Gefahr
Ein Kind ſich wagt?

Laßt wallen die Wogen,
Laßt weh'n den Wind?
Seht droben im Maſtkorb
Das arme Kind;

Geboren auf Wellen,
Vom Sturm gewiegt!
Wer sagt auf der Planke,
Wenn ein Kind dort liegt?

VI.

(Am Arkonet).

O gleite langsam, gleite still
Mein Schiff, durch dieses Seerevier:
Du schnaubend Dampfroß, halte an,
Denn träumen und dichten will ich hier!

So still das Meer, so licht und hell,
So rein der Himmel, der drüber blaut,
Ein Liebespaar ist Himmel und Meer,
Das nimmt sich in die Augen schaut.

Sie trauern und träumen zusammen wohl
Von alter, goldner vergangener Zeit,
Wo rings die Gestade, die Inseln all
Den Göttern des Weins und der Liebe geweiht.

O Zeit der Jugend, der Liebe der Lust,
Das Menschengeschlecht verträumte sie hier: —
Halt an, halt an, du fliegendes Schiff,
Denn träumen und trauern möcht' ich hier.

Der Schiedsrichter.

I.

Ich kenn' ein schmuckes Dorf im Oberland,
Gar heimelig versteckt im Grün der Bäume,
Es rauscht der helle See an seinem Strand
Wiegt plätschernd Abends dich in holde Träume
Viel blumenreiche Wiesen es umsteh'n,

Den dunkeln Tann gewahrst du weiterhin;
Wie er umrahmt den Fels, den Bergeshang,
Wie still er lauscht dem Heerdenglockenklang.
Und weiter noch, im weiten, weißen Kranz
Strahlt, Perlen gleich, der Gletscher Silberglanz,
Der Sonne letzter Schein weilt auf den Matten,
Als fühlte sie beim Scheiden stilles Weh', —
Die Berge schütten in den dunkeln See
Zusammen ihre geisterhaften Schatten.

Bald ruht ihr Strahl nur noch auf hoher Firn',
Umkränzt mit Rosen der Gebirge Stirn';
Jetzt flieht sie auch die hohen Gletschermassen,
Die, wie es dunkelt, leichenhaft erblassen.
Still wird's; nur in der Ferne tönt das Lied
Des Schiffers, der den Kahn an's Ufer zieht.
Nun kommt der Mond, erhellt des Gletschers Schnee,
Zieht seine Silberstraße auf dem See,
Er flimmert auf den runden Fensterscheiben,
Den Leut'chen d'rin den Abendgruß zu schreiben.

O stille Nacht! Wie zauberreich bist du,
In diesem stillen, friedlichen Gelände,
Kein Echo tönt von Euch, ihr Felsenwände,
Und keine Welle stört die heil'ge Ruh'!
Die Vöglein alle, die im Wald, am Hügel,
Heut jubelten, durchglüht vom Sonnenkuß,
Sie schlafen mit den Köpfchen unter'm Flügel.
Die Gemsen, die geschreckt von Jägers Schuß,
Gefloh'n von Grat' zu Grat', von Alm' zu Alm',
Sie ruh'n jetzt sicher auf dem grünen Balm.
Und auch im Dorfe tönt kein Sang, kein Laut,
Ein Lichtlein nach dem andern ist verschwunden,
Die Thurmuhr einzig pocht und schlägt die Stunden,
Der Fried' umschwebt die ganze Erde traut. —

So meint Ihr und so hab' auch ich's gedacht;
Doch ist's nicht so; Zwei sind's, die flieht der Schlummer,
Zwar Sorge quält sie nicht, nicht Lieb', nicht Kummer, —

An ihrem Lager hält die Rache Wacht.
Ob auch die Lichtlein alle ausgeglommen,
In ihrer Brust des Hasses Funke glüht,
Ob auch verklang des Fischers Abendlied,
Sie können dennoch nicht zur Ruhe kommen.

Zwei Nachbarn sind's, die sind allein noch wach,
Es stehen ihre Häuser Dach an Dach;
Der „reiche Hans" liegt schon seit vielen Jahren
Dem noch viel reichern Peter in den Haaren.
Prozeß' ohn' Ende zwischen ihnen walten,
In zwei Parteien ist das Dorf gespalten,
Da hilft kein Rath zum Frieden, zum Vergleich:
Sie drückt das Geld, die Beiden sind zu reich.

Vor Amtsgericht wird morgen ausgetragen
Ein Streitfall, der die Beiden wach erhält,
Der schon seit Jahren jedes Glück vergällt,
Ihr Leben ausgefüllt mit bittern Klagen.
Kein Franken Werthes hängt zwar an der Sache:
Der Peter soll mit seinem neuen Dache
Herausgerückt sein über Hansens Land;
D'rob ist ein grimmer, schwerer Streit entbrannt.
„Wysthümer hab' ich, alte," schreit der Eine,
„„Und ich bring' Zeugen sattsam auf die Beine.""
So sagt der Hans. Sie suchen in den Kästen
Nach alter Briefe staub'gen Ueberresten.
Sie suchen Zeugen auf im ganzen Lande:
„Verlör' ich's," Jeder meint, „so wär's mir Schande:
Und morgen kömmt's vielleicht noch gar zum Eide:
Ich kann ihn schwören", sagen alle Beide.

So liegen schlaflos sie auf ihrem Lager
Vom Haß gequält, dem blut'gen Herzensnager.

II

Am Thurme schlägt es Mitternacht,
Der heiße Wind, der Föhn, erwacht;

Der Gletscher Krachen dumpf erdröhnt,
Der Hans auf seinem Lager stöhnt:
„Will denn die Nacht nicht enden?“

Vom Thurm' herab es Eins's erklingt,
Der Peter stöhnt und ächzt und ringt
Die Hände: „Ach, der böse Hans,
Er raubte mir den Schlaf ja ganz,
Wie wird die Sach' sich wenden?“

„Was flimmert in den Scheiben hell?“
So frägt der Hans; „o Nachtgesell,
Wie leuchtest du so flammend roth,
'Sist Mondschein, 'sist nicht Feuersnoth!“
Meint er und legt sich nieder.

Es knistert seltsam in der Wand,
Hans horcht, „je nun 'sist allbekannt,
Sie zimmern fleißig in der Nacht,
Die Würmer treiben ihren Schacht,“
So denkt der Hans hinwieder.

Da horch', sie nah'n in schnellem Lauf,
Sie pochen und poltern, „Hans thu' auf!
He Hans! Dein Haus brennt! — Fürio!
Dein ganzes Haus brennt lichterloh!“

Er springt aus dem Bette, rennt hin und her,
Die Truh' erfaßt er, vom Gelde schwer,
Er springt aus dem Fenster; — schon schlagen die Flammen
Aufwirbelnd über der Firn zusammen.

Die Flammen facht der heiße Wind,
Er führt die brennenden Schindeln fort,
Sie zünden hier sie zünden dort, —
Da tönt der Ruf: „Wo ist mein Kind?“
Durch's Volksgelärm, durch's Flammenprasseln,
Durch's Sturmgeläut, durch's Räderrasseln,
Hört man so schrill den Angstschrei schallen,

Hört ihn vom Bergwald wiederhallen;
Er übertönt den Sturm, den Wind,
Der Schmerzensschrei: „Wo ist mein Kind?“

„Dem, der sie rettet all' mein Geld!“
Ruft zitternd und bebend der arme Hans,
Wie im Sterben erlischt seines Auges Glanz,
Wie vom Schlag gerührt er zu Boden fällt.
Zu groß für's Vaterherz der Jammer!
„Wer bringt durch die Flammen in ihre Kammer,
Wer rettet die blonde, die schöne Marie?
So tönt es da, so tönt es hie. —
Bleich jedes Antlitz und leichenfahl,
Es zischt nicht mehr der Wasserstrahl,
Gebannt scheint Alles im weiten Plan,
Auch der Wind hält bang den Athem an.
„Seht her, wer ist's auf der Leiter droben,
Von züngelnden Flammen rings umwoben?
Wer bringt in des Lackens weißem Kleid,
Die blonde, die liebe, die wonnige Maid?
Wer steigt herab mit der Flammenbraut?“
So tönt's aus einem Munde laut.
„Des Peters Toni! des Gegners Sohn!
Er hat sie gerettet, der brave Junge!“
So tönt sein Lob von jeder Zunge,
„Er holte sich selbst den schönsten Lohn.“

Der Toni sagt: „Da habt Ihr sie,
Herr Nachbar! — Jetzt aus Schaffen!“
Dreht rasch sich um: „Ihr Leutchen, wie?
Was soll das müß'ge Gaffen?“
Erfolglos Kampf, vergeblich Ringen!
Von Haus zu Haus die Flammen springen,
Der Föhn weht vom Gebirg mit Wuth,
Peitscht vor sich her die Feuersgluth;
Es wirft der Firn den Flammenstrahl,
Wie Alpengluh'n zurück in's Thal;
Der Himmel färbt sich roth wie Blut,

Ein Feuermeer scheint See's Fluth.
Des Dorfes alte, traute Linde,
Die Kühlung bot dem Greis, dem Kinde,
In deren Dunkel, deren Schatten
Viel Paar' sich Treu versprochen hatten,
Sie wandelte des Feuers Wile
Zur himmelhohen Flammensäule;
Verstummt ist auch der Glocke Klagen,
Am Thurm empor die Gluthen nagen;
Wohin du blickst rings umher
Ein Trümmer- und ein Feuermeer!

III.

Am Himmel zieht der junge Tag empor,
Der Sonnenstrahl umgoldet alle Höh'n,
Gelegt hat sich der heiße Wind, der Föh'n,
Im Wald erwacht der Vöglein Sängerchor.
Die Lerche aus dem Felde sich erhebt,
Ihr Schlag das sorgenschwere Herz belebt:
Die Amsel singt in ihrem Busch am Bach,
Im Nußbaum ist der munt're Buchfink wach.
Mitleidig blickt die Sonne in das Thal,
Auf's abgebrannte Dorf, das noch im Frieden
Gestanden, als von ihm sie froh geschieden, —
Mitleidig schaut sie auf der Menschen Qual.

O Sonnenlicht! Erhebend dringt dein Schein
Und tröstend in die Menschenseele ein!
Die Männer alle, die in stummer Wuth
Ohnmächtig starrten in des Feuers Gluth,
Sie finden eine Thräne, wie du sendest
Den gold'nen Strahl und ihnen Tröstung spendest.
Der Frauen Klage und der Kinder Weinen,
Sie milderte dein gold'ner Strahl, dein Scheinen;
Du lehrst sie hoffend auf zum Himmel schauen,
Dem Lenker der Geschicke zu vertrauen.

Seht dort die Gruppe bei dem Trümmerhaufen!
Der Peter ist's, sein Weib, sein wack'rer Sohn.
Ihm naht der Hans mit dem versproch'nen Lohn,
Legt ihm zu Füßen seines Goldes Haufen.
„Hier ist mein Geld, das ich dem Mann versprach
Der mir mein Kind vom Flammentod errette.
Du drang'st durch's Feuer bis zu ihrem Bette,
Nimm, Toni, deinen Lohn!" „„O welche Schmach ""
Ruft bleich vor Zorn der Toni, — doch Marie
Legt um den Nacken ihm den runden Arm,
Küßt ihn auf Stirn und Mund so liebeswarm,
„Er hat's nicht bös gemeint," so flüstert sie.

„Ihr Väter," fährt sie fort, „reicht Euch die Hand
Ein hoher Richter hat sich eingefunden; —
Euch trennt der Haß, — uns hat die Lieb' verbunden,
Die Lieb' hat mich gerettet aus dem Brand."
Noch zuckt im Aug' wie fernes Wetterscheinen
Der alte Zwist, der langgenährte Haß,
Doch bald erlischt er in der Thräne Naß:
„Nun, wohl so mög' das Unglück uns vereinen!"
So sagt der Hans: sie reichen sich die Hand,
„Vereinigt werde, was die Liebe band!
Die Jungen waren klüger als wir Alten,
Und Friede soll fortan im Dorfe walten!"

Der Syrer.

I.

Ein scharfer Ritt sei heut' gewagt,
Ein Ritt durch's zaubervolle Land,
Schon ruft vom stillen Meeresstrand
Der Möve Schrei: „Es tagt, es tagt!"
Wohl auf, mein Roß' durch's Blumenmeer
Durch Haide, Busch und Felsgestein,
Zu Trümmerstädten, öd und leer,
Trag' mich in's Wunderland hinein!

Voran dem lust'gen Reitertroß
Sprengt unser Führer durch's Gefild,
Ein Syrer, dunkel wie ein Bild,
Das man aus Erz und Eisen goß;
Sein weißer Mantel weht und winkt
Als Fahn' der wilden Jagd voran; --
Wenn Einer heut' vom Pferde sinkt:
Fürwahr, dann ist's um ihn gethan!

Bald über Haiden, öd und arm,
Bald durch Gestrüpp und Felsgestein,
Cypressenwald und Palmenhain
Braust hin der kecke Reiterschwarm,
Bis wir erreicht ein einsam Haus,
Auf grünem, waldumkränztem Plan:
„Hier," — ruft der Syrer „ruh'n wir aus,
Hier ist ein Trunk für Roß und Mann!"

„Zum kühlenden Limonensaft
Mischt hier den dunkeln Cypernwein,
In vollen Zügen schlürft ihn ein,
Schafft Euch zur Reise neue Kraft!"
Im trauten Kreis der Chibuk glüht,
Der Becher kreist von Mund zu Mund.
Des Syrers Auge blitzt und sprüht,
Wie Sternenglanz auf Meeresgrund.

„Trinkt, Brüder!" — spricht ein Kamerad,
„Ihr trinkt vielleicht zum letzten Mal,
Seht nimmermehr der Heimat Thal,
Rund ist des Glückes tückisch Rad.
Auf solcher Fahrt, wo keck voran
Ein Syrer sprengt dem wilden Troß,
Verargt Ihr's da dem Sensenmann,
Wenn er sich Einen mäht vom Roß?"

Des Syrers stolzes Auge ruht
Verächtlich auf dem Alpensohn:

„Wie?“ – lächelt er mit bitterm Hohn
„Ein scharfer Ritt lähmt dir den Muth?
Bist du ein Kriegsmann, mußt, den Tod
Gewärtig sein zu jeder Stund',
Und deine Wangen lebensroth
Gern legen in den dunkeln Grund.

„Ob auf der See in dunkler Nacht
Im Wogensturm dein Schiff zerbricht,
Ob Feindesstahl dein Lebenslicht
Auslösche in der heißen Schlacht,
Ob des verborg'nen Feindes Groll
Sein Gift in deine Adern senkt, —
Dieß Alles nie dich kümmern soll,
Denn Allah hat es so gelenkt.“

Wie steigt das Blut dem Alpensohn
In's jugendfrische Angesicht:
„Du meinst ich sei ein Kriegsmann nicht?
Kennt nicht des Kriegers Loos und Lohn?
Wohl auf, zu Pferd! — ich halt dir Schritt
Nie hat mein Herz noch Furcht gekannt.
Auf, dunkler Syrer, auf zum Ritt,
Durch's steinbeät'te Wüstenland.“

II.

Und wieder fliegt der Reitertrab
Durch's Steingeröll bergab, bergan.
Der wilden Jagd sprengt kühn voran
Des Syrers flink Araberroß.
Und dicht an seiner Seite zieht
Der Alpensohn; es drängt der Sporn
Sein schnaubend Roß. – die Stirne glüht
Dem Jüngling noch vor Scham und Zorn.

Die Sonne sendet ihren Strahl
Auf's öde Land, kein Bächlein rinnt
Durch's Felsgestein; der glühende Wind

Senkt in die Glieder müde Qual;
Kein Strauch auf weite Fern', kein Baum,
Der Schatten böte! Welch' ein Tag!
Kein Laut tönt durch den Wüstenraum,
Als unſ'rer Pferde Hufenſchlag.

Da plötzlich tönt ein Fall, ein Schrei
Von unſ'res Zuges Spitze her.
„Was giebt's? — Wer ſeufzt ſo tief und ſchwer."
— Ach, mit dem Freunde iſt's vorbei!
Es liegt auf ſteinbeſä'tem Grund
Der Sohn der Berge hingeſtreckt.
Sein Auge bricht; von tiefer Wund'
Sein treues Roß das Blut ihm leckt.

Ein Freund faßt ſeine Hand: „Erreicht
Hat dich des Schickſals tückiſch Rad,
Schlaf wohl, mein guter Kamerad,
Und Aſiens Erde ſei dir leicht!"
Von Freundes Augen, hell und licht,
Wohl in den Bart die Thräne rollt;
Der dunkle Syrer ruhig ſpricht:
„Was weint Ihr? — Allah hat's gewollt!"

Dr. Joſeph Schild.

Zu deſſen letzter Todtenfeier in ſeiner Heimat Grenchen, den 15. Juni 1866.

Zum letzten Mal' heut klingen Dir die Glocken
Zur Todtenfeier, Freund, der frühe ſchied.
Den Klängen lauſcht der Bergeswald erſchrocken;
Er klagt um ihn, der einſt in braunen Locken,
In ſeinem Schatten ſang ſein erſtes Lied.

Von Deiner Heimat Kirchlein zittert nieder
In's grüne Land des Todtenglöckleins Ton;
Bei ſeinem Klagen bebt des Kirchhofs Flieder
Und durch die Lüfte rauſchen Trauerlieder,
Es klagt die Heimat um den treuſten Sohn.

Und um der Jungfrau Gipfel schlagen
Die Nebel ihren dunkeln Trauerflor. –
Doch hell im Morgenrothe seh' ich ragen
Die Alpen dort, als möchten sie Dir sagen:
„Schlaf wohl, der oft gewallt zu uns empor!"

Das Frührot schlingt mit seinen Rosenhänden
Den schönsten Kranz um ihr erhab'nes Bild:
Wie Purpur glüht es an den Gletscherwänden,
Den letzten Abschiedsgruß Dir noch zu senden,
Den Mann, den wir genannt: Der Alpen Schild.

Ja wohl, der Alpen Schild, der Hort der Berge: –
Gleich ihnen botest Du die freie Stirn'
Den Stürmen hin, in dieser Zeit der Zwerge
Entschlossen wie der Alpen kühner Herge,
Und unerschüttert, wie der ew'ge Firn."

„Schlaf wohl", so ruft des Glöckleins dumpfes Klagen,
„Schlaf wohl", so hallt es nach im grünen Tann.
Die Alpen aber, die dort drüben ragen,
Sie werden zeugen noch in späten Tagen
Von ihrem Schild — von ihrem schlichten Mann!

Ein Oberländer-Hosenlupf in Smyrna.

Den Ostermontag 1856 feierten auch die in Smyrna garnisonirenden Schweizertruppen durch Aufführung der im Heimatlande üblichen Kampfspiele. Wohl noch nie wurde außerhalb des vaterländischen Bodens ein schweizerisches Nationalfest abgehalten, das den Charakter unserer Volksfeste so unverfälscht an sich trug, wie dieses. Das Berner Oberland, das Emmenthal und das Entlibuch hatten ihre Kontingente so reichlich zu unsern Regimentern gestellt, daß sich Schwinger und Steinstoßer genugsam vorfanden, um den Smyrnioten ein lebendiges Bild von unsern Nationalübungen zu geben.

Für die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung Smyrna's mußte dieses Fest um so mehr an Interesse

gewinnen, als im Orient allgemeine Volksfeste etwas Seltenes, ja Unmögliches sind. Die Europäer katholischen Glaubens und die Griechen und Armenier haben wohl ihre Karnevalsbälle, die Türken ihre religiösen Feste; allein alle diese Festlichkeiten tragen eben keinen nationalen Charakter und erfreuen sich keiner so allgemeinen Theilnahme, wie die Volksfeste in der Schweiz.

Dagegen bildete unser Schwing- und Turnfest einen Vereinigungspunkt für die ganze, auch nur einigermaßen civilisirte Bevölkerung Smyrna's. Die schweizerischen und überhaupt die europäischen Handelsleute, die fremden Konsuln, die mit uns bekannten Griechen und Armenier hatten sich mit ihren Familien über den Golf her in zahllosen Kaïks nach dem am westlichen Ende der Stadt gewählten Festplatz begeben. Ja sogar der Pascha mit seinen Söhnen und mit seinen höchsten Civil- und Militärbeamten beehrte uns mit seiner Gegenwart, und auf dem hinter dem Kampfplatz ansteigenden türkischen Kirchhofe zeigten sich zahlreiche Gruppen verschleierter Türkinnen, die aus der Ferne dem ungewohnten Schauspiele zusehen wollen.

Das Fest begann mit dem Absingen des Liedes: „Rufft du mein Vaterland", das bei unsern englischen Obern besonders gut akkreditirt war, weil seine Melodie die nämliche ist, wie diejenige der brittischen Nationalhymne: „God save the Queen." Dann folgten die Uebungen der Turner an Reck und Barren, der Wettlauf, Springen, ja sogar das komische Sacklaufen. Für den Schluß hatte man die spezifisch schweizerischen Uebungen, Steinheben, Steinstoßen und Schwingen aufgespart.

Diese fanden bei den Zuschauern auch die lebhafteste Theilnahme, den lautesten Beifall. Als die Smyrnioten die gewaltigen Steinblöcke von nervigen Armen zehn- bis zwölfmal in die Höhe gehoben und wieder auf die Schulter niedergelassen oder auf bedeutende Entfernungen hin geschleudert sahen, da wollte das Klatschen und Beifallrufen des leicht erregbaren Völkleins kein Ende nehmen. Den Türken hingegen, die auch in ihren Freuden ernst bleiben, konnten selbst die höchsten Kraftanstrengungen der Alpensöhne ein nur leise ausgesprochenes: „Inch' Allah!" („Sieh' bei Gott!") abzwingen. Als aber verschiedene Schweizerpaare auftraten, sich bald in raschem Tanze herumwirbelten, bald in unentschiedenem Entgegenstemmen ihre Kräfte gegenseitig erprobten, da stieg die Spannung der bunten Zuschauermenge auf's Höchste, herrschte lautlose Stille, nur hie und da durch das Keuchen der Kämpfenden unterbrochen, bis Einer den Andern mit einem gelungenen Meisterschwung aufhob und zu Boden

warf, worauf die Menge in tausendstimmigen Ruf ausbrach und sogar die bedächtigen Osmanen sich zu einem etwas lauter ausgesprochenen „Inch' Allah" zu begeistern vermochten.

Zum Schlusse schwang ein besetzter, breitschulteriger Emmenthaler mit einem Berner Oberländer, der mit der Gelenkigkeit und Gewandtheit, welche diesen letztern Volksstamm charakterisirt, einen wuchtigen Körperbau und eine ungewöhnliche Kraft verband. Dieser hatte schon auf dem Depot in Schlettstadt übel mit den französischen Kavalleristen abgerechnet, die sich an ihm zu reiben versuchten, und nicht besser war es späterhin englischen Matrosen ergangen, die ihm in den Straßen von Dover eine Parthie Boxen antrugen. Oberst Dickson, der eine besondere Vorliebe für Leute von großem und kräftigem Körperbau hatte, wurde durch das muthige Benehmen und durch die launigen Streiche unsers Oberländers bewogen, denselben als Bedienten anzunehmen.

Wer den Charakter des Engländers kennt, wird wohl begreifen, daß der Oberst an den Schwüngen seines Schützlings den lebhaftesten Antheil nahm und seine Freude unverhohlen aussprach, als endlich der Emmenthaler unterlag und der Oberländer als Schwingerkönig des Tages proklamirt wurde.

Aber noch harrten ernstere Kämpfe, als die bestandenen, unseres Alpensohnes. Unter den türkischen Zuschauern befand sich nämlich auch der Stellvertreter des Pascha's, ein reicher und angesehener Mann. Dieser theilte dem Obersten Dickson mit, daß ähnliche Uebungen auch unter den Gebirgsvölkern Kleinasiens gebräuchlich seien, daß sich namentlich unter den Hamals, den abgehärteten Lastträgern Smyrna's, Leute vorfänden, die es denn doch an Kraft wie an Gewandtheit mit unserm Schwingerkönig wohl aufnehmen möchten. Der englische Oberst schlug hierauf dem türkischen Staatsbeamten sofort eine bedeutende Wette vor, die bereitwillig angenommen wurde. Es wurde festgesetzt, daß jeder der beiden Kämpfer die in seinem Lande gebräuchliche Kampfesweise anwenden könne.

Bald war der stärkste und gewandteste Hamal der Stadt herbeigerufen, ein wahres Modell von einem Manne, eine riesenhafte, aber mit antikem Ebenmaß gebaute Athletengestalt. Er ließ sich seinen Gegner zeigen, sein dunkles, von dichten schwarzen Augenbrauen beschattetes Auge maß mit stechendem Blick die allerdings weniger ansehnliche Gestalt des Schweizers; dann glitt ein flüchtiges Lächeln über das bronzefarbene Gesicht des unheimlichen Morgenländers und er begann sogleich seine Vorbereitungen zum Kampfe.

Der Türke legte seinen Turban ab, zog sein Oberkleid aus und

behielt endlich nichts auf dem Leibe, als seine weiten, aus dünnem Baumwollenstoff verfertigten morgenländischen Hosen, die unserm Schwinger keinen Anhaltspunkt gewähren konnten, sondern wohl beim ersten Ruck in Fetzen zerflogen wären. Zudem ließ sich der Ringkämpfer durch seine Zunftgenossen den Oberkörper sorgfältig mit Olivenöl einreiben; zum Anziehen der Schwingerhosen war der Türke nicht zu bewegen. Unser Schwinger befand sich demnach offenbar im Nachtheil und wir waren in nicht geringer Besorgniß um den Ruf der schweizerischen Schwingkunst.

Der Oberländer hingegen schien unsere Befürchtungen nicht im Mindesten zu theilen; im Gegentheil stülpte er mit der größten Gemüthsruhe seine Hemdärmel zurück und rief, als er damit fertig war, ungeduldig zu dem Türken hinüber: „Hest glych anhi usgfalbet?“ [1]

Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, und sogleich stürzte sich der Hamal mit gewaltigem Anlaufe wie ein Tiger auf den ruhig dastehenden Schwingerkönig. Dieser ließ den Athleten bis auf einen Schritt vor sich herankommen, warf sich, im Augenblick, als dieser ihn mit seinen gewaltigen Armen umfangen wollte, blitzschnell auf das rechte Knie nieder, packte mit der rechten Hand die linke Kniekehle des Gegners und riß diese neben sich vorbei, versetzte ihm gleichzeitig mit der linken Hand einen Stoß auf die Brust und fuhr ihm mit dem Kopfe wie ein Widder in die Magengegend. Es ist dies ein Kunstgriff, der den Kiltbuben im Berner Oberland unter dem technischen Ausdruck „Stechen“ bestens bekannt ist und der auch hier seine Wirkung nicht verfehlte. Der Lastträger fuhr mit einem so wuchtigen Fall rückwärts, daß der Boden erdröhnte, und blieb so lange athemlos auf dem Boden liegen, daß man nicht zu untersuchen brauchte, ob beide Schulterblätter regelrecht die Erde berührt hätten.

Der so traktirte Osmanli war um keinen Preis zu einem zweiten Gange zu bewegen; eben so wenig einer seiner stämmigen Handwerksgenossen. Es blieb daher die Meisterschaft des Schweizer Schwingers auch asiatischerseits unbestritten, und er holte sich unter ungeheurem Jubel den wohlverdienten Lorbeerkranz aus der Hand einer reizenden Armenierin.

Aber die Freude unsers Alpensohns über seinen doppelten Sieg sollte nicht von langer Dauer sein. Durch eine unbehutsame Aeußerung des Obersten erfuhr er, daß es sich um eine Wette gehandelt, während er im Glauben gestanden hatte, er kämpfe einfach als Vertreter schweizerischer Kraft und Gewandtheit um den Ehrenpreis mit

[1]) Uebersetzt: „Hast du bald genug daran gesalbt?“

dem gewaltigen Athleten. Es wollte nun dem schlichten Sinn des gutmüthigen Berners durchaus nicht behagen, sich von seinem Dienstherrn auf die gleiche Stufe mit einem Kampfhahn oder mit einem Vollblutrenner gesetzt zu sehen. Sein Unmuth wurde noch vermehrt, als ihm der Oberst im Weggehen vom Festplatze mittheilte, er werde heute erst spät aus einer Gesellschaft in der Stadt zurückkehren, und ihm die Weisung gab, ihn auf seinem Zimmer zu erwarten. Was Wunder also, wenn sich der erzürnte Sieger, sobald der Oberst den Rücken gekehrt, ebenfalls nach der Stadt begab und sich dort, halb aus Aerger, halb aus Freude über seine heutigen Errungenschaften, einen vaterländischen Rausch holte? Was Wunder, wenn unserm Helden nach seiner Rückkehr in das Zimmer seines Dienstherrn die Zeit des Harrens unter obwaltenden Umständen lang wurde? Was Wunder endlich, wenn er sich nach all' diesen Anstrengungen nach Schlaf und Ruhe sehnte?

Der Schwingerkönig legte sich aus sothanen Gründen ohne weitere Umstände auf das Bett des Obersten, und Ruski, der Neufoundländer Hund des Herrn Dickson, der sich aber mehr an den Bedienten hielt, als an seinen eigentlichen Herrn, nahm bequem neben ihm Platz.

So erwartete der Oberländer schlafend den letzten Gegner, der zu Ehren des Ostermontags schließlich noch einen im Festprogramm durchaus nicht vorgesehenen Hosenlupf mit ihm aufführen sollte. Es erging dem guten Schwingerkönig gerade so, wie dereinst seinem starken Landsmann, dem berühmten Ritter von Strättlingen, von dem die Sage erzählt, daß er ebenfalls schlafend auf den französischen Ritter gewartet habe, der mit ihm einen Streit zwischen Frankreich und England ausfechten sollte.

Leider aber befolgte Herr Oberst Dickson nicht die nämliche Handlungsweise, wie der französische Ritter, der sich entsetzt über die Kaltblütigkeit seines gegnerischen Kämpen zu den Seinen zurückzog und den Kampf unterließ. Der Oberst rüttelte im Gegentheil unsern Schwinger unsanft aus seinen Träumen, die sich unglücklicher Weise gerade in einer Fortsetzung des Kampfes mit dem türkischen Athleten bewegten. Noch schlaftrunken stand der Oberländer auf, faßte den Obersten, der sich umsonst bemühte, seinen Bedienten aus dem fatalen Irrthum zu rufen, nach allen Regeln der edlen Schwingkunst an und begann einen unsanften Tanz mit ihm, bei dem sämmtliche Stühle im Zimmer umgeworfen wurden und der Säbel des Obersten sammt der stählernen Scheide krumm gestoßen ward, wie

ein Faßreif. Der Hosenlupf endigte erst, als der vermeintliche Hamal, kunstgerecht geworfen, am Boden lag.

Den nächstfolgenden Tag hatte der Oberst zunächst mit der Behandlung der Beulen und Quetschungen zu thun, die ihm der unfreiwillige „Obenausschwinget" eingetragen hatte. In zweiter Linie aber debattirte er bei sich selbst die ernsthafte Frage, ob er unsern natürlich im Arrest sitzenden Schwingerkönig vor ein Kriegsgericht stellen solle oder nicht. Er wollte es sich nämlich, trotz der Versicherungen des Soldaten und der Offiziere, durchaus nicht ausreden lassen, der Bediente habe ihn wohl erkannt und nur seinen Zorn an ihm auslassen wollen. Allein in Berücksichtigung des sonst gutmüthigen und treuen Charakters des Mannes, und wohl auch im Bewußtsein, daß er durch eigene Schuld dem Alpensohn seine Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt habe, begnügte er sich damit, sich einen höflichern Bedienten auszulesen und den „uföden Oberländerbueb" zu seiner Kompagnie zurückzuschicken.

K. A. Bruhin.

Kaspar Aloys Bruhin wurde den 14. März 1824 in Schübelbach in der March, Kt. Schwyz, geboren. Er machte seine Studien wie manche unserer freisinnigsten Katholiken, bei den Jesuiten in Schwyz und Freiburg und war von ihnen zum Theil schon in die theologischen Wissenschaften eingeführt, als er sich für die Jurisprudenz entschied und hierauf vier Jahre in München der Rechtswissenschaft oblag. Im März 1849 übernahm er in Schwyz die Redaktion des „Alpenboten von Uri und Schwyz", folgte Ende Wintermonats einem Rufe nach Bern, wo er die „Schweizerische Bundeszeitung", das Blatt der weißen Demokratie, schrieb und durch sein nahes Verhältniß zu Bundesrath Ochsenbein in die Leiden und Freuden des schweizerischen Staatslebens eingeweiht wurde. Seit Mai 1852 arbeitet Bruhin auf dem juristischen Geschäftsbureau von Oberst Breny in Rapperswyl, läßt sich 1854 in der March nieder und schreibt die stark sozialistisch gefärbte Zeitung „Stauffacher", worin er sich in freiester Weise an staatliche und gesellschaftliche Fragen wagte.

Im Jahr 1856 siedelte er nach Zürich über und setzt dort das Treichler'sche Volksblatt fort. 1858 wird er unter die Prokuratoren dieses Kantons aufgenommen. Seit Anfang März 1861 sehen wir ihn als Staatsanwalt des Kts. Baselland im Vordergrund der dortigen unerquicklichen politischen Parteikämpfe.

Der Skalde, Nordlandssagen. Glarus, J. Vogel. 1850.
Parazelsus. Ein Kranz von Dichtungen. Ebendaselbst 1850.
Antichristus. Dramatisches Gedicht. Ebendaselbst 1850.
Arnold, ein Schweizerroman. Bern Weingart. 1851.
Leo der Arbeiter. Aarau J. U. Martin. 1863.
Die Begegnung: das Heldenmadchen von Wollrau. Gustav Kelt, der Heimatlose; Briefe von Altenryf; Kidone; Manfred's Vollendungsjahr, in verschiedenen Zeitschriften erschienen.
Dramatische Dichtungen: Landammann Suter. Henzi. J. A. Stocker in Zug.
Juristische und publizistische Arbeiten.

Unter den Dichtern dieses Zeitraums bestätigt Bruhin mehr als jeder Andere den schon früher aufgestellten Satz, daß die Theilnahme an einem politisch bewegten Leben und der einschlagenden Publizistik dem ruhigen künstlerischen Schaffen verderblich und der Entwicklung des guten Geschmackes hinderlich wird. Bruhin besitzt eine glühende Phantasie, die aber wie eine verzehrende Flamme in ewiger Unruhe vibrirt. Soweit nun das Leben aller Poesie in der Bewegung liegt, besitzt er an seinem Naturell einen großen Vorzug vor vielen andern schweizerischen Dichtern. Einen Beweis dafür liefern schon seine Nordlandssagen, die er unter dem Titel „Der Skalde" bearbeitet hat. Sie behandeln den schicksalsvollen Wechsel in der Thronfolge der nordischen (dänischen, schwedischen und norwegischen) Fürsten. Der Dichter zeigt uns eine sagenhafte Welt voller Königsmord, Wahnsinn und Gräuel aller Art, aber auch voll wildherzigen Muthes, Geistesgröße und ächten Heldensinnes in jener poetischen Vogelperspektive, wie sie sich einer in raschem Fluge darüber hinwegeilenden Phantasie eröffnet, deren Kraft verstattet ist, das Wesentliche und Bedeutsamste aus dieser Welt herauszugreifen und es in einer Form wiederzugeben, die knapp, rauh, keck, ungebunden und fremd ist, wie der Stoff selber. Allein, mag nun auch diese Sprache uns fremd anmuthen; mag sie bisweilen inkorrekt oder wegen allzugroßer Kürze unverständlich sein; mag sie oft unangemessene Bilder enthalten (z. B.: Er führte zum Heimatland den süßen Strahl, d. i. die Königstochter:) und nicht frei sein von gesuchten Wendungen und unschönen Wortbildungen (z. B. „Strohtod" d. i. Tod im Bett, „Ewigjugend", des Himmels „Wonnenvölle" u. dgl.), es ist Poesie in diesen Dichtungen trotz der Ab-

wesenheit aller Melodie und der oft schwerfälligen und unpoetischen Konstruktion, und diese Poesie beruht wesentlich in dem Schwung der dichterischen Phantasie, in der Bewegung, welche den todten Stoff ergreift und ihn gestaltet und durchdringt.

Wenn die nordische Stoffwelt die Phantasie und den Geist unsers Dichters mehr oder weniger in den Banden der ächten Poesie zurückhielt, so werden dieselben dagegen in Bruhin's spätern Dichtungen häufig auf den Boden der Tendenz hinübergerissen, welche nirgends eine künstlerische Vollendung zuläßt.

Diese Tendenz ist unserm Dichter nicht ganz klar, weil sie von unreifen Gedanken erzeugt und von der unbestimmten Sehnsucht nach einem erträumten sozialistischen Schlaraffenthum großgezogen ist. Im „Parazelsus" (einem ersten Kranz von Dichtungen „zu Ehren des großen Naturforschers, Arztes und Lehrers", halb in dramatischem, halb in epischem Gewande) begegnen wir den Ideen von der „Emanzipation des Weibes" und von der Ausbreitung „des reinen Gotteswortes, das Ketten bricht" durch einen nächtlicher Weile in Paris sich versammelnden Geheimbund unter dem Vorsitze von Thomas Münzer. Parazelsus liebt Plazida, die „engelreine" Gattin des bösen Grafen Reinach. Es gelingt ihm, ihre Neigung zu gewinnen. Einst während einem Ball, auf welchem Reinach die geheime Ermordung des Parazelsus für sich beschlossen, stürzt dieser, eifersüchtig über die Huldigungen, die Plazida von manchem Gecken empfangen, aus dem Saale in den dunkeln Garten hinaus, um dort Kühlung zu suchen. Hier fliehen ihm Stunden hin; das lichte Gefunkel der Fenster im Schloß erblaßt nach und nach; die Saiten verklingen. Da rauscht es, — und an seinem Arm liegt die Angebetete. Sie entschuldigt sich wegen des „Buhlervolkes", das sie umschwebte; sie mußte lächeln, durfte nicht weinen, denn, „wer steht wie Frau'n so ständig unter Hut?"

Was ferner Süßes quillt von ihrem Mund,
Es fällt als Perle wohl in seine Seele;
Von jedem Zweifel wird sein Herz gesund
Und mehr, als jede Nachtigallenkehle,
Berauscht ihn ihrer Lippen traut Geflüster,
Das liebe Wort voraus: „Der Frauen Loos,
Mein Freund ist trotz dem Ritterthum noch düster.
Wie manche sehnt sich nach des Grabes Moos,
Die, voll des hohen Bilds vor Manneswürde,

Der Männerrohheit dient mit blüh'ndem Leibe!"
Sie geh'n zur Schloßkapelle; jede Burde
Geheimen Leidens legt das schöne Weib
Da gläubig zu der Gottesmutter Füßen.
Auch Parazelsus beugt sein stolzes Knie.
Und wie der Lampe Strahlen beide küssen,
Da kommt die Weihe Gottes über sie! — —

In dem apokalyptisch-dramatischen Gedicht „Antichristus" schildert Bruhin in drei Handlungen das antichristliche Wesen des Materialismus, und was damit zusammenhängt, gegenüber den Bestrebungen des religiös-sozialistischen Idealismus, welchen er Christenthum nennt. Die erste Handlung ist nicht ohne Geist und Wahrheit geschrieben; aber die Entwicklung des Stückes, das mit der Vernichtung Antichrists und seiner Vasallen endigt, gibt den Sieg in Hände, welche offenbar die Zügel des Weltreiches ebensowenig zu regieren wissen als die, denen sie entwunden wurden. Nachdem der besiegte Antichrist sich mit seinen Feldherren Nero, Alba und Hannibal auf Bomben gesetzt, dieselben mit eigenen Händen losgebrannt und sich so der Hölle wieder überantwortet haben, tritt Viktorin, der Hauptführer des Volkes, mit den siegenden „Blutzeugen der Freiheit" auf, um die Volksgemeinde zu präsidiren und die ersten nothwendigen Uebergangsmaßregeln für das neue Weltreich zu treffen oder vielmehr durch das siegende Volk sanktioniren zu lassen. Den Adel des Antichrists läßt er auf ein Eiland verbannen und so von der Menschheit ausschließen. Dasselbe geschieht durch das demokratische Handmehr mit den „Pfaffen" und den Anführern der Krieger des Antichrists. Von den Schranzen, Juden und Dirnen wird gehofft, daß sie ihre Kunst nach und nach verlernen. Im Uebrigen ertheilt das Volk auf Viktorin's Anmahnen eine Generalamnestie; es schwört, daß es von diesem Tage an den Geist vom Dienste des Stoffes frei haben wolle, daß diese Welt Allen eine Mutter sei, „daß alles Gut auch Allen diene nun im Christusreich". Hierauf beglückwünscht Viktorin dasselbe in entsprechender Weise und tritt sodann mit den Fürsten unter das Volk zurück, worauf eine allgemeine Umarmung folgt. Ein Chor von Frauen preist das Glück, daß endlich auch das Weib frei sei und daß die Liebe künftig allein die süßen Bande knüpfen werde, zu denen die Menschheit noch dränge! Das Stück schließt mit der Weissagung:

„Des Lebens Ernst nun wird zum Spiel;
Beim Löwen wird das Lämmchen weiden,

Die Taube nicht den Adler neiden:
Gemeinsam Glück ist Aller Ziel!" —

Wenn man auch dieses prophetische Bild bloß für das nimmt, was es ist, so sieht man doch, daß die Muse Bruhin's hier nicht im Dienste der ächten Poesie, sondern im Dienste politischer und sozialer Phantome steht, die nirgends in der dargestellten Weise verwirklicht werden können. Der Fehler, den der Dichter macht, liegt darin, daß er das gute, ideale Prinzip überall in seiner Schroffheit nimmt, es gegen die Wirklichkeit hält und dadurch gegen das Leben ungerecht wird. Der tiefere Sinn der Geschichte ist ihm noch nicht soweit aufgegangen, daß er erkennen würde, wie auch auf ihrem Boden die Idee an den Stoff, der klarste und feurigste Geist an die Trägheit der Materie gebunden ist und daß, wer dies in der Wirklichkeit oder im theoretischen Denken übersieht, sich bald schmerzlich von der Wahrheit dieses Verhältnisses überzeugen muß, denn „die Gottheit straft den Irrthum oft nicht minder stark als das Verbrechen".

Dieselbe prinzipielle Entschiedenheit nehmen wir auch in Bruhin's politischer Lyrik wahr, ohne dabei zu verkennen, daß manche dieser Gedichte hohen poetischen Schwung und eine kräftige männliche Gesinnung an den Tag legen. Seine novellistischen Arbeiten wie seine Dramen sind ebenfalls nicht frei von einer oft leidenschaftlichen Heftigkeit in der Charakteristik, die nach Seite des Gegners wie nach Seite des Freundes hin übertreibt und in's Unwahre zeichnet. So sind im „Landammann Suter" Landammann Geiger, Rhyner, Fäßler, Frau Geiger und vor Allen der rabulistische Kapuziner plumpe Kannibalen und Bluthunde, während der Charakter Suter's als ein widriges Gemisch von Kraft und Schwäche, Sentimentalität und Großherzigkeit, Naivetät und breiter Rhetorik erscheint.

Fassen wir unser Urtheil über Bruhin kurz zusammen, so geht es dahin, daß unser Dichter ein sehr bedeutendes poetisches Talent besitzt, welches ihn zu weit höhern Leistungen befähigen könnte, wenn ihm klar würde, „daß die Hand, die vom Fieber zittert, das Fieber nicht beschreiben kann", d. h, daß es der geistigen Klarheit und gesunden innern Ruhe bedarf, um dem objektiven Leben gerecht zu werden, und eines unablässig fortgesetzten Eindringens in die Geheimlehre der Kunst und des guten Geschmackes, um Kunstwerke hervor zu bringen, die würdig sind, daß auch die Nachwelt daran sich erquicke und erhebe.

Mannesstolz in Tagen der Selbsterniedrigung.[1]

O Freund, sei stolz in diesen Tagen,
Wo rechts und links sich Alles bückt;
Je tiefer sich die Menge drückt,
So höher soll Dein Haupt sich tragen.

Wenn dich der grimme Schmerz zur Erde,
Ein wildes Roß, zu werfen droht,
Empor ja reiß' es, trotz der Noth,
Mit eines Königs Machtgeberde!

Und wenn's, wie Brand in morschem Hause,
Empor aus Deinem Innern bricht;
Zum Niederreißen ruf' sie nicht!
Ergib dem Feuer dich zum Schmause!

Das Höchste geht entblößt im Leben,
Es soll hernieder auf die Knie'!
O Freund, um Güter bettle nie,
Worauf Dir Gott ein Recht gegeben!

Entsag'! Und haß du Weib und Kinder,
So zieh' aus deinem Vaterland
Mit Schmerzen fort zum fernen Strand,
Wo noch des Menschen Weh gelindert!

Und folgt dir noch in Feuerhülle
Das Schicksal auf der weiten Fluth
Und setzt dein Schiff in rothe Gluth,
Erheb' Dich bei dem Schreckgebrülle,

[1] Nach dem Beispiele jenes Ungarn, bei dem im Herbste 1848 nahe gelandeten Brande der „Austria" in der Nähe von New York.

Und zieh' nochmals die lieben Deinen
An's tapf're, nie gebroch'ne Herz;
Dann laß zuerst – Dein letzter Schmerz —
Die Gattin springen, d'rauf die Kleinen;

Du selbst, in treuen Vaterarmen
Der Kinder Jüngstes schwing' Dich nach,
Indeß aus glüh'ndem Schiffsgemach
Das Volk Erbarmen schreit, Erbarmen!

Aus „Paracelsus".

Paracelsus auf dem Nil.

Die nackten Ruderknechte jagen
Das flache Schiff den Strom hinan,
Und mitten drin, mit Wohlbehagen,
Nach Art der Mauren angethan,
Nur schwarz vom Turban bis zum Fuße,
Beschaut der Fremdling sich das Land,
Wo sich zuerst mit zartem Gruße
Die Wissenschaft zum Menschen fand.

Noch lauscht, wie sonst der Menschenhasser
In Schlamm und Schilf, das Krokodil,
Noch strömt mit seinem gold'nen Wasser
Den alten Reichthum Vater Nil,
Und doch dem Volke bleibt nur immer
Ein Rest von Lehm, ein Bischen Reis;
Ihr aber, Priester, seht ihr nimmer
Um's Isisbild in ernstem Kreis?

Ist mit den hohen Tempelhallen
Durch Mondsgeheul, durch Mahomds Stahl
Denn eure Göttin selbst gefallen?
Hat Keiner uns verborgne Thal,
Wo noch dem Geist in keuscher Hülle
Der Sinnling will Verehrung zollt,
Sie mit der Vorzeit Wonnefülle
Auf frommen Schultern weggeholt?

Sie wild entlang dem Ufer sausen
Bis an die Zähne stahlumhangt
Wie Samum durch Egypten brausen
Wie Strauße, von dem Leu'n gedrängt
Sie geben Antwort auf die Frage.
„Nur Gott ist Gott", so ruits vom Thurm.
Sie murren hin im glühenden Tage,
Im Sand daneben spielt der Wurm. — —

Und ging, wie Pan auch Isis sterben,
Und sind die Priester langst dahin,
So blieb doch bei des Landes Erben
In heil'ger Schrift ein Schatz von Sinn:
Wer will's verwehren, ihn zu heben?
Schon schweigt der schwarze Scheik im Rund
Schon schöpft er mit Entdeckers Beben
Geheimniß aus der Runen Mund.

Parazelsus und der Neger.

In Abdel Kaders, des Freundes Garten,
Umhegt von hohem Mauerring,
An dessen Fuß das Meer sich brach
Durchschritt er täglich die Blumenarten
Er sah sie kaum, sein Denken ging
Den Blumen nicht, dem Grune nach.

Und eines Abends im Weh'n der Bäume
Durchmißt er wieder Gang um Gang.
Herauf die Woge summend springt,
Im Westen schwinden des Purpurs Säume,
Als leis ein dumpfer, düstrer Sang
Aus fernem Busch zum Ohre dringt.

Der schmeichelt nicht in gelernter Weise,
Er dehnt sich einfach klagend hin,
Und redet, Weh! wie herbster Schmerz
In heiserm, zuckendem Schrei, nur leise:
Doch füllt er ganz des Hörers Sinn,
Doch senkt er sich in's tiefste Herz!

„Was singst du, Neger, denn so düster?
Ist's denn im Garten hier nicht schön?
Die Blumen tränken, bringt es Weh?"
„Nein, Meister, aber das Baumgeklüfter
Ist wie der Senegals Getön,
Der aus dem Schilfe schleicht zur See."

„Erzähl' mir, Freundchen, von deinem Flusse
Und von den Hütten am Gestad,
Vom Kind, vom kleinen Weib darin,
Vom Löwen, tief an des Palmbaums Fuße,
Vom Bäumekönig, hoch und g'rad —
Wer weiß, mein Sohn, ich zieh' dahin!"

„Und Bulbu wird dich zum Strom begleiten,
Wo noch den Sand von meinem Tritt
An Bettes Fuß mein Weib bewahrt,
Auf Palmenkronen die Buben reiten —
O guter Massa, nimm mich mit,
Ich bin dein Hündchen, sei nicht hart!

Wer weiß sie besser, die Gummiwälder,
Wer weiß der Elephanten Grab,
So hoch gefüllt mit Elfenbein?

Ich will dir zeigen das Kraut der Felder,
Ich will" — — da plötzlich bricht er ab
Denn sieh, sein Gegner tritt herein

Und als die Segel im Winde schwellen,
Mit Südens Wundern voll das Haupt
Den Norden Parazelsus schaut,
Da klagt's noch über die hohen Wellen,
Als sing' ein Mensch: „Ich bin geraubt
Und Niemand hört des Opfers Laut'"

Aus dem „Antichristus".

I.

(Im Vorhof. Auf einem Altar Antichrists Bild.)

Prophet.

Die Weihrauchkörner auf die glüh'nden Kohlen!
Dann betet, vor dem Bild euch hingelegt!
Die Stirn' vor seinem Blick im Staub gefegt!
So hab' ich's Allen, Groß und Klein, befohlen.
Nur Er ist euer Gott, ich sein Verkünder!

Beamter.

Nur Er ist unser Gott, du sein Verkünder!

Prophet.

Ich ließ euch rufen, daß ein neu Gesetz
Als Gottes Wort der Welt eröffnet werde.
Dem Blitze sagt es, der mit seinem Netz
Gleich einer Frucht umspannt den Ball der Erde,
Dem Donner, der im Rohr von Erze ruht,
Den Glocken allen, so die Thürme füllen:
Es solle, was entstammt aus Adams Blut,
Sich schmücken, rasch in's Feierkleid sich hüllen,
Um Dies zu hören aus der Priester Mund:

(Weist auf das Bild.)

Antichrists Bild.

Wem nicht auf seiner Brust das Gotteszeichen
Als seines Glaubens Widerschein erstrahlt,

Der sei wie todt auf unserm Weltenrund!
Zum Grabe flieh' er, zu den stummen Leichen!
Was ihm die Bürger schulden, sei bezahlt!
Nicht kaufen soll er fürder, noch verkaufen,
So wahr ein Wink des Gottes ihn vernichtet!
Mit Blut und Feuer, sagt er, will ich taufen,
Man fürchtet seinen Gott nur, wenn er richtet.

(Beamten ab.)

Prophet.

Nun, ungestümes Herz, was willst du mehr?
Ich bin nicht Gott, doch Gottes Großvezier!
Ich werde nicht im Bildniß angebetet,
Allein ich mach' es reden; groß und hehr,
Von keinem Haupt erreichbar, steh' ich hier,
Und weil ich Kunst und Wissenschaft gekettet,
Die kühnste Forschung zollbar mir gemacht,
So wirk' ich Wunder! Meine Hand gebeut,
Und diese Kräfte, die der Erde Leben,
Entsteigen, zahme Löwen, ihrer Nacht.
Sie dienen, thun, was meinen Blick erfreut,
Und dennoch, Herz, was soll dein leises Beben;
Ich ahn's; nur sterblich bist du, will es sagen,
Und diese Löw'n von ächter Katzenart,
Sie werden dich zerfleischen voll Behagen,
Nachdem sie Jahre lang den Schmaus gespart!

Beamter

(tritt ein).

In Demuth, Heil'ger, flehn die Judenfürsten:
Die Wolke nimm von Gottes Angesicht,
Nach dessen Schöpferstrahl sie schmachtend dürsten!

Prophet.

An diesem Tag verbiet' ich's ihnen nicht!

(Beamten ab; Judenfürsten treten ein.)

Judenfürsten.

Empfang', du hoher Mittler, unsern Dank!
Was wir ersehnt, erfüllt sind nun die Zeiten!
Wie lang es seine Sehnsuchtszähren trank,
Nie ließ doch Israel die Hoffnung gleiten!

Bild.

Ich hör' dich, treues Volk! So geh' denn hin,
Verehr' den König, dessen Bild ich bin!
Das Reich, das langgehoffte, hat begonnen;
Bevor es endet, enden alle Sonnen!

(Das Heiligthum öffnet sich; Antichristus sitzt auf seinem Throne. Sie schreiten gebückt hinein und werfen sich dann auf ihr Angesicht.)

Prophet.

O Gott, den Judenfürsten gönn' ein Wort,
Die hier, an diesem gnadenvollen Ort,
Den Teppich küssen, den dein Fuß betreten,
Und leis, in ihres Nichts Gefühle, beten!

(Antichristus winkt.)

Der Sprecher

(der Judenfürsten).

Woher, Messias, wird uns diese Gnade?
Die Rede, sieh', erstirbt in unserm Mund;
Der Laut, der einst umspielt' die Bundeslade,
Die Sprache Davids ist uns nicht gegeben!
Doch, Herr, du siehst des Herzens lautern Grund,
Du hörst es stammeln, siehst es aufwärts streben!
Vernimm denn gnädig, daß mit frohem Dank
Das ganze Volk zu deinen Füßen liegt!
Die Feinde deines Namens sind gefallen,
Elias stürzt' ins Blut und Henoch sank,
Der Wahrheit Kraft und Licht hat uns besiegt.
Man hört im Land nur Wonnelieder schallen,
Denn unser Herr Messias ist gekommen!
Gesammelt hat er uns im heil'gen Land;
Es sprudelt Milch, es fließt von Honig wieder;
Wie Bienen, arbeitselig, sind die Frommen,
Die Welt die Wiese, blumig bis zum Rand;
Nie geht ein Tag uns ohne Beute nieder!

Wie wundervoll, Messias, war die Bahn,
Herunter durch der Zeiten langes Dunkel!
Ein Volk von Duldern war das Volk der Juden,
„Es hofft vergebens" höhnt' der Christen Wahn!
Und sieh! des Christengoldes hell Gefunkel,

Womit sie selbst wie rasend uns beluden,
Es ward zum Unterpfand. Wie Jakobs Sohn,
Der weise Joseph, stieg das Volk vom Knechte
Zum Schatzverwalter Pharaos empor,
Zum Vogt bei freien Völkern, wie beim Thron,
Und endlich, Herr, erhobst du deine Rechte;
Es sprang der sel'gen Zukunft letztes Thor:
Zur Krone ward das Gold in unsern Händen
Für unsern König, für dein göttlich Haupt!
Vom Hekla bis zu Kaschmirs Prachtgeländen,
So weit der Blitz uns dient, ein Dampfer schnaubt,
Vereint sich Alles vor dem Königsvolke,
Das deinen Fuß umgibt als gold'ne Wolke!

Antichristus.

Daß ihr als euern Heiland mich erkennt,
Daß auch der letzte Nacken sich gebogen,
Ich nehm' es hin als ernste Schuldigkeit;
Wenn hoch im blauen Grund die Sonne brennt,
Ist's ein Verdienst vielleicht der Meereswogen,
Daß sie nun Spiegel sind der Herrlichkeit? — —
Indeß, ihr harten Häupter, zittert nicht,
Ich will vor meiner Welt ein Fest euch geben!
Zuvor jedoch, ihr Großen, macht Bericht,
Wie weit des Reiches Blüthen sich erheben!

Prophet.

Vor deinem Bild, das dein Gesetz verkündet,
Ist jede Menschenstirn zur Brust geneigt!
Die freien Denker, wie die freien Dichter,
Die Christusbrüder, alle treu verbündet,
Sind stumm und todt; die Menschheit ruht und schweigt,
Um, fürder unbeirrt durch Sumpfeslichter,
Nur deinem Wort und deinem Bild zu lauschen!
Des Truges Bücher warf ich in die Gluth — —
Das war ein Rauch, das war ein lustig Rauschen,
Als in das aufgethürmte Geistesgut
Die wilde Flamme lernbegierig schlug!
Nicht Hirngespinnste sind's, nur feste Zahlen,
Was stets den Bau des Wissens trägt und trug;
Gewicht und Maß, nicht bleiche Mondesstrahlen,

Sind unsrer Schule, was dem Fisch die Welle!
Der Töne Kunst drum gleicht die Wissenschaft;
Gemessen in einander greift das Spiel,
Der Meister gibt den Takt, nun sacht, nun schnelle,
Gebannt in ihren Kreis ist jede Kraft
Und Alle streben auf das Eine Ziel.

Asmodi.

Im ganzen Reich ein reg' und endlos Schaffen,
Ein Kampf so groß, daß ihn nur Große kämpfen!
Da steh'n viel tausend Heere stets in Waffen,
Und jedes hat da seinen Wallenstein!
Er kann die Kriegsgluth schüren, kann sie dämpfen,
Er stampft sich neue Truppen aus der Erde;
Ein Wink, und Hunderttausend stürmen drein,
Ein Wink: sie sterben hin am kalten Herde!
„Arbeit ist Leben, Mangel d'ran ist Tod,"
Noch krümmt sich gegen diese Satzung zwar
Die Brut, die wohlbekannte, voll Bethörung,
Verwünscht in unsrer Hand ihr täglich Brod;
Doch fiel ihr manches Haupt auch dieses Jahr
Und trank ihr eigen Blut des „Bunds" Empörung.

Fainer.

In Kaufmannshänden mehrt sich jeglich Gut,
Der Handel schafft den Reichthum auf der Erde,
Belebt des Reiches Adern stets mit Blut;
Wo seine Macht nicht allbefruchtend waltet,
Da wimmelt träg nur eine Bettlerheerde,
Da kennt man nicht den Namen Million,
Aus der allein das Große sich entfaltet!
Doch Heil! wohin dein Herrscherstab nur strahlt,
Da spricht der Handelsmann aus diesem Ton,
Da wird mit solcher Münze nur bezahlt!
Der Thor verlangt: dem Reichthum setze Schranken!
Du lächelst: „Mög' er nur die Welt umranken,
Mit Riesenfrucht, mit hochgeschwoll'nen Trauben!
Ich will mein Reich der Blüthe nicht berauben!"

Antichristus.

Genug! mich langweilt euer Lobgesang!
Das Fest beginne! Süßer tönt sein Klang!

(Sogleich erheben sich durch künstliche Vorrichtung gedeckte Tafeln; Musik beginnt zu spielen, man setzt sich; jeder Große hat eine Schönheit zur Seite.)

Antichristus.

Du bist so schweigsam, Cora! trink vom Weine!
Die schönste Perle ward darin gelöst,
Erkauft mit meines besten Tauchers Leben!
Vernimm die Stimme hier, die süße, reine,
Die Lieb' und Lust in unsre Herzen flößt,
Vernimm ihr reiz- und wollustvolles Beben!

Sängerin.

Die Schönheit blüht im Thalesgrunde,
Sie lächelt kindlich, kennt sich nicht.
Da plötzlich strahlt's in weiter Runde,
Sie steht umwogt vom Sonnenlicht.

Wie hold und lieblich ihr Erröthen,
Als einen Gott sie vor sich sieht!
Sie hört nur Nachtigallen flöten,
Sie wankt, sie bebt, ihr Sinn entflieht!

Und auf den Höh'n in Götterarmen
Erwacht des Thales zartes Kind.
„Ach", lispelt's, „Hoher, hab' Erbarmen:
So herrlich diese Höhen sind'"

Er aber neigt sein Haupt und flüstert:
„Nie sollst du mehr in's Thal zurück,
Nie werde mehr dein Glanz umdüftert:
Die Schönheit, Mädchen, ist dein Glück."

Und unten steh'n des Volkes Söhne
Und blicken traurig himmelan!
Den Göttern droben blüht das Schöne,
Es ist gestreut auf ihre Bahn!

Antichristus
(zu Cora).

Mein Lieb', mein Stern, du breitest einen Schleier
Um deiner Schönheit Licht, um meine Freude;
Du wirfst in meinen Kelch die Bitterkeit!

Was soll mir alle Pracht, was diese Feier,
Wenn schwarz Gewölk vor meiner Augenweide
Sich neidisch dehnt zur schönen Wonnezeit?

Cora.

O König, laß mich Arme traurig sein!
Es weint mein Herz: wie soll die Stirne lächeln?
Viel tausend Blumen blüh'n im Sonnenschein;
Was will dein brennendwarmer Gotteshauch
Mich kranke Grabesnelke nur umfächeln,
Mich aus dem Thal zur Höh' versetzten Strauch?

Antichristus.

Aus deinen Launen wird ein Gott nicht klug!
Indeß ich jedes Weibes Seufzer bin,
Belohnst du meine Gunst mit eitler Klage!
Bei Selma war ein Sträuben schon genug:
Ich gab sie meiner Diener Letztem hin.
Sie schwand wie Schnee! Vernimm denn, was ich sage:
Ich will, du sollst lächeln!

(Sie lächelt traurig.)

Wohl! zum Ball!
Du hast gelächelt; Lust und neues Leben
Durchdringt mein Herz, durchdringe meine Welt!

(Zum Kapellmeister.)

Den schönsten Klang, den vollsten, weichsten Schall,
Daß wir, uns selbst vergessend, alle schweben,
Wie Nachts die Sterne hoch am Himmelszelt.

(Die Tafeln verschwinden; Männer und Frauen scheiden sich aus, jene nach links diese nach rechts; es erscheinen die eigentlichen Gemahlinnen der Fürsten und Großen, geführt von schönen Junkern. Der Ball wird von ihnen an der Hand ihrer Gemahle, eröffnet.)

Antichristus

(zu Thamar).

Ich bin erfreut, so fröhlich dich zu schauen.
Doch war's auch, traun! ein gar zu hübscher Ritter,
Der dich hereingeführt in unsern Saal!
Ihr dürft euch glücklich preisen, edle Frauen!
Die Vorzeit kannte vor den Harems Gitter,
Die Schönheit war ein nachtumhüllter Strahl!

Thamar.

Wir Götterkinder sollten wohl noch danken,
Daß euer Gold die letzte Thür enthoben?
Doch, Herr, du kennst der Thamar stolzen Sinn.
Wir wollen heut', auch nicht in Minne, zanken!
Die Töne haben schon ihr Netz gewoben,
Sie zieh'n uns zaubervoll dahin, dahin —

(Sie eröffnen den Tanz; nachher wählen sich Alle ihre Tänzer und Tänzerinnen nach Belieben, Thamar Erwin.)

Thamar

(zu Erwin).

Einst gab's, wie Dichter singen, Wald und Thal
Und, weit im Meer verborgen, Inselfluren,
Wohin ein edles Herz sich flüchten mochte.
O könnt' ich aus des Hofes Götterquai
In Thäler flieh'n, wo keine Menschenspuren!
Doch ach, wir Alle sind nur Unterjochte!
Sogar der Schmerz hat keine Stätte mehr,
Um ungeseh'n zur Erde sich zu neigen!
Verscheucht ist aus den Wäldern, einst so hehr,
Der stillen Nacht geheimnißvolles Schweigen.

Erwin.

Ein Kreuz, o Göttin, trägst du hier im Himmel,
Du trägst es stolz, in deiner Demantkrone.

(Ein Zug elender Gestalten dringt herein.)

Antichristus.

Was seh' ich! Welch gespensterhaft Gewimmel!
Die Wachen!

Das elende Volk.

Gott! Messias, Herr verschone!

Ihr Sprecher.

Wir sind nicht Leichen; aber, sieh! wir sterben.
Uns schwankt der Zweig des Lebens unter'm Fuß,
Wir stürzen ab ihm lautlos ins Verderben;
Im Mutterarm verhaucht ihr welkes Kind;
Dem Weibe nickt der Mann den letzten Gruß;
Ein Blick noch, still darauf verenden Beide!
Was thut's? Wir wissen, daß wir werthlos sind.

Geschaffen, wie das Unkraut, nur zum Leide!
Darum auch keine Klage, nur die Bitte:
Vernicht' uns rasch mit einem Göttertritte,
Daß kurz die Schmerzen, oder nimm zu Sclaven,
Zu treuen Hündlein uns in Gnaden an!
Wir Millionen wissen, geh'n wir schlafen,
Des Abends niemals, was wir morgen essen,
Und ob wir nicht den letzten Schluck gethan!
Wir bieten Tag um Tag die Glieder feil,
Wir lassen uns, wie Thiere, schätzen, messen,
Wir geben unsers Wesens besten Theil,
Des Weibes Keuschheit um ein Stücklein Brod;
Wir betteln, auf dem Antlitz schon den Tod,
Als Tageslohn nur eine Handvoll Reis — —
Gerechter Gott! sogar zu diesem Preis
Erscheint des — Menschen Arbeit noch zu theuer!
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Antichristus.

Feig Gesindel!
Unwürdig seid ihr dieser großen Zeit!
Ich aber schwör's euch bei der Hölle Feuer:
Nicht soll sie mehr zurück in ihre Windel!
Ich will nicht Sclaven: rührt euch, bleibt gefreit!

(Winkt. Das Volk wird von den inzwischen erschienenen Soldaten hinausbefördert. Weibern, die ihre Kinder zurücklassen, werden sie nachgeschleudert.)

Ein Weib.

Ich weiche nicht; mit glüh'ndem Bluterguß
Bespritz' ich dieses Götzen gold'nen Fuß!

Antichristus.

Nur fortgefahren! lasst die Würmer sterben!
Sie sollen uns die Freude nicht verderben!

(Die Widerstrebenden werden mit der Schärfe des Schwertes hinausgetrieben und der Ball wird fortgesetzt.)

B. Hunold.

Balthasar Hunold wurde geboren am 24. April 1828 zu Oberurnen, Kt. Glarus, genoß in seiner Jugend den dürftigen Unterricht seiner heimatlichen Dorfschule, wurde bei der Armuth seiner Eltern früh sich selbst überlassen, kam 1843 zu einem Bauer im Kanton Thurgau als Viehhüter in Dienst, woraus er in Folge von Kränklichkeit wieder entlassen wurde. Später wurde er Hausirer und durchzog als solcher bis zu seinem 17. Jahre die meisten Kantone der Schweiz, bei welchen Wanderungen er häufig in Ställen und Schupfen übernachtete und, wie es der Zufall gab, nicht selten mit gewöhnlichen Vagabunden das Nachtlager theilte. Im Jahr 1846 lernte er das Leinweberhandwerk und fungirte nebenbei als Schulmeistergehülfe seines Heimatdorfes, in welcher Stelle er zwei Jahre verblieb. In dieser Zeit genoß er von einem Studenten (jetzigem Pfarrer Roser zu Mols am Wallensee) Unterricht in der französischen Sprache, kam im Herbst 1848 mit einem Empfehlungsbriefe desselben nach Innsbruck, besuchte daselbst fünf Jahre hindurch das Gymnasium, trat dann auf die Universität über, wo er mit besonderer Vorliebe ethischen Studien oblag. In diese Zeit fällt seine engere Bekanntschaft mit dem tyrolischen Dichter Adolf Pichler, der ihn mit der deutschen Literatur näher vertraut machte und ihn in die lichten Hallen der Poesie einführte.

Von Hunold's Gedichten erschien im Jahre 1864 die vierte vermehrte Auflage unter dem Titel „Wache Träume". Seine politischen Gedichte „Neu-Oesterreich 1861" veranlaßten den Staatsminister Schmerling an den Dichter zwei schmeichelhafte Schreiben zu richten, welche aber der hartgesottene Republikaner einfach ad acta legte.

Hunold lebt gegenwärtig in angenehmer Stellung in Innsbruck, der Hauptstadt Tyrols, wo er als Scriptor des National-Museums mitten unter den Schätzen der Kunst und Natur eine bürgerliche Existenz gefunden, ohne dabei in Gefahr zu kommen, seine schweizerische Abstammung zu verläugnen.

Wache Träume. Gedichte von Balthasar Hunold. Vierte vermehrte Auflage. Innsbruck, Rauch'sche Buchhandlung. 1864.

Hunold's Gedichte tragen durchweg den Stempel einer edlen, für das wahre Wohl der Menschheit begeisterten Seele. Natur, Liebe, Freundschaft, Freiheit und Vaterlandsliebe sind die Grundtöne

seiner Musik; in vollendeter Form offenbart er eine Weichheit und Zartheit der Empfindung, eine Kraft des Gedankens und eine Reinheit der Gesinnung, welche wahrhaft erfreuen.

Die Biene.

Nicht streb' ich in des Himmels Raum;
Der Adler folgt der Sonne Spuren,
Doch mir gehört der Blüthenbaum
Und alle Blumen auf den Fluren.

Die Waffe, die man mir verlieh,
Sie hilft mein zartes Leben schützen,
Durch meine Schuld verletzt sie nie;
Mein Weben ist: der Menschheit nützen.

Doch wenn daher ein Bube schweift,
Der, bloß um seinen Muth zu kühlen,
Mich aus dem Kelch der Blume greift,
So mag er meinen Stachel fühlen.

An Adolf Pichler.

Viel Bitt'res hat das Schicksal mir beschieden:
Die mich gepflegt in meiner Kindheit Jahren,
Sie ruhen Beide längst in nassen Bahren,
So ward umnachtet meiner Jugend Frieden.

Im Schmerz hab' ich mein Vaterland gemieden,
Zu schwach, in allen Stürmen mich zu wahren,
Und hilflos, preisgegeben den Gefahren,
So trafst du mich, mein einz'ger Freund hienieden!

Ja, wie die Eiche hab' ich dich gefunden,
Die ihre Zweige senkend voll Erbarmen
Mich milde hegt in ihres Schattens Kammen;

Und flücht' ich mich dahin in trüben Stunden,
Da überkommt mich stets ein kindlich Träumen,
Als läg' ich wieder in der Mutter Armen.

Der Dorfschmied.

(Frei nach Longfellow.)

Vom Lindenbaum still überdacht
Steht halbversteckt des Dorfes Schmiede,
Der Schmied ist noch ein wack'rer Mann,
Ihm strotzt die Kraft in jedem Gliede:
Die Muskeln, die die Arme weisen,
Sind stark, als wären es Bänder von Eisen.

Sein Haar ist dunkel, weich und lang,
Fast braun gefärbt die ernsten Züge,
Die Stirne deckt der Arbeit Schweiß;
Sein Aug' hat nie gekannt die Lüge.
So steht er da mit Selbstvertrauen
Und darf der Welt in's Antlitz schauen.

Tag ein, Tag aus, von früh bis spät
Ist die Geschäftigkeit hier rege,
Und klangvoll mit gemess'nem Takt
Hörst du des Hammers volle Schläge,
Die hell und rein an's Ohr dir singen,
Als wie der Abendglocke Klingen.

Und ist des Dorfes Schule aus,
Steh'n an der off'nen Thür die Knaben
Und schauen in der Esse Gluth —
Ein frohes Spiel gibt's hier zu haben:
Sieh! wie sie neckt ein toll Verlangen,
Die fliegenden Funken aufzufangen!

Er geht zur Kirche Sonntags früh
Und sitzt in seiner Buben Mitte,
Hört andachtsvoll die Predigt an

Und schickt zum Himmel seine Bitte:
Im Chor hört er die Töchter singen,
Da will ihm vor Freude das Herz zerspringen.

Ihm ist bei ihrer Stimme Klang,
Als hört' er ihre Mutter wieder,
Die, ach, das Leben früh verließ
Und dort im Himmel nun singt Lieder;
Da faßt sein Herz ein heilig Sehnen,
Aus seinen Augen brechen Thränen.

Und so in Arbeit, Lust und Leid,
Geht er mit Gott durch dieses Leben;
Was noch der Morgen formlos sah,
Der Tag hat ihm Gestalt gegeben:
Getrost kann er sein Werk beschließen,
Des Abends Ruhe zu genießen.

Hab' Dank! du edler, bied'rer Mann,
Die Lehre hast du mir gegeben:
Ein Jeder soll als wack'rer Schmied
Gestalten so in seinem Leben
Am Prüfungsofen ohne Schwanken
Die glühenden Thaten und Gedanken.

Zur Constitutions-Feier.

(An Schmerling.)

Was auch der Tag uns zugemessen,
Wo sich das Volk dem Jubel weiht,
Nie wird das Herz die Schmach vergessen
Der traurigen Vergangenheit.

Es galt als Sünde freies Wirken,
Das man in Fesseln eingezwängt:
Du hast die Nebel kühn zerrissen,
Die uns die Sonne schwarz verhängt.

Das war des Himmels gold'ne Sonne,
Hell leuchtend über Berg und Thal!
Ein jedes Wesen trinkt mit Wonne
Der jungen Freiheit Morgenstrahl!

Ein Name klingt in allen Landen
Vor dem der finst're Geist entwich,
Und wenn nicht Alle Dich verstanden,
So lieben doch die Besten Dich!

Wenn Kastengeist Dich will verhöhnen,
So jubelt Dir die Menschheit zu:
Die Nachwelt wird ein Leben krönen,
Das fleckenlos erscheint, wie Du!

Denn nicht nach Sprachen und nach Flüssen
Wird wahre Freiheit abgegränzt,
Die ganze Erde will sie küssen,
Die Sonne, die am Himmel glänzt;

Sie senkt ihr Licht in's Sprachgewimmel,
Die hehre Tochter der Natur;
Es gibt nur Einen Gott im Himmel
Und Eine Freiheit gibt es nur! —

Es hat ein Mann Dein Lob gesungen,
Sein Wort ist ohne Zier und Kunst,
Dem Herzen ist es tief entsprungen,
Er bittet Dich um keine Gunst.

Du kannst ihn nicht zum Feste laden,
Denn nicht auf Dir ruht sein Geschick:
Beim Throne bettelt keine Gnaden
Ein freier Sohn der Republik.

Meinem Freunde.

So haben uns're Seelen sich gefunden?
Ich darf nach langer Sehnsucht mein dich nennen?
Ja, du bist mein für alle Lebensstunden
Und keine Macht der Erde soll uns trennen!

Doch kommt nicht hier bei nächtlichem Gelage
Soll unsrer Freundschaft heil'ger Schwur erklingen!
Laß uns fliehn, damit die Welt nicht sage,
Es müßte nie der Wein zusammenbringen!

Laß uns der Heimat schönsten Berg besteigen,
Wo Niemand stört der Liebe erstes Wallen,
Wo nur der Mond es sieht mit treuem Schweigen,
Wenn wir einander in die Arme fallen.

Resignation.

Du hast mich lang mit kaltem Blick gemessen,
Ich rang noch immer nach dem schönen Ziele:
Laß uns beenden jetzt die matten Spiele.
Das Glück der Liebe läßt sich nicht erpressen.

Denk' ich der Tage wo ich dich besessen,
Und deiner Huld geopfert die Gefühle,
Wie oft entzog ich mich dem Weltgewühle,
Um deinetwillen Alles zu vergessen.

In finstern Waldesgründen tief verschlossen
Wohl träumt' ich für von unserm fernen Glücke
Und manche Thräne in dasher geflossen.

Zwar hast du nie von Liebe mir gesprochen,
Ich trank mein Unglück bloß aus deinem Blicke
Drum sag' ich nicht, daß Treue du gebrochen.

Abend.

Es sind des Tages Freuden all verklungen,
Ein müder Greis wankt er dem Grab entgegen.
Halt Freund! wir finden uns auf gleichen Wegen:
Auch ich bin einer, der hier ausgerungen.

Die dich gezeuget unter Huldigungen
Des Weltenalls, gibt scheidend dir den Segen
In gold'ner Pracht bei deinem letzten Regen,
Noch einen Blick — und Nacht hält dich umschlungen.

Wohl steh' ich noch ein zögernder Gefährte,
Als ob ich feige dich im Tod verlassen,
Und die versproch'ne Freundschaft nicht gewährte.

O laß den Vorwurf nicht mein Herz durchwühlen,
Es kann uns nicht derselbe Schatten fassen:
Denn leben muß der Mensch, den Tod zu fühlen.

Auf Pulciani's Heimgang.

Wenn in des Lebens früh'stem Morgenroth,
Noch eh' er mag der Erde Qualen kennen,
Der Säugling hinstirbt in der Mutter Schooß.
So pflegen's eine Knospe wir zu nennen.

Entreißt der Tod der stillbeglückten Braut
Den Jüngling, dem sie selig sich ergeben
Ist's eine Rose, die hier aufgeblüht,
Und dann verhaucht mit Wonneduft ihr Leben.

Doch der war mehr, den unser Herz beweint,
Der nie sich freute, wenn er nicht beglückte,
Da ist der ganze Blüthenstrauch verwelkt,
An dem die Menschheit tausend Blumen pflückte.

In der Glarner Mundart.

Däheimä n' uf dänn Alpä,
Da isch äs so schü,
Da bin i au albig
So gärä gsi!

Und mängmal traumt's mär
Jez nu därvu,
Wie n' i z' allerusserist
Uf der Wand nüsä stuh:

Dä jur i und luagä,
Wo d' sigist im Thal
Und meinä dä jöttist
Au losän amal.

Aber du blibst dundä
Im schünä Huus,
Und dra ärwach' i
Und d's Glück ist us.

An Dich!

Willst Nachricht du von einem Leben,
Das einst vielleicht dir theuer war,
So mag ein Lied dir Kunde geben,
Das wie die Sterne rein und wahr.

Nie wird des Mannes Wille schwanken,
Im Kampfe gegen diese Welt,
Und seine innersten Gedanken
Sind wie die Berge fest gestellt.

Ein Richter wohnt in seinem Herzen,
Den selten noch ein Weib verstand,
Erhaben über Lust und Schmerzen
Und über jedes Liebesband.

Da muß die Macht der Schönheit schwinden
Die mit der Lüge sich befleckt!
Ich möchte nicht den Reiz empfinden
Den sie in niedern Seelen weckt.

Und wär' die ganze Welt ihr eigen
Und jedes Herz ihr unterthan,
Ich würde nimmer mich verneigen
Und schritte stolz die eig'ne Bahn.

Nie wird mich bloße Schönheit blenden,
Die selbst Natur verschwend'risch gab;
Nur Wahrheit kann ihr Leben spenden,
Im Hauch der Lüge welkt sie ab.

Wenn du gespielt mit meinem Leben,
So sei Verzeihung dir geschenkt;
Doch nur der Himmel kann vergeben,
Wo du die Wahrheit selbst gekränkt.

O könntest du ihr Wesen ahnen,
Wie sie unendlich streng und mild,
Wie einzig sicher lenkt die Bahnen
Ihr ewig reines Himmelsbild'

O würde heut mein Herz mir sagen,
Daß du gesühnet ihr die Schuld,
Ich käme wie in schönern Tagen
Und flehte dich um deine Huld.

Dr. J. Mähly.

Jakob Mähly wurde zu Weihnachten des Jahres 1828 in Basel geboren. Er studirte daselbst und später in Göttingen Philologie und ist gegenwärtig als Professor derselben am Pädagogium und an der Universität in Basel angestellt. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind hervorzuheben: „Geschichte des Lustspiels", „Biographie Castellios", sowie die „Biographie Politians".

Rhigmurmel. Gedichte in Basler Mundart von Jakob Mähly. Zweite Ausgabe, Basel, Bahnmaier'sche Buchhandlung, 1862.
Mathilde. Episches Gedicht. Zweite Ausgabe. Ebendas. 1862.
Das Erdbeben zu Basel. Zweite Ausgabe. Ebendas. 1862.
Frieden. Idyll aus der Schweiz, in sechs Gesängen. Basel, H. Georg's Verlag, 1862.
Lied und Leid. Gedichte von Jakob Mähly. Bern, Haller, 1865.

Außerdem sind von Mähly erschienen:
„Sängerfahrt", eine Novelle, „Byrsopolis", ein satyrisches

Gedicht „die Centralhochschule", Lustspiel in Versen, „Trauerlieder" und „die Weltesbraut" eine Novelle in Versen.

Mählu gehört zu dem kleinen Häufchen schweizerischer Dichter, welche sich bemühen, in ihren Schöpfungen ächten und tiefen Lebensgehalt darzulegen und denselben in einer vollendeten Form auszuprägen. Zu diesem löblichen Streben fand er hinreichend Aufmunterung in dem tiefern Studium der Alten, sowie Göthe's, das man in seinen Werken überall durchfühlt; daneben finden wir einen Ernst der Gesinnung, der auf einen gesunden Kern des Wollens und Empfindens schließen läßt und des Beifalls nicht bedarf, auf dessen Schmeichellüftchen die kußgebornen, ephemeren Seelen seichter und frivoler Lyriker zum Olymp aufsteigen. In seinen mundartlichen Dichtungen („Rhigmurmel"), welche durchweg einen heimeligen, kindlichen und gemüthlichen Ton anschlagen, waltet das Didaktische und wohl auch die Beziehung auf das Schulleben, etwas zu stark vor, abgesehen davon, daß auch bei diesem Dichter die Reinheit des Dialektes unter schriftdeutschen Wendungen leidet. Die unter dem Titel „Lied und Leid" erschienenen lyrischen Dichtungen verrathen ein reiches inneres Leben, das sich durch den erlebten Schmerz zum Charakter zu läutern sucht, eine Weltanschauung, die den Grundanschauungen des Christenthums nicht fern steht, aber dieselben mit klassischem Geist durchdringt, eine Didaktik, welche der ächten Poesie um so näher liegt, als ihre Wahrheiten antik gedacht und von einem Rhythmus getragen sind, welcher zwar nicht immer melodisch, aber durchweg sauber und sorgfältig zu nennen ist. Trotz diesen großen Vorzügen, oder vielleicht gerade weil er sie besitzt, verfällt unser Dichter nicht selten in das Gemachte; seine Bilder bezeichnen nicht immer scharf genug und augenblicklich den ihnen entsprechenden Sinn, und es tritt bisweilen ein Haschen nach originellen Gedanken hervor, das wohl mehr dem ernsten Studium der Alten, als dem eigenen subjektiven Fühlen und Empfinden entsprungen ist. Mählu's Lyrik ist in tiefer Reflexion getränkt; sein Styl ist knapp und als solcher namentlich in der Ballade öfters von schlagender Wirkung; am glücklichsten ist der Dichter aber immer da, wo er sein Gefühl, und wäre es auch ein tief elegisches, durch ein treffendes Bild objektivirt, wie z. B. in dem Gedicht „Odysseus".

Unter den epischen und idyllischen Schöpfungen Mählu's ist wohl das Idyll „Frieden" die schönste. In diesem Werke hat er, was Gesinnung, Charakterdarstellung und Eleganz der Form anbetrifft, glücklich mit Göthe's „Hermann und Dorothea" gewetteifert und sich außerdem auch in seinen humoristischen und no-

vellistischen Stücken als ein liebenswürdiges Talent gezeigt, dessen Arbeiten zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete der Poesie in neuerer Zeit bei uns hervorgebracht wurde.

Hausspruch.

Laß dies Haus dir empfohlen sein,
Herr des Himmels und der Erde,
Deinen Segen laß d'rin gedeih'n.
Daß es Stätte des Friedens werde:
Goldene Frucht und goldener Wein,
Alles, d'ran Mund und Gemüth sich freu'n.
Sei allzeit ihm das Maaß, das bescheerte:
Blühende Wangen sollen vom Schein
Sel'gen Behagens umleuchtet sein,
Und wie das Getäfel so rein
Möge der Sinn der Bewohner sein,
Liebender Menschen am traulichen Herde.
Fest, wie der Mauer gediegener Stein.
Stütze Vertrauen ihren Verein,
Treue füg' als Gebälk sich hinein
Daß er, der heilige, unversehrte,
Ohne Wanken, ohne Gefahrde,
Allen zum Heil noch inniger werde.
Sterne der Schönheit laß leuchten hinein,
Bilder der Kunst in holden Reih'n
Farbige Lichter darüber streu'n
Scheuchend, gleich Schatten, das was gemein.
Aber, o Herr das Schönste der Erde,
Laß, wie der Himmel, der sonnverklärte,
Herrlich erst im leuchtenden Schein,
Laß, die allein
Wärme vermag und Glanz zu verleih'n,
Laß das Weib, das gnadengewährte,
Sonne des Lebens im Hause sein.

Gesundheit.

Bringe weihen
Für in der Dichtung
Heiligem Tempel
Einen Altar,
Und es flammt
Sparliches Opfer nur
Auf zu dir
Von den Zungen der Musen.
Doch es entträufelt
Deiner Hand
Segen und Leben,
Lust und Liebe
Ueber die Alle
Die Undankbaren!
In der Musen
Holdem Verein
Rocht' ich vor allen
Dich führen zum Preise,
Der Schwestern neunte
Pflegerin Du!
Denn wo möchte
Ihr lieblicher Reigen,
Wonne den Sterblichen
Heiter sich schlingen
In sonnigem Dufte
Wärest du fern?
Wo in der Formen
Wallender Fülle
Athmete zaubrischer Reiz der Anmuth,
Wo in der Ruhe
Pulste Bewegung,
Wo im Bewegten
Waltete weise beschränkend das Maaß,
Selbst der Schaumgebornen
Liebeathmender Gürtel bedarf
Deiner Weihe.

Eh' ihn umfluthet
Fülle der Schönheit,
Du schwebst in der Hand,
Die sichern Griffe
Der goldbesaiteten Leier
Machtvoll rauschenden Ton entlockt
Du schwellst die Stimme
Zu herrlichem Klang,
Und freudig wirbelt,
Begeistert erhebt sich,
Von dir beflügelt,
Das göttliche Lied.
Du erfüllest den Bildner
Mit zeugender Kraft.
Von dir geführt
Entringt sein Meißel
Dem kalten Marmor
Lebendurchglühte
Gebilde des Schönen
Dir allein
Makellos
In sonniger Reinheit
Entschwebt der Psyche
Jugendverklärte,
Stoffentkleidete
Aethergestalt.
Selbst der Gedanken
Himmlische Blüthe,
Soll sie gedeihen
Die körperlose,
Mußt du tränken mit deinem Thau
Und umquellen mit deinem Licht.
Sonst verkümmert
Schattenhaucht
Und verdorrt sie
In raschem Siechthum.
Aber wir sind
Kinder, wir Sterbliche:

Wie mit gedenken
Nimmer der Luft,
Die uns umspielt
Mit Lebensathem,
Nimmer des Lichts,
Das uns umfluthet
Aus göttlichem Quell
— Keine Lippe
Bewegt sich zum Danke
Also auch dein,
Während du neu
Mit uns wandelst
Unsrer Schritte
Hüterin
Vergessen wir gern
Doch ich will,
Sühnend die Schuld,
Aus tiefer Seele
Wallen lassen des Dankes Opfer
Und flehn zu dir:
Sei du mit mir;
Auf Lippen und Wangen,
Im Glanze der Augen
Leuchte du
Die Glieder mit Mark,
Die Adern mit Blut
Fülle du,
Lebenfluthend,
Schmerzenbannende
Gesundheit!

Odysseus.

Der erste Kuß der Sonne traf
Sein morgend Haupt, ihn floh der Schlaf,
Es zog ihn hin zum Meeresstrande.

Dort saß er bei der Brandung Spiel,
In weiter Ferne stand sein Ziel,
Im längst entbehrten Heimatlande.

Trüb war sein Blick, die Wimper schwer,
Denn endlos rauschte hin das Meer,
Und welches Steuer durch die Wellen,
Und welches Boot? Sein starker Arm
Hing matt und schlaff, und all' sein Harm
Er konnt' ihm keine Segel schwellen!

Nur einmal noch im grauen Duft
Aufwirbeln in der Heimatluft
Möcht' er des Rauches Wolke sehen,
Dann — Fahre wohl, Penelope,
Dann will's sein Loos, im Haus der Fee
In stiller Grotte still vergehen.

Und löschte Helios die Gluth
Am Abend in der Meeresfluth,
Noch saß er da, gewiegt in Träume,
Und leise klingt's, wie Ahnungsgruß
Von fern, daß einst den müden Fuß
Doch noch der Heimat Meer umschäume.

Wie glücklich er! Trotz seiner Qual!
Ein grünes Eiland taucht einmal
Doch auf aus öder Sorgen Fluthen,
Taucht auf, mit seinem Ithaka,
Zwar wund ist auf Ogygia
Sein Herz — doch wird es nicht verbluten.

Wie glücklich er! — Doch wer am Meer
Hinbrütet und von jenseits her
Klingt ihm kein Gruß, kein Heim lacht drüben,
Kein treues Weib harrt sein in Noth —
O Dulden, schwerer als der Tod!
Dir winkt kein Ziel, dich krönt kein Lieben!

Liederdichter.

Leichtbeschwingte Schmetterlinge
Fliegen sie zu allen Kelchen,
Nippen draus den Honigseim,
Und ein Summen ein Geklinge
Schöner Wörtchen, zarter Dinge
Seliges Gefühleschwelgen
Wiegt und wogt im weichen Reim.

Kußgeborne Seelen schweben
Aus den Blumen, Liebessehnen
Liebeswonne wallt heran,
Aether ist der Kelche Leben,
Und wie Thau des Himmels beben
Schmerzdurchhaucht darauf die Thränen
Ueber kurzen Liebeswahn.

Sind gesammelt all' die Düftchen,
Ist geschlürft der reine Aether,
Aufgereiht die Thränenschnur
Mit der Worte Silberstiftchen,
Weht des Beifalls Schmeichellüftchen
Um die kunstgeübte Feder —
Ach! man will ja dieses nur!

Wollet nicht mit Worten klingen
Von Gedankenkelchen nippen,
Werft euch in des Lebens Fluth
Laßt von Liebe euch durchdringen,
Mit dem Meere müßt ihr ringen
Wirft's euch auch auf spitze Klippen,
Daß hochaufspritzt euer Blut!

Wunden, die der Schmerz gerissen,
Schreibt aus diesem Blut die Lieder,
Denn die Farbe halten sie,
Und das Kosen, Rauschen, Küssen

Wird dem Schreie weichen müssen,
Der aus euren Herzen wieder-
Hallt, er erst in Melodie!

Der alte Musikant.

I.

Ruchhe' ich hab einst jung geliebt,
Und manches frische Lied erklang'
Von Jugend und von Maien,
Denn meine Brust war kunstgeübt
Und schwellend meines Herzens Drang,
In vollem Schwang
Die Blüthen auszustreuen.

Und sonnengelb mein lockig Haar
Und meine Augen frisch und kühn
Und kräftig meine Glieder,
Der hold verschämten Mädchen Schaar
Lockt' ich, ein Zaubrer, zu mir hin,
Gab' Herz und Sinn
Gefangen ihnen wieder.

In meinen Banden seufzten sie
Ich bin jetzt grau und lang ist's her,
D'rum darf ich's wohl gestehn.
Erst rührte mich ihr Klagen nie,
Von Lieben war's im Herzen leer;
Da, voll und schwer,
Einzog's mit Sturmeswehen.

Die meinen stolzen Nacken bog
Zu Minnedienst und Liebessold,
Sie fuhr in meine Saiten.
Wie's wild und rauschend sie durchzog,

Bald süß und lieblich klang wie Gold,
Bald dröhnt' und grollt',
Als wär' es Sturmesläuten!

Und endlich zog bei Sang und Klang
Die schwer Errung'ne bei mir ein,
Des Hauses gold'ner Segen.
Gebannt zu sel'gen Bleibens Zwang
War nun mein Fuß: Ein Weib war mein,
Und mein Gedeih'n
schien sicher allerwegen.

II.

Lang fuhr ich auf dem Kahn
Durch's Meer des Lebens hin,
Und zweifelt ihr daran,
Daß ich noch glücklich bin?
Weil grau mein spärlich Haar
Und leer ist mein Genick?
Ich dächte doch, fürwahr,
Da sitze nicht das Glück.

Weil abgenutzt mein Kleid?
Vom vielen Tragen kommt's.
Weil's auf die Glatze schneit?
Wer's lang gewohnt dem frommt's.
Weil lotterig mein Schuh?
Der Schuh macht nicht den Mann.
Hört meinem Spiel nun zu,
Ob's besser klingen kann.

Zwar zittert meine Hand,
Das Fiedeln wird mir schwer,
Ein alter Musikant
Ist drum kein nutzer mehr.

Und traurig stöhnt der Strich,
Als drückt' ihn Schmerz und Leid,
Und paßt gar meisterlich
Zu Mann und Schuh und Kleid.

„Was bliebst du nicht zu Haus
Im heimisch stillen Kreis?
Was treibt es dich hinaus?
Ist denn dein Blut so heiß?
Warum beim Weibe nicht,
Das deines Alters pflegt?
Dein Glück scheint auf Verzicht
Von allem Glück gelegt!" —

Ihr sagt's. — Wohlan es sei,
Hört auch mein redlich Wort:
Was frommt die Heuchelei?
Mein Glück ist längst verdorrt.
Dahin mit meinem Weib,
Die, seine Krone, starb,
Mit ihr mein' Seel und Leib
Im tiefsten Mark verdarb.

Ward euch ein Weib geschenkt,
So danket Gott dem Herrn;
Sie ist's, die sicher lenkt
Durch's Leben euch, ein Stern.
Ward euch ein Weib geraubt,
So wird die Fluth ergehn
Hoch über euerm Haupt
Und wen'ge auferstehn.

Seht diese Flasche hier.
Mit Geist ist sie gefüllt.
Das Dunkel scheucht sie mir,
Worin ich eingehüllt;
Sie ist mein Glück, mein Weib.

Ha! dieser Feuertrank,
Wie glüht er durch den Leib
Und heilt, was morsch und krank.

III.

D'rauf fiel er hin, und neben ihn, zersplittert,
Sein Bogen, krampfig hielt die Faust
Die Geige noch — ein Ton hat sie durchsaust,
Daß alle standen, bis in's Mark erschüttert.

Wen klagt er an, der gräßlich schrille Ton?
Wem schrie er Schuld in sein Gewissen?
Sie wußten's nicht! leicht war nur das zu wissen:
Der letzte Hauch des Lebens war entflohn.

Am trüben Regentag hinausgetragen
Ward, der so sonnig helle Lieder sang.
Klein war der Zug, kein Schmerz die Hände rang,
Am Grabe rauschten Seufzer nicht, noch Klagen.

Kein Todtensegen aus geweihtem Mund
Wer war der Alte und von wannen?
Die Stricke schnurrten — und er lag im Grund,
Kein Schaufelwurf — man zog von dannen.

Ständ' auf dem Grab ein Zeichen nur, ich schriebe
Die Worte drauf im Kranz von Immergrün:
„Der ruhet hier, verdarb und starb an Liebe,
Wer wirft den ersten Stein auf ihn?"

Vergänglichkeit.

Wer jung in's Grab sich bettet, den beweine nicht,
Und daß das Leben ein Gewinn, das meine nicht.
Du sangst der Peter Schmerz an deinem frischen Blut,
Doch quält er der Verstorbenen Gebeine nicht.

Sie ruh'n, kein Angstschrei gellt sie mehr aus ihrem Schlaf
Beneidenswerthes Loos, es ist das deine nicht!
Du sitzest fröhlich nimmer an des Lebens Mahl,
Freust dich an seinem golddurchglühten Weine nicht;
Denn bittre Tropfen schwimmen drin: wer wird's nun sein?
Der Tod schreckt auch vor fröhlichem Vereine nicht.
Und schäumt des Lebens Fülle durch die Gäste auch,
Dein schon geprüftes Herz es traut dem Scheine nicht,
Und schlürfest du des Augenblicks Vergessenheit,
Jach schreckst du auf: die Freude war die reine nicht.
Drum wein' ob deines Lebens wechselvoller Noth,
Doch um die Todten unterm Leichensteine nicht.

Ihre Briefe.

Das ist ein Flüstern und ein Klingen
Verwandter Stimmen auf einmal,
Ich seh' im Kreise mich umschwingen
Der Frühlingstage ganze Zahl.
Da blüht empor aus jedem Worte
Ein schön Gebild im Lockenhaar,
Und bei dem himmlischen Accorde
Schmilzt meine Seele wunderbar.

Aus blauem Himmel fließt hernieder
Ein Glanz auf's blühende Gefild,
Durch ihre jugendlichen Glieder
Ein Thau des reichsten Lebens quillt,
Und alle in dem schönen Reigen,
Der leichten Füßes mich umwallt,
Im Wechselspiel der Farben zeigen
Mir dich allein, du Lichtgestalt.

Du bist's. Aus jedem Wort und Zeichen
Sproßt eine Seelenblüth' empor,
Und deinem Bilde muß sie gleichen,
Reiht sie, verkörpert, sich dem Chor.

Ein Maientag und wieder einer,
Des Lebens ganzer reicher Kranz,
Sie nahen und zurück bleibt keiner,
Denn deine Kinder sind sie ganz.

Doch jetzt — was bleichen ihre Züge?
Was fliehn sie aus der Blumenau,
Als ob ein Wetter niederschlüge?
So bleibt doch! — wehe! fahl und grau
Am Eingang steht der Schreckensbote
Und winkt mit dürrer Hand heran,
Sein Ruf verwandelt sie in Todte,
Und öd' ist's plötzlich auf dem Plan

Weiß wird er, wie getüncht zum Grabe,
Nur schwarze Worte ragen noch,
Leidtragend. — meine ganze Habe!
Die ganze? Nein, mir blieben doch
Noch Thränen, die mit Thau sie tränken,
Ist's auch kein frischer Lebensthau,
Und Augen, die sich drüber senken,
Ist's auch kein lachend Himmelsblau.

Rigi.

Jene himmelstürmenden Riesen,
Deren ewig weißen Scheitel
Die Sonne jetzt mit leuchtendem Golde krönt,
Was sind sie dir
In duftiger Ferne
Mit ihren kalten, zu Stein erstarrten Herzen
Ohne des Lebens bewegten Reiz?
Und die Seen auch, die tiefblauen
Dir zu Füßen, vom schattigen Kranz
Der Wälder umsäumt,
Und ein sonnig Gestad belebend —
Was sagen sie dir?

Ihr leicht gekräuselt Wellenspiel
Du magst es sehen, sie fühlen's nicht,
Es stammt aus ihrer Tiefe nicht,
Und kalt ist die, des Fühlens baar.
Was Leben scheint, ist Laune der Winde,
Derselben, deren säuselnde Schwingen
Wohlthuend dein Haupt umwehn;
Aber auch sie, nicht deinetwillen
Kühlen sie dir der Stirne Brand;
Denn während der freier athmenden Brust
Ein Wort des Dankes entströmt,
Im gleichen Augenblick
Flucht ihnen der Pilger der Wüste,
Dem sie mit sengenden Flügeln
Das Haupt umlohen.
Grausam, und doch ohne Willen,
Die rauschenden Diener der Natur.
Auch über dem Ernst der Gräber
Schäckert ihr loses, verwegenes Spiel.
Und die Sonne, an deren leuchtendem Schein
Farbensprühend alles emporblüht
Und schönheitflammend,
Ueber Gerechten und Ungerechten geht sie auf,
Dein lebenswarmes, lockiges Haupt umfließt ihr Glanz;
Wie jenes kalte, öde der Berge.
Und dir zur Seite der wüste Graus,
Oede Trümmer zerfallener Hütten,
Die Gräber jäh zerknickten Lebens,
Als der riesige Bergkoloß
Zerschmetternd über das Thal schritt —
Tauchte sie nicht empor darüber
An jenem Tag in immer gleicher
Ruhiger Pracht?
Küßt nicht jetzt ihr flimmender Mund
Die Todtenstätte?
Fort von dieser gepriesenen Natur!
Ein Herz, das mir entgegenpulst
In Leben und Liebe,

Von eignem Willen geschwellt,
Ein Auge, das mir entgegenlacht,
Ein Haupt das sich mir entgegenbeugt
Eine reine Stirn,
Ein Hauch aus weichem Munde
Wie wiegt mich das im vollen Gefühl
Unaussprechlich seligen Glücks!
Und jene hohen glühenden Firnen,
Die See'n und ihre lockenden Ufer,
Der Sonne Purpur und der Lüfte Spiel
Versinken in Nacht.
Todt ist Alles,
Im Menschen allein blüht Leben und Lust!

Schlittefahrt.

Si händ 's schier nit erwarte könne,
Und endli het 's denn vieri gschlage
Lueg, wie die Buebe-n-use renne
Und heim uf alle Wege jage,
Und d' Schlitte-n-uf em Estrig hole
Und dusse sich mit Schnee verbole!
Kalt isch 's me möcht zue Is vergoh,
Doch d' Buebe froge nyt derno."

Lueg, wie si dört der Berg ab schnurre,
Los, wie si dur enander schreie,
Los, wie die Gleis am Schlitte jurre
Lueg, wie die zwei an d' Mure keie!
Hesch gmeint, si schreie? O biwahr!
„Das dunkt mi lustig, dorum fahr!"
Sait ein dervo und wischt der Schnee
Us Gsicht und Hoor „'s thuet nimme weh."

Der ander hinkt, und möcht gern grine,
Doch schämt er si und bißt in d' Lippe,
Er wott nit gern e Maidli schine,
Und het jo zletscht no gsundi Rippe,
Drum sait er, um si Mueth z'biwise:
„Lo mi vora, i will jetz wise;
Du kasch jo nyt, paß uf, du Narr,
Eb i au an e Mure fahr."

Der ander lot em gern de Schlitte
Und sitzt em uf — und beidi schnurre
Wie Pfil dervo. O weh! e Dritte
Wott no mit Schlittschueh vorne dure.
„Zruck!" schreie Beid mit Laiestimme;
Doch dä, im volle Zug, ka nimme —
Der Schlitte kumt, und fahrt — o waih
Im Schlittschuehläufer grad an d' Bei.

Das git e Rumplete=n am Bode,
Denn alli fahre si dört use
In Schnee — ein mit verstuchtem Knode,
Im andere thut 's Schienbei suse
Vor Schmerz, der dritt macht endli Miene
As fehl em au nit d' Lust zum Grine,
Doch händ si no=nig gnueg am Schmerz,
Der Zorn au stigt ene=n=in 's Herz.

Zerst blibt me zwor bi Uebernämme:
„Laternestock", und „„Schlittediebe""
„I thät mi mit so Schlittschueh schäme"
„„Und i deheim am Ofe blibe,
„„Ihr Pflute=n=Ihr!"" das isch d' Trumpete
Zum Agriff uf der Schanz z' Elsbethe;
Si gehnd en ander ui der Lib,
Zwei gege=n=ein, im ärgste Kib.

Und Alli bilde=n=um si umme
E Kreis, und luege zue und lache.
E Theil will wehre — „Lehnd si numme,

Si werde selber fertig mache" —
„Wer 's isch e Schand. Zwee gege n eine"
„Worum? Da mit de lange Beine
Het scho e Vortel über Bed" —
So goht 's in Red und Gegered.

Doch lueg — der Strit ka nimme dure.
Si werde müesse Friede schließe —
Lueg hört di schwarzi Gstalt: um d' Mitte
Grad umme lenkt si — Alli grueße
Gar höfli und ziehnd d' Käppli abe
„Wer sind die ungezogene Knabe?"
So frogt si, und goht ui si zue,
Und augeblickli händ si Rueh.

Die drei stehnd do wie arme Sünder,
Roth, purpurroth bis über d' Ohre.
Vor ihrem Pfarrer: „Liebi Kinder!
Sind d' Mensche denn zum Strit gibore?"
Red't er si a „mueß d' Zuged denne
Au scho in Zorn und Haß entbrenne?
Isch das die Unschuld, die sich ziemt
Und die me n-an de Kinder rüehmt?

Was isch der Grund? I ka mer 's denke:
Er sind gwies an enander gfahre.
Und dorum wend er nch so kranke:
Er werde-n-andri Stöß erfahre
Uf eyerer Wanderfahrt, jo, falle,
Und mi Füst dari doch keine balle
Und wüethe — denn 's in Gottes Plan,
Und was er thuet isch wohlgethan.

Denn, wenn me 's recht bitrachtet, Knabe.
I ganz Leben isch e Bahn im Grone.
Mer fahre-n-alli 's Bergli abe,
Und müend oft enander stoße;

Jo, menge ſchießt an Stei und Muure,
Daß alli Menſche=n=ihn bidure,
Denn d' Schmerze ſind no anderer Art
As die vo dem, wo Schlitte fahrt.

An 's Lebe=n=iſch e Bahn, jo währli,
Und nit ſo glatt, wie die, und ebe
E Fall druf iſch oft lebesgiährli.
Nit jede ka ſich wieder hebe
Wie Ihr, und ſtoh uf gſunde Füeße,
Nei, liege blibt er und do ſchieße
No alli Schlitte=n=über en her,
'S wär beſſer, wenn er gſtorbe wär.

E menge muß ſich glücklı ſchätze
Und Gott im Himmel obe danke,
Wenn d' Glieder numme ſich verletze,
Und er ſi Reis darf witer wanke
As arme Tropf, doch mit em Lebe,
Und Alles ſchätzt er gring dernebe,
Will Alles gern verlore ha,
Wenn er nur lebe=n=und othme ka.

An deue Lyt 's Exempel ſ' nemme,
Das ſotte n=er, das wurd ych nutze;
Er wurde=n=ych dernochet ſchäme
Bim allergringſte=n=Unfall ſ' trutze.
Und, ſtatt ych 's Lebe ſo ſ'verſure
Gnander helfe=n=und bidure,
Denn unſer irdiſchi Lebesfahrt
Iſch ohnidieß ſcho ruuch und hart.

Und ſoll ſi denn dur unſer Strite
Und Zanke nur no ruucher werde?
Nei; lehre drum Gduld bi Zite,
Und trage kleineri Biſchwerde;
Denn s Lebe ſpart ſi keim vo=n=Alle.
Er werde no ganz anderſt falle;
Drum frommt uns Menſche nyt ſo ſehr
As Friede. Bhüet ych Gott der Herr!" —

So het er gsait, druf isch er gange.
Und d' Buebe? Hand sich lose brichte.
S' het nur am rechte Wörtli ghange,
Um uf der Stell ihr Händel z' schlichte.
Wie allewil — si sind in Schaare
No friedli bi-n-enander gfahre
Und spot am Obe friedli heim:
E gueti Lehr schad't halt e keim.

Am ene Regetag.

I will ych eyer Freud lo gelte
An Sunneschin und schöne Täg,
Doch loß i dorum eineweg
E trüebe Regetag nit schelte,
Und g'stand ych 's frei: Scho mengmol ha
n I 's Regewetter lieber gha.

„'S sind Ferie morn. Gäb 's nur an Rege,"
Ha-n-i mer oftmols gwünscht as Kind.
Wenn 's Wasser dusse zämme rinnt,
Und 's platscht uf Dachere-n und Wege,
An d' Mure waiht an d' Schibe schlot
So isch me dinne roseroth.

Me ka-n-em jo so ordlig trotze,
Und luegt dur d' Schibe ganz in Rueh
De Tropfe-n-und de Lyte zue,
Die z' mizze dur e Sindflueth pflotze:
Und fühlt vor allem Ungemach
Sich sicher unter Dach und Fach.

Und het me sattsam gluegt dur d' Schibe,
So sitzt me-n-uf der Ofebank,
Liest im me Buech, verzellt e Schwank,
Macht Spieler, um sich d' Zit z' vertribe,
Mäng Gänslispiel und Domino
Isch dur der Rege z' Ehre ko.

Der Rege, darf me wohl behaupte,
Isch Frynd vo Wisseschaft und Kunst;
Der Sunneschin schenkt wenig Gunst
De Büecher, neye=n=und bestaubte:
Der Rege git ys Buech und Schrift
In d' Hand, und füehrt der Zeichnigsstift.

Worum mer d' Sunne nit will gfalle
Isch au: Si isch Cosmopolit,
Si goht mer z' wit, si schiint mer z' wit.
Der ganze Welt, die Länder alle,
Sie het an Hus und Herd e Grus,
Und lockt eim zue de Hysere=n=us.

Im Rege=n=isch 's eim wohler n e i m e;
Er het si Land und regnet 's a,
Isch gmüethlig, isch e Gvattersma,
Und setzt sich zue eim hi d e h e i m e,
Und lehrt eim — das isch Goldes werth —
D' Familie liebe, Hus und Herd!

Aus dem Idyll „Frieden."

Zweiter Gesang.

Träge schlichen die Schatten der untergehenden Sonne
Ueber den Schnee, der dicht auf Straßen und Dächern gehäuft war,
Trübe Gedanken erweckend, des allausgleichenden Todes
Fröstelndes Bild für den, der an bunten Flitter des Lebens
Seine Wünsche gehängt, ein Trost für alle Gequälten,
Denen er Ruhe verheißt in der weißen Hülle des Grabtuchs
Sinnend sitzt ein Mädchen am Fenster im Haus des Professors,
Starrt in die Straße hinaus und scheint in Gedanken verloren,
Denn von allen Gestalten, die in verschiedener Umhüllung
Ueber den Schnee weghuschen und dort an der Ecke verschwinden
Auch von den Mägden keine, die drüben am sprudelnden Brunnquell
Ihre Gefäße sich füllen und vor dem eisigen Lufthauch

Unter der schützenden Hülle der Schürze die Hände verbergen
Nichts vermag die Blicke zu fesseln der sinnenden Jungfrau.
Unbemerkt geht alles an ihnen vorüber, der Geist nur
Ist lebendig in ihr und Schlaf thaut über den Sinnen.
Ihr in den Schooß sinkt längst die unvollendete Arbeit,
Und die Hand liegt ruhend darauf, die andere aber
Auf das Gesimse gelehnt, hält stützend des lockigen Köpfchens
Leichtes Gewicht, auch legt sie sich schattend über die Wimpern
Wenn ein Bild, ein liebes, im Geist soll länger verweilen.
Lieb und zwar die Bilder und doch voll trauriger Wehmuth.
Traute Gestalten erscheinen darin verwoben — der Kindheit
Träume! Zu ihnen richtet ihr Herz auf Flügeln der Sehnsucht.
Aber vor allen steht, und rings in den Zauber der Liebe
Eingetaucht, steht eine Gestalt voll Treue und Milde
Vor ihr: Alles bewegt sich um sie und sucht ihre Nähe,
Gleich als streute sie Leben und Huld in ihre Umgebung.
Und doch lauert ein düsterer Schatten hinter dem Leben.
Streift die geliebten Züge, wie mit der Farbe des Todes.
Ach! die Mutter ist es, im vorigen Jahre verschieden sie.
Heute kehret der Tag, der unvergeßliche, schwere!
Und wer mag es der Tochter, der trauernden, heute verargen,
Wenn sie tief ergriffen von kindlich schöner Erinnerung
Nadel und Faden vergißt und alle irdische Arbeit
Auf der Himmelsleiter der Liebe, des drangenden Sehnens
Aufzusteigen zu ihr? Wer zürnt ihr, wenn sie die alte
Emsig waltende Barbara nicht, die Schaffnerin höret,
Die in's Zimmer getreten und stammend lange verweilt schon
Ob dem Ungewohnten des Anblicks, der sich ihr erbeut?
Denn im Drang der Geschäfte vergaß die Gute des Hauses
Trauer — und Anna's Art war's sonst nicht, müssig zu weilen
Und neugierig den Blick hinaus auf die Straße zu heften.
Klang das nicht wie ein Seufzer? Und jetzt erwacht in der Alten
Ihr Gedächtniß wieder und billigend nickt mit dem Kopf sie,
Breitet das glänzende Linnen bedachtsam über den Tisch hin,
Setzt die Teller — und jetzt, vom Klang derselben, verweht auch
Anna's Traum; sie wendet den Blick: Du, Barbara? spricht sie
Sanft — ich bemerkt es nicht, daß du zum Zimmer hineintratst. —
Kümmre doch nicht um mich, sagt jene, ich ehre die Thräne

Welche du weinst — dann wischt sie selber das Aug' mit der Schürze.
Aber geschäftig bald, treu ihrer Natur und Bestimmung,
Frägt sie: Mein Kind, wo setzen wir wohl am besten den Gast hin?
Ach! und Anna hatte schon längst des Gastes vergessen!
Jetzt bemächtigt sich ihrer ein drückend Gefühl: sie hätte
Frei sein mögen für heut von jedem fremden Beschauer:
Ihre Thränen, entdeckt von andern Augen, erschienen
Ihr wie entweiht, sie wollte allein der Mutter gedenken
Ohne Zeugen, und fern war ihre Stimmung von Austausch.
Barbara aber, nachdem sie der Jungfrau Klage vernommen,
Tröstete jetzt: Mein Kind, der Gast wird nimmer dich stören;
Zartes Gefühl ward ihm und rücksichtsvolles Empfinden.
Hätt' ich leicht doch es hindern mögen, daß er den Tisch heut
Theilte mit uns, denn sieh! Er merkte die Trauer im Hause
Und er erbot sich für heut zu suchen ein anderes Obdach.
Ja, für heut nicht nur, wenn wir es wünschten, für immer:
Fern sei's ihm, zu unserm Schmerz, noch lästig zu fallen.
Aber ich hielt ihn selber zurück: Sein Wesen gefiel mir,
Seine feine, bescheidene Rede, und noch ein gewisser
Zug in seinem Gesicht — ich weiß nicht, nenn' ich es Schwermuth,
Aber ein Zug ist's, sonst nicht häufig bei den Soldaten.
Nein, der ist kein roher Gesell, kein tobender Wüthrich,
Oder ein Brummbär, wie's sonst Mütterchen gibt beim Handwerk,
Glaubt doch jetzt ein Mancher, der Kriegsrock mach' es allein schon,
Gebe, sobald man ihn trage, ein Recht zu wüstem Benehmen,
Rohem und trotzigem Wesen und ungebührlichem Ausdruck —
Der ist fein und manierlich, von gutem Hause, das merkt man.
Gar zu hübsch steht ihm der Schnurrbart, selber die Schmarre
Unter dem Aug' gibt ihm ein männlich kräftiges Aussehn.
Der war früher gewiß uns schwachem Geschlechte gefährlich.
Früher? Was sag ich! Noch jetzt, nachdem er schon lange studirt hat,
Ein Herr Doktor ist auch ein Titel, der zieht bei den Mädchen.
Ja, wir können dem Himmel nur danken, daß er in's Quartier kam.
Und ein anderer nicht, so ein ungeschlachter Geselle.
Sieh, und ich dacht' im Geist: Er wird sie ein wenig zerstreuen,
Ihr die trüben Gedanken verscheuchen, denen sie nachhängt.
Recht ist's, wenn man der Todten gedenkt, doch auch die Lebend'gen
Haben ihr Recht — so sagen die Pfarrer ja selber. — Ich seh' schon,

Wie er dich wird unterhalten; gewiß weiß der zu erzählen.
Denn ich wette, gereist ist er, ich seh' es der Haut an,
Die ist dunkel gefärbt — und nicht von unserem Himmel!
Und wohl hätte noch lang mit beweglicher Zunge die Alte
Aus dem Herzen geschüttet die sprudelnde Fülle der Dinge
Die sich heute darin so vielfach drängten und walzten,
Hätte geplaudert, bis leise die Schatten der Nacht sich gelagert
Ueber dem Haus, und hätte darob der Vesper vergessen —
Aber die Tritte, die draußen im Hausflur plötzlich erschallten
Und der kräftige Druck, der auf die Klinke sich legte,
Brachten sie schnell zum Schweigen — sie wartete ihres Berufes
Wieder mit emsiger Treu und zog und zupfte am Tischtuch,
Bis es, von Falten befreit, in glänzender Fläche sich dehnte.
Aber der Eingetretene, der Herr des Hauses, erhob nun
Fragend die Stimme: Warum wird's heut so spät mit der Mahlzeit?
Und noch dunkel im Zimmer? — Mein liebes Kind, ich errathe
Andre Gedanken bewegen dein Herz als die an die Wirthschaft —
Aber Barbara kennt doch wohl die Pflichten des Hauses,
Wenn es zumal den Gast in seinen Räumen beherbergt
Lang schon harr' ich droben in seinem Zimmer des Rufes,
Wollte die Zeit ihm kürzen, da er zu Hause geblieben
Und nicht, ähnlich den andern, die heut vom Dienste befreit sind
Gleich zu den Freuden des Bechers und wildem Lärm geeilt ist.
Dieß gefiel mir, er selbst auch, scheint mir, fühlt sich zufrieden;
Denn in ähnlicher Luft wie sie ihn täglich umgebe,
Sei ihm, sprach er, zu athmen in diesen Räumen vergönnet.
Wohnt er doch, wie du weißt, in des seligen Eduard Zimmer,
Das, seitdem der Theure gestorben, noch immer dasselbe
Unverändert geblieben, mit seinen Büchern und Bildern,
Seinen Pflanzen und seltenen Thieren in stattlichen Reihen,
Die er in löblichem Drang und Wissenseifer gesammelt.
Fachgenosse ja war er, und nimmer, hätte der Gast nicht
Diese Empfehlung, war er der Mann nicht wie ich ihn wünsche,
Hätt' ich jenes Gemach ihm angewiesen zur Wohnung.
Was ich geahnt beim ersten Willkomm, das hat sich erwahret
Zwanglos wußt er sogleich in's tiefste Gespräch mich zu führen,
Knüpfte mit sichrem Gefühl an Unscheinbares und lenkte
Richtig entwickelnd mit klarem Verstand vom ersten zum zweiten
So durch alle Stufen bis zum erschöpfenden Ende,

Daß ich billig erstaunt' ob solcher Fülle des Wissens.
Doch du sollst ihn sehen; ich denke das Essen ist fertig
Und ich hol' ihn selber, denn das auch schuld' ich dem Gaste.
Also sprach und wandte sich gegen die Thür der Professor,
Aber vorher noch warf er den Blick auf Tisch und Gedecke,
Rasch durchmusternd, ob alles nach seinem Wunsche geschehen.
Und sein spähendes Aug' entdeckt ihm keinerlei Mangel.
Barbara nickte zufrieden, daß ihr kein Tadel zu Theil ward.
Denn sie kannte die Sitte des Hausherrn, auch um die Dinge
Die zum Leben gehören und seiner äußern Gestaltung
Sich zu kümmern, und nicht nur um Bücher und ernstere Weisheit
Lehrte die eigene Kunst ihn doch, die Sterblichen Heil bringt,
Scharf auf Aeußeres achten, als Spiegel des inneren Wesens,
Und mit sicherer Hand auch Werke des Geistes verrichten.
Aber dem mangelnden Tadel allein nicht zollte die Alte
Nickenden Beifall, nein, auch jenem Lobe des Gastes.
Und sie hätte gewiß ihr Füllhorn wieder geöffnet,
Hätten die Beiden nicht soeben die Schwelle betreten.
Anna hob nur schüchtern den Blick empor zu dem Fremden,
Den sie so hoch schon ehrte, bevor er ein Wort noch gesprochen
— Denn sie vertraute des Vaters bedächtig prüfendem Urtheil —
Und ein flüchtiges Roth erglüht' auf Wangen und Stirne.
Doch sein Gruß in herzlichem Ton gab ihrer Empfindung
Schnell den sichern Halt und fand entsprechende Klänge,
Lieblich gemischt mit der Scheu der ächt jungfräulichen Seele.
Diesem Grunde entsproßten die lieblichen Blumen der Rede,
Duftigen Hauchs, mit den Kelchen die eine zur andern sich neigend,
Schmuck und Würze verleihend dem einfach gastlichen Mahle.
Kräftige Menschen, gewillt ihr Recht der Natur zu verstatten,
Nicht durch Kunst und trügenden Schein ihr Bild zu verwischen
Und mit dürftigem Schleier zu decken, was mächtig darunter
Wallt und braust und mit glühendem Drang sich sehnt nach dem Lichte
Solche scheuen es nicht, die Saiten der Trauer in Andern
Wenn auch leise zu rühren, aus ihrem eigenen Herzen
Hallen die Töne zurück ein sanft einschmeichelndes Echo.
Also der Feldarzt auch: Ihm war vor wenigen Tagen
Eh' er die Heimat verließ, dem Rufe des Landes gehorsam,
Nahe getreten der Schmerz im Tode des trauten Freundes,

Jugendfreundes, verwandt durch Streben, ähnlich in Neigung,
Selbst durch Loos des Lebens und Schicksals an ihn gekettet.
Diesen ergriff in der Blüthe der Kraft ein tückisches Fieber,
Als er kaum sich daheim im Kreise der Seinigen glücklich
Wieder gefunden und froh die Luft des Landes geathmet,
Das als Knaben ihn spielen als Jüngling schwärmen gesehen,
Kam zur Zeite des Freundes, er lang schon ferne gestanden
Und in der Reife des Mannes nun dienen wollte — der Arme!
Ja das war ein Schmerz, wie keiner mich je noch getroffen,
Sprach mit bewegter Stimme der Arzt, noch brennet die Wunde,
Und um so eher vermag ich das schmerzliche Fühlen zu fassen,
Das da trauert um eine gestorbene Mutter und Gattin.
Herzlich die Hand drückt ihm zum Zeichen des Danks der Professor,
Auch in den Augen der Tochter erglänzen Perlen des Dankes.
Und jetzt fragte den ganz theilnehmenden Sinnes der Hausherr:
Also gereist seid ihr? Habt Länder und Meere befahren?
Vielerlei Sitten der Menschen gesehen, mein werther Genosse?
Traun! antwortete dieser, es trieb mich hinaus in die Weite;
Dort mein Glück zu versuchen gedacht' ich im Feuer der Jugend;
Nur das Entfernte erschien mir groß, das Nächste zu klein mir.
Wie im unendlichen All, in unbegränzter Entfernung,
Leuchtender scheinen und voller Lichtes und schöner die Sterne
Dem, der forschend den Blick durch's Fernrohr sendet — das Nahe
Zeigt sich trüb und verworren in nebelumhüllter Gestaltung:
Also schien mir strahlend das Heil in der Ferne zu winken.
Nicht verzagt ich darum, gefaßt mit den Schätzen des Wissens,
Heimzukehren bestimmt zu Land und Leuten der Jugend
Und vom Erworbnen zu zehren in trauter Freunde Gemeinschaft
Und so kam es — Der Boden der Heimat nahm mich vor Kurzem
Wiederum auf und bot mir gastlich, als alter Bekannter,
Wieder die Scholle, die glühend ich hatte zu blutender Wohnung.
Viel zwar, was ich erträumt, verflog im Strudel des Lebens.
Nicht an Erfahrenem arm, auch reich an mancher Enttäuschung
Kam ich zurück — doch gerne verschmerze ich die blutenden Wunden.
Welche der Fremde mir schlug, denn eines hab ich erworben,
Eine lohnende Saat aus Blut und Thränen erwachsen,
Aber doch nicht theurer erkauft. Die Liebe zur Heimat
Wie den Schätzen, wenn reichlichen Wuchs ihm schwellt die Segel,

Muth und Hoffen die Brust, sich freuet der Wunder des Meeres
Und selbst Sturmesgefahr ihm grausige Wonne bereitet —
Wie er, nach wechselnder Fahrt, am Anblick fernen Gestades
Wiederum schwelgt, das lachend im grünen Gewande emporsteigt.
Also ward mir zu Muth in der wiedergewonnenen Heimat.
Indien war es, das Land der Sonne, der Wunder, der Fieber,
Das mit magischer Kraft mich zog zu seinen Gefilden.
Traun! Es war ein seltener Tausch: Die würzige Bergluft
Die mich zu Hause umspielt, die erfrischende Kühle der Alpen,
Gletscherfirnen von fern, in denen das Auge mit Wollust
Badete, wenn es ermüdet vom Staube der Straße des Waldbachs
Süß klarer Krystall — — und dort am glühenden Himmel
Tödtliche Strahlen sendend und hemmend die Pulse des Lebens,
Lastend mit wuchtendem Druck auf Leib und Seele — die Sonne,
Und die tückisch ruhige Luft, mit Giften gesättigt.
Warnend hatte der Vater die Stimme erhoben, bevor er
Mir den Segen ertheilte zu meinem verweg'nen Beginnen.
Doch das bedächtige Prüfen des reiferen Alters, es mußte
Weichen zuletzt dem Drang und Ungestüme der Jugend.
Hamburg sah die Segel uns lichten — ein prächtiges Schiff war's,
Das hinaus uns führte, den Freund und mich, in die Salzfluth.
Aufgespeichert in strotzender Fülle lagen die Schätze
Mannigfaltiger Kunst, der Zierde unseres Welttheils:
Werke der fleißigen Hand, des erfinderisch denkenden Geistes,
Drüben sich umzuwandeln bestimmt in üppigen Reichthum
Einer Natur, die den Schooß der Erde verschwenderisch segnet.
Prüfend versenkte der Freund den Blick in die Wunder des Meeres,
Seine Tiefen erforschend und all das Leben da drinnen
Das in den Pflanzen sich regt und den zahllos wimmelnden Thieren.
Vieles sammelt' er sich — für ein schnell hinschwindendes Leben.
Meines Berufes war des menschlichen Leibes zu warten
Nie hätt' ich es zu hoffen gewagt — ein glückliches Zeichen
Für die Zukunft war mir des Schicksals freundliche Fügung
Die dies Amt mir ertheilte, dem stets mein Leben geweiht war.
Mancher würde das Zeichen ein trüg'risches nennen, nachdem er
Das in der Fremde erlebt, was mir zu erleben bestimmt war.
Ich bin ferne von Klagen; ein Jeder schmiedet das Glück sich
Selber, und klagt er, je nun, so gilts der eigenen Thorheit. —

Doch – was können Geschicke des Unbekannten euch kümmern?
Auch die Nacht rückt vor, und gut ist's, ihr zu gehorchen."
Also der Gast, und vom Stuhl sich erhebend, grüßt' er mit feinem
Anstand, doch ihn hielt am Arme zurück der Professor:
„Unbekannt noch seid ihr in meinem Hause, doch sollt ihr's
Ferner nicht sein, und euer Geschick soll offene Ohren
Finden bei uns und empfängliche Herzen, seid ihr ein Gast doch.
Heiliges Recht gibt euch dies Wort, uns heilige Pflichten.
Gast und Last sind Worte von völlig verschiednem Gepräge,
Fern sei es von uns, in ihm den Fremden zu sehen,
Dem man flüchtigen Blick kaum gönnt und spärliche Worte,
Kaum sich nach dem Woher? Wohin des Weges? erkundigt,
Und sich freut, wenn wieder den Riemen er schnallt an die Schuhe.
Mitgegessen habt ihr von meinem Brot, und getrunken
Meinen Wein, so darf ich euch denn nach üblicher Sitte
Fragen, woher ihr seid, von welchen Eltern geboren,
Welchen Namens – denn all das frommt zu wissen dem Wirthe.
Aber vorher noch laßt dem „guten Glücke" uns spenden,
Das die Freundschaft schließt und erhält, nach griechischem Brauche.
Anna! reich' einen Trunk, der feuriger rinnt in den Adern,
Edeln Malvasier bring': drin laßt uns herzlich Bescheid thun.
Nicht wahr, Kind, du erfüllest den Wunsch mir? Aber die Luft weht
Kalt in Flur und Keller, drum schling' ein schützendes Tuch um.
Also sprach der sorgliche Vater, die Tochter enteilte
Raschen Fußes; und bald ergoß sich der staubigen Hülle
Dunkel glühender Strahl in die krystallenen Gläser.
Plötzlich jedoch, das seidene Tuch an der Tochter gewahrend,
Das um den Hals sich wand in loser Schleife, mit blauen
Blumen, gestickt auf seidenem Grund, und dunkelen Streifen –
Plötzlich erblaßte der Gast von jähen Erinnern ergriffen,
Und ein Gefühl des Erstaunens durchzuckt ihn kalt bei dem Anblick.
Vater und Tochter bemerkten in seinen Zügen den Wechsel.
Seltsam! begann er jetzt mit leisem Schütteln des Hauptes,
Wie ein Zufall, ein müßiges Spiel – denn solches nur ist es –
Unsere Gedanken vermag in magische Kreise zu bannen.
Lächeln möcht ich darob – doch knüpft sich ernste Erinn'rung
An ein Tuch wie das eure – ihr mögt das Gefühl mir verzeihen.
Ich auch habe ein Tuch, an Stoff und Farbe dem euren

Zwillingsähnlich — auf seltenem Wege ward mir es zu eigen:
Als es zu meinen Lieben mich wieder zog in die Heimat,
Meldet' an Bord sich ein Mädchen zur Fahrt nach dem kälteren Himmel.
Indischen Ursprung zeigte die bräunlich glänzende Farbe,
Dunkle Fülle des Haars und glühendes Feuer der Augen,
Aber gepaart mit der Gluth umdüsterte Schatten der Schwermuth
Dämpfend den Blick; unsägliches Weh erschlaffte die Züge.
Kaum ein Wort entrang sich den Lippen; sie blieb auf dem Schiffe,
Ging nicht mehr nach dem Lande zurück, und doch, bis zur Abfahrt
Tauchte der Sonnenball noch oft in die Fluthen des Meeres.
Abhold jedem Verkehr stand sie, ein steinernes Bildniß
Auf dem Verdeck; die Stunden entfloh'n, noch starrte am Riele
Sie in die Weite des Meers, bis wo es verschwimmt mit dem Himmel,
Gleich als suchte sie dort das Glück, das hier sie verlassen.
Mir bewegte das Herz ein Gefühl tiefsinnigen Mitleids,
Und mein Auge — zu ihr nur bannt' es die seltsame Erscheinung.
Da — ich stand im Gespräch mit dem Freund; sie glaubte, die Arme,
Geist und Sinne schwebten mir wohl in anderen Räumen;
Aber mein Blick, als wär' er gelenkt von dämmernder Ahnung,
Schweifte hinüber zu ihr — da, plötzlich, fand er am Decke
Leer die Stelle, ein rauschend Gewand nur ragt' über Bord noch,
Blitzschnell — und in die Tiefe versinkt's. — Das Rauschen des Meeres,
Als es die Beute empfing, kaum folgt' es schneller dem Sturze.
Als ich selbst schon rang mit den dumpfaufschlagenden Wellen.
Sollte den Tod ich scheu'n? Oft starrt' er in andern Gestalten
Und viel grausiger'n mir, in Pest und Fieber entgegen.
Bald zwei Lebende barg im rettenden Schooße der Nachen.
Aber ihr Leben, noch kaum dem nassen Grabe entrissen,
Suchte der neidische Tod mit and'rer Gewalt zu umgarnen:
Fieber rast' ihr im Mark und schlürft' es mit brennender Zunge.
Schon verzweifelt' an unserer Kunst ich, grollend dem Schicksal.
Nie noch hatt' ich den Kampf der finstern Macht mit dem Leben,
Nie mit so bebendem Herzen verfolgt und bangen Gefühlen.
Endlich gelang, was kaum ich gehofft — die fliehenden Geister
Wurden zum Bleiben gebannt in der schwanken, gebrechlichen Hülle.
Nächte hindurch hab' ich am Lager der Armen gesessen.
Dankendes Lächeln belohnte mich jetzt — wie Strahlen der Sonne
Rang es hindurch sich zu mir durch düstere Schatten der Schwermuth.
Zweimal habt ihr ein Leben gerettet, sprach sie genesend,

Euch gebührt es zu wissen, warum ich's einmal dahinwarf
Und sie gestand mir den Gram des Schicksals rasche Entscheidung.
Ihren Verzweiflungkampf: Verrath an heiliger Liebe
Hatte ihr Leben geknickt. Vom Lande der sinkenden Sonne
Kam er, der sie bethört mit Schmeichelworten und Schwüren.
Doch auch Edlere gibt's jenseits des Meeres, so sprach sie
Und ein seidenes Tuch mir reichend: Wie lohn' ich die Müh' euch?
Nehmt als Belohnung nicht, als Zeichen des dankenden Herzens,
Dieses bescheid'ne Geschenk, mir weckt's nur Todesgedanken;
Und die blauen Blumen, sie duften Verrath mir entgegen;
Denn schon da er mir's gab, da lauerten Schlangen darunter.
Eure Erinnerung mag ein freundlicher Bild drin erblicken
Von dem Hindumädchen — ich kehre zu Vater und Mutter;
Ich soll leben für sie, das deuten mir göttliche Zeichen.
Möge der Himmel euch sanft zu den Eurigen drüben geleiten.
Also sprach sie, und leicht mit der Hand mir winkend den Abschied
War sie enteilt. — Nie hab' ich fortan sie wieder gesehn:
Purpurröthe begoß, eh' noch der Erzähler geendet,
Anna's Züge. Was war die verhängnißvolle Verkettung
Eines Tuches mit Beider Geschick? Nicht konnte der Gast es
Deuten, und Staunen, gemischt mit Reue, bewegte das Herz ihm
Aber der Vater ermaß mit kundigem Blicke der Tochter
Plötzlich erwachend Gefühl, doch wegzuscheuchen die Stimmung
Schien ihm Pflicht, und sicheren Tons anknüpfend, begann er:
Wahrlich, ein eigener Zufall ist's, denn indischer Abkunft
Rühmt sich auch Anna's Geweb: Im gewerbereichen Calcutta
Wohnt ein Freund und Verwandter, ihm dankt meine Tochter die Gabe.
Doch — was frommt es, den Sinn in diesem Geweb' zu verstricken?
Anderes liegt uns ob, was mehr noch fesselt die Neugier.
Zwar auch Zufall ist es, wie einer vom Pfarrer getauft ward,
Wo die Wieg' ihm steht — nicht eig'ner Wille entscheidet,
Aber der Zufall sät oft Keime zu größ'rer Entwicklung,
Als die menschliche That; drum lohnt es, ihn zu erkunden.
Zwar schon Ton und Sprache verräth uns euere Herkunft,
Und wohl kenn' ich die Stadt, der ihr als Bürger gehöret,
Mächtig an Ansehn ragt sie und birgt die Häupter des Staates.
Euren Beruf auch kenn' ich, und ihr den meinen — es bleibt uns
Wenig mehr, als Wirth will ich mit dem Reste vorangehen.

Firner heiß ich. — Und jetzt, das Glas erhebend: Zum Voraus
Trink auf's Wohl ich euerer Stadt und eures Hauses.
Euer Name? — Den Gast umwölkt erst brütendes Sinnen,
Aber die Stirn drauf klar und frei zu dem Wirthe erhoben:
Wahrlich, ein Spiel, ein seltsam ernstes, bestimmt das Geschick mir.
Zwar wohl könnt ich die Rolle, die mir beschieden, zu anderm
Ausgang führen durch List und Kunst der klugen Verstellung.
Doch nicht ziemt es dem Mann durch scheue Flucht sich der Wahrheit
Feig zu entziehn und die Würfel zu fälschen, die ihm gefallen.
Off'nen, gastlichen Sinn's kamt ihr entgegen dem Fremdling;
Und die Schwelle, die solches mir bot, durch Trug zu entweihen,
Traun! es wäre Verbrechen. Mit Staunen vernahm ich so eben
Euern Namen — erstaunt nun selbst ob dem Klange des meinen:
Stürmer heiß ich; und längst kennt ihr den Vater, den Anwalt.
Ihm antwortete drauf bewegten Gefühls der Professor:
Lieb einst klang mir der Name, da wir uns Freunde noch nannten.
Ehe die alternde Zeit ihn stimmte zu gellendem Mißklang.
Aber was Väter entzweit, nicht sollen die Söhne es büßen.
Gleich drum seid ihr willkommen und werth der gastlichen Freundschaft.
Dieser gelte mein Gruß. — Da stießen die Gläser zusammen;
Anna füllte das ihre, doch zittert' es leis' in der Hand ihr,
Als es die Lippen berührte. Und jetzt feinfühlenden Sinnes
-- Denn ein lastender Bann hielt Herzen und Zungen gefesselt
Allen; es welkten darunter die lichten geselligen Blüthen —
Wieder erhob sich der Gast — nicht hielt ihn mehr der Professor
Jetzt; in's obere Zimmer hinauf geleitete jenen
Barbara; sorglich hielt sie die schützende Hand vor die Lampe,
Daß kein Lufthauch nahe der spärlichen Flamme und Beide
Plötzlich im Dunkel lasse. — Bewegt von mancher Empfindung
Maß er noch lange den Raum mit langsam sinnendem Schritte,
Ehe das Bett er suchte und Schlaf in der weichen Umhüllung.
Und noch tönt' in sein Ohr vom hohen Thurme des Wächters
Horn und die Schläge der Glocke, die Mitternachtsstunde verkündend.

Nachträge.

Nicht an wenig holde Namen
In die Liederkunst gebannt:
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land
Ludw. Uhland.

Die letzten zwanzig Jahre haben in der deutschen Schweiz einen so starken Flug lyrischer Poeten erzeugt, daß das Wort Uhlands ganz besonders auch von unserm Vaterlande deutscher Zunge gilt. Mit der Zahl freilich dieser Dichter steht ihre Bedeutung nicht im gleichen Verhältnisse; allein durchschnittlich haben wir doch eine reichere lyrische Blüthe in diesem Zeitraum zu begrüßen, als in der vorhergehenden Periode. Das Gedicht als solches wird im Ganzen mehr Kunstprodukt, obgleich die Form noch nicht besonders häufig zur Vollendung gedeiht; ihrem Inhalt nach hat sich die Poesie von der religiösen und didaktischen Tendenz freier gemacht; das allgemein Menschliche, zurückgespiegelt aus unserer nationalen Anschauung, hat sich eine breitere Basis errungen. Die Grundtöne sind Natur, Vaterland, Freiheit, Liebe, Stillleben und nicht selten auch eine Art poetischer Geschichtsbetrachtung, welche zu stark in Reflexion aufgeht. Der Raum, der uns zur Abschließung dieses dritten Bandes noch zu Gebote steht, gestattet uns nicht mehr, jeden einzelnen dieser jüngern und ältern Dichter kritisch zu beleuchten. Wir müssen uns damit begnügen, bloß Namen aufzuführen und nur von einzelnen derselben Proben aufzunehmen.

Gedichtsammlungen sind erschienen von Leonhard Meißer (Geistliche Harfenklänge, Chur und Leipzig, 1847), Christian Wälti von Rüderswil, Kt. Bern („Sturmvogel und Nachtigall", „Alpenklänge und Lawinendonner"), Alphons v. Flugi aus Graubünden, Heinrich Räß („Gedichte und Biogra-

phie", herausgegeben von Rob. Weber, 1854), Julius Caduff, Konrad Ferdinand Meyer (dem trefflichen Dichter der „Zwanzig Balladen von einem Schweizer"), Fr. Bergmann (pf. für Pfr. C. L. Zwicky), Plazid Plattner (Aus den rhätischen Alpen, Dichtungen. Einsiedeln und Newyork, 1860), Samuel Plattner, Oswald Schön (Bilder aus allerlei Tagen, Aarau, 1865), Jos. Walther (Morgenklänge, Solothurn, 1855), Leo Lucian von Roten (Wiederklänge aus dem Rhonethal, Augsburg, 1862), Dr. J. Egli („Wilde u. zahme Rosen"), B. Freuler (Glarus, 1851), Peter Joseph Kämpfen (Blüthen und Blätter vom Rhonestrand, Schwyz, 1863), Nationalrath Joh. Theiler, Dr. Alb. Hafner („Zornesfunken", „Des Flüchtlings letzte Fahrt") u. A.

Einzelne Gedichte haben in Zeitschriften und Almanachen u. A. veröffentlicht: Adrian v. Arx, J. J. Rietmann V. D. M., Emil Zschokke, Dr. J. K. Wilhelm, Heinr. Boßhard, Edmund Dorer, J. Siebenrock, W. Ottiker, Dr. Ludw. Tobler, Samuel Liechti, H. Leuthold, Hs. Trüeb, Martin Klotz, Carl Schneider, Nationalrath F. Bernet, Jos. Hofstetter, F. Zehender, Eugen Peschier, Jak. Schoch, Paul Volmar, Dr. J. Bucher, Dr. Otto Henne, Hs. Sulzberger, Fr. August Stocker, Franz Furger, Dr. August Bandlin, Marie Thommen, Anton Odermatt und Joh. v. Matt. Die bedeutendsten unter den genannten Dichtern sind Plazid Plattner, Konrad Ferdinand Meyer, Franz Furger, H. Leuthold und E. Peschier.

Die **Erzählung und Novelle** ist im Weitern angebaut durch Dr. Joh. Gihr aus Solothurn (in Stuttgart), Pfr. J. J. Müller, Louise Meyer von Schauensee, F. Zehender, Dr. J. Egli, P. Volmar, J. Staub, Bernhard Wyß (im Solothurnerdialekt), Hs. v. Hallwyl, Pfr. Dr. B. Becker, J. Raaflaub, J. P. Kämpfen, Fr. Aug. Stocker.

Im **Drama** haben sich versucht: Adr. v. Arx („Der Tag bei Laupen", „Der Korporal" u. s. w.), Franz Faßbind („Dichtungen aus den Alpen", darunter das Drama: „Die Braut des Hugenotten"), B. Freuler („Die beiden Helminen", „Die Pilger in Rom"), Joh. Widmer („Die Schlacht am Morgarten"), Wilpert Ottiker („Antonius und Kleopatra"), Joseph Victor Widmann („Der geraubte Schleier", „Iphigenia in Delphi" „Arnold von Brescia"), Plazid Plattner („Joh. Caldar", „Ulrich Wickart"), Samuel Plattner („Der Weidenberger"), Fr. Aug. Stocker („Major Davel", nach dem Französischen, u. s. w.") und

Dr. Otto Henne („Philipp Berthelier"). Einzelne der von diesen Dichtern (namentlich von Adr. v. Arx, Plazid Plattner, W. Ottiker, Joseph Viktor Widmann) gelieferten Stücke sind nicht ohne poetische Schönheiten und dramatisches Leben; im Ganzen aber ist auszusprechen, daß das Drama bei uns bis zur Stunde noch keine künstlerische Gestaltung gewonnen hat.

Als didaktische Dichter sind zu erwähnen: J. J. Rietmann V. D. M. (sämmtliche Arbeiten dieses Schriftstellers zeugen von Geist und hoher literarischer Bildung), Sam. Liechti („Zwölf Schweizermärchen"), J. Krauer (Epigramme, Luzern, 1858) und Otto Sutermeister („Pädagogische Distichen"). Als geschmackvolle Uebersetzer aus dem Französischen haben sich H. Leuthold und E. Peschier einen Namen erworben. —

C. Wälti.

(Gestorben in Pittsburg 1862.)

Trübe Heimkehr.

Einst pflückt ich auf der Heimat Hügel
Von lieben Gräbern einen Strauß.
Und stürmte auf der Sehnsucht Flügel
Begeistert in die Welt hinaus.

Ich wob die Zeit in Harfenklänge
Und die Unendlichkeit in Reim.
Und schleppe nun durch Felsenhänge
Ein Bündel wilder Dornen heim.

Ich hab' die Freiheit nicht entkettet
Ob meiner Sehnsucht Sternenziel.
Und aus dem Schiffbruch nichts gerettet,
Als ein verstimmtes Saitenspiel.

Und die ich einst bei Spiel und Scherzen
Im Maienglanz des Lebens sah,
Nun liegen mit gebrochnem Herzen
Sie, Sarg an Sarg gebettet, da

Und wie ich still die Gräber zähle,
Ruht dort, was ich unsterblich pries,
Wie in dem Friedhof meiner Seele
Der Hoffnung welkes Paradies.

Doch wie im Lenz hier Rosenbäume
Noch säuseln von entschwundnem Glück,
Ruf' ich die himmlisch schönen Träume
In mein umflortes Herz zurück.

Der freie Rhein.

Was singen sie vom Rheine
Dem freien Alpensohn?
Schäumt er vom Felsgesteine
Doch ihrem Liede Hohn!

Der Rhein gehört dem Lande,
Das freie Männer hegt,
Nicht dem, wo man in Bande
Den deutschen Barden legt.

Drum, wenn sie künftig fragen,
Gehört der Rhein uns an?
So wird man ihnen sagen:
Er ist ein Schweizermann.

So lang er niederfallend
Die Felsensprache weckt,
So lang ein Stutzer knallend
Das Wild am Ufer schreckt.

Der Rhein gehört dem Lande,
Das Freiheit noch beglückt,
So lang am Felsenrande
Man Alpenrosen pflückt:

So lang ein Lamm noch gehet,
Auf hoher Alp zumal;
So lang ein Hüttchen stehet
Im grünen Alpenthal.

Der Rhein gehört dem Lande,
Dem donnernd er entspringt,
So lang an seinem Rande
Ein freier Schweizer singt:

So lang die Firnen krachen
Vom Abendroth begränzt
So lang die Seen lachen
Von Dörflein rings umkränzt.

Man wird den Rhein nicht geben
In eine fremde Hand,
So lang wir Schweizer leben
Im freien Alpenland.

Alphons v. Flugi.

Das Prättigau.

Es braust die wilde Landquart durch's Thal in stürmendem Lauf,
Da steigen von beiden Seiten die grünen Berge auf,
Mit Dörfern, Gärten, Höfen und Alpen mannigfalt,
Dazwischen Aecker und Wiesen, und Bäume und Fels und Wald

Das ist ein kräftig Leben, das ist ein frisches Blüh'n,
Die Wiesen und die Weiden so kräuterreich, so grün,
Und all der kühlenden Bäche weißes blaues Band
Wie wär' es nicht mit Rechten das Wiesenthal genannt?

Der Ritterburgen Trümmer im dunkeln Epheukranz,
Im rosigen Morgenlichte der weißen Firnen Glanz,

Der Berge schroffe Spitzen, so kahl, so altersgrau,
Wohl sehnend hinab sie schauen zur heitern grünen Au.

Und ringsum weit erschallet ein friedereicher Klang,
Der Heerdenglocken Läuten, der Hirten froher Sang;
Und ringsum weit erschallet, wenn kaum die Nacht entflieht,
Der Sensen lustig Klingen, der Mähderinnen Lied.

Du Land der sonnigen Wiesen, der kühlen Waldesluft
Wie ziehst du starke Kinder auf an der freien Brust;
Die Männer fest wie Felsen, mit löwenkühnem Muth,
Die Frauen frisch und blühend, wie Alpenrosengluth.

Das ist ein Land der Dichter: da geht wie Mondenstrahl
Ein leises Geisterwehen zaubervoll durch's Thal,
Da webt um Wirklichkeiten so blühend und so hold
Die lichten, leichten Schleier der Sage Abendgold.

Dort springt vom Fels ein Ritter auf feuerschnaubendem Roß,
Dort wallt ein holdes Fräulein nächtlich durch's graue Schloß.
Dort sieht man auf den Alpen im Nebel Sennen gehn,
Und unten im grünen Thale die Jungfrau von Schanén.

Und in den Höhlen wohnen der wilden Männlein viel,
Schwarzlockig, bräunlich, blitzschnell treiben sie dort ihr Spiel,
Und unten schaurig wandelt des Todtenvolks Gebraus,
Sie gehn zu Nacht, wie Schatten, die Dörfer ein und aus.

Es springen Quellen perlend aus tiefem Wiesengrund,
Da kommt aus fernen Thälern, wer werden will gesund;
Ich meine nicht besser treff' es, wer lüften will die Brust,
Als auf den sonnigen Wiesen, in kühler Waldesluft.

Das ist ein Thal der Wunder, der hehren Alpenpracht,
In das die liebe Sonne am liebevollsten lacht:
Doch fehlt die beste Perle in ihrem lichten Kranz,
Die glänzt wie eine Thräne schimmernd in Himmelsglanz.

Es drang durch heitre Lüfte ein reiner Harfenton,
Der Klang von Lenz, von Freiheit, von süßem Minnelohn.
Es glänzte am klaren Himmel ein wehmuthsamter Stern,
Der tauchte in den Aether so still, so erdefern.

Der Ton der ist verklungen, der Stern der fiel herab,
Auf Seewis in dem Kirchhof da steht ein grünes Grab.
Dort schwieg des Tones Klingen, dort loich des Sternes Gluth
Drum laßt den Dichter ruhen, dort ruht es sich so gut!

Heinrich Näf.

Winternacht im Dorfe.

Dürres Schilfgras rauscht am Mühleweiher,
Wo der Jugend frischgeschliffne Gleise
Sich durchkreuzen auf beschneitem Eise;
Vollrund steht der Mond im Nebelschleier
Auf dem fernen Schneegebirge auf,
Blaß, als schreckte ihn der weite Lauf.

An des Vordachs Silberzinken strahlen
Tropfen, die zu neuem Eis erstarren
Eisbelastet dreht mit schwerem Knarren
Sich das Mühlrad. Vollmondstrahlen malen
Sich im feinzerstaubten Wasserduft.
Silberduftig spielt die feuchte Luft.

Rasch geht dort der Wächter auch vorüber,
Wandelt einsam auf des Kirchwegs Steinen,
Und beginnt die Stunden zu verrufen
Durch die Kirchenfenster dämmert trüber
Jetzt ins Dorf das heil'ge Altarlicht:
Das so mild an gute Herzen spricht.

Nur die Brunnenfahne girrt im Winde;
Ringsum rollt das Wasser von den Röhren,
Fernhin durch das Dorf die Nacht zu stören.
Auch der Wetterhaspel auf der Linde,
Den der alte Küster aufgepflanzt,
Klirrend um die rost'ge Spindel tanzt.

Still ist's auf der Straße; Fensterladen
Fallen hin und wieder spät noch nieder,
Webermädchen singen traute Lieder,
Und das Mütterlein dreht emsig Faden,
Spinnt und sinnt, das runde Rädchen knurrt,
Und die fadenvolle Spule surrt.

Staunend horcht das liebe Kinderpäärchen,
Furchtsam sie sich an den Vater schmiegen;
Denn die junge Einfalt zu betriegen,
Dichtet er ein schlichtes Geistermärchen;
Doch das ält're Mädchen lächelt klug,
Denn schon ahnt es zweifelnd den Betrug.

Volk, wie glücklich! Volk, wie friedlich hüten
Die Penaten deinen sel'gen Frieden!
Ja, es wohnt der Himmel schon hienieden!
Von den Fenstern duften Rosenblüthen,
So wie sie des schlichten Römers Hand
Um's Impluvium der Wohnung wand.

An den dunkeln Räthseln löst der Weise;
Keinem wird die Lösung je beschieden!
Auch der Weltmann findet nie den Frieden.
Aber hier im häuslich frommen Kreise
Wirkt der Gute harmlos fort und fort,
Ruhig, selig hofft er auf das Dort.

Licht an Licht erlischt in kalter Späte;
Frostig malt der Wind im Fenstereise
Blumen, und die Kinder sprechen leise
Mit der Mutter fromme Nachtgebete.
Alles schlummert. In der kalten Nacht
Einsam nur der Wächter ruft und wacht.

Wanderers Abschied von der Heimat.

Nochmals durch die gold'ne Wolke
Bricht der Sonne Scheideblick,
Und sie winkt dem müden Volke
Traulich Lebewohl zurück.

„Wie so lieblich deine Strahlen
Um die Elternhütte glühn
Wie sich mild die Fluren malen,
Wie des Rüchleins Fenster sprühn!"

„Mutterhaus! im Abendscheine
Seh' ich dich zum letzten Mal:
Meine letzten Thränen weine
Scheidend ich dem Heimatthal."

Tiefer sinkt die Abendsonne,
Golden glüht des Weltens Zelt,
Und in immer sanft'rer Wonne
Lacht sie Lebewohl der Welt.

Tiefer in die Rosenfluthen
Neigt sie schon das Haupt hinab,
Und sie theilt die gold'nen Fluthen
Und versinkt in's Wolkengrab.

Und der Wand'rer steht alleine
Fern am Berg; mit schwerem Sinn
Blickt er noch im Dämmerscheine
Nach dem Mutterdörflein hin:

Sieht das Licht der Elternhütte
Flicket betend himmelswärts,
Wendet traurig seine Schritte
Ahnungsvoll das schwere Herz.

Das Bethäuschen.

Am Wege so klein und verborgen
Das niedere Hüttlein steht,
Wo Mancher in Freuden und Sorgen
Stillbetend vorübergeht.

Der Landmann im friedlichen Glücke
Vergißt nie die fromme Pflicht,
Und kehrt er vom Felde zurücke,
Er dort seinen Christgruß spricht.

Die Blinde am leitenden Stabe
Getrost bei dem Hüttlein steht,
-- Das Mitleid schenkt lieber die Gabe —
Sie murmelt ein Dankgebet.

Die Pilgerin ziehet vorüber;
Wie freundliches Heimatlicht
Erglänzt es vom Hüttlein herüber.
Wenn still sie ein Ave spricht.

Die Thränen in's Auge mir kamen,
Ich las ein bekanntes Wort,
Zog selber in Gottes Namen
Getröstet von dannen fort.

Gebet für's Schweizerland.

Herr der Macht! Dein Arm schuf uns're Firnen,
Uns're Thäler rings im Riesenkranz!
Herr der Pracht! Auf ihre kühnen Stirnen
Blickst du in des Morgens Purpurglanz.
Golden glüh'n sie in des Abends Gluthen,
Mit der Nacht verglüh'n sie wunderbar,
Wie wenn hinterm Purpurvorhang ruhten
Beter an der Freiheit Glanzaltar.

Herr der Macht! Blick' segnend auf die Auen!
Schütze unser theures Vaterland
Bis zum Rheinstrom, jenem lieblich blauen,
Der von Anfang uns als Marke stand!
Herr der Macht! Beschütze du uns Alle
In dem freien, weiten Vaterland,
Jeder Sohn dir an den Busen falle,
Bete, daß er hier die Heimat fand!

Wenn die Wolken deine Firnen düstern,
Wenn durch's Hochgebirg Gewitter kracht,
Wenn Lawinen donnernd stürzen, flüstern
Betend wir zu des Allvaters Macht:
Und es strömt allsegnend seine Sonne
Lichtglanz, den die grüne Schöpfung trinkt,
Bis der Saathalm zu des Schnitters Wonne
Segenschwer in's Meer der Aehren sinkt.

Sollte je im Kampf mit deinen Söhnen,
Wenn der Krieg aus ehr'nem Munde spricht,
Schlachtgeschrei in's Herz der Alpen dröhnen,
Schweizer, dann vergeßt der Ahnen nicht!
Herr der Macht! Erhöre unser Beten,
Schwingt der Ahnen Banner uns're Hand,
Herr der Macht! Wir beten: „Hilf erretten
Uns das theure, freie Schweizerland!"

Julius Caduff.

Der Hochwald.

Droben an den kahlen Felsen,
Wo kein Blumenaug' mehr lacht,
Steht der bärt'gen Wettertannen
Alte Garde auf der Wacht.

Haltet Wacht ob uns'rem Thale,
Schützt es wie der stärkste Wall
Vor den droh'nden Felsenstürzen
Und vor der Lawine Fall.

Wenn der Sturm die Tannen schüttelt,
Daß es kracht bis tief in's Mark,
Rauscht es mächtig durch die Wipfel:
„Eintracht, Eintracht nur macht stark!"

Und dann stehn sie treu zusammen,
Schließen fest sich Hand in Hand,
Und bewahren vor Verderben
So das liebe Heimatland. —

Die Gemse.

Gejagt von der Menschen Habsucht und Gier,
Lebt die Gemse im wildesten Bergrevier,
Wo kaum noch ein Kraut oder Grashalm gedeiht,
In den rauhesten Klüften, versprengt und zerstreut.

Doch wie sehr auch gehetzt und müde gejagt,
Von Angst gequält und von Noth geplagt
Lebt die Gemse lieber auf Bergen frei,
Als sorglos im Thal in der Sklaverei!

Wie schaut sie so kühn hinaus in die Welt,
Für die junge Heerde als Hochwacht bestellt,
Wie rennt und springt sie auf steilem Grat,
Wohin ihr kein Jäger, kein Feind mehr naht.

Und wie der Gemse auf ihrer Flucht
Schutz bietet der Berg, die wilde Schlucht,
So, Schweiz, sei Du noch Schirm und Schild
Für der Freiheit gehetztes Edelwild!

Auf der Wacht.

(Im Preußenhandel Dez. 1856.)

Ich schreite, das Gewehr im Arm,
Wohl auf und ab und halt' mich warm;
So stille ist es auf der Wacht;
Da hab' ich denn an dich gedacht,
Womit ich ja so eng verwandt,
An dich, mein theures Vaterland!

Mein Vaterland, mein Heimatland,
Wie bist du schön im Schneegewand,
Wie herrscht hier Frieden, heil'ge Ruh',
Der Sternenhimmel deckt dich zu; —
Doch liegst du bleich, als wie im Tod',
Ist's, weil Gefahr und Krieg dir droht?!

Kein Lüftlein weht, es ist so still,
Als wie wenn Jemand sterben will!
Wohl greift mit frecher Frevlerhand
Der Feind nach dir, mein Vaterland;
Doch wie der Schnee so blank und rein
Sollst du und deine Ehre sein!

Wie Ströme in Gewitternacht,
Wie die Lawin' vom Berge kracht,
So dringen auf den Feind wir ein,
Mit starker Wucht, wie Blitzesschein,
So stellen kühn wir uns zur Wehr,
Wir schützen dich und deine Ehr'!

Und färbt den Schnee auch unser Blut,
An deinem Herzen schläft sich's gut,
Wohl freudig wir dem Tod uns weih'n,
Um dich, mein Liebes, zu befrei'n;
Wie deine Berge stolz und frei,
So du mein Vaterland, auch sei!

Und eine Hoffnung macht uns kühn:
Ein neuer Frühling wird erblühn;
Da sprosset frisch aus unserm Blut
Der Freiheit Blum', dein höchstes Gut;
Drum schlumm're sanft im Schneegewand,
Wir schützen dich, mein Vaterland!

Sonntagslieder.

1.

„Gloria in excelsis Deo!"

„Gloria" tönt von der Orgel
In des Domes weite Hallen,
Und ein Wohllaut dringet unten
An das Herz den Betern allen.

„Gloria in excelsis Deo!"
Tönet mir im Herzen wieder,
Und es steht der Himmel offen,
Engel steigen draus hernieder.

Auf den Schwingen des Gesanges,
Auf der Töne reinsten Wogen
Kam mir, wie ein guter Engel,
Andacht in das Herz gezogen.

2.

„Miserere nobis."

„Miserere," rief's im Innern,
„Miserere nobis" — laut;
Ach, was ist der Sohn der Erde,
Wenn er nicht auf Gott vertraut?

Was soll all das wilde Jagen
Nach der Menschen Ehr' und Ruhm,
Wenn im Herzen nicht der Frieden,
Nicht der Liebe Heiligthum?"

„Miserere, Miserere!“
Flehet meine Seele auch,
Flehet mit den holden Tönen
Um des ew'gen Friedens Hauch!

An eine Stumme.

Wer je Dein Antlitz hat geschaut,
Dein Auge, strahlend wie Azur,
Dem sagt die inn're Stimme laut,
Du bist nicht stumm, Du schweigest nur!

So schweiget auch die heil'ge Nacht,
Wenn erst des Tages Lärm verhallt,
Und nur des Mondes Licht noch wacht,
Das Frieden auf die Erde strahlt.

So schweigt das weite, tiefe Meer,
Das Perlen birgt in seinem Schooß,
Worin des Himmels Sternenheer
Sich spiegelt rein und einfach groß.

Du bist nicht stumm, Du schweigest nur
Zu all' dem irdischen Gered';
Das Gotteswort in der Natur
Doch Deine Seele ganz versteht!

Und reden Gottes Engel einst
Mit Dir in ihrem Himmel dort,
Vor inn'ger Liebeslust Du weinst
Und sprichst ein dann Dein erstes Wort!

Konrad Ferdinand Meyer.

Siegesfeier am Leman.

(Nach einem Bilde von Gleyre.)

Die Hochgebirge glänzen
Im blendenden Gewande,
Die unberührten Grenzen
Der heimatlichen Lande,
Das Felsenhorn, der weiße Grat,
Die nie ein Menschenfuß betrat;
Der tiefe See mit grünem Kranz
Er spiegelt ihren stillen Glanz.

Und an dem Seegestade
Da schimmern nackte Leiber,
Geführt, doch nicht zum Bade,
Von manchem wilden Treiber,
Besiegte Römer Paar um Paar
Und rings Helvetiens Kriegerschaar,
Ein Jüngling sitzt zu Roß und schwingt
Das helle Schwert, sein Ruf erklingt:

„Die Lanze Kampfgeselle!
„Und Gaugenosse deine!
„Erbaut mir auf der Stelle
„Ein Pförtchen ohne Steine!
„Pflanzt hier den Speer und da den Speer,
„Den dritten bindet in die Quer!" —
Die gelb gelockten Kinder sehn
Verwundert — was da soll geschehn.

Die Römer stehn gebunden,
Sie haben sich ergeben.
Es strömt aus tiefen Wunden
Die Ehre, nicht das Leben;
Entartet ist, verschwunden nicht
Der Ahnen großes Angesicht, —

Der Jüngling herrschet: „Kommt heran
„Und zieht vorüber Mann für Mann!“

Da schreiten sie und zürnen
Dem eisernen Geschicke,
Gefurcht die trotz'gen Stirnen,
Gesenkt die glüh'nden Blicke.
Der Römeradler liegt im Staub,
In Baumgestrüpp und dürrem Laub,
Und Spott und Hohn und Schande trieft
Herab vom Joch auf seine Schrift.

Die blonden Kinder tanzen
Mit neckischer Geberde —
Es naht sich zwischen Lanzen
Der Römer nackte Heerde,
Der erste mit den Händen dicht
Bedecket sich das Angesicht,
Dann huscht er durch das Joch geschwind
Und laut lacht auf das Geltenkind.

Ein Fels, gerollt zu Thale
Mit längst verhalltem Tosen,
Erhebt das Haupt, das fahle,
Gefleckt mit braunen Moosen,
Und hoch, das Haar vom Wind verweht,
Die drohende Druide steht;
Sie streckt den Arm, sie hebt die Faust
Und singt, daß es dem Römer graust:

„Zurück in deine Lande,
„Von Mißgeschick begleitet,
„Du räuberische Bande,
„Entwaffnet und entkleidet!
„Verflucht der Weg, auf dem du kamst,
„Und wen du dir zum Führer nahmst!
„Wer dich gebracht durch Thal und Schlucht,
„Er sei am ganzen Leib verflucht!

„Ihr kamet uns zu knechten
„Und Arges anzusinnen;
„Den Stab nun in der Rechten
„Zieht baaren Haupts von hinnen!
„Durchirrt die Wildniß ohne Beil,
„Die Sonne schieße Pfeil um Pfeil
„Euch auf das Haupt, es krümme sich
„Die Natter gegen euch zum Stich!"

Und nun den Blick erhebend
Zur lichten Himmelsrunde,
Spricht die Druide bebend
Mit priesterlichem Munde:
„O Geist, der in der Wolke haust
„Und in dem Wassersturze braust,
„Verjage diese fremde Brut
„Und unsre Grenze hüte gut!"

Jetzt murmelt scheu und leise
Sie alte Zauberlieder —
Da fährt in mächt'gem Kreise
Ein Alpenadler nieder,
Er breitet seine Schwingen aus
Und schlägt die Lüfte mit Gebraus,
Und immer tiefer kreist er noch,
Bis Alle sind gejagt durch's Joch. —

Friedrich Bergmann.

Sprüche.

I.

Das Beste, das dir wohnet im Gemüthe,
Du kannst in dir es nicht verborgen hegen;
Dem Tage drängt's, dem Lichte sich entgegen,
Wie sich dem Sonnenstrahl erschließt die Blüthe.

Licht in dir selbst sind ächte Lieb' und Güte
Und dein zuerst ist deines Lichtes Segen,
Doch fühlst du's wohl, nicht scheint's nur deinetwegen,
Daß es dein stilles Heiligthum dir hüte.

Der dir es gab er will vor allen Dingen,
Du sollst zurück es in sein Licht vermählen
Und seinem Ursprung dankend wiederbringen.

Dann heißt die Welt er, deine Welt, dich wählen,
Mit seinem Strahl sie kräftig zu durchdringen,
Daß nicht fortan des Wegs die Brüder fehlen.

II.

Willst eines Guten wahren Werth du wissen,
So leg' es ein Mal nicht nur auf die Wage.
Du möchtest leicht mit Leid am andern Tage
An deiner Schätzung schon die Wahrheit missen.

Sei abzuwägen drei Mal du beflissen,
Und ob am Tag des Glückes, ob der Klage
Gleich seine Schaale steigt und fällt · dich trage,
Ob anders, wenn du froh, wenn schmerzzerrissen.

Aecht ist allein, was Dauer dir gewähren
Und wohlthun kann auch mit dem kleinsten Theile,
Daß heiter du das Viele magst entbehren;

Was Ruh' dir spendet in des Lebens Eile
Und tüchtig ist, dein Wesen zu verklären
Zum Bilde Gottes und der Welt zum Heile.

Placid Plattner.

Aus dem Balladencyclus „Rudolf v. Werdenberg.“

I.

Auf dem Werdenberger Schlosse
Bläst der Thürmer, und es sprengen
Rasch vom Rhein zwei Boten her:
Von des Herzogs Söldnertrosse
Sind zum Grafen sie gesendet:
Seine Burg sei ihm verpfändet,
Montfort-Tettnang sei ihr Herr;

Wolle Rudolf sie nicht räumen,
Werde mit des Herzogs Schaaren
Graf Wilhelm ihm feindlich nah'n:
An dem Rheinfahr unter Bäumen
Stünden schon die Lanzenknechte
Voll Begierde zum Gefechte;
Aller Widerstand sei Wahn.

„Will der Herzog mich verjagen
Aus dem Wohnsitz meiner Väter
Mit tyrannischer Gewalt,
Nun, so mag er's schamlos wagen!
Meldet ihm auch von dem Grafen
Rudolf, daß er einst den Sklaven
Blutig seine Schuld bezahlt!“

Rudolf sprach's; die Boten eilten
Mit der Antwort rasch von dannen
Zu des Herzogs wildem Troß.
„Wo einst meine Väter weilten,
Lebet wohl, ihr trauten Räume,
Oden meiner Jugendträume,
Lebe wohl, mein Ahnenschloß!“

Eine Thräne rollt hernieder
Heimlich von des Grafen Wangen
In den dunkeln vollen Bart.
Ach, er zieht wohl nimmer wieder
Ein in seiner Väter Eigen,
Ihn erfüllt ein bittres Schweigen,
Solch' ein Lebewohl ist hart.

Dann bedeutet er die Leute
In dem Schloß, der Ahnen Bilder
Und manch' alte gute Wehr
Schnell zu sammeln; nicht zur Beute
Will er sie den Söldnern lassen;
Damit höhnend auf den Gassen
Nicht die Rotte sie entehr'.

Frau Beatrix sammelt leise
Ihren Schmuck und die Kleinode,
Die sie trug als frohe Braut.
Aus dem altgewohnten Kreise
Muß sie fort in fremde Ferne;
Ihrer Augen holde Sterne
Sind umdüstert und bethaut.

Wie mit Sammeln sie zu Ende,
Wandelt sie zur Schloßkapelle,
Will dort beten noch ein Mal:
„Heil'ge Gottesmutter, wende
Auf uns gnädig deine Blicke,
Sieh' uns bei im Mißgeschicke
Und beschirme dieses Thal!

„Holder Sproß aus Davids Stamme,
Königstochter, die geboren
Unser Heil in einem Stall,
Fleh' für uns beim reinen Lamme,
Laß auch uns bei armen Hirten
Obdach finden, wenn wir irren;
O behüt' uns vor dem Fall!"

Ruhig zieht sie wieder weiter;
Rudolf trifft sie auf dem Gange
Hold blickt sie zu ihm hinan.
Still ergeben, mild und heiter
Glüh'n zwei herrliche Juwele
In die Sturmnacht seiner Seele,
Leuchten ihm auf dunkler Bahn.

„Nein, du wirst mich nicht entfernen
Mein Gemahl von deiner Seite!
Traun, mein Herz ist nicht so zag,
Daß es mit den flücht'gen Sternen
Deines Glückes könnte scheiden;
Glaub' mir, erst am Tag der Leiden
Zeigt sich, was das Weib vermag.

„Treulich will ich dich begleiten,
Will mein Schicksal mit dir theilen.
So verlangt's der Pflicht Gebot.
Wirst du zu dem Kampfe schreiten,
Will nicht weinen ich, noch klagen:
Muth in deine Schaaren tragen
Werd' ich an dem Tag der Noth.

„Bei den Hirtinnen der Berge
Werd' ich wohl ein Obdach finden
Und bewegen manch ein Herz.
Müßt' ich spinnend auch vom Wege
Einer Kunkel mich ernähren;
Kann ich nur dir Trost gewähren,
Gern erduld' ich jeden Schmerz."

„„Gott sei Dank! Mir ist geblieben
Mein Glückes reinste Perle!""
Ruft Rudolf voll Freudigkeit.
„„Einer Seele treues Lieben
Nenn' ich mein nach all' dem Raube;
Auf denn! Folge, milde Taube,
Deinem Adler in den Streit!""

II.

Rotach und des Grafen Knechte
Steh'n mit Pferden vor dem Thore,
Und es harret Hof' und Magd.
Wie gerüstet zum Gefechte
Treten aus dem Schloß die Edeln;
Rudolfs rasche Rüden wedeln
In dem Hof, als ging's zur Jagd.

Frau Beatrix steigt zu Pferde,
Hurtig stampft ihr edler Zelter,
Stolz ob seiner schmucken Last.
Mit anmuthiger Geberde
Greift sie in die schlaffen Zügel,
Winkt dann und hinab den Hügel
Sprengt sie in verwegner Hast.

Rudolf folgt mit seinen Gästen.
Reding und die beiden Grafen;
Reiten thalwärts mit dem Troß;
Wie aus dunkeln Tannenästen
Laut des Spielhahns Rufe schallen,
Also hört man widerhallen
Ulf's Jauchzen vor dem Schloß.

Langsam steigt dann aus dem Thale
Bergwärts nets durch hohle Pfade
Nach der Toggenburg der Zug.
Rechts am Wege starrt die kahle
Santiswand; zur Linken dehnen
Des Alviers gewalt'ge Lehnen
Sich herab in holzem Bug.

Von den Bergen neben nieder
Schon die Schatten in die Tiefen,
Golden glänzte noch der Rhein,
Da ertönten wilde Lieder,

Und des Herzogs Söldner kamen
Zur verlassnen Burg und nahmen
Tapfern Muths die Festung ein.

„Schweigen herrscht in diesen Mauern",
Sprach der Graf von Montfort-Bregenz;
„Hei, wo ist der Uebermuth?
Flieht er zu den rohen Bauern
Des Gebirgs? Verschont uns Ritter
Rudolf mit der Lanze Splitter
Mehr als mit der Worte Wuth?"

„Hält vielleicht er sich verborgen
Tief im Keller bei den Fässern,
Oder macht sein Gold ihm bang?
Quält er etwa sich mit Sorgen,
Wie er seine letzten Heller,
Sammt dem Tröpflein Muskateller
Rette vor dem Untergang?"

„Auf, ihr Kämpen, forscht und spähet
In den Truhen und den Kellern,
Euer sei des Hauses Gold?
Wer den Mammon fromm verschmähet,
Wer kein Freund ist von Gewässern,
Eil' und klopfe bei den Fässern
An um dieses Tages Sold!"

Helles Jauchzen, tolles Lärmen
Füllt die Treppen und die Gänge
Und durchwogt das ganze Haus
Hörner schmettern, Tänzer schwärmen
Wild mit blondgelockten Dirnen;
In den Augen, auf den Stirnen
Flammt des Festes toller Braus.

In dem Schloßhof bei der Linde
Rast von Knechten eine Rotte,
Wild durchglüht von dunkelm Wein;

Frisch entfacht vom Abendwinde,
Brennt ein lustig lodernd Feuer;
Flackernd spiegelt am Gemäuer
Sich der Flammen greller Schein.

Um das Feuer tanzen, springen
Toll die Burschen mit den Dirnen,
Die gefolgt dem kecken Zug
Diese stampfen, jauchzen, singen,
Andre bringen Wein und schöpfen
Lachend ihn mit großen Töpfen;
Rastlos kreiset Napf und Krug.

In dem Hofe wie im Schlosse
Ward gezecht und wild gejubelt,
Bis die Morgensonne schien.
Unten in dem Erdgeschosse
Lag mit halbgelähmten Zungen
Tolles Volk, vom Wein bezwungen,
Ueber Tischen und Bänken hin.

Als die Sonne über'm Thale
Glühend stand, zur zehnten Stunde,
Rief der Graf die Knechte auf
Und versammelt in dem Saale
Bannerherrn und Rottenmeister,
Die des Weines Feuergeister
Nicht gebändigt wie den Hauf'.

Die Bewährtesten der Knechte
Sollten in dem Schlosse bleiben
Als Besatzung für den Krieg;
Und den Rest der trunknen Rechte
Sollte Thumb von Neuburg führen
Ueber den Rhein, vor Feldkirchs Thüren,
Nach so großem Kampf und Sieg.

III.

Bange harrend saß am Rocken
Uli Rotachs blühende Tochter
Ganz allein im Vaterhaus;
Sprang wohl manchmal süß erschrocken
Auf und eilte weg vom Rade;
Suchend flog dann auf die Pfade
Des Gebirgs ihr Blick hinaus.

Traurig aber schritt sie wieder
Von dem Fenster an die Kunkel
Und ergriff das alte Tram;
Und der Silberschmuck am Mieder,
Der den Busen hielt umfangen,
Hob sich, daß die Kettchen klangen:
Ob es wohl vom Spinnen kam?

Oder war's des Herzens Pochen,
Das in banger Sehnsucht harrte?
„Horch, es klopft!" Sie springt empor,
Eilt zur Thür, und angebrochen
Ist ein Morgen goldner Wonne,
Und der Liebe Frühlingssonne
Trat aus dem Gewölk hervor.

„Bertha!" — „Arnold!" — Keine Laute
Mehr, nur Küsse, trunkne Blicke
Und der Herzen lauter Schlag! —
Hei, wie Aug' in Auge schaute,
Seel' in Seele niedertauchte,
Gluth in Gluth hinüberhauchte,
Wang' an Wange blühend lag! —

Wie der süße Rausch verflogen,
Pocht es und herein zur Thüre
Tritt ein fremder Edelmann;
Und er führt gar wohlgezogen
An der Rechten eine Dame;
Arnold grüßt die Wundersame,
Es beginnt der Herr sodann:

„Seid gegrüßt, ihr jungen Leute,
Freundlich nah'n wir euerm Herde,
Flehend um ein gastlich Dach;
Unser Eignes ist zur Beute
Fremdem Uebermuth geworden,
Unsrer Feinde freche Horden
Stürzten uns in's Ungemach.

„Und im Elend gleich Verbannten
Irren wir vor fremden Thüren
Hier herum im Bergrevier,
Unbekannt bei Unbekannten.
Darf ich, Jüngling, denn erfahren,
Wer die Maid mit blonden Haaren,
Wer du selbst? O kund' es mir!"

„Edler Herr, nimmt das Euch Wunder,
So vernehmt", erwidert Arnold:
„Bertha Notach heißt der Schatz,
Arnolds ab dem Berg: jetzunder
Aber müßt Ihr's nicht mißdeuten,
Wenn ich, wie bei andern Leuten,
Gleiche Frage find' am Platz."

„Aber Aerni! Aerni, denke!" —
Sprach erröthend rasch das Mädchen
Halb mit vorwurfsvollem Blick. —
„Wißt es", sprach der Gast, „ich schenke
Mein Vertrau'n euch gern: ihr Braven,
Hört von Werdenberg den Grafen
Rudolf und sein hart Geschick!

„Drunten an dem grünen Rheine
Steht auf sonn'gen Rebenhügeln
Meiner Ahnen stolzes Haus.
Drunten blüht das Thal, wo meine
Väter einst aus Rhätiens Marken
Kings am deutschen Meer mit starken
Armen fochten manchen Strauß.

„Nichts vom Erb' ist mir geblieben
In dem ganzen schönen Thale;
Alles ward der Habsucht Raub,
Von dem eignen Herd vertrieben
Hat mich Herzog Friedrichs Rotte;
Doch sie sinkt, beim ew'gen Gotte,
Einst vor mir noch in den Staub!

„Blonde Maid, dein wackrer Vater
Gab hieher mir das Geleite;
Bald ist er in unserm Kreis.
Sei o Jüngling mein Berather,
Und — die Ritterhand zum Pfande,
Rudolf pflanzt in deinem Lande
Stolzer Freiheit Edelreis!

„Meine Feinde sind die deinen
Sind der Appenzeller Feinde:
Herzog Friedrich naht mit Macht.
Laß zum Kampf uns treu vereinen;
Denn gemeinsam ist die Sache
Eurer Freiheit, meiner Rache,
Und es kommt der Tag der Schlacht!"—

„Freiheit, lautrer Firnenbronnen",
— Ruft der Jüngling — „stürze jubelnd
Nieder in das grüne Land;
Denn dein Schirmherr ist gewonnen!
Edler Graf, dem Edelknechte
Arnold reichet Ihr die Rechte,
Und ich weih' Euch Herz und Hand!" —

Die Alpennacht.

Tiefes Schweigen rings und Schlummerstille!
Keine Stimme klingt, kein Laut ertönt;
Nacht hat um des Lebens bunte Fülle
Leiseathmend ihren Flor gedehnt.

Ihr nur raget, ew'ge Felsenriesen,
Klar und herrlich in des Aethers Zelt,
Eurer Brust entfleugt geheimes Grüßen
Bei dem Aufblick in die Sternenwelt.

Ihr erzählt euch von des Ew'gen Ehre,
Rühmt des Weltenherrn Erhabenheit,
Frei aufblickend in die Gluthenmeere
In die Wogen der Unendlichkeit.

Herrlich rollen ihre Harmonieen
Ueber euerm Silberhäuptern fort,
Ewig will der Geist zu ihnen fliehen
Licht will Licht! Das ist sein Zauberwort.

Freiheit ist sein Mark, sein Saft und Leben,
Freiheit ist die Luft, in der er wohnt:
Ewig ziehet ein flammendes Streben
Ihn zum Licht, worin sein Urbild thront.

Freiheit von der Erde Schuld und Qualen!
Freiheit von des Staubes niederm Zwang!
Freiheit von der Tauschung bittern Schalen!
Freiheit, o erhabner Himmelsklang!

Tönt ihn fort ihr ew'gen Sternenchöre,
Tönt den ew'gen Hymnus in mein Herz;
Daß mich niedres Brüten nie entehre,
Daß der Geist fortstrebe himmelwärts.

Berge, steht in euerm Firnenschmucke
Aufwärts weisend immerdar vor mir;
Löst den Geist von des Gemeinen Drucke,
Zeigt ihm stets sein heimliches Revier.

Die Christuslehre.

Wohl magt' ich mich in manchen ernsten Stunde,
Wenn ich des Weltgangs ehrne Schritte maß,
Und tief bewegt verschlossner Zeiten Kunde
Aus Trümmern stolzer Menschengröße las:

Ob du, o reine, göttlich schöne Lehre,
Die einstens eine morsche Welt erneut,
Versinken werdest in dem Zeitenmeere,
Zu schön, zu menschlich für die Ewigkeit?

Versinken, gleich dem schönen Götterwahne,
Der zaubrisch der Hellenen Herz umfing:
Versinken, wie die Weltbeherrschungspläne,
An denen einst der stolze Römer hing:

Ob künftige Geschlechter sagen werden,
Wenn einst sie deine Monumente sehn:
„Kein schön'rer Traum ward je geträumt auf Erden,
„Doch mußt' auch er im Weltdrang untergeh'n."

Mich faßt' ein banges, schwermuthvolles Grauen,
Wenn mir die Frage vor der Seele stand:
O könnt' die Lösung ich des Räthsels schauen,
O könnt' ich blicken in der Zukunft Land.

Ich schlug das Buch auf von den alten Weisen,
Und frug, warum die alte Welt zerfiel;
Warum nicht hart genug war Romas Eisen,
Zu bändigen der Zeiten Wogenspiel.

Nicht hart genug die Kunstwelt der Hellenen,
Zu füllen ganz das kleine Menschenherz,
Zu stillen seinen Kummer, seine Thränen
Und zu verklären jeden Erdenschmerz.

Und wie ich sann, da ward mir ernste Kunde,
Wie Geisterwort aus alter dunkler Zeit.
Doch klangs erquickend, wie aus Platons Munde,
Die Rede klang voll ernster Lieblichkeit.

„Du fragst, warum die alte Welt versunken?
Vernimm, o Jüngling, und erfaß' das Wort:
Sie kannte nicht der ew'gen Liebe Funken,
Die Lieb' allein ist ew'gen Lebens Hort.

Und was getrennt von dieser Liebe lebet,
Ist Trug und Wahn und wär's auch noch so schön,
Und alle Weltmacht, die ihr widerstrebet,
Sie muß wie Rom und Hellas untergeh'n.

Und ohne sie gibts keinen Herzensfrieden,
Und fern von ihr gedeiht nur Geistesqual:
Und ew'ge Dauer ist nur ihr beschieden,
Weil sie den Tod besiegt am Opferpfahl.

Die Lieb' ist Opfer; Opfer ist das Leben;
Es muß sich Eins dem Andern liebend weih'n:
Es muß sich alles ineinander weben
Zu regem, thatenfreudigem Gedeih'n:

Denn wo die Selbstsucht starrt mit ihrem Eise,
Da springen alle Bande rasch entzwei:
Die Welt der Alten glitt in diese Gleise,
Drum war's mit ihrem Glanz so bald vorbei. -

Doch strahlend gingen über ihren Trümmern
Drei ewig wundervolle Sterne auf:
Die werden fort durch alle Zeiten schimmern:
Die Welt erleuchten wird ihr Siegeslauf.

Versengen werden ihre Himmelsgluthen
Wahn, Haß und Knechtschaft und der Völker Schmerz:
Versengen der Tyrannen blut'ge Ruthen
Und Heilung träufeln in der Menschheit Herz.

Bald zwei Jahrtausende siehst du sie kreisen:
Ihr Schimmer küßt der fernsten Meere Strand:
Und du weißt nicht wie die Gestirne heißen,
Die euch des Ew'gen ew'ger Sohn gesandt?

Sieh' Wahrheit Freiheit, Liebe sind die Sterne.
Die brennen jedes Böse von der Welt,
Die Schlacken sondernd von dem Ächten Kerne,
Nicht rastend, bis die letzte Schale fällt.

Vertrau' dem Dreigestirne, lass' das Zagen:
Denn immer weiter dringt sein Strahlenglanz,
Stets voll're Klarheit spendend künft'gen Tagen
Webt's fort an der Vollendung Siegeskranz.

Spätherbst.

Braun sind die Berge und falb der Wald,
Ein rauher Nord weht naß und kalt;
Ich zieh' mit geladenem Feuerrohr
Wohl über die Haide und durch das Moor;
Es pfeift der Wind durch Forst und Ried;
Ich lausche dem schrillen, düstern Lied.

„Der Sommer entwich, der Herbst entfloh.
Einst kost' ich mit blühenden Wangen;
Ich war so frei und ich war so froh
Und jetzt ist Alles vergangen."

Mir flüstert nicht mehr der Aehren Gold,
Mir lächelt nicht mehr die Traube hold;
Verstummt sind alle Waldvögelein,
Nur Dohlen schreien noch querfeldein.
Und ich durchschweife Berg und Thal
Und singe viel düstre Weisen;
Mir lauschen die Bäume stumm und kahl,
Als würd' ich den Lenz verheißen;
Und aber der Lenz, er kehrt noch nicht,
Matt scheint und trübe der Sonne Licht;
Sie glühte so lang, sie schien so heiß;
Ich aber bringe nur Schnee und Eis.
Der Sommer entwich, der Herbst entfloh,
Einst kost' ich mit blühenden Wangen;
Ich war so frei und ich war so froh;
Und jetzt ist Alles vergangen.

Winter

Die Wolken wirbeln und wallen,
Getrieben vom Wintersturm.
Viel Flocken fliegen und fallen
Herab auf den grauen Thurm.

Da draußen die öden Räume
Und hier das warme Gemach,
Die rufen viel alte Träume
In meinem Herzen wach.

Du stille Welt im Gemüthe,
Wie bist du so überreich,
Voll holder Minneblüthe,
So duftig und so weich!

Du Welt da draußen, wie schnöde
Wie düster und wie blaß,
Wie kalt und falsch und öde,
Voll Dummheit und voll Haß! –

Frühlingsnacht.

Im jungen Laub der Bäume
Spielt flimmernder Mondenschein
Und webt die duftigsten Träume
In alle Blüthen hinein.

Und gießt viel Zauberkräfte
Aus silbernem Pokal
Auf schwankende Blumenschäfte
Und wandelt still durch's Thal.

Und rings ein Rosen und Grüßen,
Ein Lispeln auf stiller Flur
Als gält' es den ersten süßen
Berauschenden Liebesschwur!

Ich lausche still und ich sinne
Und träume wunderbar
Von alter, treuer Minne
Die ewig jung und wahr.

Samuel Plattner.

Auf den Tod des Bischofs Johann Peter Mirer.

(Geb. in Graubunden, gestorben in St. Gallen den 30. Aug. 1862.)

Die Trauerglocken haben laut verkündet,
Daß Bischof Peter Mirer abgeschieden,
Daß er das ew'ge Licht sich angezündet.

Das Alter zog den lang schon Lebensmüden
Von seiner Heerde, die auf Thal und Hügeln
Nun traurig einsam steht — zum ew'gen Frieden.

Die Seele, frei von allen ird'schen Zügeln,
Indeß der Leib gebunden liegt im Schatten —
Flog in die Heimat hin auf Morgenflügeln.

Schon Hirt als Knab' auf Rhätiens Alpenmatten,
Wardst du ein Seelenhirt in Gallus Land
Und Priesterkönig, würdig, ohn' Ermatten.

Ein freundnachbarlich Volk gab deiner Hand
Den krummen Stab, und du gabst ihm den Segen,
Gebet und Müh'n als dauernd Unterpfand.

Wem Gott und Menschheit so am Herz gelegen,
Wer so wie du bestand in allen Stürmen,
Dem fällt der Preis auf's Haupt wie Perlenregen —
Und Niemand muß ihm Monumente thürmen!

Mein Herz.

Ein kleines Kirchlein ist mein Herz
Und drinnen thut es läuten,
Ein Klang wie Lust, ein Ton wie Schmerz,
Ein Schall von Erz —
Und öfter kann ich's gar nicht deuten.

Auch glüht ein ewig Lampenlicht
In meinem Kirchlein drinnen,
Es flimmt und flammt und löschet nicht,
So still und schlicht,
Gleichwie ein ewig treues Minnen.

Und hoch im Chore steht ein Bild
Von himmlischer Gestalt —
Das zieht mich an so süß, so wild
Ach wie so mild
Ist dieses Bild's Gewalt!

Alexander.

Du weintest, junger Heldenfürst, am Grabe
Achill's und Thränen, heiße Thränen flossen
Aus deinem Aug' als feur'ge Liebesgabe.

Dein Vorbild stand gleich wie aus Erz gegossen
Vor deinem Geist, der unerbittlich strebte,
Bis grüner Lorbeer ihm die Stirn umschlossen.

O daß ein Meister aller Dichter lebte,
Den heißen Thränenwunsch dir zu erfüllen,
Und daß an seinem Lied kein Makel klebte:

Wer wem wie Homer, Heldenruhm zu stillen?
Wem waren, ach! die Musen so gewogen,
Wie ihm, der deinen Freund besang, Achillen?

O weine, junger Heldenfürst, betrogen
Um deinen schönsten Ruhm, den Liederlohn —
Und dennoch wird kein Held dir vorgezogen!

Als Hellas' Strahlen fort von ihrem Thron
In alle Länder aus einander fuhren —
Die flücht'gen bannte Mazedoniens Sohn!

Er folgte feurig allen Ruhmesspuren
Und flocht die hellsten Strahlen sich zum Kranz
Auf Asiens reichen, städtevollen Fluren.

Mit einem Welttheil in den Waffentanz
Zu geh'n, trieb unersättlich ihn die Lust,
Um zu verbreiten der Hellenen Glanz.

Es schlug ein Griechenherz ihm in der Brust,
Urmächtig, edel, wie ein Spiegel klar,
Und selber war er seines Werths bewußt.

Sein Alles bracht' er seinem Volke dar,
Um dessen Macht dem Erdkreis kund zu thun,
Um es zu heben auf der Welt Altar.

Bis wo die Marken dieser Erde ruh'n,
So weit auch sollten seine Schwerter dringen —
Und ach! wo steht der kühne Kämpe nun?

Nicht weiter! bis hieher! so mocht' es klingen,
Ein Welttheil liegt bezwungen dir zu Füßen,
Nun aber soll dich selbst der Tod bezwingen.

Ein Götterjüngling! und so jung begrüßen
Mußt' ihn der Tod trotz blonder Locken Pracht,
Mußt' ihm das Leben von den Lippen küssen!

Und auf das Reich sank nieder dunkle Nacht,
Es fiel in Trümmer wie von Windes Stoß:
Aus allen Fugen ging die Riesenmacht —
Der Mensch ist klein und nur ein Gott ist groß!

B. Freuler.

Der Schmied.

Ich bin der Schmied bei heißer Esse,
Das Eisen glüht in meiner Hand,
Wenn ich den Tag mit Schlagen messe,
So brech' ich eine dicke Wand.
Krümme dich, Eisen, und folge dem Streich
Mich klemmt die Wand meiner Sorgen so bleich!

Man trägt mir ungeheure Sachen
In meine Schmiede barsch herein,
Ich soll im Schlag das Schwerste machen
Des Abends muß es fertig sein
Schwelle dich, Blasbalg, und lasse nicht ab,
Kinder und mich bringt der Hunger in's Grab!

An diesen Gluthen muß ich stehen
Vom frühen Tag bis in die Nacht,
Und hinter mich darf ich nicht sehen,
Ein Blick hat mich um Brod gebracht.
Brennet, ihr Kohlen, und löschet nicht aus,
Mit euch verginge mein klägliches Haus!

Man hört da draußen lustig singen,
Die Kirchweih, sagt man, kommt in Schwung,
Im Dorf soll alle Noth zerspringen
Und ledig lassen Alt und Jung.
Packe nur Lange, du packst mich daher,
Daß ich nicht unter den Ledigen sei.

Hier liegt ein Reif für Wagenräder
Vielleicht läuft eine Kutsche drauf,
Trägt große Herren in prächtge Bader
Ungleich ist unser Räder Lauf.
Klopfe mir, Hammer und ruhe nie mehr,
Klopfst mir Gedanken und Arme so schwer

Dies hier deckt Hufen einem Pferde,
Das Pferd gehört dem König an,
Der König hat das Gold der Erde,
Ein andrer legt das Eisen dran.
Zügle, du König, den stampfenden Hengst,
Zügelst doch nimmer der Freiheit Gespenst'

Ich schmiede groß und kleine Stücke,
Der Ambos hält bei allen Stand,
Was ich da zwischen Fingern drücke,
Geht durch die dickste Bretterwand.
Dehne dich, Nagel, und spitze dich zu,
Dienst ja dem Sarge und dienest dem Schuh!

Der eine führt mich in das Leben,
Der andre trägt mich sachte draus,
Ich muß geschraubt an beiden kleben,
Und alle drei sind Würmerschmaus.
Hämmernd und polternd erwischt uns der Tod,
Steigt durch der Schmiede schwarzrauchenden Schlot.

Er macht uns alle zu Gesellen
Und ist allein der Meister noch,
Läßt Ketten und läßt Knochen schnellen,
Und feilt ins Haus das tiefste Loch.
Schlaget, ihr Knechte, doch müde den Tag,
Noth und der Tod thun den äußersten Schlag!

Joseph Krauer.

Atheismus.

Als der Verstand, der Gottheit Burg zu erschließen, verzagte,
Sprach er, schlau wie der Fuchs: Freunde, da drinnen ist nichts.

Das epigrammatische Distichon.

Biene, geistige, bin ich. Im Hexameter schwärmend,
Setz' ich mit Honig und Stich mich im Pentameter fest.

Inneres und Aeußeres.

Wer das Innere bildet, er ist im Aeußeren halb nur,
Außer in dem Moment, wo sich das Innere zeigt.

Schiller.

Herrlich bist du vor Allen, den Göttlichen muß man dich nennen!
Aber kein Glücklicher fühlte noch ganz dein Gedicht.

Herz und Verstand.

Wenn auf dem Herd es brennt: Rauchwolken umschweben den Giebel,
Glüht es im Herzen, dann wölkt es sich um den Verstand.

Die Gesellschaft.

Ja, die Fläche vergnügt, die helle, bewegungbeseelte;
Aber ihr Abgrund birgt grauser Gethüm, als das Meer.

Das Epigramm als Xenie.

Xenie nennest du mich? Nun ja, das bin ich dem Weisen,
Aber der Thor bedankt, aber der Schuft sich davor.

Die Tragöden.

Glückliche Ihr! Ihr sterbt den Tod der Edelsten, Größten,
Fühlt die unsägliche Lust, aber den Schmerz nicht davon.

Das Glück.

Seitdem Circe nicht mehr die Menschen in Thiere verwandelt,
Treibt das Glück nun dies Metamorphosengeschäft.

Die Nichtgriechen.

Nur Planeten sind sie der eigentlichtigen Griechen;
Zu geringem Ersatz schweift oft ein wilder Komet.

Politische Größe.

Wenn sich die Wog' erhebt, versinken ringsum die Wasser;
Und die gefeierte hob doch nur der herrschende Wind.

Die Idrale.

Nach den Sternen schifften die Alten und holten das Goldvließ;
Leuchtet ihr nicht, so sind unsere Fahrten umsonst.

Milton.

Als die Sonn' ihr Licht ihm entzog, da schmollte und warf er
Eine Schöpfung, die selbst leuchtet und lebt, in die Welt.

Jegliches nach seiner Art.

Glaubt ihr, daß ich zürnen könnte
Auf den schlimmsten Bösewicht?
Wär' ich toll nicht, wenn ich zürnte
Diesem Schierling, weil er giftig,
Dieser Distel, weil sie sticht?

Die Welt.

Was gleicht so gut dem Weib?
Trotz allem dem Verdruß
Zwingt sie durch ihren Leib,
Daß man sie lieben muß.

Macchiavelli.

Wollt' er einen Garten
Nicht der Freiheit bauen,
Ließ' er in die Karten
Der Tyrannen schauen.

Quelle der Dichtung.

Wer mit Hunger und mit Durst
Muß zu Bette sinken,
Träumt die ganze lange Nacht
Nur von Essen, Trinken.
Was am meisten uns gebricht,
Wandelt sich in das Gedicht.

Der Kopf

Laßt' Sorg' und Kummer ihn besetzen
Er hofft Entsatz und wird auch frei;
Nur durch der Liebe Barbarei
Geht er in Trümmer und in Fetzen.

Der Moralist.

Man kann nicht einen Bessern finden,
Das muß ich eingestehen,
Wie es ihm eckelt vor den Sünden,
Die Andere begehen!

Verwandtschaft.

Er hatte seine Menschlichkeit
Das gibt uns Theil an seiner Größe.
Drum spähen wir auch allezeit
So nach der Besten Blöße.

Dr. Albert Hafner.

Durch Nacht zum Licht.

Verhalt'nen Schimmers schwebet lauschend, sacht,
Um Grütli's Bucht, auf stille Alpenwiese,
Der Freiheit bundverwandt, die Mondennacht.
O kennt ihr seligere Nacht, denn diese?
Wie küßt der Winterflur der Freiheitsmai
Auf bleiche Wangen Schein vom Paradiese!
Warm schlagen Hand in Hand die tapfern Drei,
Zu Hirten ihres Hirtenstamm's geboren,
Der Wölfe Zahn zu brechen keck entzwei.
Dem Himmel haben laut sie zugeschworen:
Gleich unerreichbar der Tyrannenfaust
Zu wahren ihren Himmel, selbserkoren!
Sie haben es gehalten. Nicht verbraust
In leere Luft ist windiges Gerede.
Die Flammenzunge, die den Zwing durchsaust,
War Waffenherold nur der Rächerfehde.
Die Ritterlanzen wie die Fürstenkrone
Der Sternenkrone jener Nacht wich jede,
Da auf den Fels, hoch über Erdenthrone,
Die Freiheit ihren Richterstuhl erhob,
Das angestammte Recht dem Alpensohne
Zu sprechen und dem höchsten Gott sein Lob!

Der schönste Sieg.

(Im Kaiserkrieg 1318.)

Der biedern Väter Wagniß,
Mein Schlachtenhahn, erweck;
Auf! schmettre uns, Trommete,
Ein Stückchen frisch und keck:
Ein Lied wie Stahl und Eisen,
Wie Schweizer Schwerterschlag,
Auf daß wir es singen und preisen
Bis auf den jüngsten Tag.

Was blaset dort der Herold
Fast Lung' und Kehle wund?
O Solothurn, ergib Dich
Dem Herzog mein zur Stund'!"
Der mag wohl musiziren,
Bis er des Tutens satt;
Nie neigt sich vor Fürstenpanieren
Eine freie Schweizerstadt!

Wild lockert seinen Degen
Der Herzog Leopold:
„Will euch Gebiß umwerfen,
Den Sporn ihr fühlen sollt."
Nun sprengt er an die Mauern
Mit seinen Lanzen hart.
Umsonst! diese plumpen Bauern
Verstehen nicht Ritters Art

Sie schleudern Steine, Pfeile
Und scheuchen ihn vom Thor.
Da geht wohl Langeweile
Den edeln Herrn bevor!
Sie denken, spähen, sinnen,
Sie haben Zeit und Ruh,
Sie bau'n eine Stadt von Linnen
Und einen Steg dazu.

Die Aare schaut gar unwirsch
Dies leere, eitle Spiel,
Sie schwillt von schwarzem Aerger
Und wälzt der Wellen viel.
Da wird um seine Brücke
Dem Herzog endlich bang;
Schnell heißet er Felsenstücke
Aufhäufen den Steg entlang.

Deß wachst noch mehr die Galle
Dem freien Alpenfluß;
Weg spült er Stein und Krieger
Und Steg in Einem Guß,
Und reißt die Todesbangen
Sie sträuben sich nur matt
Hinein in starkem Umfangen
In die belagerte Stadt.

Da legen aus den Händen
Die Bürger Speer und Schwert:
Des Todfeinds sich erbarmen
Ist höh'rer Palme werth!
Dem Strudel hoher Wogen
Trotzt ihre kühne Brust,
Die Beute wird ihm entzogen
In heiliger Siegesluft.

Sie setzen rasch ihr Leben
Zum Pfand für Gegners Heil,
Von den ersparten Bissen
Wird auch dem Feind sein Theil.
„Zieht heim nun ohne Zagen,
Das sei von Tapfern fern,
In Fesseln die Arme zu schlagen,
Die band die Rechte des Herrn."

„Steht ihr gewappnet wieder
Einst da und fordert Streit,
Dann sind wir fest und mannlich

Zur Gegenwehr bereit!“
Doch sucht der Herzog nimmer
Die alte Fehde itzt:
Einer freundlichen Zähre Schimmer
Aus seinem Auge blitzt.

Horch die Posaunen laden
Zum schönsten Festesmahl:
Der Herzog mit den Rittern
Sitzt froh im Rathhaussaal
„Weit habt ihr überwunden,
Und nicht mit Schild und Speer —
Ihr streitet mit Gott verbunden;
Seine Milde ist euere Wehr.“

„Daß sie die Enkel lehre,
Wie Liebe Panzer bricht,
Verschmäht die Feindesfahne
Aus Freundeshänden nicht!“
Tönt brausende Fanfaren,
Das war ein hohes Fest:
O bleibt wie die Väter waren,
Ihr Schweizer, bleibt mild und fest!

Adrian v. Arx.

Die Aechter.

Für das Vaterland zu sterben, — wahrlich, das ist göttlich groß,
Und es nennen alle Freien es ein wünschenswerthes Loos.
Aber für ein Land zu sterben, das verachtend uns verstieß,
O unendlich ruhmenswerther, edler, größer noch ist dies.

Brecht denn aus der Zeiten Dunkel ihr Hochherzigen hervor,
Tretet aus der grauen Vorwelt an der Enkel Blick empor,
Die, gehöhnt ihr und vertrieben, und von Allen schwer verkannt,
Heldenkräftig habt gestritten für's geliebte Vaterland.

Zahllos wie die gold'nen Sterne schimmern in der Frühlingsnacht,
Wogte auf Morgartens Fluren Oestreichs sieggewohnte Macht:
Zählet wer die Helmesbüsche, die so hoch im Winde weh'n?
Zählet wer die kühnen Recken, die so dicht gereihet steh'n?

Und die wen'gen Eidgenossen schauen bang und ahnungsvoll,
Wie dem See entlang der Feinde Heerschaar unabsehbar schwoll.
Betend sinken sie darnieder vor Allvater in den Staub:
„Gib die erst so schwer errung'ne Freiheit nicht dem Feind zum Raub!"

Sieh da nahen fünfzig Aechter, fünfzig Männer stark und kühn,
Denen Allen kampfesmuthig ihre Heldenherzen glüh'n.
Alle sind sie wohl bewehret und mit Waffen angethan,
Und der älteste von ihnen mannlich dieses Wort begann:

„Brüder! Eine That zu büßen, die des Landes Recht verhöhnt,
Ist uns so der schweren Sühnung! — Heimat, Herd und Haus verpönt!
In dem Vaterland zu leben hindert uns Euer Machtgebot,
O so gönnt uns, Eidgenossen, für das Vaterland den Tod!"

Da erhebt sich Walter Fürste: „Schande ihr für Eu'r Geschlecht
Wendet den verhaßten Rücken! Unsre Sache ist gerecht,
Und ihr sollt sie nicht beflecken, kämpfend unsern guten Spahn!
Unsre Hoffnung ist, der droben lenkt der Sterne stille Bahn."

Und der Aechter Schaar bezwinget, was im treuen Herzen schlägt,
Zwingt den Schmerz, den ungeheuren, der in Aller Brust sich regt,
Fluchet nicht den harten Brüdern, trägt stillduldend sein Geschick,
Wendet schweigend seine Schritte, eine Thräne nur im Blick!

Herzog Leupolds stolze Schaaren nahen dem Gestad entlang,
Nahen sich voll Siegeshoffnung schon des Berges jähem Hang:
Todtenstille herrscht im Häuflein, das für seine Freiheit ficht,
Banger schlug da mancher Busen, bläßer ward da manch Gesicht!

Mit Geschrei, das herzdurchschauernd aller Hörer Mark durchdringt,
Das die tiefste Schlucht durchdröhnet, und von Berg zu Berg sich schwingt,
Bricht das Heer der Oesterreicher auf die kühne Schaar hervor,
Die zu seinem wackern Kämpen sich der Freiheit Gott erkor.

Fern, wie ihre Braut die Klippe der empörten Brandung beut,
Steht der Eidgenossen Häuflein im ungleichen heißen Streit.
Manches stolzen Ritters Auge brach im wilden Todesschmerz,
Doch auch manches Eidgenossen Seele schwang sich himmelwärts!

Ob das Schwert des kühnen Hirten manche dichte Reih' auch brach,
Immer drangen rachedurstend neue Feindesscharen nach.
Auf dem Rumpfe des Gefall'nen stets ein neuer Kämpe ficht,
Und des kühnen Hirtenhäufleins Kraft und Muth und Hoffnung bricht.

Siehe! von den Bergen nieder rollen Stämme groß und schwer,
Rollen in der Oesterreicher schon des Siegs gewisses Heer!
Siehe, von den Bergen nieder kommen Steine hergebraust,
Ha, wie schwinget sie so kräftig der verhöhnten Aechter Faust!

Schrecken reißt des edeln Herzogs oft erprobte, tapfre Reih'n,
Aengstlich suchet Jeder Rettung vor dem malmenden Gestein,
Unbeachtet schallt der Führer Ruf — die Ordnung wird Gewühl,
Viele finden in des Sees Wassern ihres Daseins Ziel!

Scheue Ritterrosse sprengen rückwärts in des Fußvolks Reih'n,
Und wie Wetterstrahl zermalmend dringt der Schweizer Schwert hinein,
Ringsum Tod, Geschrei und Rocheln! Ringsum würgt der Schweizer Schwert,
Bis das Heer des stolzen Leopolds hoffnungslos zur Flucht sich kehrt.

Also ward die Schlacht geschlagen! Und als frei die Wahlstatt war
„Wo sind die verhöhnten Aechter?" klang es durch die Siegerschaar!
„Unsre Arme sind euch offen, Groll und Feindschaft sind gesühnt!
Kommt! empfangt den Dank, den eure Heldengröße hat verdient!"

Und sie nahen ernsten Schrittes! Bruder sinkt in Bruders Arm!
Weinen Buben hatte damals nicht geschlagen hoch und warm!
Freudig scholl des Dankes Jubel auf zu Gott, der Rettung gab
Und auf die versöhnten Helden lächelt segnend er herab!

Tells Tod.

Vor seinem Haus zu Bürgeln saß sinnend Vater Tell;
Sein Arm war nimmer kräftig, sein Fuß war nimmer schnell,
Es hatten achtzig Winter die Kräfte ihm geraubt,
Sie hatten ihm gebeuget das sonst so stolze Haupt.

Er trug die Armbrust nimmer, er schwang das Schwert nicht mehr.
Es hingen graue Haare um seine Schläfe her.
Er sehnte sich von hinnen hinab ins kühle Grab,
Er streifte längst wohl gerne die morsche Hülle ab.

Er saß in Baumes Schatten, den er an jenem Tag
Gepflanzt, als seinem Pfeile des Geßlers Stolz erlag,
Er brach ihn jenes Tages, ein zarter, dünner Schoß
Jetzt war's ein Baum geworden, der dichte Schatten goß.

Er saß so gern darunter, der graue alte Held,
Es mahnte ihn sein Rauschen an alte Zeit und Welt,
Da sah im Geist er wieder, die einst auf Rütli's Flur
Mit ihm, das Land zu retten, gethan den heil'gen Schwur.

Da winkte ihm vom Himmel der edle Stauffach zu,
Da rief ihm Walter Fürst: „Wie lang, Tell, weilest du?
O komm' zu uns in Himmel! Wir sehnen uns nach dir!
Sieh', Attinghausen, Arnold, und alle sind schon hier!"

Da mocht' er gerne sitzen, die Enkel um ihn her,
Die horchten so bedächtig des grauen Vaters Mähr',
Sie horchten ernst und schweigend wohl manche Stunde lang,
Sprach er von alten Zeiten, von Kampf und Schwerterklang.

Einst wälzte wild der Schächen der Wogen Schwall daher,
Vergebens baute ängstlich der Landmann Wehr auf Wehr:
Nichts mochte Schranken setzen des Stromes Riesenschritt;
Er wälzte Bäum' und Felsen, und manche Hütte mit!

Tell schaut besorgten Sinnes den wilden Wogen zu,
Sie hatten ihn geschrecket aus seiner süßen Ruh.

Da scholl durch's Thal hernieder ein greller Hülferuf,
Der wohl das Herz des Stärksten vor Schreck zu Eise schnt.

Und wie noch Jeder fragend den Andern treibt und stößt,
Da zeigt sich eine Mutter, die Haare aufgelöst,
Den Blick voll Angst erhoben zu des Erbarmers Thron,
Sie zeigt den wilden Schächen und drinnen ihren Sohn!

Da knieeten wohl Manche hin an des Ufers Rand,
Sie hoben auf zum Himmel die Herzen und die Hand;
Da rief wohl Mancher bebend: „Hat Keiner so viel Muth,
Den Knaben zu erretten aus dieses Wassers Wuth?"

Doch furchtsam bebte Jeder vor solcher That zurück,
Die Mutter hebt verzweifelnd zum Himmel ihren Blick;
Es tönt des Knaben Stimme nur schwach vom Wasser her,
Sie tönet schwach und schwächer, sie tönet gar nicht mehr!

Der Tell hat sich erhoben, der achtzigjähr'ge Held:
Wie könnte Tell noch feiern, wo solcher Nothruf gellt?
Er wirft sich in den Schächen, mit jugendlichem Muth.
Er theilt mit kühnem Arme die ungestüme Fluth.

Doch wollt' ihm nicht gelingen sein großes Wagestück:
Es sollte hier sich schließen im Tod des Helden Blick.
Es öffnet sich der Himmel, es ruft der Engel Schaar:
„Willkommen, Tell, du Starker, der Aller Engel war!"

Wohl faßt er schon den Knaben, doch wie er ringt und schafft,
Er fühlt, es ist gebrochen des Armes letzte Kraft.
Noch Einen Blick voll Lächeln auf seinen Heimatort, —
Dann wälzten still die Wasser des Tellen Leiche fort!

So ist der Tell gestorben! Das war ein Eidgenoß!
Dem schlug ein Herz im Busen, das schlug unendlich groß!
Das schlug für alles Schöne, war ohne Falsch und Trug,
Das schlug für alles Große, für das ein Herz je schlug!

J. J. Rietmann.[1]

Threnodie.

Kanon: Weinen, Weinen, Weinen,
Bitt'res Erdenloos! -
Weinen, Weinen, Weinen
Macht dich stark und groß!

Und als ich hier zum erstenmal die Erde und den Tag geschaut,
Das that mir in der Brust so weh, ich weinte laut und überlaut;
Die Wehemutter aber sprach: Gewiß, das Kindlein ist gescheidt,
Denn Weinen, Weinen ist gesund und macht ihm Brust und Lunge weit.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als dann später o der Qual! – zur dumpfen Schule ich gemüßt,
Hat Mütterlein, mitweinend selbst, die Thräne mir vom Aug' geküßt,
Und hat, den tiefen Kindesschmerz beschwicht'gend, mich an's Herz gedrückt,
Und mir gesagt. Wer weint, der lernt, und wird in Zukunft recht geschickt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als der schönste Jugendtraum, die erste Liebe mir versank,
Wie weint ich da so bitterlich, wie ward ich da so sterbenskrank;
Die Freunde aber sprachen schön und priesen mir wie Hiob an:
Ja weine nur, ja weine nur; denn Weinen macht dich erst zum Mann.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als mir meines Hauses Hort, mein Lebensglück verschlang der Grund,
Da ward mein Herz von Seufzen matt, das Auge mir von Weinen wund;
Da kam der Pastor salbungsvoll und gab mir diesen Trostbescheid:
Nur Weinen macht das Herze frei und hebt es zu der Ewigkeit.

[1]) Von Rietmann sind folgende treffliche Schriften erschienen: „Hiob, oder das alte Leid im neuen Liede," St. Gallen und Bern 1843, „Predigten in Liedern", „Ueber Shakespeare's religiöse und ethische Bedeutung", St. Gallen 1853, „Sozialistische Träume, Ebendaselbst 1858, „Festrede zur Enthüllung des Denkmals auf P. Scheitlin", 1861, und „Shakespeare und seine Bedeutung" (Festrede) 1864.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Nun fließt die Thräne immer noch und ist mir Herz und Auge schwer.
Was soll denn nur noch werden hier, was lerne ich auf Erden mehr?
Die Braut die ist gesund und weit, der Kopf ist leidentlich geschickt,
Und lange schon bin ich ein Mann, der aus der Zeit in's Ew'ge blickt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Doch ich verstehe dich, bitt'res Naß, du nimmermüder Thränenquell,
Du wäschest stets auf's Neue mir das müde, trübe Auge hell.
Doch hab' ich ja so viel, so viel, das liebend mir am Herzen liegt,
Drum sind mir auch die Thränen noch nicht ausgegangen und versiegt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und wenn einst einsam und verwaist ich hier nichts mehr verlieren kann,
Und wenn vom starren Auge mir die letzte bitt're Thräne rann,
Dann ist der Kursus durchgemacht, dann falt' ich sterbend meine Hände
Und segne dich du Erdenloos mit Thränen Anfangs und am End.

Weinen, Weinen, Weinen,
Bitt'res Erdenloos!
Weinen, Weinen, Weinen
Macht dich stark und groß.

Dr. J. K. Wilhelm.

Freundschaft.

Ach wie viele Lieben sind dahingegangen,
Wie vereinsamt nehst du da im weiten Erdenrund
Blasser immer blasser werden deine Wangen,
Wie des Herbstes grünes Laub, verwelket Herz und Mund!

Doch es schien nur so: du fühlst dich angezogen
Vom Verwandten in den Menschen leben Menschen fort
Brausen noch so hoch des Schicksals Meereswogen,
So geleitet eine Seele dich zum sichern Port.

In der Ruhe Stunden zieht ein süßes Sehnen
Durch das stille Herz, und heiter wird der düst're Blick;
Ja, wie voll auch sei das Aug' von bittern Thränen,
Eine Hand verwischt sie und erleichtert dein Geschick.

Dieser Hand, so mild, so zart, vertrau' dich ohne Zagen:
Ihr geweihter Zauberstab erhebt zu Himmelshöh'n.
Mag an deinem Ruf ein gift'ger Zahn auch nagen,
Sie erschließet eine neue Welt dir, groß und schön!

Dieses zarte Sehnen, dieses sel'ge Finden,
Das die Herzen bindet in der Liebe heil'gem Raum,
Bleibe; ihm laßt uns die schönsten Kränze winden:
Himmelstochter Freundschaft, nein du bist kein leerer Traum!

Heinrich Boßhard.

Sempacherlied.

Laßt hören aus alter Zeit
Von kühner Ahnen Heldenstreit,
Von Speerwucht und wildem Schwertkampf,
Von Schlachtstaub und heißem Blutdampf.
Wir singen heut' ein heilig Lied:
Es gilt dem Helden Winkelried.

Bei Sempach der kleinen Stadt,
Manch Ritter wohl gespottet hat.
Der Heertroß zerstört das Kornfeld,
Doch warnend ruft dort ein Kriegsheld:
„In Kurzem bringt euch blutig roth
Ein Eidgenoß' das Morgenbrot!"

Man ziehet in's Schlachtgewühl,
Zum heißen Kampf, der Tag war schwül.
Im Stahlkleid gar grausig furchtbar,

Stand Oestreichs geübte Kriegsschaar;
Doch kühlt der Tod bald ihren Muth,
In unserm Land wallt Schweizerblut.

Sie stürzen mit freier Brust,
Im Herzen Muth und Siegeslust,
Zum Kampfplatz, wo man in Schlachtwuth,
Dumpf brüllend sich wälzt im Herzblut.
Es trotzt das Heer, die Noth wird groß,
Und mancher stirbt vom Speeresstoß.

„Erhaltet mir Weib und Kind,
Die Eurer Hut empfohlen sind!"
Ruft Struthan, umfaßt mit Mannskraft,
Drückt nieder der langen Speer' Schaft,
Gräbt's in die weite Heldenbrust,
Mit Gott der Freiheit sich bewußt.

Und über die Leiche tritt
Das Heldenvolk im Sturmesschritt.
Der Schwertschlag erblitzet furchtbar,
Im Helmglanz erbleicht die Mordschaar,
Und es ertönt von Berg zu Thal
Der freien Nachwelt Siegeshall.

Edmund Dorer.

Wahres Eigen.

Die Liebe dauscht uns arm nach äußerm Schein,
Doch liegt in ihr des Reichthums Schatz verborgen.
So taucht aus bleicher Luft der goldne Morgen,
So ruht in dunkelm Grund der Edelstein.

Nur was du liebest, nennst mit Recht du dein!
Was Denken dir errang, was dir in Sorgen
Der Arm erschafft, hat dir Natur geborgen
Das wird Besitz nicht Eigenthum dir sein.

Was du gedacht das magst du schätzbar finden;
Was du erwarbst, das, magst du froh empfinden;
Doch was du liebst, das kannst du überwinden.

Und was du liebst, muß ganz sich dir ergeben,
Und waltet fort und fort in deinem Leben,
Wie Sonnengluth und Feuersaft der Reben.

Wellen und Gedanken.

Beglückte Nacht! Ich wandle jetzt allein
Am Strand des See's; es flüstern nur die Wellen,
Kein Lärm kann sich dem sanften Ton gesellen,
Und in der holden Stille denk' ich dein.

Klar strahlt des Mondes lichter Widerschein
Im Spiel der Fluth; die leisen Wogen schwellen;
Sie drängen sehnend sich zum Licht, dem hellen,
Um Spiegel seiner milden Gluth zu sein.

Und wie die Wellen ohne Ruhe beben,
Um in des Mondes Abglanz hold zu prangen,
Und in dem Schimmer seines Lichts zu weben,

So wogen die Gedanken mir und streben,
Um deiner Schönheit Strahlen zu empfangen,
Da sie von dir verklärt zu sein verlangen.

Des Traumes Glück.

Zum Traume verwandelt Phantasie das Leben,
Doch dieses Traumes Traum beglückt die Minne:
Und ob der Traum im Neid des Lichts zerrinne,
Wer sehnt sich nicht nach seiner Huld zu streben?

Des Traumes Schwingen mögen mich umschweben,
Daß ich durch seine Gunst mir Glück gewinne;
Der süße Mohn umfange meine Sinne,
Und luft'gen Bildern sei mein Geist ergeben.

Ein wahrer Schlummer ist des Menschen Loos,
Und Keiner wand, wie Mancher sie auch möchte
Von der Gewalt der Dämmerung sich los.

Doch reift zur Wahrheitsfrucht des Traumes Blüthe
Und dauert fort, wenn in der Urne Schooß
Der Aschenstaub des kurzen Traums verglühte

Dr. Ludwig Tobler.

Lauterbrunnenthal.

„Lauter Brunnen", lauf're Quellen
Sind dein Name, schönstes Thal;
Rings von steilen Felsenwänden
Gleiten sanft ihr Fall zuthal.

Nicht in wilden Wirbelwogen
Sturz auf Sturz das Wasser wallt:
Von der höchsten Höh gezogen,
Wie durch zaub'rische Gewalt.

Spinnt es sich in Silberfaden
Sachte von der Felsenwand,
Löst auf seinen leisen Pfaden
Selbst sich auf in Staubgewand.

Güt'ger Himmel der uns Alle
„Wie die Bauerbäche" lenkt
Und mit Segens Ueberschwalle
Alle Erdenthale tränkt:

Läut're meine tiefste Seele,
Laß sie sich dem Hochsten weih'n,
Und das Loos, das ich erwähle,
Laß dem Staubbach gleich es sein.

Samuel Liechti.

Di dry Rieſen von Iſeltwald.

(Brienzerdialekt.)

S'iſcht na=m=en heißen Tag g'ſyn, wan is Liſtli
So chiel wie ſießi Ankemilch iſcht chon,
Un mengs gar fyns u lieblichs Diſtli
Mu hed vermerkt vo Wytem ſchon.
Uf Bergen hed mu no iy chäch ghert johlen,
Un uf der andren Syten d'Bäch no runſchen,
U gly hed d'Sunne wellen ahi trolen,
D'r Tag u d'Nacht hein umhi wellen tunſchen;
Un üf em See iſcht no is Schiffli g'fahren,
Mu hed's am grybeleten Waſſer g'ſehn,
U d'Vegel ſyn da g'flohn in großen Schaaren,
Un zringetum da g'herd mu d'ſunderbari Teen.

'S hed ſchon is Wyli ſiebni g'lytet g'häben,
Wan's Gritli uf nen Stein iſcht üſen g'ſeſſen;
S 'mueß emmel geng an eppis annen chläben,
Wenn's fürhen chund mid ſynen luſchtigen Gſpäßen.
Da rieft du d's Gritli: „Hanſelli und Frizli,
So chemed g'ſchwind, jehr mießt Yſopen han,
U näht mer d's Zyſelli mit, das chätzers Gitzli;
Dem Mietti ſägets o, is hed ja n'alls ab'than.
Läht d's Chind nid fallen, thun uch z'ernſchtem mahnen,
Syſcht chumen uch den gwiß chon zwanen.

I wollt' uch jitz grad wieder niewies b'richten,
S'iſcht aber nid von denen Zwergeng'ſchichten,
Nid von d'r Rochelmoren u dem Foferenwald "
Wie d's Gritli das hed g'ſeid in chemes bald,
Un d's Mietti hed no d's Elſelli mitg'non
U ſetzt ſi mit mu üſen ſelben Stein.
Wan aber d'Gritli anfäht gieh's den Getti chon
Un d'Gotte, beidi hein faſt miedi Bein,

Doch wollt sie's nid lan merken u drum schtahn.
Un d'Gotte frägt: „Willt jetzen nid afahn?"
Un Alli losen druf, was d's Gritli zellt,
D's Geißmietti selber hed si nebe d'Gotten gschtellt,
Die andri aber wollt no d'Ussicht han;
So fäht denn d's Gritli endli z'zellen an:

„Vor tunsig Jahren syn dert d's Iseltwald
Dry Bursche gsyn, starchlocht wie höji Tannen,
Mu hed ne Riesen g'seid, den großen Mannen,
Nu losit, wie's den' gangen ischt gar bald.
Selb Zyt ist no nen Chaiser g'syn im Land,
Dem hed mu g'holfe wenn es Chrieg ischt gsyn.
Du schrybt d'r Cheiser eis id's Oberland,
As söll all's chon ihm helfen, Groß u Chlyn.
Du hed mu g'sinnet, 's wän am beschten z'richten,
Mu schickti mu nid e so nen Hufen Lyt,
Mu chennti Geld ersparen u viel Zyt,
Mu well mit denen Mannen b'richten.
Di sin denn g'rad eis gräch g'syn u zum Cheiser chon
„Potz Donder," seid er, syn das all' vom Oberland,
Gähn si mier jetzen das zum Lohn,
Daß d'Fryheit i ha glahn dem Land?"

Duo seid der Greicht: I chan dier Cheiser sägen,
I wollt d'r zehentunsig zämenschlahn,
Un die zween da nähn g'rad so viel bin Chragen,
Mier hein scho mengs so Stryßli ghan."
Duo seid der Cheiser: „Nu mier wein de guggen!"
Un hed duo ganz lan fahren syner Muggen.
Die dry sin druf in Buchenwald da g'gangen,
Un jedra hed en dicken Böum usg'schrissen,
Druf si syn uf en Find mid denen Schtangen
Un hein en b'jäten, daß er ischt usg'rissen.

Da ischt d'r Cheiser gryslich löuben g'syn.
U seid: Jetz chenn d'r g'rad uslesen,
Was jehr weit han." Du chund's den Dryen d'Sinn.

En Vogel in ihr'm Fähnli wän es Wesen.
Duo seid der Eheiser: „Nu d'r föllt nen han."
Duo hein si g'schwind d'r Adler in ihr's Fähnli than.
Druf hed d'r no den Dry'n Erlöubniß gähn,
Derd us sym Boden d's Benigen dry Nieben z'nähn,
Un eini in d'r Hand u zwon im Gyrtel z'trägen.
Das isch jetz All's, was i u=uch hit chan sägen."

Wa d's Gritli so hed zellt, su hein syni Aeugli gfunklet,
Un was hed ufg'herd ghan, su seid da d'Gotten:
„I achten, 's wän jetz Zyt, 's hed scho sy dunklet,
Chumm Hans, mier wein jetz gegen heimen zotten."

Heinrich Leuthold.

Ave Maria!

Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,
Auf leichten Sohlen schleicht sie mild einher,
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels stille Pracht
Ausspannt sie langsam über's Mittelmeer.
Vom Kirchlein einsam auf dem Fels am Strand
Weht leises Läuten über Meer und Land;
Sonst Alles still; nur durch das Schilf spielt lind
Der Abendwind
Ave Maria!

Nun lehnt der braune Schiffer stumm am Mast,
Und sinnend starrt er in die off'ne See;
Er denkt der Seinen bei der Abendrast,
Und ihn, des Meeres stäten, rauhen Gast,
Erfaßt ein banges, ungewohntes Weh,
Ob er sie wiedersehen wird, ob nicht;
Die ferne Heimat, ach! er weiß es nicht;
Er betet leis, und Thränen rieseln lind,
Für Weib und Kind
Ave Maria!

Der finstere Bandit im Apennin
Läßt ruh'n die Beute, die er heut' geraubt;
Das Abendläuten, fremd ergreift es ihn,
Er schlägt das Kreuz, liegt reuig auf den Knien,
Beneigt sein trotziges, verfehmtes Haupt.
Des Tages Sorgen warf er über Bord;
Die Hände, die noch blutig sind vom Mord,
Er streckt sie himmelwärts; durch seine Seele geht
Ein stumm Gebet —
Ave Maria!

Ich aber steure lässig meinen Kahn;
Des Weltengeistes Odem lausch' ich stumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnsucht stillen Ozean;
Die Liebe sei mein Eigenthum.
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein:
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poesie:
Sei gegrüßt, Marie!

Fragment aus Sizilien.

Wo der azurnen Woge Spiel
Sich bricht am Apenningeklipp,
Begrüßt' ich jüngst auf leichtem Kiel
Dein Grab, Virgil,
Am grottenkühlen Posilipp.

Und Platens Gruft besucht' ich heut
Hier, wo Siziliens fremder Strand
Ihm seinen schönsten Lorbeer beut,
Und Blüthen streut,
Die ihm versagt das Vaterland.

So ging zur Ruh' im Aschenkrug
Nun jenes Herzens macht'ger Puls,

Der, als er noch begeistert schlug
Mit Pindar's Flug
Vereint den weichen Ton Tibulls!

Ruh' sanft, o Plaeten! Wer verbannt
Vom Volk, das er zumeist geliebt;
Wer von der Heimat schwer verkannt
Sich abgewandt,
Ist müd', auch wenn er ihr vergibt.

Und doch beneid' ich dich. Denn dort,
Wo sie dich kühl verläugnet, rauscht
Dein Name schon beflügelt fort;
Es zählt dein Wort
Zu jenen, d'rauf die Zukunft lauscht.

Uebersetzungen.[1]

Auf das Grab des französischen Beranger.

(Von A. Beranger, Professor in Lausanne.)

So ist es wahr! Des Todes Sense schonte
Auch dieses Lorbeers nicht, und tief in Weh,
Daß stumm die Harfe, d'rin der Wohllaut wohnte,
Klagt das verwaiste Lied um Beranger.
Es hebt umsonst sein rauschendes Gefieder;
Die Gluth erlosch, die einst ein Volk entfacht —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Zu euch, ihr Schwalben, die April uns sendet,
Sprach er, der euer Zwitschern wohl verstand:
„Zur fernen Küste zieht hinaus und spendet
Trost dem Gefang'nen dort im fremden Land!

[1] Fünf Bücher französischer Lyrik in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinr. Leuthold. Stuttgart, Cotta'scher Verlag 1862.

Hemmt weht sein Herz, gefesselt sind die Glieder —
Kriegt hin und stillt sein brennend Leid ihm sacht!“ —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Fürst ohne Schätze, König ohne Krone,
Nichts als die Waldnacht sucht' er zu St. Cloud;
Die Moosbank zog er vor dem goldnen Throne,
Und dem Palast der Epheulaube Ruh';
An seinem Kleide prangte nur der Flieder,
Das Heideröslein, das der Mai gebracht
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Ein Seufzer? Ha! Gedacht' er an Lisette
Und wie's „am Dach“ mit zwanzig Jahren sei?
Wohl ist die Armuth eine schwere Kette,
Doch auch in Ketten bleibt der Starke frei.
Reich war sein Herz; er hatte Lieb' und Lieder,
Die Hoffnung hielt an seinem Herde Wacht;
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

„Erloich schon jetzt,“ sprach Frankreich, „jeder Funken
Vom Glanz der welterobernden Armee?
Ist in Vergessenheit sie schon versunken,
Wie sie versunken in des Nordens Schnee?“
Da stürmte sein Gesang, bis strahlend wieder
Der Ruhm aus jener Zwielgruft erwacht
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Wenn Zeter über ihn die Heuchler schrieen,
Wenn ihn der Vatikan entbot zum Streit:
„Geht hin,“ sprach er, „ich hab' euch längst verziehen,
Sowie der „guten Leute Gott“ verzeiht.“
Im Sturm sein „Schifflein“ trieb er fest und bieder
Ein Land uns suchend, drauf der Himmel lacht
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Doch schaut, der Sänger mit der Silberlocke
Naht einem bessern Stern; den schlichten Greis
Empfängt der Feldherr dort im grauen Rocke,
Entblößten Haupts; die Garde steht im Kreis.
Und horch! Jetzt singt sie — das sind seine Lieder!
Ob seinem Haupte rauschen Fahnen sacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Stimme der Fluth.

(Von Charles Didier aus Genf.)

Es liegt die Nacht mit zagem Schaudern
O Leman dir am Busen nun;
Bei deiner Wellen süßem Plaudern
Verstummt der Wind und sinkt mit Zaudern
Auf's blaue Bett, um auszuruh'n.

Den Nachtgruß mit dem Strand zu tauschen,
Nur leisen Odems, heißest du
Den Schlummernden die Segel bauschen;
Die Schiffe mit verhaltnem Rauschen
Zieh'n den gewohnten Häfen zu.

Der Himmel, Stern an Stern unzählig
Ruht dir im Schooße klar und still;
Ein heil'ger Schauer faßt allmählig
Mein ganzes Wesen, das sich selig
In reinen Wohllaut lösen will.

Und doch, wie tobst du oft in freier
Begier und rührst mit keckem Kuß
An des Gestades Blumenschleier,
Das wie die Jungfrau ihren Freier,
Dich schmachtend von sich stoßen muß.

Oft stöhnst du auf in bangen Klagen,
Oft zaubermächtig weht aus dir

Ein Hauch wie von verscholl'nen Sagen,
Als spräch' aus deinem Wogenschlagen
Ein unsichtbarer Geist zu mir.

Dein süßgeheimnißvolles Kosen,
Dein Schmeicheln malt kein irdisch Lied,
Wenn mich gleich einem fesselosen
Gefang'nen dein beseelt Liebkosen
Verlockend in die Fluthen zieht.

Urplötzlich ist es dann, als riefen
Sehnsüchtig mir aus deinem Schoos
Zahllose Stimmen, die sonst schliefen,
Als blühte mir in deinen Tiefen
Ein Menschen unerreichbar Loos.

Und zog nicht solche Zauberweise,
Da er an Aegeus Strande saß,
Einst Glaukos in die Wellen leise,
Wo er im Nereidenkreise,
Ein trunkner Gott, der Welt vergaß?

Hans Trüeb.

Quelle des Gesanges.

(11. März 1858.)

Sag' an du Schweizer-Männerchor,
Wo ist dein Liederquell'?
Er springt so reich und voll empor
So labend und so hell:
Es braust die frische Liederfluth
So unerschöpflich fort,
Sag' an, wo ist die Quelle gut,
Wo ist dein Liederhort?

Auf waldbekränzter stiller Flur,
In frommer Einsamkeit;
Im Grütli, wo der Bundesschwur
Das Schweizerland befreit:
Da sprudelt unser Liederquell
So reich und frisch empor,
Es schöpft an dieser alten Stell'
Der Schweizer-Männerchor.

Bei Sempach, wenn man's recht bedenkt,
Bei Näfels — überall,
Wo Schweizerblut die Erde tränkt,
Ist unser Quellenthal.
Da rauschen Lieder voll heran,
Voll Ehrfurcht, Kraft und Schwung,
Da schöpft der Jüngling und der Mann
Zur That Begeisterung.

Bei Heerdenglock' und Alpenhorn,
Im frischen Morgenglanz,
Da springt ein neuer Liederborn,
Im Alpenrosenkranz.
Dort eilt er jodelnd in das Thal
Ein fröhlicher Gesell,
Bringt muntre Lieder ohne Zahl,
Der Hirt von Appenzell.

Noch rinnt ein Quell an fernem Strand
Aus weichem, zartem Grund,
Gibt sich in Lieb' zum Vaterland,
Im Heimwehliede kund:
Du liebes, treues Schweizerherz,
Du Liederquelle du,
Im Liede eilst du allerwärts
Der lieben Heimat zu!

Die Freiheit, die seit alter Zeit
Das Schweizervolk beglückt;

Natur, in ihrer Herrlichkeit,
Die unser Aug' entzückt,
Vereint zu einem hehren Klang,
Zum Namen Vaterland,
Da ist's, wo Schweizermännersang
Den heil'gen Urquell fand.

Karl Schneider.

Der arme Soldat.

Der arme Soldat er zieht zum Streit,
Die Habe so klein und das Herz so weit'
Du junger Streiter der Republik
Was funkelt und glühet aus deinem Blick?

„Wohl keinerlei Ahnentabellen, traun
Gefunden, so heißt's, ward ich hinter dem Zaun,
Erzogen dann christlich, schlicht und recht
Zu einem bescheidenen Bauernknecht.

Da hört' ich nun sagen im Dorfe zu Haus:
Nur Kleider machen die Leute aus;
Es komme just eine eigene Zeit,
Die Manchen wirke das Ehrenkleid.

Da war's mir, als hört' ich ein großes Wort!
Es ist mich mit mächtigem Zauber fort;
Drum nehme ich freudig die Wehr zur Hand
Und ziehe hinaus fürs Vaterland."

Und wo er nun wandert durch Dorf oder Stadt
Wird freundlich gegrüßet der arme Soldat,
Als wäre er vornehmer Leute Kind,
Und nimmer gefunden in Schnee und Wind.

Der arme Soldat – schon schaut er den Kranz,
Den Ehre ihm reichet im Heldenglanz,
Und mancher liebsonnige Lebensblick
Begeistert den Krieger der Republik.

Drum reißt es ihn fort — drum läßt er nicht ab,
Und müßt' er auch sinken blutjung in das Grab!
Drum zieht er so freudig hinaus zum Streit,
Die Habe so klein — und das Herz so weit!

In weiter Ferne.

In weiter Fern' zieh' ich allein
Ein Fremdling durch's Revier;
Wehmüthig taucht im Dämm'rungsschein
Empor dein Bildniß mir.

Ich mein' ich seh' den Tannenwald
Ruinen auf der Höh',
Den Rheinstrom, wie er wogt und wallt
Hinab zum blauen See.

Die Nebel steigen aus dem Moor,
Die Wachtel schlägt ihr Lied;
Aus dunkelm Schilfversteck hervor
Die wilde Ente zieht.

Wie göttlich prangte die Natur
Bei solchem Abendgang,
Wo unser Herz ein Himmel nur
Mit Seligkeit durchdrang.

Wohl werd' ich wieder steh'n am Rhein,
Beschau'n die Abendruh',
Doch ach, mir werden ferne sein
Mein altes Herz und Du!

Der Cymbalmann von Debreczin.

(Mai 1849.)

Ich hieng die Lyra an die Wand,
Wohl nimmer sie zu schlagen:
Ich glaubt' mein Herz schon ausgebrannt,
Trotz meinen jungen Tagen;
Doch bei dem Lied aus Debreczin,
Wer müßte da nicht neu erglüh'n?

Von der Donau, aus dem Ungarland,
Wie rauscht es allgewaltig
Das Lied Kossuth's, so er erfand,
An Weisen mannigfaltig.
Es zieht die Herzen alle hin
Zum Cymbalmann von Debreczin.

Die Honveds und Husaren hoch!
Die wackern Cymbalschläger.
Wie klingt es durch die Haiden doch
Das Lied der wilden Jäger,
Die aus dem alten Debreczin
So todeskühn zu Felde zieh'n.

Das ist dein Lied, — der Säbelklang!
Wie's nur der Magyare
Vereinigt singt im Todesgang
Mit Polens Silberaare.
Drum dreimal Heil den Melodie'n,
Des Cymbalmanns in Debreczin!

Selbst wenn die Sänger nicht mehr sind —
Der Uebermacht erlegen,
Es spielt ihr Lied im Abendwind
Von selber allerwegen
Dann aus dem Schutt von Debreczin
Als Osterlied zur Zukunft hin!

Joseph Hofstetter.

's Röselis Güetli.

I weiß e Güetli, säg nit wo,
Doch daß i's weiß, deß bin i froh,
Im Güetli stoht e Burehuus,
Das gseht gar nett und suber us;
Drin wohnt so gattlig, fin und glatt
Es Meiteli wie-n-us d'r Stadt.

Due d' Mitti vo dem Güetli tscholt
E Bach, do han i gjuchzt und gjolt
Als chline Strupf, wenn i mi gspüelt
Vom Summerschweiß; dernebe chüelt
Dem Erlebusch sis laubig Dach.
Ein bi-me Rückli a dem Bach.

Da denk i oft a d' Juged zrück,
A's unschuldvolli Chinderglück,
Und wie das Meiteli und i
Sind zemme da deheime gsi
Und 's Bord vom Bach hend unterhöhlt
Und üs am Bode n-umme dröhlt.

Kes Blümli wähnt und ke Stei,
Kes Brettli, Stecki wäger nei,
Isch ücher gsi vor üsem Spiel,
So chline Mützger bruche viel;
Was mir no keine hend erwütscht,
Das isch dur üsi Finger grütscht.

Zwar het me-n-üs au mengist gschwelgt,
D'r bitter Ernst mit Ruethe zeigt,
Das het denn fryli anders tönt,
Wir hend üs aber au dra gwöhnt.
Für jungi Lüüt isch nummne gsund,
Wenn d' Ruethe bine zGhre chunt.

Jetz gieht es frili anders us
Mit mir und mit dem Burehuus,
Und 's „Rösli" das isch jetz e Ros,
's goht Mänge-n-uf si z'wybe los
's git jede Fall e chächi Frau
Für Huus und Feld, — si gfaillt mer au.

Wenn d' Sunn no nien' am Himmel stoht,
Kes Bei no fast durs Dörfli goht,
Und 's Finkli sich no duckt im Traum
Im warme Nestli ufem Baum,
Het es für sich scho Alles thue
Und düßelet's d'r Chuchi zue

Und riibt si's Müeti d'Aug-n-us
Und schimpft der Aetti brav sich us.
Wenn d'Sunn ihm afe schint i's Bett
Daß er sich so verschlofe hett. —
So lacht er doch wenn 's Chännli grad
Zum Morgeschlückli isch parat.

Und sei's im Feld und sei's im Wald,
Es kennt ke Rueh und kennt ke Halt.
Wenn d'Arbet z'schochewys si hüüft,
So lacht es erst und Alles schlüuft
Ihm gleitig wie n-e Bliz dur d'Hand,
Es het halt Schick für jede Stand.

Wenn aber 's Abesternli blinkt
D'r Mond am Himmel fründli winkt
D'r Senn sim Vehli innejolt
Dur's Güetli dur es Bächli droit
So glitzerig wie Silberstaub
Und 's Abelüftli ruuscht im Laub:

Da isch es oft no Stunde wach
Verborge-n-unterm Erledach:

Und was ihm da das Bächli ruuscht,
Und was es us de Sterne luuscht
Nach heißem Tag, weiß i allei,
Und wyter brucht es ja ke Gschrei.

Mein Kirchgang.

Wenn leichter Hauch der Abendlüfte
Den dunkelgrünen Wald durchbebt,
Und Leben flüstert allen Zweigen,
Dem Traume gleich das tiefe Schweigen
Der Nacht die Erde überschwebt:

Dann zieht's mich in das nahe Wäldchen,
Dem zarten Wiesengrün entlang,
Da schau ich auf zum blauen Himmel,
Der Sterne flammendem Gewimmel
Im lichten, ewig gleichen Gang.

Und was so oft in schweren Stunden
Mir dunkel Sinn und Geist durchzieht,
Wenn jede Hoffnung will erkranken
Im Wirrwarr forschender Gedanken, —
Was nie ein menschlich Auge sieht:

Das flimmert durch die Nacht so stille
Der Sterne Silberlicht mir zu,
Das kündet mir der Mond so leise,
Das murmelt mir des Bächleins Weise,
Und jeder Zweifel geht zur Ruh'.

Da faßt des Weltalls stumme Größe
Mich mit geheimnißvoller Macht,
Zu dir, Natur, stets kehr' ich wieder!
Der Westwind wird ein Quell der Lieder,
Mein Kirchendom die Sternennacht!

Eugène Peschier.[1]

Das weiße Kreuz im rothen Feld.

(Preisgericht.)

Das weiße Kreuz im rothen Feld,
O Schweiz, dir ruft der Himmelsheld,
Der Freiheit Heiland ruft dir zu:
„In diesem Zeichen siegest du.“
Drum wahr es treu, geliebte Schweiz,
Im rothen Feld das weiße Kreuz,
Der Freiheit Licht und Morgenroth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

Du Alpenjungfrau still und groß,
Vom Himmel blau und wolkenlos,
Wenn dir das erste Sonnenlicht
Die Rosen um die Schläfe flicht,
Dich schmückt wie keine Königin
Dein Purpur und dein Hermelin,
Der Unschuld Weiß, der Liebe Roth,
Die Farben lieb' ich bis in Tod.

Dort droben, wo der Adler wiegt,
Um's Felsennest der Geier fliegt,
Hoch ob des Aelplers grüner Alm
Die Gemse nagt den letzten Halm,
Dort blühen unter Schnee und Eis
Die Alpenrös', das Edelweiß:
Der Freiheit Blumen, weiß und roth,
Die Blumen lieb' ich bis in Tod.

---

[1]) Von Peschier erschien das sehr gelungene Werk: „Dichterbuch der französischen Schweiz.“ Basel und Genf. 1865.

Dort wo der Heerde Glocke tönt,
Von Alm zu Alm der Reigen dröhnt,
Der Jauchzer klinget fern und nah,
Des Sennen froh Hallelujah,
Da lebt ein Völkchen frisch und stark,
Im Leib gesundes Lebensmark
Wie Milch so weiß, wie Blut so roth;
Die Sennen lieb' ich bis in Tod.

Doch dröhnet durch die Berge still
Die Sturmglock' und das Horn so schrill,
Der Jäger jagt nicht Gemsen mehr,
Es heischt der Krieg sein Jagdgewehr.
Er will nicht Kampf zum Zeitvertreib,
Er schützt sein Haus, sein Kind, sein Weib,
Da färbt den Schnee sein Blut so roth;
Die Heimat liebt er bis in Tod.

Und fest wie seine Felsen steht
Der Schweizer, wenn sein Banner weht:
Das weiße Kreuz im rothen Feld,
Da siegt, da stirbt er wie ein Held.
Der Gott im Himmel segnet dich,
Du Land der Freiheit ewiglich;
Dein Kreuz erlöst aus Angst und Noth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

In Glarus und in Appenzell,
Und dort, wo schlummert Wilhelm Tell,
Und in Graubündtens tiefem Schnee,
Am Rhonestrom, am Wallensee,
Und von der Jungfrau Riesendom
Am Aarfluß und am Limmatstrom,
Weht unsre Fahne weiß und roth,
Der Schweizer liebt sie bis in Tod.

Am Wolgastrom, in der Wüste Sand
Und an des Weltmeers fernem Strand,
Dort, wo der Niagara rauscht,
Wenn er in Japan Schätze tauscht,

Wenn ihn der Weltstadt Woge trägt,
Sein Herz in wilder Sehnsucht schlägt:
Die Thräne fällt auf's fremde Brod,
Die Heimat liebt' er bis in Tod.

Und wenn des Alphorns Ruf erschallt
Am fremden Fest die Büchse knallt,
Wenn ihm vor Weh das Herz schier bricht,
Sein Kreuz, sein Kreuz verläßt ihn nicht:
Am Grabe ruft es: Auferstehn!
Beim Scheiden heißt's: auf Wiedersehn!
Das Siegeskreuz im Morgenroth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

Tarantella.

(Aus dem Französischen des Marc Monnier.)

„Ich bin ein lustiger Matrose,
„Kein König hat so reiches Gut,
„Denn mir gehört die grenzenlose,
„Die himmelblaue Meeresflut.
„Und wie der Vogel seine Schwingen,
„Breit' ich die Segel aus im Wind,
„Den Himmel voll Dukaten bringe,
„Die Stern' ich dir zum Angebind'."
So sang der lieblichen Nanette
Der schöne Bursch von Mergellin.
Nun schwinget froh die Castagnette,
Und schlagt das helle Tambourin.

„Nicht Segel hab' ich, nicht Tartane,
„Mein Haar ist schwarz wie Ebenholz;
„So lang und schwarz wie die Sultane,
„Das ist mein Reichthum und mein Stolz:
„Sieh' meine schwarzen Augen brennen
„So feurig wie der Sonne Glanz,

„Und Königin Neapels nennen
„Sie mich am Strand bei Spiel und Tanz."
Und lächelnd blicket jetzt Ninette
Zu dem geliebten Schiffer hin;
Nun schwinget froh die Castagnette
Und schlagt das helle Tambourin.

Die schönen Kinder der Marine,
Sie wurden bald ein Liebespaar,
Kein Signor, keine Signorine
Stand prächtiger am Traualtar.
Das schöne Kind und ihren Freier
Besang der leise Wind der Nacht,
Und Gott im Himmel ließ zur Feier
Erglänzen seiner Sterne Pracht.
Dem schönen Schiffer blieb Ninette
Wohl eine treue Schifferin —
Drum schwinget froh die Castagnette,
Und schlagt das helle Tambourin.

Jakob Schoch.

Das Lied.

Der Drang, der uns mit Allgewalt
Die Brust durchzieht,
Er tritt in herrlicher Gestalt
Hervor im Lied!

Heil, wenn das ewige Gebot,
Das uns durchdringt, —
Der lebensvolle Drang zu Gott,
Im Lied erklingt!

Dann gibt die Völkerschaar, umschwebt
Von Harmonien,
Dem Geiste der im Liede lebt
Die Seele hin.

Und Jeder hört, bewegt, gerührt,
Den Weihgesang,
Denn tief in's eigne Innre führt
Ihn jeder Klang.

Und ist in Aller Seelen Grund
Das Licht entfacht,
Dann wird in großen Thaten kund
Des Liedes Macht!

Ruhe.

Wenn ich von dem wechselvollen
Streit des Leben müde bin,
Sink' ich, daß ich frisch erwarme,
In die treuen Mutterarme
Meiner Heimat liebend hin.

Alles kann ich dann vergessen,
Jede Täuschung, jede Schuld,
Aus der schönen Kindheit steigen
Engel wieder auf und neigen
Sich zu mir voll alter Huld.

Und ein seliges Empfinden
Frommen Dankes mich durchweht,
Daß zur Reinheit meiner Jugend,
Zur Natur, dem Quell der Tugend,
Mir der Weg noch offen steht'

O, daß solche Augenblicke
Stets so schnell entschwunden sind!
Ewig möcht' ich so verschwiegen
Der Natur am Busen liegen,
Fühlend wie ein frommes Kind.

Dr. J. Bucher.

(Preisgedicht.)

Am fünfzigsten Jahrestage des Eintritts von Genf in die schweiz. Eidgenossenschaft.

Juble Genf! Das Fest der Feste
Flicht dir seine Kränze heut;
Sieh', in Hütten, in Paläste,
Wie sich jedes Herz erfreut!
Ja, so weit die Blicke reichen,
Schau im Kreise rings herum,
Da verkünden tausend Zeichen
Deine Größe, deinen Ruhm.

Wo neu gestärkt die Woge dem Lemansee entfliehet,
Im Doppellauf die Rhone die blauen Wasser zieht,
Da strahlet hell entgegen aus ferner Urzeit Nacht
Schon eine hehre Stadt uns in ihrer stolzen Pracht.

Wer hat sie wohl gegründet? Wer ist's, der Rede steht?
Es ist, als ob ein Gott sie auf einmal hingesät;
Ihr Ruhm drang in die Weite, geehrt war fern und nah.
Von Keinem unbeneidet, die alte Geneva.

Und während öde Wildniß noch starrte rings umher,
Da noch auf Wölf' und Bären ausholte des Jägers Speer,
Da noch in gift'gen Sümpfen der Würmer Brut sich wand,
Und todesschwang're Lüfte durchzogen das arme Land;

Da noch des Tags der Fischer, mit Häuten kaum bedeckt,
An stürmereichen Seen der Fische Schwarm erschreckt',
Und dann in dumpfen Höhlen in schrecklich langer Nacht,
Gequält von bitterm Hunger, halb schlummert' und halb wacht':

Da blüht' in der Oase am klaren Rhodanus
Schon „Cäsars Stadt" und freute sich an dem Ueberfluß,
Den hold des Glückes Füllhorn ihr ungemessen bot,
Daß unbekannt der Mangel und fern war jede Noth.

Um die gezierten Häuser, gebaut in schmucke Reih'n,
Da glänzte in den Gärten der Blumen Zauberschein,
Und draußen grüne Wiesen, daneben der Saatenschmuck,
Und auf den Hügeln Reben, gebeugt von der Trauben Druck.

Jahrhunderte verflossen, Geschlecht verdrängte Geschlecht,
Doch Genf blieb groß und mächtig, sein Ansehn ungeschwächt;
Wohl manche Stadt erhob sich und blühte mehr und mehr,
Doch strahlte Genf vor allen, ein Mond im Sternenheer.

Denn edle Bürger ehrten in ihm ihr Vaterland
Und weihten seinem Wohle mit Eintracht Herz und Hand;
Wie glühte um die Wette der nimmer müde Fleiß,
Wie wuchs der Glanz und Reichthum aus leicht vergoßnem Schweiß!

Wie dröhnten da die Gassen von festem Hammerschlag!
Wie wirkt' in emsiger Werkstatt die Arbeit Nacht und Tag;
Der Meißel fand nicht Ruhe, der Ambos keine Rast;
Denn Arbeit war Erholung und Feiern galt als Last.

Und auf dem Markte wimmeln die Schaaren ab und auf,
In hundert Sprachen bietet die Waaren man zum Kauf;
Da liegen aufgespeichert Geschenke der Meeresfluth,
Was Afrika erzeugte und Asiens Sonnengluth.

Doch stille war manch' Stübchen ein Weiser saß darin;
Ihm unbewußt umstrahlte ein heller Lichtschein ihn.
Die Musen sandten gnädig ihm Tempe's Sonnenschein,
Dem Geiste gossen sie Klarheit, dem Herzen Wärme ein.

Ja, Genf verdankt die Größe auch dieser Zauberkraft,
Die, wo sie hingelanget, stets frisches Leben schafft;
Nur wo die Musen lächeln, da blühet jedes Glück,
Und wo sie zornig fliehen, weicht jedes Heil zurück.

Juble, Genf! Das Fest der Feste
Flicht dir seine Kränze heut:
Sieh' in Hütten, in Paläste,
Wie sich jedes Herz erfreut!
Sieh', die längst vergang'nen Zeiten,
Das entschwund'ne Alterthum,
Halfen freundlich dir bereiten
Stolz're Größe, schönern Ruhm.

Doch oft auch schwere Wolken dir schwebten ob dem Haupt;
Oft hat ein grauser Sturm dir die Blüthen wild geraubt;
Und oft der Lenz, der frohe, der neue Blumen reicht,
Er ging an dir vorüber, von keinem Fleh'n erweicht.

Und ach, die harten Wunden, die fremder Fürsten Trug'
Und deiner eignen Bürger entflammte Zwietracht schlug,
Sie wurden nicht rasch geheilet von treu besorgter Hand,
Zu lange blieben sie offen, lang' schmerzte des Fiebers Brand.

Denn dir gebrach die Mutter, die das erzürnte Geschick
Dir liebevoll versöhnte, die mit geschärftem Blick
Den echten Balsam fände, zu lindern deinen Schmerz,
Die neuen Muth dir böte, ausdauernd wie Stein und Erz.

Da nahm Helvetia's, der Heldenmutter, Arm
Dich auf mit stolzer Wonne, umschloß dich liebewarm,

Empfing dich selig lächelnd in ihres Schildes Hut
Und schwur, in Noth zu schützen dich mit des Herzens Blut.

O, das war eine Stunde, als jubelnd jeder Mund
Erhob den Ruf: „Hoch lebe der edle Schweizer Bund!“
Als da zum ersten Male das Auge ward entzückt
Von tausend rothen Fahnen, mit weißem Kreuz geschmückt.

Was man viel hundert Jahre gehofft, ersehnt, geahnt,
Dem wurde nun auf einmal ein leichter Weg gebahnt.
Genf durfte Brüder nennen die hehren Söhne Tell's:
Nun war es fest gebauet auf einen sichern Fels.

Die Kämpfer am Morgarten, Sankt Jakobs Todesschaar,
Und die bei Sempach stritten, und wer bei Murten war:
Die Helden alle schauten herab vom Sternenmeer
Zum ersten Freundesgruße, mit Mienen licht und hehr.

Sie streckten aus die Hände zum starken Segenswort:
Willkommen, Genf! willkommen! Du wirst nun immerfort
Genießen aller Güter, die unser Arm gewann;
Der Schweizer große Thaten sind auch für dich gethan.

So wachse und gedeihe und werde mächtig, groß,
Manch' edler Eidgenosse entsteige deinem Schooß,
Bewahre und verehre der Freiheit Heiligthum,
Hilf mehren und erhalten des Vaterlandes Ruhm!

Was segnend die Helden wünschten, wie herrlich ist's geschehn!
Die Stadt sah stolz und freudvoll der Freiheit Baum erstehn:
In seinem Schatten sproßten ihr Glanz und ihre Pracht.
Paläste an Paläste bezeugen ihre Macht.

In seinem Schatten dauchte dem Bürger süß der Fleiß:
Wer kann den Reichthum schätzen, der folgte seinem Schweiß?
In seinem Schatten ruhte mit Lust der Musen Chor,
Aus ihren Händen strömten die schönsten Gaben hervor.

Wie sehr auch immer wuchsen die Städte rings empor,
So geht doch Genf noch allen mit seinem Glanze vor;
Mit Ehrfurcht schaut der Schweizer auf diese Perle hin,
Im Stillen ihm die Laute wie ein Gebet entflieh'n:

„Bleib' treu, o Genf, der Freiheit, wie du bis jetzt gethan,
Hang' stets dem weißen Banner im rothen Felde an!
Dann fließt dir jene Quelle, an der das Glück sich nährt,
Dann wirst du ewig glänzen, verherrlicht und geehrt."

Juble, Genf! Das Fest der Feste
Flicht dir seine Kränze heut;
Sieh', in Hütten, in Paläste,
Wie sich jedes Herz erfreut!
Deinem Jubelrufe tönet
Tausendfacher Widerhall;
Horch, wie mächtig er erdröhnet
Durch die Schweiz allüberall!

Friedrich August Stocker.[1]

Der Handwerksbursche.

„Herr Meister, gebt mir meinen Lohn,
Ich will nun auf, ich will davon!
Es thut nicht gut in euerm Haus,
Will wieder in die Welt hinaus.

D'rum lieber Meister, laßt' mich geh'n,
Will wieder and're Städte seh'n;
Wohl ist das Haus mir lieb und werth,
Ich hab's geachtet und geehrt.

[1]) Stocker übersetzte die „Blüthen und Knospen" von Petit-Senn sowie mehrere Dramen aus dem Französischen; er selbst schrieb ein Bändchen Erzählungen, mehrere kleine Volksschauspiele und hat sich als Verleger einiger Schriftsteller der jungschweizerischen Schule sowie durch Herausgabe der „Bibliothek vaterländischer Schauspiele" ein Verdienst erworben.

Ihr aber Meister, ihr seid reich,
Das wußt' ich längst, ich wußt' es gleich
Ich hab' nur meinen frohen Muth
Und Euer Lieschen ist mir gut.

Von draußen bin ich und bin arm,
Ich habe nichts als meinen Arm
Und was ich weiß und was ich kann,
Steht jeglichem Gesellen an.

Mein Liebchen weint sich fast zu Tod,
Nun tröste sie der liebe Gott!
Ob um sie freit ein junger Herr,
Fällt ihr das Scheiden doch so schwer."

Und d'rauf der brave Meister spricht:
„Hoho Geselle, poche nicht!
Und ist mein Kind dir herzlich gut
Und liebt sie dich, du junges Blut:

So nimm' sie hin und sei ihr Mann
Und sei ihr ehrlich zugethan.
Mein Weibchen war auch hübsch und reich,
Ich war zwar arm, doch brav zugleich.

Sie nahm mich doch, fuhr gut dabei,
D'rum es auch heute wieder sei;
Nur wenn sich Herz mit Reichthum paart,
Dann gibt es eine gute Art."

Für treue Dienste dann zum Lohn
Der Bursche ward des Meisters Sohn;
Und that wohl gut im Meisterhaus
Wollt' nimmer in die Welt hinaus.

Wie bald!

Wie bald, wie bald ist so ein Herz
Dem Staub der Erde leis entrückt;
Gar bald, gar bald geht's himmelwärts,
Wo selig es auf Menschen blickt.

Wie muß es droben sein so schön,
Wo hingewandt der Augen Licht!
Laß' mich, o Herr! einst jene Höh'n
Erschauen, wenn mein Auge bricht!

Der Schmetterling.

Mit dem Frühling geboren,
Im Mailuft gewiegt,
In's Blaue verloren
Der Schmetterling fliegt.

Auf Blumen geschaukelt,
Berauschet vom Duft,
Von Sonnen umgaukelt,
In bläulicher Luft.

Und unter die Rosen
Sein Häuschen gestellt,
Das ist ja des losen
Maivögeleins Welt.

Mit dem Frühling geboren,
Mit den Rosen dahin,
O daß ich, ihr Horen!
Kein Schmetterling bin!

Die Mädchen von Rochelle.

(Nach einem waadtländischen Ringeltanz.)

Von Rochelle sind wir Mädchen,
Die Lise, Greth' und Käthchen.
Wir kämmen uns und putzen uns schön
Und wollen heut' zum Tanze geh'n.
Frisch auf und laßt uns tanzen!
Ja tanzen.

Da kommt die Mutter zu schmälen.
Was sollen wir's verhehlen?
Was sind wir schön wie Milch und Blut?
Drei holde Knaben sind uns gut,
Wir wollen nicht ledig bleiben,
Nicht bleiben.

Auf's Jahr mögt Ihr heirathen,
Thät' uns die Mutter rathen.
Auf's Jahr sind wir vielleicht schon todt,
Da scheinet uns das Morgenroth
Wohl in die weißen Schreine,
Ja Schreine.

Was sollen wir Mädchen sterben
Und für die Welt verderben?
Man legt uns in drei Gräblein fein
Die Kinder gehen zur Schule ein
Und brechen vom Grab eine Rose,
Ja Rose.

Franz Furger.[1]

Die Ruine.

In des Euphrats stillem Thal
Liegt ein Haufen grauer Steine;
Ihn durchschleichet der Schakal
Heulend in dem Mondenscheine;
Tages singt um kleinen Lohn
Trauervoll ein Beduine
Dort im Thurm von Babylon,
Singt ein Lied von der Ruine:

Einst ist dieser Riesenbau
Zu dem Firmament geklommen,
Tauchte in des Aethers Blau;
Und die Wolken sind geschwommen —
All' die Wolken groß und hehr —
Seiner Marmelwand zu Seiten,
Wie die Fischlein in dem Meer
Rings das stolze Schiff begleiten.

Aber daß der Gipfel nicht
Seines Himmels Thor erbreche,
Hielt der Herr ein streng Gericht;
Auf der weiten Erdenfläche,
Hat die Menschen er zerstreut,
Daß sie nie den Bau vollenden;
Grimmig nagetenun die Zeit
An den längst gebrochnen Wänden.

Stein an Stein liegt da entzwei,
Und die Pfeiler sind gespalten;
Und der Strom rauscht wild vorbei,
Wirft die Wellen, all' die kalten,

[1]) Starb, nach einem kurzen Aufenthalt in Cincinnati, im September 1866 zu Schwyz.

An die Trümmer hin zum Hohn
Doch! was soll die Trauermiene?
Das ist nicht von Babylon
Jenes stolzen Thurms Ruine.

Zeichen ist des Steines Bruch
An des Euphrat's grünen Seiten;
Aber ganz den Gottesfluch
Findest erst du in der weiten
Grabbedeckten Erdenwelt;
Denn so weit die Luft sich bläuet,
Und die Sonne sie erhellt,
Sind die Trümmer ausgestreuet

Trümmer sind es sonderbar,
Alle tragen noch die Spuren
Alter Zeiten licht und klar,
Wo sie von den Erdenfluren
Ragten zu dem Himmelszelt,
Und das Bruchstück alter Würde
Ist noch stets für diese Welt
Schmuck und allerschönste Zierde.

Aber Trümmer immerhin
Sind es, wenn auch noch so schöne:
Siehst du sie vor Schmerz erglühn?
Hörst du ihre Jammertöne?
Nach der Einheit fragen sie,
Nach der Einheit die sie missen;
Aber ach! es sammelt nie
Schicksalsmacht, was sie zerrissen.

Jahre kommen, gehn zur Ruh',
Ewig liegt der Thurm in Trümmern —
Und der Thurm bist, Menschheit! du:
Denn du mußt zerstreut verkümmern,
Ewig nie vereinst du dich
Ragest nie zur Himmelszinne
Wehe! du bist ewiglich,
Mensch, die schrecklichste Ruine!

Der Tempelschatz.

Schon versank des Tages Leuchte;
Tief in Schweigen ruht die feuchte
Ewigmilde Meeresfluth.
Die vom Genuesenstrande,
Von der Alpen Gletscherhut
Bis zum fernen Wüstensande,
Bis wo die Charybdis gähnt,
Ihren grünen Spiegel dehnt.

Und die Nacht in stiller Feier
Wirft den schönsten Sternenschleier
Um den weiten Horizont;
Sieh! — aus dunklen Meerestiefen,
Die kein Sternbild je besonnt,
Aus den Wellen all, die schliefen,
Dringt empor mit einem Mal
Sonnenhell ein Flammenstrahl.

Jede Welle wird zum Sterne,
Daß darob in blauer Ferne
Selbst der goldne Mond erbleicht;
Schiffer auf den Meereswogen,
Von dem Zauberlicht erreicht,
Von geheimer Gluth umzogen,
Wachen auf um Mitternacht,
Und erbeben ob der Pracht.

Um das Wunder sie sich fragen,
Und sie lehnen sich mit Zagen
Ueber ihres Schiffes Rand,
Starren in die Gluth, die rothe,
Ringen jammernd Hand an Hand;
Auch ein Priester ist im Boote,
Der das heil'ge Testament
Und die Psalmen Davids kennt.

Seine Hand zu Gott gefaltet,
Der im Reich der Fluthen waltet.
Sucht im Wasser er die Spur,
Daß das Wunder er ergründe,
Und er fragt die Wogenflur,
Was ihr Glanz der Welt verkünde;
Er beschwört, er fleht, er lauscht:
Feierlich die Meerfluth rauscht.

Und die Wasser sieht er fliehen;
Seine Blicke niederziehen
Zu dem tiefsten Meeresgrund;
Sieh! und Schätze, glanzesreiche,
Wie im weiten Erdenrund
Nicht ein Fürst besitzet gleiche,
Liegen auf dem öden Sand,
Sicher vor des Menschen Hand.

Jener Schatz, den auserlesen
Sich der Vater aller Wesen
Einst in Sion's Tempelschrein,
Den der Römer ihm entwendet
Als in Jammer, Noth und Pein
Israel sein Reich geendet,
Tief verborgen liegt er dort,
Er, des alten Bundes Hort.

Tief im Meere liegt die Lade,
Wo der Herr der hohen Gnade
Sein Gesetzesbuch verschloß;
Um die Bundesarche liegen
Jene Schätze reich und groß,
Die nach Arbeit, Kampf und Siegen
Israel in alter Zeit
Seinem Gott und Herrn geweiht.

Jener Leuchter, feingetrieben,
Siebenarmig, goldbeschrieben;
Jenes Erz, wo Salomon
Seine Weisheit eingegraben;

Und des Hohenpriesters Thron,
Und Gefässe, die die Knaben
Weihrauchspendend einst im Kreis
Schwangen zu des Höchsten Preis;

Und die alten Cederschreine,
Deren Schlösser Edelsteine,
Deren Inhalt reines Gold:
Was die gläubige Gemeine
Spendete als Opfersold,
Drunten im Korallenhaine
Liegt es da in stiller Pracht
Und erglänzet durch die Nacht

Cedern von dem Libanone,
Säulen aus der fernsten Zone,
Purpurtücher roth wie Gluth,
Goldverzieret an den Säumen,
Waren einst des Schatzes Hut,
Als er lag in Tempelräumen.
Doch die Welt hat sich empört,
Und der Tempel ist zerstört.

Seinen Schatz hat Gott gerettet,
In die Fluthen hingebettet;
Statt dem Dom die Meereswelt,
Statt dem hochgewölbten Bogen
Dort das blaue Luftgezelt,
Statt den Cedern Meereswogen
Sind das neue Heiligthum,
Keine Zeit bricht's wiederum.

Aber ach! wo sind die Frommen,
Die zu diesem Tempel kommen?
Wo ist Davids Harfenklang? - -
All die Fluthen wallen schweigend,
In den Wassern tönt kein Sang;
Nur der Priester, sich verneigend,
Wachet oben in dem Kahn,
Schauet fromm das Wunder an.

Er allein kann es erfassen;
Während Andre stumm erblassen,
Fliegt sein Geist den höchsten Schwung.
Und es künden seine Thränen
Heilige Begeisterung;
Endlich bricht sein gläubig Sehnen
In dem frommen Liede aus,
Und es klingt durch's Wellenhaus:

„Preise, Schöpfung, deinen Meister!
Preiset ihn, ihr sel'gen Geister,
Preiset ihn in Ewigkeit!
Bringe Lob dem Herrn, o Himmel,
Lob' ihn laut zu jeder Zeit,
Der das irdische Gewimmel
Treibt im wohlgemeßnen Kreis,
Lob' ihn Kälte, Frost und Eis!

„Preiset ihn, ihr Feuergluthen!
Preiset ihn, ihr Regenfluthen!
Preiset ihn, o Tag und Nacht!
Lobe ihn, o Strahl der Blitze!
Wolken, lobet seine Macht,
Die euch bannt an eure Sitze!
Lobe ihn, der Berge Heer!
Lob' auch du ihn, weites Meer!

„Lobet ihn, ihr frischen Quellen,
Lobet ihn, ihr raschen Wellen!"
Horch! da bebt's im Fluthenreich;
Schneller ziehen all die Wogen,
Und ein Brausen orgelgleich
Tönt empor zum Himmelsbogen;
Mächtig bald, bald zart und leis
Rauscht es in dem Aetherkreis.

Droben in den stillen Sphären,
In der Finsterniß, der schweren,
Wachen nun die Winde auf,
Und die Feier zu verschönen,

Nimmt der Zephyr seinen Lauf,
Rauscht der Ost in wilden Tönen,
Zieht einher der Wolken Macht
Und der Wind aus Mitternacht.

Und der Sturm, der alte König
Greift zur Harfe silbertönig
Und im Hochlied braust sein Mund;
Seine Harfe mag wohl schallen,
Denn sie ist der Meeresgrund,
Und die Stränge sind Korallen.
Wie der König sie ergreift,
Donnerklang die Luft durchschweift.

Und es hallet in den Klüften,
Hallet wider in den Lüften;
Von dem Schatze blitzt der Strahl
Zu dem Donner in die Weite
Ueber Meere, Berg und Thal;
Alle Schöpfung greift zur Saite,
Und es singt den Liebesschwur
Ihrem Vater die Natur.

Jene Sehnsucht, die die Erde
Trägt im tiefsten Flammenherde,
Bricht in wildem Liede aus,
Sprüht im hohen Sangesreigen,
Zuckt in Wetter, Sturm und Graus,
Will nicht ruhen, kann nicht schweigen
Bis die Sonne goldig roth
Sich erhebt als Friedensbot';

Bis mit jenem süßen Frieden,
Den er jeder Zeit beschieden,
Gott herab zur Erde schaut;
Bis mit seinem milden Segen
Er den Weltkreis sanft bethaut,
Und den wilden Herzensschlägen
In der Hoffnung Morgengluth
Stillung bringt und neuen Muth.

Aus „Die Rose von Schiras.“

(Persönliches Jugendevangelium.)

I.

Es klang ein Lied alltäglich,
Allnächtlich an mein Ohr:
Daß ich in böser Stunde
Zu Leid und Klag' geboren sei.

Mir kam es vor allstündlich:
Als ob der Sonnenschimmer,
Der Lüfte Hauch mich plage
Und wider mich verschworen sei.

Ich grollte allen Göttern,
Dem Schicksal und der Zeit
Und fragte: ob ich ewig
In ihrem Zorn verloren sei?

Da kam im Traumgesichte
Ein Greis aus fernem Land
Und fragte: ob der Größte
Ich unter allen Thoren sei?

Ob, wenn die Welt sich labe,
Ich einzig dürsten woll',
Ob ich nicht fühl' wie Andre,
Ein Weißer unter Mohren sei?

Ob all die Lust der Völker,
Die einst der Liebe Glück
In tausend Liedern sangen,
Verklungen meinen Ohren sei?

Ich zürnte ob der Rede
Und fuhr den Alten an:
Wie er zu meinem Tadler,
Zum Rügemund erkoren sei?

Da übergoß den Alten
Ein überirdisch Licht,
Als ob ein Stern geheftet
In Jede seiner Poren sei.

Er lächelte – und sagte:
Im Rechte sei er stets
Weil er ein Sohn der Musen
Der Grazien und Horen sei.

Zum Dorne seiner Rede
Schenk' er dieß Röslein mir,
Das eine Sängergabe
Aus Schiras' Rosenfloren sei.

II.

Rosenorakel.

Als dieser Traum die Seele mir bewegt,
Wie Maienmorgenhauch sich in der Blume,
Wie junges Licht im Morgenroth sich regt:
Lag draußen ich im Waldesheiligthume,

Im Eichenhaine, den ich oft gesucht,
Weil ja dem Leid die dunklen Schatten gleichen, —
An eines Waldsees strauchumrankter Bucht,
Wo weiße Rosen trauernd, farblos bleichen.

Und als ich zögernd wieder aufgewacht.
War eine Rose vom Gebüsch gefallen
Auf meine Brust, wo statt dem Hauch der Nacht
Hellleuchtend jetzt die Liedersterne wallen.

Ich nahm die Blume, und sobald die Hand
Ein Blatt berührt, war Frieden auch gekommen,
Die kalte Uebermacht des Grams verschwand,
Ich hab' ein jugendliches Lied vernommen.

Wozu soll schleichen träg dein junges Blut?
Was soll dein Herz um fremdes Thun sich härmen?
Halt Kindersinn, halt reinen Jugendmuth,
Und stets wird Frühlingslust dein Herz erwärmen!

Halt Kindersinn! — sonst schaute ich in's Buch,
Das graue, wollt' mein Schicksal ich ergründen,
Und fand dann nichts, als schwarz ein Leichentuch: —
Jetzt sollt' die Rose mein Geschick verkünden.

Ob Unglück oder Glück? — für dieß ein Blatt,
Für jenes eins: so gehts im Kinderspiele,
Und welches Wort das letzte Blättchen hat,
Verkündet dann des Menschen Lebensziele.

Ich frag' nach Unglück erst. — ein Blättchen fällt:
Da kömmt der Wind, der frohe Lenzesdufthauch,
Und weht das Unglücksblatt in alle Welt,
Daß flüchtig es verschwindet wie ein Lufthauch.

Ich frag' nach Glück, — ein weißes Blättchen sinkt
Vor meinen Fuß hinab zur blauen Welle;
Der Waldsee rasch die Rosengabe trinkt,
Die dunkle Fluth wird blank und sonnenhelle.

Sonst rauschte klagend hier der Abendwind,
Ein Nebelstreif mit düstern Phantasien,
Jetzt weht es her so warm und so gelind. —
Jetzt tönt es her in Jugendmelodien.

Es schwillt und braust die Fluth, es rauscht im Hain,
Es säuselt im Gebüsch, es klingen Lieder
Der Nachtigall mein Herzschlag mischt sich drein,
Von Ruderschlägen klingt der Waldsee wieder.

Am's Ufer schwimmt ein Kahn, — wer sitzt darin?
Es sind die alten, lustigen Genossen.
Sie suchen wohl den Freund mit düsterm Sinn,
Längst aber ist die Düstermiß zerflossen.

*

III.

Aus Perlen ist der See zusammengeronnen,
Aus Sonnenstrahl ist der Lichtschein gesponnen,
Ein fröhlich Herz, wo Rosen dufien und glüh'n,
Besteht aus viel tausend jugendlichen Wonnen.
Wie viel der Freude hell da zusammenströmt,
Hat nie ein kühler grübelnder Geist ersonnen;
Auch keine Seele kann fühlen all dieß Glück,
Die niemals schwere Leidensarbeit begonnen:
Wer aber fühlt und Schmerzensanfang einst verspürt
Und wiederum dann die Friedensrose gewonnen,
Dem glühen Lenz und Sommer, dem strahlt der Herbst
Im Glanze von ungeahnten Morgensonnen.

J. Siebenrock.

Geheilt.

Manches still geheime Weh,
Eingeimpft aus frühen Tagen,
Tiefe Leiden, nie gemessen,
Fühlt' ich mir im Busen nagen.

Ach, wie war mein Herz bedrückt!
Und ich floh des Zimmers Mauern,
Eilt' hinaus in Feld und Garten,
Auszuhauchen dort mein Trauern.

Klage du dem Rosenstrauch —
Rief's in mir — all deine Wehen,
Denn auch er hat seine Dornen,
Wird gewiß dein Leid verstehen.

Rose wiegte stumm ihr Haupt:
Spar' mir deine Kümmernisse!
Schnell wie Duft verfliegt das Leben,
Darum liebe du und küsse!

Drauf ging ich zum Strom hinab,
Klagte dort den Wellen wieder
Doch es schallte ein Gelachter
Auf den Wassern auf und nieder:

Laß den finstern Gram und Schmerz!
Wirf dein Leid in Fluth und Welle.
Wandle frisch und frei durch's Leben,
Frohen Muth's, das Auge helle.

Leichter war mir's schon um's Herz,
Allgemach die Klagen schwiegen,
Als ich in den Abendlüften
Sah ein Vöglein froh sich wiegen.

Und es las des Grames Spur
Noch auf meinem Angesichte:
Singe, wenn das Herz dich drücket,
Singe, singe, liebe, dichte!

Als ich endlich heimwärts zog,
Fühlt' das Herz ich leichter pochen,
Und es hatt' der Wind ein scharfes
Wortchen noch mir zugesprochen:

Pfeife lustig durch die Welt!
Tose mit, wenn Andre tosen,
Aber dann um schöne Lippen
Sollst du flüstern, küssen, kosen!

Wie ich dann ins Städtchen kam,
Da gewahrt' ich Gläserklingen
Und in einer nahen Schenke
Hört' ich frohe Bursche singen.

Hatte lang dem Sang gelauscht,
Endlich griff ich nach der Klinke;
Drinnen reichten lust'ge Freunde
Froh das Glas mir; trinke, trinke!

Weg den Griesgram und den Schmerz!
Fort das düstre Brüten, Träumen!
Sieh, wie hell und frisch und golden
Hier des Weines Perlen schäumen!

Und ich habe bis zum Grund
Dort den Becher rasch geleeret.
Fühlte mich von Leid genesen,
Das so lang die Brust beschweret.

Blumen, Wellen, Vöglein, Wind,
Becherschaum und Sangesweisen
Alle lehrten mich, wie leicht sich
Läßt die weite Welt durchreisen! —

Dr. Aug. Bandlin, jun.

Herbst.

Ueber mir der blaue Himmel,
Unter mir das grüne Thal,
Und die klare Wasserfläche
Schimmernd in der Sonne Strahl;
Rings umher ein Kranz von Bergen,
Herbstlicht nebelüberweht,
Leises Läuten einer Heerde,
Die im Grunde weiden geht.

Und ich folge mit den Blicken
Jedem Wolkenpilgerflug,
Jedem Vogel in den Lüften,
Jedes Nachens Furchenzug,
Jedem Blatt das fällt zur Erde
Als ein Opfer, herbstgeknickt,
Jeder Blume, die den Lüften
Ihre Seele aufwärts schickt.

In Gedanken süß verloren,
Fern der Städte gift'gem Hauch,
Sitz' ich gern und blicke träumend
In des Haidefeuers Rauch.
Schöne Erde, meinem Auge
Doch so lieblich wärst du kaum,
Dürft ich nicht mit Vogel, Wolken,
Zu ihr eilen durch den Raum.

An einem Sterbebette.

Es pocht des Mannes Herz in letzten bangen Schlagen
Dem kalten dunkeln Haus, der ew'gen Nacht entgegen;
Es schließt das Auge sich, von tiefer Nacht umdunkelt,
Das einst in Freud' und Schmerz so feurig hat gefunkelt:
Doch unten leiert fort im Abenddunkel leise
„Des Lebens freuet Euch" ein Spielmann auf der Reise.
Wie fühllos Jener dort sein Zeug herunter leiert;
Indessen hier der Tod ein schrecklich Fest gefeiert.
Ich schaue an das Bild des abgeschied'nen Lebens
Und such' in mir nach Trost und Hoffnungsmuth vergebens.
O bittre Ironie, die hier mir klar geworden
In heitern, lebensfroh bewegenden Akkorden:
Es geht auf dieser Welt die ewig gleiche Weise
„Wo Einer fröhlich ist, der Andre weint" im Kreise.

Anton Obermatt.

Konradins Traum im Kerker.

An Neapels schönem Strande,
In der tiefen Kerkerhalle,
Die, im Uferfels gegraben,
Bebet von der Wogen Schalle,

Sitzt der letzte Held der Staufen,
Sitzt der Erbe ihrer Krone,
Und es liegt sein Schwert zerschellet
An des Franken blut'gen Throne.

Meerumrandet blitzt die Sonne,
Blickt mit sanftem, gold'nem Strahle
In des Helden dunkle Kammer,
Grüßet ihn zum letzten Male.

Und dem Herzen, trostverlassen,
Und dem Aug', dem gramesmüden,
Bringt sie süßen, tiefen Schlummer
Und des Traumes holden Frieden.

Und ihm weitet sich die Seele
Wie von alter, süßer Kunde,
Und des Kerkers dunkle Wände
Dehnen sich zum Waldesgrunde:

Froh, ein goldgelockter Knabe
Durch die lichtdurchstrahlten Tannen
Und die leuchtend grünen Büsche
Jagt er wild sein Roß von dannen

An des Sees hohem Strande
Sitzet er im Abendglanze,
Singend seiner Heimat Lieder
Zu der Wellen leichtem Tanze;

Leise Glockenklänge ziehen
Liederduftend durch die Lüfte,
Fernhin decken gold'ne Wolken
Des Gebirges finst're Klüfte.

Sangestrunken rauscht die Eiche
Zu dem Lied der Nachtigallen,
Hoch vom Felsenhange glänzen
Mondbestrahlt des Schlosses Hallen.

Hörner schallen von der Zinne. —
Und der Knabe steigt zu Rosse
Und mit lustgeschwelltem Herzen
Reitet er zum stillen Schlosse;

Sieht die hohen Fenster glühen
In der Lichter hellem Brande
Und der Mutter süßes Antlitz
Beugen sich vom Balkonrande.

Grüßet sie mit süßem Worte,
Jaget in des Thores Bogen,
Und es kracht die dunkle Pforte
Und der Traum ist fortgezogen

Von dem Lager springt der Hertscher.
Sieht des Tages rosige Helle,
Und des Todes finstrer Bote
Harret an des Thores Schwelle:

Draußen rufen wilde Rotten
Mit der Schwerter grausem Schalle.
Noch das Bild der Mutter schauend,
Geht der Jüngling aus der Halle.

Am Vorabend des Festes Maria Einsiedeln.

Schon zur heil'gen Abendfeier
Rauscht der dunkle Wald herein,
Durch den grauen Wolkenschleier
Glänzt der Sonne rother Schein;

Und des Domes Fenster glühen
In dem gold'nen Abendstrahl
Und die Glockenklange ziehen
Feierlich mit hell'gem Schall.

Von des Berges grünem Hange
Zieht die bunte Schaar herab,
Von der Sonne glüht die Wange
Und die Hand am Pilgerstab.

Seht sie betend weiter wallen
In den stillen Dom hinein!
Hört ihr die Gesänge schallen?
Leises Beten mischt sich d'rein!

Seht die müden Häupter sinken
An den kühlen Marmorstein,
Und die heißen Thränen blinken
In den Augen, licht und rein.

O ihr armen stillen Leute
Weinet, betet, singt nur zu,
Trost und Labung find't ihr heute
Und des Herzens süße Ruh'!

Denn die Mutter, Euch zu laben,
Rief Euch in Ihr festlich Haus,
Und die schönsten aller Gaben
Theilet sie den Armen aus.

Naturbilder.

I.

Herbstmorgen im Walde.

Schon ist des Sommers Lust und Glanz
Aus Berg und Thal geschwunden,
Und rings der gold'ne Wolkenkranz
Zum Trauerflor gewunden.

Wie ist der Wald so still und bang
Und liegt in dumpfen Träumen, –
Es tönt wie ferner Waffenklang
Hervor aus dunkeln Räumen.

Und horch! ein Schlag! vom Felsenbach
Die Tanne kracht hernieder,
Die Vöglein fliegen zitternd nach
Und schauen hin und wieder.

Und rings in schwarzer Bergesnacht
Hebt an ein klagend Dröhnen,
Wie wenn zu trüber Grabeswacht
Die Trauerglocken tönen.

Und hoch im Wipfel und tief im Grund
Die Vöglein singend klagen:
„Ade, Ade! man hat zur Stund'
Den Herbst zu Grab' getragen!"

II.

Herbstmittag.

Die Sonne steht hoch über'm Wald,
Vom blauen Aether sanft umflossen,
Und leis die Mittagsglocke schallt
Durch die entlaubten jungen Sprossen.

Siehst du das sanfte, gold'ne Licht
Ueber die bleichen Fluren quellen?
Wie in des Kranken Angesicht
Die Todesschatten sich erhellen!

III.

Herbstabend.

Schon zieht herein die stille Nacht,
Es leuchtet rings im Thale,
Des Sees Wogen rauschen sacht
Und glüh'n im Mondesstrahle.

Schon deckt der weiche Nebelflor
Des Berges frostige Glieder,
Es tönt fern über'm stillen Moor
Wie dumpfe, süße Lieder.

Und rings im Thal zu dieser Stund'
Die Abendglocken läuten:
Mir auch klingt's süß im Herzensgrund,
Ich weiß es nicht zu deuten.

IV.

Beginn der Nacht.

Sanft in den weichen Schooß der Wellen
Gebettet ruht die schwarze Nacht,
Die friedenfüllten Himmel stellen
Die Sterne auf die stille Wacht.

Schon kommt der Nachtwind hergezogen
Und treibt die Wolken vor sich hin,
Weit durch des Sees finst're Wogen
Die weißen Segel schwellend zieh'n.

Siehst du die Hütten einsam stehen
Dort an des Ufers steilem Hang?
Hörst du der Stimmen leises Flehen
Und des Gebetes milden Klang?

Das ist die friedensvolle Stunde,
Wo Alles ruhet, Alles schweigt,
Und wo der Sterne heil'ge Kunde
In jedes Herz herniedersteigt.

Marie Thommen.

Ruhelos.

Ob schon lang ich zärtlich wiege
Dieses ungestüme Herz,
Daß es endlich schlafend liege,
Nicht zu fühlen mehr den Schmerz,
Ob ich hundert Wiegenlieder
Sing' dem wilden Dinge zu,
Immer regt es sich wieder,
Immer findet es nicht Ruh.

Wenn die hellen Silberglocken
Winken von des Waldes Saum,
Und die Vöglein lustig locken
Rings auf jedem grünen Baum,
Wenn des Winters Eis zerronnen
Rauschend von den Bergen quillt,
Ach, in süßen Weh und Wonnen,
Wie das kleine Herz darin schwillt

Wenn die Blumen d'rauf erblassen,
Sinken in der Erde Schrein,
Kommt der kühle Herbst gelassen,
Sargt auch meine Träume ein,
Und des Winters weiche Hülle
Ghnet Alles freundlich zu:
Dennoch wird das Herz nicht stille,
Dennoch findet es nicht Ruh.

Immer muß es sich bewegen
Wechselvoll in Leid und Lust,
Immer muß sich wieder regen
Leis die Hoffnung in der Brust.
Emsig schaff's in alten Räumen
Und wer weiß denn wie's geschah,
Prächtig steh'n in neuen Träumen
Schon die alten wieder da.

Joh. v. Matt.

Aus der Wüste.

Durch die Wüste zieht die Karawane
Nach der heil'gen Stadt, wo der Prophete
In der Kaaba ruht den Schlaf der Todten,
Und die Pilger sprechen ihr Gebete.

Glühend brennt der Sonne strahlend Feuer
Auf die Häupter und mit müdem Tritte
Wankt der Zug zur grünenden Oase,
Welche Ruhe beut vom langen Ritte.

An der Palme, wo die Quelle rieselt,
Legt zum Schlafe sich der Pilger Gruppe;
Und wohl Mancher träumt, daß er am Ziele
Und er leuchten sehe Mekka's Kuppe.

Doch dem Sterblichen ist keine Ruhe!
Hinter'm nackten Wüstenfels verborgen,
Harrt auf Raub der wilde Beduine
Weh' den Pilgern, schlafend ohne Sorgen!

Gift'ger Pfeile Schwirren weckt die Träumer
Und in wildem, übermüth'gem Trosse,
Hoch den Säbel in der Luft geschwungen,
Stürmt heran die Räuberschaar zu Rosse.

Angstdurchzittert schreien bang die Weiber,
Doch die Männer heben ihre Schilde,
Und die Säbel von Damaskus klirren,
Und der Kampf ertobt in grauser Wilde.

Aber klein ist nur die Schaar der Pilger;
Allah hilf! sonst gehen all' zu Grunde; --
Sieh'! da steigen ganz in Erz gewappnet
Stolze Reiter aus der Erde Schlunde!

Auf den Schilden und am Schwertknauf flammen
Gold'ne Kreuze. — Wie der Blitz in Wettern,
So die Schläge dieser eisernen Gestalten
Auf die Beduinenhorden schmettern!

„Groß ist Allah!" schallt der Ruf der Pilger
Und die Räuber flieh'n, bedeckt mit Wunden:
Wie ein Hauch sind in der Wüste plötzlich
Auch die edeln Retter all' verschwunden.

Heil'ge Scheu durchzittert alle Glieder,
Zum Gebet auf's Angesicht sie liegen.
„Groß ist Allah"! spricht der greise Emir,
„Ewig läßt er seine Freunde siegen!"

„Aber groß ist auch der Gott der Christen!
„Kreuzesfahrer waren's, einst zum Streite
„Gegen uns gezogen und gefallen,
„Die zum Schutz heut' stritten uns zur Seite."

„Groß ist Allah! Groß der Gott der Christen!
„Selbst die Todten ruft er aus der Erde.
„Um die Hunde, welche Pilger stören,
„Zu vernichten! Seine Macht gepriesen werde!"

„Groß ist Allah! Groß der Gott der Christen!
„Der selbst Feinde schützt und sie errettet!"
Und der Emir neigt das Haupt und weinend
Zu dem Gott der Christen still er betet!

Ein Liedlein zu trauriger Stunde.

Ein Liedlein zu trauriger Stunde,
Das ist wie die Schwalbe am Dach.
Sie bringt uns die jubelnde Kunde:
„Der Frühling, der Frühling kommt nach!"

Da grüßen so freudig die Glocken
Der Blumen in vollem Choral.
Und Meere von blühenden Flocken
Umwogen den Wald und das Thal.

Die Wellen im Flusse, sie tragen
Es durch die Lande so weit:
„Noch gestern vom Winter begraben,
Und heute ist's Maienzeit!“

„„Und Klage und Elend am Morgen,
Am Abend beim fröhlichen Wein!““
Das solle trotz Nöthen und Sorgen
Dein lustiges Liedlein sein.

Dein Liedlein zu trauriger Stunde,
Das wie die Schwalbe am Dach
Fröhlich vertraut auf die Kunde:
„Der Frühling, der Frühling kommt nach!“

Wanderlust und Heimweh.

(Am schweizerischen Rhein).

Nun muß ich fort in weite Ferne.
Mich faßt des Wanderns frohe Lust!
Es glänzen ja so hell die Sterne,
Und schlägt so frei und voll die Brust.
Die Welt ist schön! Hinaus, hinaus!
Ade! Du liebes Vaterhaus!

Und froh zieh' ich durch Berg' und Thale,
Mit hellem Aug' und rüst'gem Fuß,
Der Sonne ernstem goldnem Strahle
Und ihrem letzten gilt mein Gruß.
Seh' ich die Welt im Sonnenschein,
Wie soll sie da nicht herrlich sein?

Am Rhein da stehen hoch in Lüften
Auf stolzem Fels der Burgen viel,
Dahin gezaubert über Klüften,
So kühn, als wär's des Traumes Spiel,
Vor meinem Aug' die alte Zeit
Ersteht in alter Herrlichkeit.

Rings an den Hügeln all' die Reben
Im Morgensonnengolde glüh'n,
Fürwahr! Ein reiches frisches Leben,
Wenn ihres Saftes Perlen sprüh'n!
Vielholdes Kind! Schenk' ein, schenk' ein!
Ein Hoch dir selbst, ein Hoch dem Wein!

Und nun zum Freund aus jungen Tagen,
Von dem so lang getrennt ich war:
„An's Herz mir! Bruder! Laß' es schlagen,
So warm wie einst vor manchem Jahr!"
Im Wiederseh'n blüht frisch und neu
Uns jung empor die alte Treu'!

O Wanderlust! Du Blüthenregen,
Der's Leben maienfrisch verklärt,
Du bringst dem Herzen voll entgegen,
Was seine Sehnsucht oft begehrt!
Und dennoch zieht ein mächtig Band
Mich stets zurück zum Heimatland!

Wohl leuchtet stolz der Burgen Zinne,
Wohl glüht im Becher hell der Wein,
Manch' feurig Auge lockt zur Minne,
Die Freundschaft gibt so goldnen Schein;
Doch heller noch erglüht ein Stern
Zu mir aus meiner Heimat fern! —

O Mutteraug'! Du ew'ge Quelle
Voll hoher Lust, voll süßem Glück!
An deines Bornes heil'ger Schwelle

Ließ ich das Schönste doch zurück!
O Mutterang'! Du Himmelsstrahl!
Dich grüß' ich, küss' ich tausendmal!

J. W. Ottiker.

Aus „Antonius und Cleopatra."

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Eine reizende Landschaft an der Küste Phöniziens. — Wilde Reben mit reifen Trauben behangen, ranken sich an Sträuchern und Bäumen empor, die nur ein kleines Stück des anliegenden Meeres sehen lassen.)

(Phönizische Jungfrauen sind damit beschäftigt, die Bühne festlich zu schmücken, und eben im Begriff, ihre Arbeit zu vollenden.)

Chor der Jungfrauen.

Sie kehren zurück, die tapfern Krieger,
Die unüberwindlichen Partherbesieger —
Seht dort, sie kommen, schon sind sie nah'!
Laßt ihnen zu Ehren uns Kränze winden;
Sie sollen Phönizien im Festschmucke finden,
Wie vor Marc Anton kein Feldherr es sah!

(Römische Krieger treten von Links durch eine Triumphpforte auf.)

Chor der Krieger.

Seid uns gegrüßt, Phönizierinnen!
Gegrüßt, o schönes Land, darinnen
Die Dattel wächst und reift die Traube!
In Parthien ist's rauh und kahl,
Dort haust der Tod — doch hier zumal,
Gedeiht und reiht sich Laub' an Laube!

Chor der Jungfrauen.

Wir haben vernommen die schreckliche Kunde
Von den Gefahren, die ihr bestandet;

Doch wünschten wir auch aus Euerem Munde
Zu hören, wie ihr den Feind überwandet:
Folget uns denn — Liebe soll Euch und Wein
Am gastlichen Herd unserer Väter erfreu'n!

(Ab mit den Kriegern.)

Publicola, Domitius und Canidius
(treten auf).

Publicola.

So hätte denn für Einmal unser Feldzug
Sein End' erreicht — arm an Erfolgen zwar,
Doch reich an Thaten, die des Ruhmes werth!
Nicht weniger als achtzehn Treffen sind es,
Darin die Parther wir zurückgeschlagen —
Noch eine solche Fahrt und Marc Anton
Beherrscht den Orient bis an den Indus.

Domitius.

Kein Berg war uns zu hoch, kein Fluß zu tief,
Daß er uns vor dem Uebergang erschreckte —
Doch zahllos sind auch unsere Verluste!
Denn wen der Feinde Lanzenwurf verschonte,
Den tödtete der Hunger oder Wahnsinn,
Umhüllte seinen Geist mit ew'ger Nacht!

Publicola.

Wohl uns, daß wir Phönizien erreichten:
Hier kann das Heer zu neuem Kampf sich stärken,
Hier Marc Anton sich neue Streiter sammeln,
Um, wenn der Frühling kommt, mit frischer Macht
Die Unterwerfung Parthien's zu vollenden!

Canidius.

Die Unterwerfung Parthien's? — Ich fürchte,
Wir kehren nicht sobald dahin zurück:
Es scheint ein and'rer Gegenstand zu sein,
Der unsern Feldherrn jetzt in Anspruch nimmt:
Oft lagert Trübsinn sich um seine Stirn,
Die sonst in steter Heiterkeit erglänzte,
Er schließt sich ab, flieht unsere Gesellschaft,
Und nur Alexas, der Aegypter, hat
Bei ihm noch freien Zutritt: das mißfällt mir!

Domitius.

Seltsam, höchst seltsam in der That! — Auch mir,
Wenn ich die Wahrheit frei bekennen soll,
Mißfallen jene heimlichen Conventе,
Die Marc Anton mit dem Aegypter pflegt.
Es ist wohl nicht der Fortgang dieses Kriegs,
Den sie berathen, denn Alexas hat,
Seit er das Heer hier der Aegypter
Befehligt, keinerlei Beweise weder
Von Kriegserfahrung noch von Muth gegeben.

Publicola.

Dafür kennt er die Sitten und Gebräuche
Der morgenländ'schen Völker wie kein And'rer;
Er ist geschickt als Dollmetsch und war Marc
Anton in dieser Eigenschaft oft nützlich.
Daß er, da nun die Waffenruh beginnt,
Ihn oft vielleicht auch damit unterhält,
Daß er von seiner Königin erzählt —
Nichts ist natürlicher, Nichts aber hat
In meinen Augen mindere Bedeutung!
Was ist den Männern Liebe? — Was den Frauen
Ein schönes Kleid ist: sie ergötzt, zerstreut,
So lange sie uns neu erscheint — nichts weiter!

Canidius.

Doch geht die Sage, daß Cleopatra
Auf Marc Anton's Geheiß schon unterwegs
Sich nach Phönizien befind', um hier
Den Winter mit ihm zuzubringen . . .

Publicola.

— Glaub's,
Wer mag, ich nicht!

Domitius.

— Oft geht ein falsch Gerücht
Den wirklichen Ereignissen voran.

(Alle ab.)

Antonius und Alexas
(treten auf).

Antonius
(beim Anblick des Meeres:)

Das Meer! Ha, wie der Anblick wieder mich
Erquickt! So mochte dereinst jenen Griechen,
Die unter Xenophon bei König Cyrus
In Asien gedient, zu Muth sein,
Als sie der langen Tagreisen müde,
Gleich uns, die heimatliche Fluth erblickten
Und Thalatta! entzückten Herzens riefen!

Alexas.

Wenn Euch der Anblick schon des Meer's erquickt,
Das Euere Empfindung nicht erwiedert
Wie sehr müßt Euch der Anblick erst entzücken,
Den ihr viel länger als das Meer entbehrtet:
Der Anblick meiner Herrin, die Ihr schön einst fandet
Und die nach Euch sich, wie im Wüstensand
Nach einer Quelle die Gazelle, sehnt!

Antonius.

Nichts mehr von ihr denn die Erinnerungen,
Die du in mir zu wecken unablässig
Bemüht zu sein scheinst — werden mir zur Qual!

Alexas.

Die Qual wird anderen Gefühle weichen,
Wenn Ihr erlaubt, daß sie Euch wiedersehn:
Hier, sollt ich meinen, schickt sich Ort und Zeit,
Hier, wo das Heer sich seiner Muße freut,
Hier sollet ihr die Königin empfangen,
Tragt anders Ihr nach ihr noch ein Verlangen:
Erlaubt, daß ich nach Alexandrien eile
Und ihr verkünde, daß sie sonder Weile
Euch in Phönizien begrüße, wie
Es einer Königin gezieme, die
Die Bundsgenossin meines Feldherrn ist.

Antonius.

Alexas, wenn mein Freund du wirklich bist,

Wie du zu sein es vorgibst – bleibe! — Doch,
Wenn dieser Krieg zu End' ist und zurück
Du einst zu deiner Herrin kehrst – sag' ihr:
Ich habe sie geliebt — und daß ich noch
Sie liebe, wie kaum je zuvor; das Glück,
Das ich in Alexandrien gefunden,
Es sei für immer mir, wie ihr, entschwunden:
Sag' ihr, daß sie unendlich theuer mir!

Alexas.

Und doch wollt ihr mir nicht gestatten,
Ihr diese Botschaft jetzt zu überbringen?

Antonius.

Dein Wunsch verletzt die Pflichten eines Gatten;
Nicht mögest drum du weiter in mich dringen!

Alexas.

Und wenn Cleopatra nun dennoch hier
Erscheinen würde, um Euch zu begrüßen?

Antonius.

Sie wird's nicht wagen — kalt müßt' ich vor ihr
Mein Herz, das ich nur dir enthüllt, verschließen!

Alexas.

Und wenn ich selbst sie herbescheiden ließ,
Indem ich Eure Rückkehr ihr verkündet?

Antonius.

Du hieltest meines Beifalls dich gewiß?
Dann hast du deinen Feldherrn schlecht ergründet!

Alexas.

Wohlan — sie wird erscheinen! – Herr, verzeiht,
Wenn ich in Euerm Dienst mich ihr geweiht!

(Er neigt sich und geht rasch ab.)

Antonius

(allein:)

Sie wird erscheinen? — Ja, nun seh' ich klar,
Daß er mit ihr im Einverständniß war!
Zu spät erkenn' ich, daß ein Gift er mir
Ins Ohr geträufelt, dessen Wirkung hier

Ich immer stärker, immer mehr empfinde!
Ob ich die Kraft zum Widerstand noch finde?
Hier, wo mir die Natur entgegenlacht
In ihrer üpp'gen Fülle reichen Pracht,
Wo alle Wesen sich zu lieben scheinen
Und selbst Gebilde, die nicht fühlen, einen?
– Schon kreist geschwinder meiner Adern Blut.
Die Pulse fliegen, mich verzehrt die Gluth,
Die der Aegypter wieder angefacht,
Nachdem ich selber sie erloschen glaubte!
O, der den Frieden meiner Seele raubte,
Er sei verflucht! Nie mög' er mehr fortan
Sich mir, der blindlings ihm vertraute, nah'n!
Wohl gleicht die Liebe jenem wilden Pferd,
Das über Feld und Fluren dahinfährt,
Nicht achtend all der Blumen und der Saat,
Die dessen Fuß erbarmungslos zertrat,
Das keine Warnung und kein Zuruf zügelt,
Bis es, vom Drang der Leidenschaft beflügelt,
Sich seines Lebens raschen Lauf verkürzt,
Indem es selbst sich in den Abgrund stürzt!

(Er macht einige Schritte dem Meere zu, als er eine liebliche Musik vernimmt, die von dorther zu kommen scheint, und innehält.)

Antonius.

Was hör' ich? Sind dies nicht dieselben Töne,
Die in Cilicien ich einst vernommen,
Als sie mir dort zum ersten Mal erschien?
Wenn sie es wieder wäre! Ha, so sprach
Aleras wahr! Sie ist's! . .

(Cleopatra erscheint, wieder als Venus geschmückt, ein goldenes Diadem mit einem stark funkelnden Diamanten über der Stirn tragend, auf demselben Fahrzeuge und in der nämlichen Umgebung, wie solche im ersten Akt von Mäcenas geschildert wurde. Ihre Haltung ist die einer strenge zürnenden Gottheit — Antonius bleibt bei ihrem Anblick betroffen stehen; — gleichzeitig kehren Phönizische Jungfrauen und Römische Krieger auf die Bühne zurück.)

Chor der Jungfrauen und Krieger.

– Sie ist's! Sie ist's,
Die Meerentstiegene! 's ist Aphrodite!

Cleopatra

(hält, ohne ihr Fahrzeug zu verlassen, ihren Blick unverwandt auf Antonius gerichtet, der den seinigen senkt).

Ich bin es, ja — bin Venus Aphrodite!
Doch komm' ich nicht, damit um Gnad' ich bitte,
Wie einst, da ich Cleopatra vertheidigt:
Nein, Feldherr Rechenschaft sollst du jetzt geben,
Für den Verrath, womit du sie beleidigt,
Die mehr dich liebt als selbst ihr eig'nes Leben! —
Sprich, Sterblicher, glaubtest Du ungestraft
Meiner Macht zu spotten? Glaubtest frevelhaft
Verleugnen sie zu dürfen — jene Macht der Liebe,
Die über Alles, so da lebt, ich übe?
Vor der sich Könige wie Bettler beugen
Und alle Völker Ehrfurcht nur bezeugen?
— Cleopatra hat weinend dich verklagt,
Beschuldigt dich des Treubruch's — nun, was sagt
Antonius dazu? — Du schweigst? — Bereuest
Wohl gar nicht einmal deine That? — — So sei'st
Du denn fortan von Jedermann verlassen!
Wer dich geliebt mag dich von nun an hassen!
Schmach sei dein Loos! Octavia dein Verderben,
Daß unbetrauert du von ihr wirst sterben!

(Antonius bleibt unbeweglich. — Cleopatra verläßt nun ihr Schiff, eilt auf Antonius zu und kniet vor ihm nieder.)

Cleopatra.

Antonius — sieh mich zu deinen Füßen!
Sieh hier Cleopatra! — Und wenn ich dich
Jemals beleidigte — so lasse mich
Die Kränkung länger nicht so bitter büßen!

(Sie spricht die letzten Worte mit von Thränen erstickter Stimme.)

Antonius
(scheint tief ergriffen:)

Erhebe dich! — Nicht ziemt es, daß im Staube
Vor mir die Gottheit liege, deren Glaube
Mir nie so gegenwärtig war!

Cleopatra

(erhebt sich und lächelt holdselig:)

So hast

Du mir verziehn? So darf ich denn als Gast
Dich bald in Alexandrien begrüßen?

Antonius.

Ich wünscht' es, Königin; doch meine Pflichten
Als Feldherr halten mich dahier zurück!

Cleopatra.

Läßt sich der Partherkrieg nicht friedlich schlichten?
Bin ich — wie Du mir — nicht dein ganzes Glück?

Antonius.

Folge mir nach! In Sidon will ich dich
Wie's einer Königin geziemt empfangen!

(Er reicht Cleopatra die Hand zum Kusse dar und geht ab.)

Cleopatra

(für sich:)

Der Himmel sei gelobt! So hat er mich
Denn nicht vergessen! Herz, hör' auf zu bangen!

(Sie besteigt ihr Schiff wieder und verschwindet.)

Chor der Jungfrauen.

Schön ist Cythere, wenn sie daher schwimmt
In goldener Muschel, auf goldenem Nachen!
Wessen Gefühle da nicht erwachen,
Dem wohl kein Herz im Busen mehr glimmt!

Chor der Krieger.

Wer kennt die Liebe — und trotzt ihrer Macht?
Wer die Göttliche Einmal empfunden,
Fühlt jeder andern Pflicht sich entbunden
Und lebt nur ihr, die die Gluth angefacht!

(Alle ab.)

Joseph Viktor Widmann.

Aus „Iphigenie in Delphi".

Dritter Akt.

Zweiter Auftritt.

Elektra, Iphigenie.

Iphigenie.

Verzeihung, edle Fremde, wenn ein Weib,
Das eben selbst aus großer Trübsal ist
Hervorgegangen, theilnahmsvoll Dir naht.
Ich sah, wie Du schon eine Weile hier
In mächtiger Erregtheit standest, bebend
Vor namenlosem Leid; denn Leiden nur
Verändern so Dir Haltung und Gebärde.
Nicht unterliegen edle Seelen je
Dem Jubel und der lauten Freude so,
Aus Mitgefühl d'rum nah' ich Dir

Elektra.

Scheint denn
In etwas endlich mir Erleichterung
Das Schicksal zu gewähren, da es mir
Für eine traute Leidensschwester sorgt,
Die gleich das Herz mir eingenommen hat
Mit ihrem sanften Blick. Sei denn willkommen.

Iphigenie.

Dein freundlicher Empfang macht mich sehr kühn,
Schon bitt' ich Dich: O! nenne Deinen Kummer.

Elektra.

Wie? Kummer? Welch' ein Wort! o! welch' ein Wort!
Zählst Du denn auch zu denen, die nichts kennen
Als jene Sorgen, jene lieben Mängel,
Die erst dem Leben rechte Würze leih'n?
Geh! gieße Kummer in die duft'ge Schaale

Auf eines Mädchens Schmucktisch, daß die Stirn
Die allzuheit're sie damit beistreiche,
Nun wird sie schön, nun erst begehrenswerth.
Verwandle Kummer doch in einen Ton
Wonach der Jüngling seine Leier stimme;
Sie klang so schaal vorhin, nun klingt sie besser
Und taucht die Hörer rings in süßen Harm.
Doch was ich leide, das singt nicht zur Leier
Ein Sänger Dir, noch schmückt mich die Entstellung,
Die in mein Antlitz hat der Schmerz gemeißelt.
Was mir die Seel' umflort, ist nicht der Schatten,
Der über jedem Menschenleben liegt.
Es ist nicht die süße Leidesdämmerung.
Es ist die dunkle Nacht des Erebos,
Die ew'ge, sturmdurchraste Finsterniß.

Iphigenie.

Mit ungeheurem Schicksal wächst die Seele.
Doch kleiner Schmerz er beugt am tiefsten uns.

Elektra.

Der Schmerz, der beugt, ist noch der wahre nicht!

Iphigenie.

Recht sagst Du, ächter Schmerz soll uns erheben.

Elektra.

Erheben! Ja, und weißt Du wohl auch wie?

Iphigenie.

So daß aus Trübsinns düstrer Fluth empor
Wir steigen.

Elektra.

Gegen die verhaßten Götter

Iphigenie.

Die Götter klaget kein Verständ'ger an.

Elektra.

Doch wenn sie des Verstandes ihn berauben?

Iphigenie.

Sie lassen stets nur zu, was unser Werk.

Elektra.

Weßhalb dann danken wir für's Glück noch ihnen?

Iphigenie.

Weil dieses wohl aus ihrem stammt.

Elektra.

Und nicht das Unglück? O der schönen Lehre,
Die Alles, was die Götter thun, entschuldigt!
Wenn Leid uns trifft, so ist es wohl gethan,
Denn wir sind Schuld, daß Leid uns hat betroffen.
Wenn aber Glück wir uns erringen, dann
Natürlich ist's geschenkt und will verdankt sein.

Iphigenie.

Wohl ist es wahr, daß aus des Himmels Höhen
Der Sonnen- und der Wetterstrahl uns trifft.
Doch wir sind's, die des Blitzes Flammenzungen
Auf uns herunterziehn. Wer heißt uns denn
Statt fromm die offne Hand des Flehenden
Und den vertrauensvollen Kindesblick,
Worin so gerne der Olymp sich spiegelt,
Emporzuheben — wer heißt uns die Faust,
Die drohend frevelhafte des Titanen
Zu schütteln gegen den umwölkten Himmel?
Muß nicht den wilden Wuthblitz trotz'gen Auges
Der Blitz der Götter blendend uns erwidern.
Und wenn unheil'ges Toben endlich grollend
Ihr Donner übertäubet, wunderts Dich?

Elektra.

Du zielst auf mich und auf die wilde Rede,
Die mir entströmt, als Du vorhin Dich nahtest.
Allein so wahr bereit's — o Fremde, mir
Dein edles Antlitz hat das Herz gewonnen,
Und ich Dir Unwahrheit nicht bieten kann —
Nicht immer war ich so, wie Du mich jetzt siehst.

Das Feuer mancher heißen Stunde hat
Die eh'mals sanften Züge mir zerstört,
Und dann, die lange Leidensnacht hindurch
Sind sie erstarrt in eherner Verhärtung
Zu diesem trotz'gen Bilde, das Du siehst.
Ach! solche Leiden hast Du nie erlebt.
Der Himmel ehrt sich selbst in Deinem Antlitz
Zu sehr, als daß er Sturm erregen wollte,
Dich und sein eigen Bild in Dir zerstörend.

Iphigenie.

Ich habe Leid, und schweres Leid erfahren.
Doch auch wie's plötzlich sich verkehren kann
In Freude. Wenn mein Auge heiter strahlt,
So ist's weil stets vor ihm das Bild des Bruders,
Des lang entbehrten, jetzt Gefund'nen schwebt.

Elektra.

Weh mir! Du reißest neue Wunden auf!
Ein Bruder eben ist's, den ich verlor.
Siehst Du, die Götter sind nicht reich genug
Uns Alle zu beglücken; ach! sie nehmen
Dem Einen, was dem Andern sie verleih'n.

Iphigenie.

Ein Kreislauf herrscht, ein Wechsel aller Dinge.
Wie Tag und Nacht und Sonn' und Mondenschein
So tauchen auf in ew'gem Wiederspiel
Unglück und Glück, und Freud' und Leid. Hier Lieder
Des Jubels an den neugeschenkten Sprößling,
Der des berühmten Hauses Namen wird
Mit frischem Glanz bereichern; Klagen dort
Und Trauer um des Fürsten Scheiterhaufen,
Ehrwürd'gem Schatten feierlich Geleit.
Zerriß'ne Bande hier der zarten Liebe,
Mit Hymenäen dort ein glücklich Paar,
Und über alle dem nur eine Sonne!
Doch dieser Wechsel tröste den Betrübten,
Ihm tagt wohl auch ein Morgen nach der Nacht.

Elektra.

Warum jedoch gibt's keinen ew'gen Tag,
Der sich vom Aufgang bis zum Niedergang
Ausbreitete, mit seinem gold'nen Lichte
Die ganze Menschheit labend?

Iphigenie.

Weil selbst Götter
Solch' ew'ges Licht immer gleich ertragen.
Gern steigen sie zu uns herab und dulden
Wie wir, um glücklich auch wie wir zu sein.
In jedem Schmerz liegt neue Seligkeit.
Die Liebe selbst, wie wächst sie durch die Trennung!
Und wenn uns Kronos mahnt, daß ewig nicht
Des Schönsten wir genießen dürfen, lehrt er
Uns nicht, sein um so treuer zu genießen?

Elektra.

Zum Guten deutest Du Dir jeglich Ding',
Doch lenken's nicht die Götter stets zum Guten.
Wenn uns ein widrig Schicksal niemals hat
Unschuld'gen Glücks Besitzthum gönnen wollen,
Ja, wenn uns endlich die Erfüllung winkt
Und dann noch einmal jene finstre Macht
Sich aufrafft und mit einem Schreckensschlag
Für immer Alles in Vernichtung wandelt,
Bleibt uns dann mehr als lästernde Verzweiflung?

Iphigenie.

Dir ist vor allen Sterblichen, so scheints,
Ein traurig Loos gefallen.

Elektra.

Wahrlich! Wahrlich!
Ein traurig Loos, ein Loos, das mir das Herz
Zusammenpreßt, und stets muß ich d'ran denken.
Früh ward durch Gräuelthaten meine Seele
Gewöhnt an Ungeheures; da, wo sonst
Der Friede wohnt, am heil'gen Herd des Hauses,

Erhob ihr Schlangenhaupt verruchte Zwietracht,
Und schwoll und wuchs im Blute der Verwandten,
Die sich in unbarmherz'gem Wechselmord
Hinwürgten. In der dunkeln Fluth erloschen
Die Kohlen zischend auf dem Herde da.
Du seufzest; hast Du Aehnliches erlebt?

Iphigenie.

Ich kenne gleiches aus dem eig'nen Hause.

Elektra.

Doch nicht wie ich! O! höre weiter nur:
Verhaßte, fremde Willkür machte sich
Nunmehr an der entweihten Stätte breit,
Das Laster setzte trotzig, wie der Vogel,
Der auf geborst'nen Tempels letzter Säule
Sein häßliches Geschrei ertönen läßt,
Als Sieger in die Halle sich, und mir,
Die man mißhandelte, verachtete,
Mir, des geschändeten Geschlechtes Tochter
War's aufbehalten, aus der rohen Hand
Des Ueberwinders unter stetem Zittern
Mein Brot zu nehmen. Laß zum Schluß mich eilen,
Denn Scham und Jammer wollen mir das Herz
Zerreißen, wenn der Gräuel ich gedenke.
Die meines Hauses Glück und Ruhm zerstört
Der Unterdrücker fiel, und wer im Hause
Ihm sich ergeben, hatte gleiches Schicksal;
Vom neuvergoss'nen dunkelschäum'gen Strom
Ward so die alte Mordspur weggeschwemmt
Doch ach! Dieß viele Blut hat den Befreier
Verfolgt und gräßlich ihn zuletzt erstickt.
So steh' ich denn allein! Das letzte Herz,
Dem ich zu Liebe leben wollt' ist kalt.
Im Hades bin ich schon vertrauter drum
Als auf der Oberwelt; dort harren mein
Nunmehr die Glieder alle des Geschlechtes,
Deß ich, die zu Dir spricht, die Letzte bin. —

Iphigenie.

Du sollst fortan nicht so allein mehr stehn.
Dein Schicksal hat gewaltig mich ergriffen,
Auch ist mir bis in's Innerste des Herzens
Gedrungen Deiner Stimme Klang; mich hat
Der Ausdruck Deines Wortes und die ernst
Entschiedene Gebärde, die nur Dir —
Und einem mir sehr lieben Todten — eignet,
An Dich gefesselt. — Laß uns einen Bund
Vertrauter Freundschaft schließen. Diesen Abend,
Wenn über jenen Wipfeln das Gestirn
Selenes funkelt, findest Du mich hier.
Da komm' und laß' uns unsre Herzen öffnen,
Einander dreinzuschließen.

Elektra.

Sei's. Ich komme
Und weinen will ich dann, will allen Groll
Vor Deinem sanften Blick sich lösen lassen.
In Deiner Arme freundlicher Umschlingung
Wird Linderung mir werden: — schmelzen soll
Die frostige Verhärtung. Sieh, schon dank' ich
Den Göttern wieder, die nun nicht umsonst
An diesen Boden mich gefesselt hatten.
Denn eine liebe Seele fand ich.

Iphigenie.

Wie blüht in diesem freundlichen Gedanken
Dein Antlitz auf; — unwiderstehlich treibt's mich
Auf Deine Lippen einen Kuß zu drücken,
Den ersten uns'res Bundes. — Lebe wohl.
(Sie geht ab.)

Otto Suttermeister.

Sittlicher Stil.

Traun! mir leisten noch nicht für den Menschen völlige Bürgschaft
Seine Ideen, die er blos tummelt in Wort und in Schrift.
Nein, ich verlange zu wissen: Wie war seiner Jugend Erziehung?
Welches ist sein Gemüth? welches sein sittlicher Stil?

Zwischen zwei Klippen.

„Als ich mich geistreich wähnte, da nannten sie's edle Geziertheit;
Als ich natürlich mir schien, schalten sie's trocken und platt."
Billig geschah's! Nicht Natur, nicht Geist, jedwedes für sich nur
Nein, das Gediegene schafft geistig vertiefte Natur.

Wahrhaftigkeit.

Bildet den Willen der Jugend, und b'ldet ihn stark, denn allein so
Steht in dem Drange der Zeit einstens sie männlich und wahr.
Wahr sein kann nur der Starke, es paart, und wenn er sie haßte,
Doch mit der Lüge zuletzt stets sich der schwächliche Sinn.

Freistunden.

Laßt mir den Knaben sich tummeln in Feld und Wald und Gebirge,
Ihm gebühret sein Theil draußen am sonnigen Tag.
Seht wie mit seliger Lust er lauschet dem Picken des Spechtes,
Wie er des Eichhorns Sprung leuchtenden Blickes verfolgt;
Wie er das pochende Herz der klug gefangenen Drossel,
Die er sich lange gewünscht, fühlt in der bebenden Hand.
Wie er zur Angel sich sucht die schwanke taugliche Gerte,
Oder mit kundiger Hand Pfeife sich schneidet und Horn;
Wie er sich dort ausspäht Wildkirschen länerlich süße,

Dort im verborgenen Wuhr badend sich köstlich erquickt —
O was er so durchlebt in heiß lebendigem Anschaun,
Was ihm die Sinne so traut fesselt und Herz und Gemüth:
Auch ein Studium ist's und keins der geringsten, das glaubt mir:
Die es ihm weigern und schmäh'n, strafen sich selber dazu:
Ja das lebendigste Wort des Lehrers, es bleibt ihm ein todtes,
Schenkt ihm nicht Mutter Natur auch den lebendigen Sinn.

Großmutter.

(Nach dem Plattdeutschen des Claus Grot.)

Großmutter nickt im Lehnstuhl
Ueber der Hauspostill!
Ich weiß nicht, was die Alte
Nur immer lesen will!

Sie guckt sich durch ihre Brille
Die Augen gar noch blind;
Wohl ist sie immer noch rüstig,
Doch lange nicht mehr ein Kind.

Heut Morgen ist sie wirre
Und irre ganz und gar;
Sie sieht nicht, daß das Möpschen
Ihr hinterm Rocken war.

Sie merkt nicht, daß der Kater
Ihr in die Mütze schlüpft
Und daß der Kanarienvogel
Ihr über die Finger hüpft.

Die Sonne scheint doch so freundlich
Und färbt ihr die Backen roth . . .
Du lieber Gott im Himmel,
Ich glaube, die Alte ist todt!

Inhaltsverzeichniss.

	Seite.
Vorwort	V
Gottfried Keller	1
Romeo und Julia auf dem Dorfe	17
Abendlied	78
Abend	79
Nacht 1—2	81
Frühling	83
Sommer 1—2	84
Im Wald	85
Herbst	86
In der Stadt 1—2	87
Die zwei Tellenschüsse	88
Atheismus	88
Liebeslied	89
Feuer-Idylle 1—10	91
An mein Vaterland	100
Auf der Landstraße	101
Am Vorderrhein	102
Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee	103
Sommernacht	106
Von den Kindern	107
Das Leben ist doch schön	107
Erkenntniß	108
Ghasel	108
Herbstlied	109
Heimweh	110
Waldliebe	111
Aus dem Leben	114
Lied zum eidgen. Sängerfest 1858 in Zürich	115
Eidgen. Becherlied	116

	Seite.
Wellengerede	117
Hutten's Grab auf der Ufenau	119
Der Schild der Waadtländer	120
Friedrich von Tschudi	121
Soldanella alpina	123
Frei	125
Allein	125
Du bist mein Stab	126
Altes Glück	126
Eine Leiche in Berlin	127
Das Mutterglück	128
Naturleben	129
E. Dößekel	131
Die Steineiche	133
Herbstbilder	135
Vorübergang	136
Das Maierisli	137
Meinem Thale	137
Der Unzufriedene	138
Treue	140
Meinem Wanderstab	141
Die Himmelsbraut	143
Der Orangenbaum	144
Fra Diavolo	146
Der Handwerksbursche	148
Mein Strich	150
Die Begegnung	152
Vorfrühling	155
Sonette 1—4	156
Herbststimmen	158
Nachtrag	159
Das Dorfkirchlein	161
Stilles Wesen	163
Dreimaliges Wiedersehen	164
A. Hartmann	165
Der Heimatlose	168

	Seite.
Arthur Bitter	191
Aus „Egg-Riggeli, der alte Jäger“	194
Die Bacchantinnen	200
Einst	201
An meine Emma	203
H. C. Ott	204
D's Grynezim Engstlegrund	205
Anathema gegen den neuen Grauen	219
Murawieff's Empfang in der Hölle	220
K. G. J. Sailer	222
Bruder Berchthold in Wyl	224
P. C. Planta	237
Aus „Hans Waldmann“	240
A. Roth	253
Aus der „Finsteraarhornfahrt“	254
Heinrich Weber	262
Der Dom der Freiheit	263
Aus den „Liedern eines Suchenden“:	
Widmung	266
Im Herbste	267
Der Zug nach Oben	268
Ostergruß	270
Warte nur!	271
Das Gebet	272
Fr. H. Oser	274
Frühlingsahnung	275
Thauwind, lustiger Geselle	276
Nun fangen die Weiden zu blühen an	277
Rausche, rausche, froher Bach!	278
Frühlingsanfang	278
Sonntagsfrühe	279
Waldlied	280
Waldfrieden	281
Abendlied	282

Seite.

Sommermondnacht 282
Herbstfäden 283
Das letzte Blatt 284
Ständchen 285
Silbernes Bächlein im tiefen Thal 285
Wie die wilde Rosʼ im Wald 286
Die Traube 287
Frau Käthe's List 288
Aus den „Kreuz und Trostliedern“ I 2 . . . 289

Dr. Jakob Frei 291

Kindersegen 293
Die Freiämter Deputirten und General Massena . . 306

Konrad Meyer 320

Aus den „Geistlichen Liedern“:
Allgütiger! du bist mir lieb! 322
Erhebung 323
Wir sind in Gottes Garten 324
Der Herr ist meine Freude 324
Aus den „Jubelliedern“:
Abend 325
Nachtlied 326
Mädchens Abschied 327
An Gott 327
Ausflug 328
Klopstocks Denkmal in Quedlinburg . . . 330
Wonne des Landlebens 332
Aus den „Liedern der Armuth“:
Er hilft auch dir 333
Landmann's Abendlied 334
Das Goldland 335
Trost der Armuth 336
Aus der „Jungfrau von Orleans“ 337
Aus den „mundartlichen Gedichten“:
De Heuet 345
Gespräch über den besten Stand 349

348

	Seite.
Robert Weber	354
Winter	356
Im Frühling	357
Neuer Lenz	357
Mein Herz ist im Bluhen	358
Sonnenuntergang	359
Herbstabend	359
Herbst	360
An die Natur	361
Das Vaterland	362
Empor	363
An die Freunde	364
Gib mir ein Zeichen deiner Huld	365
Liebesfeier	366
Herbstlied	367
Priesterinnen der Vesta	367
Auf der Haide	368
Nachtruhe im Wald	369
Welt und Herz	371
Sylvesterglocken	372
Die Nacht	372
Weltkugeln	374
Die neue Atlantis	374
Fieberphantasien	376
Hagar	379
König Saul	383
Galileo Galilei	986
Der Alpensohn	387
Hertha	389
Markos Bozzaris	392
Der Mond I VI	397
Aus der Novelle „Dämonische Liebe“	405
Joh. Georg Müller	408
Die ewige Burg	410
Das Brautbett	411
Der Banquier Thomas	412
An den Mond	413
Der Demuth Lehre	414

	Seite.
Schönheit	415
Glauben und Wissen	415
Nina Camenisch	416
Die Garnstrangen	417
Der Hirtenknabe	434
Sanct Bernhard	435
Die Arme	441
Das Bergmädchen	441
Dr. J. J. Honegger	442
Alphornklang	444
Die Armuth	445
Auf 1848	446
Klage der Palme am Wüstensaum	446
Meiner Mutter Tod	447
Schilflaute I—V	448
Die Brücke	450
Ruinen	451
Le cardinal de Pétralie	452
Größe	453
Herbstnacht	454
August Corrodi	455
Maifeier	460
Heimelig leben 1—2	461
Frühling und Weltschmerz	462
Mittags	463
Mir ist so bang	464
Es schmiegte sich an die Büsche	464
Ich stand bei ihr einst am Herde	465
Ich bin die Wasserrose	465
Irrlicht	465
Aus dem „Waldmärchen"	466
Aus den „Reisebriefen"	481
Aus dem „Herr Professer"	488
Aus „Ernste Absichten"	492
Carl Morel	507
Weinlied	511
Was dem Herzen wohl thut	512
Dämmerung	513

	Seite.
Sommermittag	513
Erinnerung	514
Nacht	514
In die Berge	514
Verrathenes Geheimniß	515
Der Sennerin Klage	516
Schicksal	517
Neuer Frühling	518
Resignation	519
Melancholie	520
Montreur	521
Aus Struensee"	522
Jakob Kübler	527
Der Tell	528
Der Wächter	529
Das Herz des Volkes	532
Der Sämis	533
Der Leuchtthurm	534
Der Schauer	535
Schweizernationalität	536
Glockentöne	536
Zuletzt verstanden	537
Die Schlacht bei Murten	538
Fr. J. Schild	542
Der Bäs'riis-Dönel	545
Der Lächema	547
E Tag vor em Herbstmärit	548
J. Ernst	552
Aus „Cäcilie"	553
Jakob Hofstätter	565
's Wydebüseli	566
Schlummerliedli für 'nes Chind	580
Morgeliedli für 'nes Chind	581
J. J. Romang	581
D'r Friesenwäg	584
Seebilder I—VI	587
Der Schiedsrichter I—III	591
Der Syrer I—II	597

	Seite.
Dr. Joseph Schild	600
Ein Oberländer-Hosenlupf in Smyrna	601
C. A. Bruhin	606
Mannesstolz in Tagen der Selbsterniedrigung	611
Aus „Parazelsus“:	
Parazelsus auf dem Nil	612
Parazelsus und der Neger	613
Aus dem „Antichristus“	615
B. Hunold	624
Die Biene	625
An Adolf Pichler	625
Der Dorfschmied	626
Zur Constitutionsfeier	627
Meinem Freunde	628
Resignation	629
Abend	629
Auf Pulcianis Heimgang	630
In der Glarner Mundart	630
An dich!	631
Dr. J. Mähli	632
Hausspruch	634
Gesundheit	635
Odysseus	636
Liederdichter	639
Der alte Musikant I—III	640
Vergänglichkeit	643
Ihre Briefe	644
Rigi	645
Schlittefahrt	647
Am ene Regetag	651
Aus dem Idyll „Frieden“	652
Nachträge	663
C. Wälty.	
Trübe Heimkehr	665
Der freie Rhein	666
Alphons v. Flugi.	
Das Prättigau	667

Seite.

Heinrich Näf.

Winternacht im Dorfe 669
Wanderers Abschied von der Heimat 671
Das Bethäuschen 672
Gebet für's Schweizerland 672

Julius Caduff

Der Hochwald 673
Die Gemse 674
Auf der Wacht 675
Sonntagslieder I–2 676
An eine Stumme 677

Konrad Ferdinand Meyer.

Siegesfeier am Leman 678

Friedrich Bergmann.

Sprüche I—II 680

Plazid Plattner.

Aus dem Balladencyclus „Rudolf von Werdenberg" (I—III) 682
Die Alpennacht 690
Die Christuslehre 691
Spätherbst 694
Winter 695
Frühlingsnacht 695

Samuel Plattner.

Auf den Tod des Bischofs Johann Peter Mirer . . 696
Mein Herz 697
Alexander 697

B. Freuler

Der Schmied 699

Joseph Krauer.

Atheismus 700
Das epigrammatische Distichon 701
Inneres und Aeußeres 701
Schiller 701
Herz und Verstand 701
Die Gesellschaft 701
Das Epigramm als Xenie 701
Die Tragöden 701
Das Glück 702

Seite.
Die Nichtgriechen 702
Politische Größe 702
Die Ideale 702
Milton 702
Jegliches nach seiner Art 702
Die Welt 703
Macchiavelli 703
Quelle der Dichtung 703
Der Kopf 703
Der Moralist 703
Verwandtschaft 704
Dr. Albert Hafner.
Durch Nacht zum Licht 704
Der schönste Sieg 705
Adrian v. Arx.
Die Aechter 707
Tells Tod 710
J. J. Rietmann
Threnodie 712
Dr. J. K. Wilhelm.
Freundschaft 713
Heinrich Boßhard.
Sempacherlied 714
Edmund Dorer.
Wahres Eigen 715
Wellen und Gedanken 716
Des Traumes Glück 716
Dr. Ludwig Tobler.
Lauterbrunnenthal 717
Samuel Liechti.
Di dry Riesen von Iseltwald 718
Heinrich Leuthold.
Ave Maria 720
Fragment aus Sizilien 721
Uebersetzungen:
Auf das Grab des französischen Beranger . . 122
Stimme der Fluth 724
Hans Trueb.
Quelle des Gesanges 725

Seite.

Karl Schneider.

Der arme Soldat 727
In weiter Ferne 728
Der Cymbalmann von Debreczin 729

Joseph Hofstätter.

's Röselis Hüetli 730
Mein Kirchgang 732

Eugène Peschier.

Das weiße Kreuz im rothen Feld 733
Tarantella 735

Jakob Schoch.

Das Lied 736
Ruhe 737

Dr. J. Bucher

Am fünfzigsten Jahrestage ꝛc. 738

Friedrich August Stocker.

Der Handwerksbursche 742
Wie bald! 744
Der Schmetterling 744
Die Mädchen von Rochelle 745

Franz Furger.

Die Ruine 746
Der Tempelschatz 748
Aus „die Rose von Schiras" I III . . 753

J. Siebenrock.

Geheilt 756

Dr. Aug. Bandlin, jun.

Herbst 758
An einem Sterbebette 759

Anton Odermatt.

Konradins Traum im Kerker . . . 759
Am Vorabend des Festes Maria Einsiedeln . . 761
Herbstbilder I IV 762

Marie Thommen

Ruhelos 765

Joh. v. Matt

Aus der Wüste 766

Seite.

Ein Liedlein zu trauriger Stunde . . . 767
Wanderluſt und Heimweh 768

J. W. Ottiker.

Aus „Antonius und Cleopatra“ . . . 770

Joſ. Victor Widmann.

Aus „Iphigenie in Delphi“ . . . 778

Otto Sutermeiſter.

Sittlicher Styl 785
Zwiſchen zwei Klippen 785
Wahrhaftigkeit 785
Freiſtunden 785
Die Großmutter 786

Erwähnt ſind (Seite 663—665):

Leonhard Meißer, Oswald Schön, Joſ. Walter, Leo Lucian von Roten, Dr. J. Egli, Pfr. Joſ. Kämpfen, Nationalrath Joh. Theiler, Emil Zſchokke, Martin Klotz, Nationalrath F. Bernet, F. C. Hinder, Paul Volmar, Dr. Otto Henne, Hs. Sulzberger, Dr. Joh. Gyr, Pfr. J. J. Müller, Louiſe Meyer von Schauenſee, J. Staub, Bernhard Wyß, Hs. von Hallwyl, Pf. Dr. B. Becker, J. J. Raaflaub, Frz. Faßbind und Joh. Widmer.

Freunde noch pochen in unsern Tagen
Starke Pulse dem freien Wort,
Denn es lebt in den Enkeln fort
Der biedern Väter Wagen und Schlagen.
Erhebt in die Nacht die blinkenden Becher,
Erhebet die völkerbefreiende That,
Der Zukunft schwellende Saat,
Es lebe die That, es lebe die That!

Gib mir ein Zeichen deiner Huld.

Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Daß in der Einsamkeit die Seele,
Verzehrt von banger Ungeduld,
Sich nicht mit einem Schatten quäle!

Gib einen Kuß von deinem Mund,
Vom vollen Becher deiner Lippe,
Daß ich mich einmal nur gesund
Am Feuerwein des Himmels nippe!

Gib mir das Band von deiner Brust,
Das lustig flattert zwischen Rosen,
Daß es mich mahne, stets in Lust
Den Schmerz bei dir hinweg zu kosen.

Gib mir das Tuch aus deiner Hand,
Mit dem du scheidend oft gewunken,
Wenn an des Berges dunklem Rand
Der alte Mond hinabgesunken;

Ich will verhüllen das Gesicht
In dieses Schleiers weiche Falten
Und, ob das Herz in Klagen bricht,
In deiner Liebe nie erkalten!

Liebesfeier.

Ob mich die Welt mit ihrer Sorge quält,
Ob meine Thräne rinnt dem Bächlein gleich,
Das, kaum geboren in der Wüste Reich,
Auch schon erstirbt, dem heißen Sand vermählt;
Ein Plätzchen doch, ein grünes, ist noch mein,
Ein stiller Grund, wo ich des Tages Last
Verdämmern seh' in süßer Abendrast,
So oft die Schatten schleichen durch den Hain.

Dem Sohn der Steppe gleich ich dann, der fern
Den Karawanenstraßen heimwärts drängt,
Und traumesschwer hin zur Oase sprengt,
Wo aufflammt seiner Sehnsucht schöner Stern.
O laue Nacht! Ein duftig Mährchen blüht
An deinem Busen: Goldgewölk verraucht
An dunkler Bergwand, und ein Odem haucht
Mich an wie Mastix, der im Becken glüht!

Es ist die Zeit, wo ich das müde Haupt
An deine Brust darf schmiegen, holdes Weh, - -
So schwinde denn, der Erde dunkles Weh,
Ein Herz ist mein, das an den Himmel glaubt!
Ein Herz, ein Herz! Ein Quell im Wüstensand!
O süßes Weib, zum Lied wird unser Leid,
Die Klage ruht, entflohen ist der Neid,
Und uns umweht ein königlich Gewand!

Mit Genien schweben wir in's Abendroth;
Die Welt liegt tief in Rosengluth getaucht,
Von einem milden Lächeln überhaucht
Genießest du mit mir der Götter Brot!
Nicht irdisch mehr ist unsers Strebens Loos,
Da heil'ges Purpurnaß im Becher blinkt,
Davon der Geist in Himmelsträume sinkt
Und ruhet in des Glückes weichem Schoos!

379801

Weber, Robert
Die poetische Nationalliteratur der
deutschen Schweiz. Vol.3

LG.C
W3734p

NAME OF BORROWER

DATE

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED